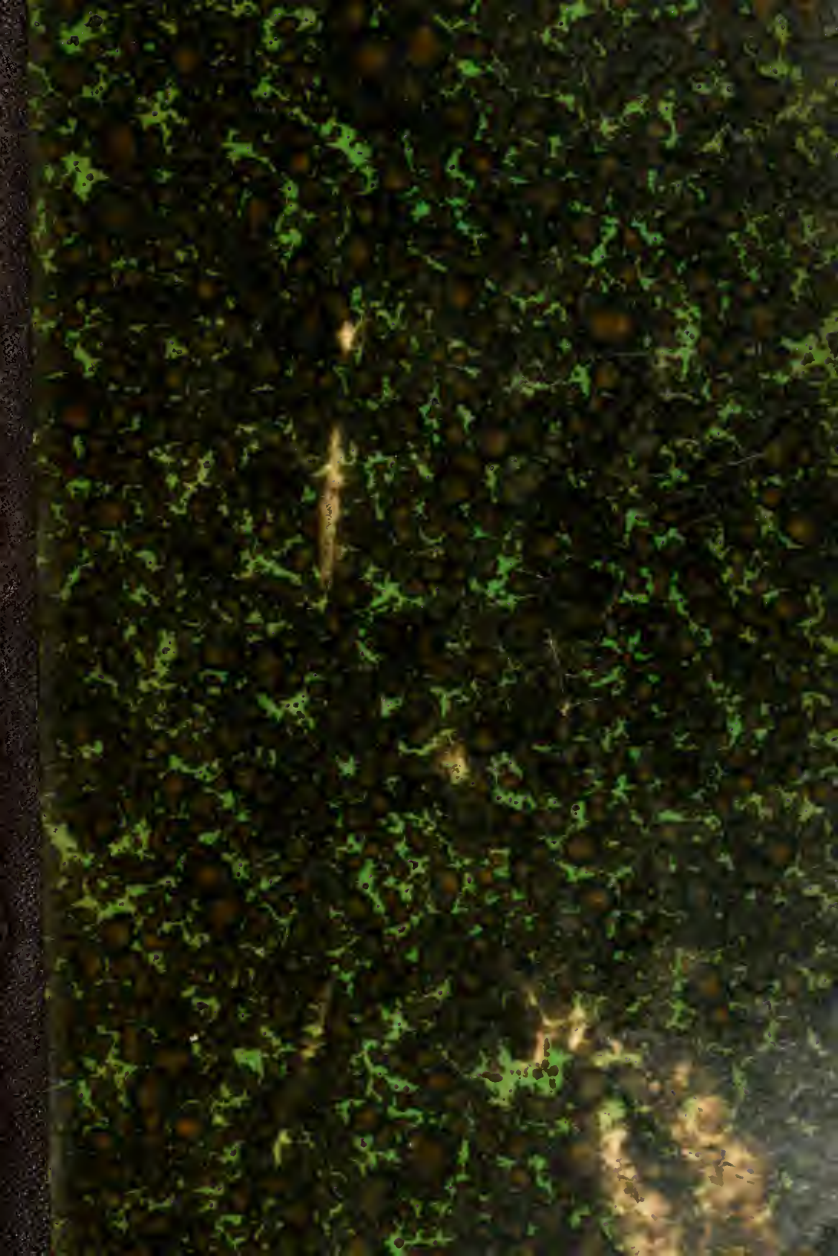


ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXIX. JAHRGANG, 52. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1874.

PB
3
A5
Ed 52

20985
e.

Inhalts-Verzeichniss des LII. Bandes.

Abhandlungen.

Die Geschichte des Königs Arthur, nach einer Chronik des Britischen Museums. Von Dr. K. Böddeker 1

Die Sprüche des h. Bernard und die Vision des h. Paulus nach Ms. Laud 108. Von Dr. Carl Horstmann 33

Ueber eine Stelle im Hamlet (Act 2, Sc. 2). Von Th. Vatke 39

Analecta. Von E. Krüger 45

Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache. Von Carl Schulze 61, 375

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 81

Vergessene Gedichte des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. Völker . . . 129

Zur Stellung des Unterrichts in der französischen Sprache und Litteratur. Von Dr. Alb. Wittstock 159

Ueber Lauten und Verstummen des s nach Joinville's Chartes. Von Franz Scholle 177

Die Weltanschauung der deutschen Klassiker und der Straussische neue Glaube. Von Gustav Hauff 241

Die neueste Ausgabe von Arndt's Gedichten. Von W. Creeclius . . . 265

Ueber die epische Poesie der Provenzalen, besonders über die beiden vorzüglichsten Epen Jaufre und Girart de Rossilho, so wie über die Ausgaben und Handschriften, worin sich dieselben befinden. Von Prof. Dr. Aug. Mahn 281

Die Dramen Jodelle's. Von S. Hoffmann 293

Ein unbefangenes Wort über die englischen Geschichtsdramen Shakespeare's. Von Dr. T. Jacoby 325

Seite

Grundlagen zur Anbahnung einer einheitlichen Orthographie. Von Dr. F. W. Fricke 331

Bemerkungen über die Conjugation der französischen Zeitwörter. Von Prof. Alexander Löffler. 393

Das Studium des neapolitanischen Dialektes. Von Adolf Gaspary . . 403

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Modernes Französisch. Von Carl v. Sandoz. Ein Gesprächbuch in französischer und deutscher Sprache 98

Die Lectüre als Grundlage der französischen Grammatik und Conversation. Von E. Schreiber 98

The Bearing of the study of modern languages on education at large. A lecture by Hermann Breymann. (H.) 99

Shakespeare, Reprint of the First Folio of 1623. (Dr. K. Böddeker.) . 100

German Conversation-Grammar by Dr. Emil Otto. (A. Lüttge.) . . . 100

The Cricket on the Hearth, a Fairy Tale of Home, by Charles Dickens. Für die oberen Klassen höherer Schulanstalten und den Selbstunterricht bearbeitet und erläutert von H. A. Werner. (Dr. A. Hoppe.) . . . 103

Nouvelle grammaire de la langue allemande adaptée à l'enseignement public et privé, d'après la méthode pratique et théorique de Robertson par Auguste Boltz, ancien professeur. (Alb. Gombert.) 195

Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium bearbeitet von Dr. Hermann Kluge. (Eduard Niemeyer.) 415

M. A. Thibaut, vollständiges Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. (H.) 416

1. Französisches Lesebuch. Zum Gebrauche an Gewerbeschulen und gehobenen Bürgerschulen von Dr. J. B. Peters. — 2. Englisches Lesebuch. Von demselben Verfasser. (H.) 418

1. Der Menschenfeind. Fünfaktige Komödie in Versen von Molière. Uebersetzt von Heinrich Kayser. — 2. Les Précieuses ridicules. Comédie par Molière. Avec commentaires choisis des meilleurs commentateurs français augmentés de remarques par Otto Fiebig, Dr. A. Fr. Courvoisier. — 3. Choix de comédies. Les Précieuses ridicules et les Femmes

Seite

savantes par Molière. Avec une notice littéraire et des notes explicatives par E. Perréaz. — 4. Les Femmes savantes. Comédie de Molière avec une notice et des notes par E. Géruzez. — 5. Les Femmes savantes, comédie de Molière, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von C. Th. Lion, Dr. phil. (Crouze.) 119

1. A Manual of English Literature: a Text-Book for schools and Colleges; 2. a Manual of Amerikan Literature; 3. a short Course in Literature; 4. Composition and Rhetoric; 5. First Lessons in Compositions; by John S. Hart. (Dr. David Asher.) 421

Programmenschau.

Einige Bilder und Personificationen aus Shakespeare. Vom Gymnasiallehrer Dr. Hoburg. Programm des Gymnasiums zu Husum 122

Lessing's Kritik über die dramatische Poesie. Vom Oberlehrer Dr. E. Gervais. Programm des Gymnasiums zu Hohenstein 122

Ueber die französische Verbalform auf ant. Von Wil. Bruno. (Dr. Felgner.) 123

Johann Heinrich Voss und seine Gattin Ernestine. Biographische Skizze vom Oberlehrer Bournot. Programm der höheren Bürgerschule zu Wriezen 123

Grundlehrplan für den deutschen Unterricht des Gymnasiums, von Dir. Prof. Dr. Kämpf. Programm des Gymnasiums zu Landsberg a. W. . . . 222

Deutsche Rechtschreibung. Von Dr. Franz Zauffs. Programm der Realschule I. O. zu Köln 222

Zur Erklärung volksthümlicher deutscher Pflanzennamen. Von C. A. Fechner. Programm der Realschule I. O. zu Görlitz 223

Ueber Familiennamen, insbesondere die von Münden, von Oberlehrer Dr. C. Pauli. (Fortsetzung und Schluss der Abhandlung von 1870.) Programm der höheren Bürgerschule in Münden 224

Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel. Von Dr. Gust. Dietzel. Programm des Vitzthumschen Gymnasiums. (Hölscher.) 225

Der Anfang des Romans von Guy de Warwick. Herausgegeben von G. A. Herbing. Programm des Gymnasiums in Wismar 226

Syntaktische Studien zu Marot, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Syntax. Von Friedrich Glauning. Professor in Nürnberg. (II.) . . 227

Beiträge zur alt-provenzalischen Literatur: Le roman de Jaufre (I). Von Otto Patry. Programm der Realschule in Remscheid. (A. Lüttge). 228

Seite

Grammatikalien zum Verständniss des Nibelungenliedes. II. Abtheilung, Syntaktisches enthaltend, von Prof. Erhardt. Programm des Gymnasiums in Ellwangen 424

Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Kirche und Papst. Von Gymn.-L. Dr. Rindfleisch. Programm des Gymnasiums zu Marienburg 424

Beurtheilung der von Gödeke aufgestellten Behauptung, dass Reinmar von Zweter und der Marner identisch seien. Von Dr. F. J. Tschiersch. Im Programm des Gymnasiums zu Luccau 425

Der österreichische Didaktiker Peter Suchenwirt, sein Leben und seine Werke. Von Franz Kratochwil. Programm des Gymnasiums zu Krems . . . 425

Antheil Ober- und Niederösterreichs an der deutschen Literatur seit Walther's von der Vogelweide Tod bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Von Lambert Guppenberger. Programm des Gymnasiums zu Kremsmünster 426

Ueber den Einfluss des dreissigjährigen Krieges auf die deutsche Sprache und Literatur, dargestellt auf Grundlage der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Von Joh. Walter. Programm des Kleinseitner Gymnasiums zu Prag 428

Kaspar Stieler der Spate. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Dr. Rudolphi. Programm des Gymnasiums zu Erfurt 429

Ueber Herders Verhältniss zur Schule. Von Dr. Renner. Programm des Gymnasiums zu Göttingen 430

Literaturgeschichtliche Aphorismen. 2. Stück. Gelegentlich einiger Gespräche Göthes mit Eckermann. Von F. Dewischeit. Programm des Gymnasiums zu Gumbinnen 431

Goethii elegiae Romanae. Latine reddidit Aemilius Taubert. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin 431

Die beiden Hauptgrundsätze der religiös-sittlichen Weltanschauung Schillers. Vom Religionslehrer Joh. Th Kaifer. Programm der Realschule I. O. zu Trier 432

Zu Schillers Mädchen aus der Fremde. Von Dr. Werner. Programm des Gymnasiums zu Hirschberg 432

Carmina quaedam Schilleri latine reddidit R. Zwirnmann. Programm der Realschule in Cassel 433

Einige Textbemerkungen zu Schillers Wallenstein. Von Dir. Dr. B. Hölscher. Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen 433

Zur Entwicklung in Schillers Wallenstein. Von Oberlehrer Dr. Rothert. Programm der Realschule zu Düsseldorf 433

Seite

Geschichte der deutschen Literatur in Frankreich, von Dr. Karl Winkler. Programm der Klosterschule Rossleben 434

Macht und Ursprung des Gesanges und der Musik, nach den Darstellungen altclassischer und deutscher Poesie. Von Th. Frye. Programm der Realschule I. O. zu Ruhrort 435

Zoologie in den Ausdrücken und Redensarten der Sprache. Vom Rector Dr. H. A. Bahrdt. Programm der höheren Bürgerschule zu Münden 435

Präparationen zur Erklärung von Gedichten nebst einem Vorwort. Von L. Hofmann. Programm der höheren Bürgerschule zu Lauenburg i. P. . 436

Ueber Ursprung und Alter des altsächsischen Heliand. Von Dr. J. W. Schulte. Programm des Gymnasiums zu Sagan 436

Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius Hartmanns von Aue. Programm des 2. Staatsgymnasiums zu Graz 437

Die Tambacher Pergamenthandschrift des Wilhelm von Orlens. Von Prof. Dr. Karl Study. Programm des Gymnasiums zu Coburg 437

Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzeneibuch und seine Pflanzennamen. Von Prof. Dr. Regel. Programm des Gymnasiums zu Gotha . . . 438

Johann Christian Günthers Biograph Dr. Steinbach von Breslau und die Gottschedianer. Von Dr. Eitner. Programm des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau 438

Ueber das Verhältniss der Hamburgischen Dramaturgie zur Poetik des Aristoteles. Vom Oberlehrer J. Jacob. Programm des Gymnasiums zu Colben 439

Zu Göthes Götz von Berlichingen. Von J. Drenckmann. Programm des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark 440

Göthes Triumph der Empfindsamkeit. Von Dr. Herm. Köpert. Programm des Gymnasiums zu Eisleben 441

Iphigenie in Tauris von Euripides und Göthe von Prof. V. F Schönwälder. Programm des Gymnasiums zu Brieg 442

Mephistophelis nomen unde ortum esse et quam significationem habere videatur. Epistola ad Robertum Ungerum data. Vom Dir. Dr. Hagemann. Programm des Gymnasiums zu Graudenz 442

Schillers Macht des Gesanges, ferner Str. 1 und 2 aus dem „Kampf mit dem Drachen," endlich Göthes „Muth" in lateinische Poesie übertragen, nebst einschlägigen Bemerkungen von Prof. J. Walser. Programm des Gymnasiums zu Linz 443

Seite

Schillers Braut von Messina vor dem Richterstuhle der Kritik. 1. Theil. Von Dr. Brosin. Programm der Ritter-Akademie zu Liegnitz . . . 443

Lexikalische Sammlungen aus Friedrich Rückerts Werken. Von Dr. H. Meurer. Programm des Gymnasiums zu Weimar. (Hölscher.) . . 441

Miscellen.

Seite 124—126, 230—237, 445—474.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 127—128, 238—240, 475—477.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche im Sommersemester d. J. in der Akademie für moderne Philologie in Berlin gehalten werden 478

Die Geschichte des Königs Arthur,

nach einer Chronik des Britischen Museums.

Von

Dr. K. Böddeker.

Der nachfolgende Auszug aus der Handschrift No. 24 der Harleyanischen Bibliothek des Britischen Museums enthält die vollständige Geschichte des Königs Arthur oder Arthus. Das Manuscript ist ohne Zweifel in den ersten Regierungsjahren Heinrichs V. verfasst. Der grössere Theil desselben ist Copie einer Vorlage. Bis zu welcher Zeit diese Vorlage reichte, von wo ab also die Chronik einen unabhängigen Bericht des Verfassers giebt, möchte schwer zu entscheiden sein. Die erzählende Sprache jener Zeit ist schlicht und einfach, so dass von dem individuellen Stile einer Handschrift nicht die Rede sein kann. Die Art der Darstellung historischer Thatsachen ist rein objectiv, ohne jede Reflexion, weshalb auch der Inhalt über die Individualität des Chronisten nichts aussagt. Die Spuren von Urtheil, welche sich in den älteren Handschriften historischen Inhalts finden, sind ganz allgemeiner Natur urd zeichnen nicht einzelne Chroniken aus, sondern sind in allen anzutreffen. Es sind dies: die Anerkennung der Treue, der Tapferkeit und des Gehorsams gegen die Kirche, andererseits Verwerfung des Treubruchs, der Feigheit und der Kirchenschändung. Da diese Chroniken wahrscheinlich ohne Ausnahme von Klerikern nie-

dergeschrieben worden sind, so ist diese Uebereinstimmung sehr natürlich.

Für die folgende Mittheilung dieses bedeutungsvollen Bruchstückes der englischen Ueberlieferung sind drei Gesichtspunkte massgebend gewesen. Der nationale Heldenkönig Arthur soll gezeigt werden in der Gestalt, in welcher er im Volksglauben fortlebte, entblösst von dem romantischen Flitterstaat, mit welchem die Kunstdichter ihn ausschmückten. Mit Absicht habe ich ihn einen nationalen Helden genannt; er ist in den Chroniken stets „unser König", während die Sachsen, die Vorfahren des Schreibers der Chronik und die Ahnen der Generation, die zu seiner Zeit das Volk bildete, als fremde, unruhestiftende Feinde geschildert werden. — Ferner möge dieser Abdruck, in welchem die Orthographie und Interpunction der Handschrift möglichst genau beibehalten sind, über die Schwankungen in der Schreibweise desselben Wortes — sie finden sich auch in den sorgfältigsten Sprachdocumenten — und über die Eigenthümlichkeiten der Zeichensetzung zu Anfang des 15. Jahrhunderts und vorher belehren. Die emendirten und modernisirten Ausgaben altenglischer Texte lassen darüber nichts erkennen, da in ihnen eine einheitliche Orthographie durchgeführt und das jetzt gültige Interpunktionssystem angewandt ist. — Drittens endlich soll durch die Zusätze ein Einblick in das Abhängigkeitsverhältniss zwischen Gottfried von Monmouth, Maître Wace, Robert von Gloucester und einem Specimen der altenglischen Prosachroniken ermöglicht werden. Die Werke der ersteren sind hinreichend bekannt. Man liest in den Einleitungen zu den Ausgaben derselben von den Beziehungen des Einzelnen zu seinem Vorbilde. Die Nebeneinanderstellung desselben Theiles der Ueberlieferung — Arthurs Kampf mit dem Riesen Denabus oder Dynabus — in den verschiedenen Darstellungen soll zu einem Urtheile über ihr Verhältniss zu einander den Stoff liefern.

Eine jede ältere Manuscriptensammlung in England besteht zum grossen Theile aus Geschichtschroniken in Prosa, welche unter einander eine nahe Verwandtschaft erkennen lassen. Dieselben sind theils lateinisch, theils englisch abgefasst und stammen aus dem 14., 15. oder 16. Jahrhundert. Aus sprachlichen

und sachlichen Gründen habe ich den Parallelabdruck der entsprechenden Theile zweier solcher Handschriften (des Harl. 24 und des Harl. 53) als nützlich erachtet. Die eine derselben ist, wie bereits erwähnt, unter Heinrich V. geschrieben, während die andere bis tief in die Regierungsjahre Heinrich's VI. hineinreicht. W. Hardy in seinem Descriptive Catalogue of Chronicles and Memorials relating to the Early English History* führt solche Handschriften in der Regel auf weitentlegene Urquellen zurück, wie auf Gottfried von Monmouth, Heinrich von Huntingdon und andere. Ich bin weit eher geneigt zu glauben, dass diese Geschichtsdarstellungen nichts anders als Umarbeitungen zum Theil der Chronik des Robert von Gloucester, zum Theil des Brut von Wace sind. Für die weite Verbreitung des Werkes von Gloucester sprechen die 10 Handschriften, welche, soviel bis jetzt bekannt, von demselben erhalten sind. Sie sind in verschiedenen Dialekten zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben worden. Ein Theil jener zahlreichen Chroniken ist, sich erwarten lässt, nicht selbstsändige Uebertragung einer älteren poetischen Geschichtsurkunde, sondern nur Copie, mag sie den Text der Vorlage nun mit grösserer oder geringerer Freiheit behandeln. Die Frage in Betreff der historischen Quellen dieser alten Geschichtsberichte muss bis jetzt, trotz der Aufstellungen Hardy's, als eine offene betrachtet werden. Zur Lösung derselben ist eine genaue Forschung nach den Beziehungen der einzelnen Chroniken zu einander, nach den Gruppen, in welche sie in Hinsicht ihrer Verwandtschaft zerfallen, und nach der Urquelle jeder Gruppe nöthig.

Bei einem Eingehen in die einzelnen Züge der Darstellung findet sich eine nahe Verwandtschaft zwischen unserer Handschrift, dem Harl. 24, und dem Roman de Brut von Wace. Sie weicht in einigen Punkten, in denen sie mit der Schilderung Wace's übereinstimmt, sowohl von Gottfried von Monmouth, als auch von Robert von Gloucester ab. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass der Roman de Brut von einem Chro-

* Dies Werk ist erschienen in der Sammlung der für den Master of the Rolls veranstalteten Ausgabe der Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores, welche unter anderen werthvollen Büchern auch Thorpe's Sachsenchronik enthält.

nisten wieder in Prosa umgearbeitet wurde. Ueber das Medium oder die Medien zwischen dem Werke von Wace und dem Harl. 24 — letzterer kann nämlich die Umarbeitung selbst nicht sein, da verschiedene Schreibfehler ihn als eine Abschrift erkennen lassen — wird erst eine umfassende Kenntniss des Chronikenmaterials ein Urtheil ermöglichen.

Das Manuscript, welchem der nach folgende Text entnommen worden ist, zeigt auf der Rückseite des ersten Blattes, von einer späteren Hand geschrieben, die Worte „Dunstable Chronicle", und unter diesem Titel wird dasselbe in den Katalogen aufgeführt. Es ist eine Pergamenthandschrift in Folioformat, welche auf 218 Blättern in 244 Kapiteln die Geschichte der englischen Könige von Brutus bis auf Heinrich V. erzählt. Es ist sehr sorgfältig geschrieben. Der Anfangsbuchstabe des ersten Wortes eines Kapitels zeichnet sich durch ausserordentliche Grösse und reiche Illumination, d. h. bunten Arabeskenschmuck aus. Der folgende Buchstabe hat Majuskelform. Die Ueberschriften der Kapitel sind mit rother Tinte, die Abtheilungszeichen abwechselnd mit rother und blauer Tinte geschrieben.

Die Interpunctionszeichen der Handschrift sind folgende:

1. Das Hauptzeichen ist einem P mit dem Bogen auf der linken Seite nicht unähnlich. Es hat aber keineswegs die Bedeutung unseres Punktes, insofern es nicht das Vorangehende abschliesst, sondern vielmehr mit dem Nachfolgenden näher zu verbinden ist. Man findet es niemals am Ende einer Zeile, wo es als Schlusszeichen seinen naturgemässen Platz haben würde, wohl aber am Anfange einer solchen. Ein Satzzeichen in dem Sinne, in welchem wir unsern Punkt als solchen bezeichnen müssen, ist es nicht; es sagt nicht aus, dass eine Satzperiode ihr Ende erreicht hat, auch nicht, dass eine neue Construction beginnen wird. Es ist vielmehr ein Zeichen, welches Bezug hat auf den Gedanken, auf den Inhalt: es soll den Leser darauf aufmerksam machen, dass mit dem Folgenden die Erzählung fortschreitet, dass er nun einem neuen, weiteren Gedanken begegnen wird. In poetischen Werken findet es sich daher zu Anfang der Zeilen, mit denen die Schilderung oder Erzählung in eine neue Phase eintritt. In dem Zwischenraume zwischen je zwei Zeichen dieser Art trifft man in der Regel mehrere

grammatisch in sich abgeschlossene Satzgefüge, so viele nämlich, als zur Darstellung eines Ereignisses oder zur Beleuchtung eines Gedankens erforderlich waren. — Als Ersatz dieses Zeichens sind zwei senkrechte Parallelstriche gewählt worden.

2. Der Punkt dient in unserer Handschrift zwei verschiedenen Zwecken. Er wird einmal dazu verwandt, eine kleine Lücke am Ende der Zeile auszufüllen, welche nicht genügte, das folgende Wort oder einen hinreichenden Theil desselben aufzunehmen. In dieser Bedeutung finden wir den Punkt auf jeder Seite des Manuscriptes angewandt; natürlich konnte der Abdruck diese Eigenthümlichkeit nicht nachahmen. — Ferner soll der Punkt zwei einzelne, an sich selbstständige Gedanken, welche aber zu einem und demselben Gedankenganzen gehören, von einander trennen. So zeigen sich also oft mehrere Punkte zwischen zwei Hauptzeichen, darauf hinweisend, dass das Vorstellungsganze aus mehreren Einzelvorstellungen zusammengesetzt ist. Beispiele hiefür sind zu finden: Fol. 49, b, zwischen wolfes und and; fol. 38, b, zwischen wylle und the kyng; fol. 39, a; fol. 42, b; fol. 43, a; fol. 43, b. Dass wir es auch hier wieder nicht mit einem blossen Satzzeichen zu thun haben, d. h. mit einem Zeichen, welches bei gewissen Constructionsverhältnissen hätte eintreten müssen, sondern dass die individuelle Auffassung des Schreibers auch über dies Zeichen nach freier Wahl verfügt, darüber kann das Beispiel auf fol. 44, a, oben, belehren.

3. Ein senkrechter Strich tritt ein, um den Gegensatz zweier Vorstellungen innerhalb eines Gedankenbildes zu bezeichnen. Er ist nicht zu häufig. Ein Beispiel in dem folgenden Abschnitte findet sich auf fol. 40, b; ein anderes auf fol. 42, a.

4. Während der senkrechte Strich als Trennungsstrich zu betrachten ist, dienen zwei wagerechte Parallelstriche (=) dem Zwecke der Verbindung. Sie finden sich nur am Ende einer Zeile und sagen entweder aus, dass die letzten Buchstaben in derselben mit den ersten Buchstaben der folgenden Zeile zu einem Wortkörper zusammengehören, oder dass das letzte Wort der ersteren mit dem Anfangsworte der letzteren begrifflich eng verbunden zu denken ist. In dieser Beziehung unterscheidet sich also die frühere Verwendung dieses Zeichens von der jetzt

üblichen. Beispiele für die ersterwähnte Gebrauchsweise desselben sind auf fol. 44, a: a do = une; auf fol. 45, a: shul = de; ta = bel; Ar = thur; ffrol = les; Kyl = lede; con = quere; no = bel. Für die zweite Art der Verwendung dieser Parallelstriche mögen folgende Beispiele als Belege dienen: Fol. 44, b, to = alle his othir men; fol. 50, a, Traytoure = and; fol. 40, a, the = towne; fol. 43, a, he = shall.

Weiterhin bedient sich die Handschrift einer Anzahl von Zeichen zum Zwecke der Abkürzung eines Wortes. Die meisten dieser Kürzungszeichen sind in der weiten Periode vom 12. bis zum 17. Jahrhundert allgemein üblich gewesen und finden sich in fast allen Manuscripten, welche innerhalb dieser Zeit in England niedergeschrieben wurden, wieder. Auch auf lateinische Handschriften dehnen sie sich aus (in denen übrigens die meisten derselben sich schon in sehr früher Zeit angewandt finden). Aus diesem Grunde wird eine Kenntniss dieser Zeichen gewiss wünschenswerth sein, zumal auch die Textkritik auf sie wesentlich Rücksicht zu nehmen hat.

1. Ein rechts oben an einen Buchstaben gefügter, doppelt gekrümmter Haken, der dem mathematischen Zeichen der Aehnlichkeit (∽) gleicht, dient als Ersatz für die Endung ur. So ist Traytour auf fol. 50, a dargestellt Trayt∽

2. Ein Haken über einem Buchstaben, der dem Apostroph nicht unähnlich sieht, ist als er hinter demselben zu lesen. Ryus auf fol. 42, b, mit diesem Zeichen über dem u, bedeutet Ryuers; delyuede auf fol. 51, a, mit dem Haken über demselben Buchstaben, muss in delyuerede aufgelöst werden. Uebrigens ist die Form dieses allgemein gebräuchlichen Kürzungszeichens in den verschiedenen Handschriften sehr verschieden.

3. Eine Schleife am Ende eines Wortes, die einem nachlässig geschriebenen, etwas vergrösserten lat. e gleicht, ersetzt die Endung es. So auf fol. 38, b, king mit der Schleife hinter g für kinges; among mit der Schleife für amonges etc.

4. Findet sich ein Consonant, welcher eine Verlängerung nach unten hat, durch einen wagerechten Strich unter der Linie, durchkreuzt, so ist hinter demselben er oder ar einzuschalten. So steht ptie mit einem Striche durch den unteren Theil des p für partie, fol. 41, b; depte mit dem entsprechenden Striche

für departe; Empoure mit demselben Querstriche für Emperoure, fol. 47, a; fol. 48, b; etc.

5. Ein wagerechter Strich durch einen Consonanten oberhalb der Linie zeigt den Ausfall verschiedener Buchstabenverbindungen an, die sich in jedem einzelnen Falle leicht errathen lassen: lre mit einem Striche durch l für lettre auf, fol. 46, b; aber auch für litre, z. B. auf fol. 39, a; Jerlm mit durchkreuztem l für Jerusalem, fol. 43, a.

Von den orthographischen Eigenthümlichkeiten des Harl. 24, die ohne Ausnahme in dem nachfolgenden Texte beibehalten sind, mögen folgende an dieser Stelle eine besondere Erwähnung finden, weil sie nicht dieser Handschrift speziell, sondern der Schreibweise der Zeit allgemein angehören.

1. Die Vocale i und y wechseln mit einander in demselben Worte: thithirwarde, fol. 39, b; thythyrwarde, fol. 41, a; — Giaunt, fol. 48, a; Gyaunt, fol. 48, a; — bodi, fol. 50, b; body, fol. 51, a; u. s. w.

2. Das Zeichen für den u-Laut ist, besonders im Anfange eines Wortes, in der Regel v, während andererseits die jetzt durch das Zeichen v angedeutete Articulation, zumal im Inlaute zwischen zwei Vokalen, durch u bezeichnet wird: Vter, fol. 39, b; vppe, fol. 39, b; vntrue, fol. 39, b; vppon, fol. 48, a. — Arryuede, fol. 47, b; rauiffede, fol. 47, b; priuily, fol. 48, a; euery, fol. 47, b; Neuewes, fol. 47, b; lyue, fol. 47, a.

3. Für th findet sich noch vereinzelt das ältere Zeichen þ, so Arþur neben Arthur (und Artur), þe neben the, þey neben they.

4. Der Zischlaut, welchen man jetzt durch die Verbindung sh graphisch darstellt, ist in der Regel bereits auf dieselbe Weise bezeichnet. Doch finden sich noch Spuren der älteren Darstellungsweise dieses Lautes, ſſ, neben welcher sogar die Verbindung ſch vorkommt, das im alt-northumbrischen Dialekte übliche Zeichen: ſhippes, fol. 50, b; ſſippes, fol. 47, b; — ſhulde neben ſchulde.

5. Der grosse Anfangsbuchstabe dient:

a. Zur Hervorhebung eines Wortes; er hat also zunächst eine emphatische Bedeutung. Kein Wort kann an und für sich

diese Auszeichnung beanspruchen, andererseits kann jedes Wort sie erfahren, wofern sein Begriff in einer Vorstellung eine hervorragende Bedeutung annehmen kann. Die Emphase wird häufig auf einem Eigennamen ruhen, aber der Eigenname ist als solcher nicht immer hervorgehoben. Es ist demnach leicht erklärlich, weshalb das Wort Arthur immer die Majuskel als Anfangsbuchstaben hat; König Arthur ist der Lenker der Geschicke, der Begründer der Zustände seiner Zeit, der bewunderte ritterliche Heros für die Nachwelt, und diese seine Bedeutung hat in dieser formellen Auszeichnung einen Ausdruck gefunden. Da Adjectiva und Verben unter Umständen ebenso wohl mit Nachdruck hervorgehoben werden können als Substantive, so sind sie von der Auszeichnung durch den grossen Anfangsbuchstaben nicht ausgeschlossen: Bedewere, fol. 49, b; bedewere, fol. 48, a; romayns, fol. 49, b; Romayns, fol. 49, b; rome, fol. 48, b; — a ſtrong Bataile, fol. 50, b; und so in der Regel; howſes of Relygion, fol. 49, b; Victory, fol. 49, b; the Beter partye, fol. 51, a; the Rounde table, fol. 51, a; Joyfull, fol. 48, b; — and that men mowe Recorde the worthnes of. fol. 49, a; Remouede frome rome, fol. 48, b; they, Arryuede, fol. 47, b.

b. Zur Trennung der einzelnen Gedanken in dem Ganzen eines Gedankenbildes. Auch hier ist es nicht ohne Emphase, indem es dazu dient, den nachfolgenden Gedanken in Gegensatz zu dem vorangehenden zu setzen. Als Beispiel siehe But auf fol. 50, b.

6. Statt F und S finden wir in der Regel ff und ſſ. Diese Darstellungsweise geht durch die Periode des Altenglischen hindurch und ist bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts beibehalten worden. So findet sich in dem nachfolgenden Abdrucke: ffaders, fol. 40, a; ffraunce, fol. 48, b; ffoughten, fol. 49, a; ffortigers, fol. 50, a; — ſſcotlande, fol. 39, b; ſſpaigne, fol. 47, b; ſſarasins, fol. 49, a; ſſonne, fol. 51, a. — Doch sind die Buchstaben F und S dem Texte nicht unbekannt.

Ueber weitere orthographische Schwankungen möge der der Handschrift getreu nachkommende Druck selbst belehren.

Der Parallelabdruck einer kurzen Stelle des Harl. 53 wird aus verschiedenen Gründen nicht ohne Interesse sein. Diese Handschrift, ebenfalls eine prosaische Geschichtschronik, welche

mit Brutus beginnt, stammt aus der Zeit Heinr. VI. und behandelt den Stoff der alten Traditionen in einer freieren, selbstständigen Weise, von den politischen Anschauungen ihrer Zeit ausgehend. Es lässt sich erkennen, dass zur Zeit der Abfassung dieses Manuscriptes der romantisch-ritterliche Glanz, den selbst in England das mittelalterliche Königthum in der Masse des Volkes gewahrt hatte, vor den Blicken eines freien, kräftigen, selbstbewussten Bürgerthums bereits wie ein Nebel verduftet war. Nicht deshalb versagen die Britten dem Alothe den Gehorsam, weil er nur der Stellvertreter des Königs war, nicht der König selbst, sondern weil er ein untauglicher Führer war, der sich hatte schlagen lassen. Auf dem ersten Blatte der Handschrift treten uns als Motto des Ganzen, von der Hand des Chronisten geschrieben, folgende denkwürdige Verse entgegen:

Decet regem
Discere legem;
Audiat rex
Quod percipiet lex.
Legem servare,
Hoc est regnare.

Auch die Eigenthümlichkeiten, welche dieses Manuscript in Hinsicht auf Orthographie und Interpunktion im Gegensatze zum Harl. 24 darbietet, werden der Beobachtung nicht unwerth sein. Der mitgetheilte Abschnitt lässt das Wesentliche derselben leicht erkennen.

Eine Darstellung des Lebens Arthurs in Versen ist für die Early English Text Society herausgegeben von F. J. Furnivall, Esq. (Arthur, A. Short Sketch of his Life and History in English Verse, London, 1864). Der Text ist einer Handschrift entnommen, welche dem Marquis of Bath gehört, und aus der Zeit zwischen 1430 und 1450 stammt. Die hier angeführten Thatsachen stimmen mit den in unsrer Handschrift berichteten überein, dagegen hat sich der Dichter bei manchen Punkten erlaubt, sein persönliches Urtheil in die Erzählung einzuführen.

Was den Dialekt des Harl. 24 anbetrifft, so muss daran erinnert werden, dass das Manuscript aus einer Periode stammt, in welcher die Fusion der alten Dialekte bereits stattgefunden

hatte, oder besser, vor welcher der mittelländische Dialekt seinen überwiegenden Einfluss auf die Schriftsprache geltend gemacht hatte. Wir haben es daher nicht eigentlich mit einem Dialekte zu thun, sondern mit der allgemein gültigen Sprache der Zeit; doch sind die Anklänge an den älteren Spezialdialekt des Südens sehr zahlreich. Hierhin gehören z. B.: Der Wechsel zwischen a und o vor n, wie land neben lond, drank neben dronk; ferner die pronominalen Formen hem für them, hir für their und andere Archaismen.

MS. Harl. 24.

Ca. lxxi. Fol. 38, b.

Howe vter þe gate one Igerne that was the Erles wyff of Cornewayle Arthure the noble kyng.

MErlyn thurgh crafte that he couthe chaungede the Kynges figure in to the lykeneſſe* [of Coroyle and]** Vlphyne his chaumberlayne in to the figure of Jurdan that was the Erles chaumberlayne ſo that ichon of them was tranſlat in to othir lykenyſſe || And whenne he had ſo doon he ſeyde to the kyng fire quoth he nowe maye he goo ſodenly in to the Caſtell Tyntagyll and ax there entryng and haue youre wylle. the kyng toke priuily alle the hofte to gouerne and lede to a knyght that he muche louede and tooke his waye towarde the Caſtell and with hym vlphyn and Merlyn and whenne they came thithir the porter wende that he had ben his lorde and whenne tyme came to goo to bedde the kyng wente to bedde to Igerne the Erles wyff and dyde with hire alle his wille and be gate one hire a childe that men called Arthur vppon the morowe the kyng tooke his leue at that lady and wente ayen to the hofte and the ſame nyght that the kyng laye by Igerne in bedde he kynges men gaſſe a ſtronge aſſaute to this Caſtelle and the Erle and his men manly hem defendede

---

MS. Harl. 53.

Fol. 43, b.

And when Merlyn had tranſſigurde hom thro by craft || the kyng betoke all his hoſt prively to a baroun that he lovit much || and went his wey to Tintagell where þe lady lay with Merlyn and Vlphyn || and when he come thedir || þe porter wend it had be þe erle his lord || and his two knyghtes that he lovit ſo much | and ſo he lete hem in || and þe lady receyvet þe kyng with gret ioy || and wend it had be hir owne lord and made hem mery || and when tyme was thei went to bedde to gedir || and [he] did with hir all his will || anderly in the [Fol. 44a.] mornyng the kyng toke his leve of the lady and went ayayne to his hoſt with Merlyn and Wulphyn || And that ſame nyght was the lady conceyvet with a ſonn which þat*** was clepit when

---

* lyknenelle. MS.

** Diese Worte fehlen in der Handschrift. Der Name des Grafen ist Coroyle; Galf. Monm. nennt ihn Gorlois, ebenso Robert von Glouceſtre.

*** Die Interrogativform which ist erst sehr spät relativisch gebraucht worden. Diese Uebergangsform, in der which mit der vorher einzig angewandten Relativform that verbunden erscheint, ist beachtenswerth.

but atte the laſte* hit be felle** ſo at that aſſaute the Erle hym ſelfe was ſlayne and the caſtell yolden and the kyng anoon tornede ayen to tyntagell and ſpousede Igerne with muche honour and made hyre Quene and ſone after tyme came that ſche ſhulde be delyuerede and ſhe bare a ſonne that was callede Fol. 39, a. Ar thur and after be gate vppon hire a doughter that was callede Anne and whenne ſhe was of agee ſche was maryede worthely to a nobele man a Baroun that was callede Alothe that was lorde of leons || Whenne vter longe tyme had reighnede there come vppon hym a grete ſikeneſſe as hit were a ſorowe and in the ſame tyme to that had kepte Otta that was Engiſtis ſonne and Offa his Brothir that tyme in priſoune they lete theme goo for grete yeſtes that they hem gaffe and wente forthe with hom and whenne the twoo Brethirne were aſkapede they wente in to hire owne Countre and there they ordeynede them a grete hoste and a grete powere and be ganne to werre eſte ſonnes kyng vter Pendragon.

Ca. lxxij.

Howe kyng vter chese Alothe to kepe the lande of Britaine whyles he was ſike for as muche as he myght not for ſickenes.

And for aſ muche as kyng vter was ſyke and myght not helpe hym ſelfe he ordeynede Alothe the ſonne of Elyn that thanne was to be wardeyne

---

he was bore Arthure || And when Vther come agayn to his host þe caſtell was wonnen || and Sir Gorlois ſlayne. And when dame Ingern thereof herde she was hevy || and full of ſorowe || then retournet þe kynge onon after to þe caſtell of Tyntagell and ſpake to here in þe ſemblaunt and voice of Sir Gorloies || and þe lady hym anſwart and ſaide || thow diſceyues me for I know verely my lord is ded || Then retournet þe kyng to his owne fowreme and likkenes || and anon made to aſſaut ſtrongly þe caſtell of Tyntagell || And for be cauſe the Erle þeire lorde was ded | þei had no man will to diffende þe Caſtell || wherfore þe kyng onon it wanne || and þe kyng ſaid || Sir Gorlois is ded for his contrarid ſenes || And I have no wif and for cauſe of thy bowte I will the wedde || and þe lady dame Ingerne þer to conſented || And þen the kynge hore tolde how he plaide with hore || And ſhe þan was þe leſſe ſorowfull || And ſo þe kyng onon forthwithall hir weddit || and after was þe quene deliuert of a ſone || þat was clepet Arthure || And aſtirward ſhe had a doughter þat was clepet Anna || This kyng Vther kept the land with gret wurſhip || but when he had regnet awhile he fell into a ſekenes || And Otto and Eoſa þat were in priſon in þe toure of faerend*** in the men while eſcapit away in to Normany || for ſo ſech help and ſecour || And come agayn into this land with a gret power || and deſtryet the Cite of Juerdon and the cuntre al about and diſtrouet Scottelond || And when the kyng Vther that herde he ſent for loth of leones a wurthy baroun and for gret love mariet to hym his

---

* Es ist nicht anzunehmen, dass wir es hier mit einem Schreibfehler zu thun haben. Der Artikel verschmolz sehr früh mit der Präposition at, so dass die regelmässige Form dieses oft wiederkehrenden Ausdruckes in älteren Handschriften ist atte laſte (wofür auch atten ende, später atte nende). Das Bewusstsein, dass in atte der Artikel bereits enthalten sei, konnte sehr leicht schwinden, und so entstand die Verbindung atte the.

** Das präpositionale Präfix ist gewöhnlich in altenglischen Handschriften vom Stamme getrennt.

*** Robert von Glouceſtre nennt den Tower von London als den Ort, an welchem die beiden Brüder gefangen gehalten wurden.

and Chinetayne of alle his folke and he anoon and alle his Britains assemblede a grete hoste and gaff Bataile to Otta and to his folke but otta at the laste was dyscomesit || And hit befele thus afterwarde that thes Britanis had endignacion of alothe and wolde not to hym be attendaunte where fore the kyng was annoyed wounder fore and put hym in a litre vnto the hoste amonge his hoste and they had hym to verolyn that thenne was a fayre Citee there Albon [was] martirede and after that Citte distroyede thurgh* Paynyms and thurgh werre thithirt hey had sente Otta and ossa and there peple and enterede in to** the towne and lette make faste the gattes and there they hellde theme and the kyng came and hem besegede and made a strong assaute but tho that were with in manly theme defendede || The kyng lette ordeyne his Toures and engynes for to breke the walles and the walles were so fol. 39 b. stronge that noo man myght hem mysdoo || Otta and his peple had grete dispite that a kyng liggyng in a liter had theme bisegede and they toke counseille amonges theme for to stande vppe in the morowe and come oute and yeue Bataille to þe kyng and so the dyeden and in that Bataille were bothe Otta and offa siayne and alle the othir that askapede*** one lysse sledde in to sscotlande and made Collygryne hir† Chiuentayne and the saxons that weren on lyue and

---

doughter Anne and for cause þe kyng hym self was seke and myst not travell he betoke vnto loth all his host of Brutons || and so went he forth toward Scotteland and gave their enmyse battaile || but ther was loth discomsit and sled out of the seld to save his lyf || And þe bretons had scorn of loth þat†† he shulde be their cheveteyn || wherfore the kyng was wroth || and sent onon for all his pepill of Brutons || and praid hem þei wold not hym saile in that nede and when he had assemblet al his host and power he made to lay hym in a hors litter and so went he before þe host toward þe north and be that tyme had Otta and Eosa counquert and wonnen from the north vnto the Cite of Berolany which was þen a faire Cite | but aftirward hit was distryet by þe Paynems || and now is it clepit Saynt Albons || And Otta and Eosa entird in to þe towne with their pepill and shitte fast the gates || and kept hem with in || And pe kyng Vther beseeget þe towne and made to sette vpe belfrais and engynes but þe walles wer so stronge thai myst do hem no harme || Otta and Eosa and their pepill had gret scorn that a seke kyng lying in a litter shuld hem††† besiege || and toke þeir counseil amonge hem for to issewe out || and so thai did and saught longe tyme to gedir and on both parties were many slayn || and att the last was Otta and Eosa in þat bataile slayne both || and also much of their pepill || and al tho that scapit on lyve sled in to Scotlond

* Die Handschrift hat thurght.

** Die beiden Theile der heutigen Präposition into sind in älteren Sprachdenkmälern immer getrennt. Die ursprüngliche grammatische Bedeutung des in und des to in dieser Verbindung lässt sich aus dieser Erscheinung leicht erschliessen.

*** Eigenthümlich ist die Anglisirung dieses französischen Stammes, welche wir in der Form offcapede bei Robert von Gloucestre regelmässig antreffen.

† Die Formen hir für their, hem für them und andere sind den südlichen Dialecten des Altenglischen angehörig. Von etwa 1400 ab greifen die nördlichen Formen their, them immer mehr um sich und lassen endlich die entsprechenden südlichen Pronominalformen ganz verschwinden. Hier finden wir beide im Kampfe mit einander.

†† Es ist zu beachten, dass nur in dem Demonstrativstamme und seinen Ableitungen das alte Zeichen þ noch erscheint.

††† Vgl. Note †.

eſkapede frome the bataille brought ayen grete ſtrengthe and amonges theme they ſayede that yef kyng Vter were dede they ſhulde welle Conquere the lande and amonges them they thought to Empoyſone the kyng and ordeynede for to arraye men for to doo that dede and gaffe them of gyftis grete plente this thing to doo and they ordeynede theme thilhir warde there the kyng was dwelling and clothide theme in powr wede the better alle for to ſpede hir vntrne porpoſe but neuir the leſſe for alle hire falſeneſſe and quayntiſe they myght neuir come nyghe the kyng but ſo at the laſte they aſpyede that the knyg dranke noon othir licoure but onely water of a clier welle that was nyghe by ſyde and thes falſe Traytours vppon a daye priuily wente to that welle and put there in poyſone ſo that alle that water* was empoyſonede and anoon after as the kyng dronke of that water he be ganne to swelle and ſone after diede and al many as dronke there of deyde alſo anoon as this ſalsene was eſpiede men of the towne lette ſtoppe the welle for euermore whenne the kyng was dede his ſolke bare hym to ſtonehenge with grete ſolempnite of Byſſhoppes and Barouns that were there and Burryed hym by ſyde Aurilambros** his brothir ‖ And after tornede ayen thenne euerychon and lette ſende after Arthur his ſone and they mad hym kyng of the land*** with muche Reuerance after his ſaders dethe the. xvij. Fol. 40a. yere of his Reighne. [Howe Arthur etc.]

‖ and made Colygern þe Coſyn of Otta their chewteyn ‖ ‖ When þe kyng vther had thus þe victory of his enmyſe. he was ioyſull and glad and ſaid I was countet half ded ‖ but bettre is for to be feble and fol. 44b. ſauede lying† in a horse litter and have þe Victory ‖ then to be hole and be ouercome. for bettir is to dey in wurſhipe ‖ then lyve in ſhame ‖ And thus þe kyng Vther was reioyſet of his victory ſo that he ſett hym vp lightely as hym had nothyng ailet ‖ and wolde have folowet the chaſe of hem þat fledde ‖ but his pepill hym counſeilet to reſt in þe Cite Verolane till he were hole of his ſekenes ‖ And ſo he did abide and ſoiornde ſtill in the Citee ‖ and hat tyme was a fair ſpryng well with out þe towne of þe which þe kyng drank of medilt with his wyne ‖ And thes Saxones his enmyſe ſaid amonges hem that if kyng Vther were ded ‖ thai ſhule lightly conquere al the lond ‖ Wherfore thei ordeint amonges hem the ſtrengeſt poison [þat] couthe†† be made and gave gret gifte vnto a fals for to go where þe kyng lay ‖ and put þe poiſon in that well wherof þe kyng dronk medilt with his wyne ‖ And this traitur toke this poiſon and clothit hym in ponr array ‖ And ſo went he forth and aſpide the well and þat þe kyng þerof drank††† ich day and put his poyſon in þe well ſo that all þe water was envenomet ‖ And as ſone as the kyng drank of that watir he ſwonet and onon dyet aftir ‖ and al þat drank of þat watir dyet ‖ and as ſone þat treſon was iſpiet þe pepill of þe town ſtoppet vp the well for evir ‖ And when þe kyng Vther thus was ded his pepill were ſory and bare hym forth with gret solempnite and wurſhip with biſhoppis and lordes to þe ſtonehenge and þere hym enterid beſide his brothir Aurilambroſe.

---

* Das MS. hat watier.

** Zusammengezogen aus Aurelius Ambrosius, wie Gal. Monm. den Bruder benennt.

*** Die Formen land neben lond, drank neben dronk (einige Zeilen vorher) sind ganz gewöhnlich. In den südlichen Dialecten hat sich vor den Liquiden m und n der Wechsel zwischen a und o, den wir schon im Angelsächsischen wahrnehmen, bis in sehr späte Zeit erhalten.

† Die Handschrift hat lyeng.

†† coupe im MS.

††† Vgl. Note ***.

Ca. lxxiij.

Howe Arthur that was the ſonne of Vter was crounede after his ffaders dethe and howe he droue Collegryne and Cheldrike oute of this lande.

WHenne Arthur was made kyng of the lande he was but yonge of .xv. yere of age but he was fayre and bolde and doughty of body and to meke folke he was goode curteyſe and to proude folke he was ſtoute and ſterne and alſe he was gentil and curteyſe and large of ſpendyng and made him welle belovede amonge alle men there that hit was nede || And whenne he be ganne to reighne he ſware that ffaxons ſhulde never haue refte tille that he had dreuen hem oute of his lande and he lette aſſemble a grete hofte and faught with Collygryne that after warde that otta was dede the ffaxons mayntenyde the warre and this Collygryne was diſcomefit and fledde to yorke and toke the towne and there helde hym and the kyng beſegede the towone but he myght noo thing ſpede for the towne was ſtronge and they that were with in kepte the towne ſo orpedly and welle and the mene tyme Collygryne lefte the towne to bladouſte and fledde hym ſelfe to Childrike that was kyng of Almaygne for to haue of hym ſocoure and the kyng aſſemblede a grete power and came and areiuede in ffeotlande with. ½.VC.* ſhippes and whenne Arthur wiſte of this tything and that he had noo power ne ſtrengthe to fyght ayenſte hym he lette be his ſege and wente ayen to london and ſende anoon his lettres to litle Britaigne to the kyng that men callede hoell his Neuewe his ſuſter ſone that he ſhulde** come to hym with alle the power that he myght and he aſſemblede a grete power and arryuede at ffoutheampton and whenne the kyng hit wiſte he was gladde inough and wente ayenſte hym and theme reſceyuede with muche honoure ſo that thei .ij. hoſtes hem aſſembledde and tooke fol. 40, b. hire wage to Nicholl that Childrike had befegede but not yet taken and they came vppon Cheldrike and vppon his peple or they hit wiſte there that they were and theme egerly aſſaylede || This kyng Cheldrike and his mayne defendede theme manly by here power But kyng Arthur and his mayne killede ſo many ffaxons that neuer afore was ſeyne ſuche a ſlaughter and Cheldrike and his men that were lefte one lyſſe fled a waye and Arthur theme purſuede and drone hem in to a woode that they myght noo further paſſe Cheldrike and his men ſawe welle that hey were brought in to muche diſeaſe and hem yolden to Arthur in this manere wyſſe that he ſhulde take here hors and alle that they had and that they muſte oneliche gon vppon ther ffete to there ſhippes and they wolde goo ſo in to there owne land and nenir come ayen in to this lande and vppon aſſuraunce of this thing they yaf hym good hoſtages And Artur thurgh counſeille of his men grauntede this thing and Reſceuede his hoſtages and vppon this thes othir wente to hire ſhippes And when they were in the high ſee there wille chaungede as the deuyll hit wolde and retornede there Nauye and came ayen in to this land and arryuede at Totteneſſe and wente oute of hire ſhippes and tooke the land and clene robbede hit and ſlought muche peple and tooke alle the Armoure that they coude fynde and ſo they wente fourth to the came to Bathe but the men of the towne ſchit faſte the gates and wolde not ſſuſſere hem come within in to the towne and they defendede hem welle and orpydly ayens hem.

Ca. lxxiiij.

Howe Arthur gafe Bataile to the Saxons whenne they come ayen and beſegede the towne of Bathe and heme ouir come thurgh myght and ſtrengthe of hym and of his meyne.***

* = 500 Galf. Monni. Legati ex Germania sexcentas naves conduxerant in Albaniam.

** ſhuhde, MS. *** menge, MS.

Fol. 41. a. WHenne Arthur herde this tything he lette honge anon the hoſtages and leſte hoell of Britaine his Neuewe for to kepe the marche towarde ffcotlande warde with halfe his peple and hym ſelfe wente to reſcue the towne of Bathe and whenne he came thithir he gaſſe a ſtronge Bataill to Cheldrike and kyllede almoſte alle the peple that he had for noo man might hym with ſtande ne endure vnder the ſtroke of hys ſwerde and there both were ſlayne Colligrine and Bladud* his Brothir and Cheldrike ſlede thens and wolde haue goon to his ſpippes but whenne Arthur hit wiſte he he tooke .xm. knyghte to cadoure that was Erle of Cornewayle for to .xml. lette and ſtope his Commyng || And Arthur hym ſelfe wente ayen towarde the marche of ffcotland for meſſangers tolde hym that ſcottes had beſegede hoell of Britaine there that he laye fyke and therefore he haſtede hym thythyrwarde || and Cadoure purſſued after Cheldrike and his peple and whenne Cadoure had doon this viage he haſtede hym ayen as faſte as he myght towarde Arthure and founde hym in ffcotlande there that he had Rescued-hoell of Britaine but the ſcottes were fare with in Mounrof** and there they helde hem a whille but Arthur hem purſuede and they ſledde thens furthe in to lymaigne*** || There were in that Countre .lx.† Iles and grete plente of Birddes and grete plente of Egles that were wonte to crye and fyghten to gedres and make grete noyſe whenne folke came to robbe that lande and warrede as muche as they myght and ſo they dydde for the ſcotteſ were ſo grete Rauynors that they tooke alle that they myght fynde in the lande of lymoigne with oute any ſparyng and therewith they chargede here folke ayen in to ffcotlande.

Ca. lxxv.

Howe kyng Arthur aſkede of Merlyn the aventures of .vj. the laſte kyngeſ that were to reighne in Englande and howe the lande ſhulde be endede.

Sire quoth Merlyn in tue yere of the Incarnation Fol. 41. b of oure lord Jesu†† Christe. .mccxv. ſchall come a lambe oute of Winchestre that ſhalle haue a white tunge and true lyppes an he ſhall haue written in his herte holynesse || This lambe ſhall make many goddis howſes and he ſhall haue peace the moſte partie of his lyſſe and he ſhall make one of the fayreſt places of the worlede that in his tym ſhal not fully be endede and in the ende of his lyſſe a wolfe of ſtrange ††† lande ſhall doo hym grete harme thurgh treaſon but at the ende the lambe ſhall be maiſter thurgh helpe of a rede foxe that ſhall come oute of the Northeweste and hym ſhall ouircome and the wolfe ſhall dye in watir and after that the lambe ſhall with in ſhorte tyme and his ſede thene ſhall be in ſtrange lande and the lande ſhall be with oute a gouernoure a lytle tyme.

And after his tyme ſhall come a dragon Mellyde with mercy and eke with woodeneſſe that ſhall haue a berde lyke a sote that ſhall yeue in

---

* Colgrinus et Balduphus bei Galf. Monm.

** Mureif bei Galf. Monm.

*** Lumond bei Galf. Monm.

† „sexaginta insulas“ sagt Galf. Monm.

†† Das Wort Jesu ist in älteren handschriftlichen Texten fast immer geschrieben Jhu mit einem wagerechten Striche durch h. Man löste diese Abkürzung bisher immer in Ihesu auf, was aber nicht haltbar ist, da die ausgeschriebene Form nie anders als Jesu lautet. Dr. Morris hat denn auch in der neuen Auflage seiner Specimens of Early English diese Auflösung acceptirt, indem er das h auf das grichische *H* zurückführt.

††† ſtarange. MS.

Englande ſhadewe and ſhall kepe the lande frome colde and hete and his one foote ſhall be ſette in wike and that othir in london and he ſhall embrace .iij. inhabitacouns and he ſhall opyn his mouthe towarde wales and the tremblyng of his hede and his mouthe and his eris ſhall ſtreche towarde many habitacouns and Countres and his brethe ſhall be ffulle ſwete in ſtrange lande and in his tyme ſhall Ryuers renne with bloode and with Brayne and he ſhall make in places of his lande walles that ſhalle do muche harme unto his ſede after his tyme || Thenne there ſhall come peple of the Northeweſte duryng his reighne that ſhall be ladde thurgh a wickede hare that the dragon ſhall Croune kyng that afterwarde ſhall flee ouir the ſee with oute comyng ayen for drede of the dragon || And in that tyme the ſonne ſhall be as rede as Bloode ac men ſhall ſee thurgee alle the worlde that ſhall be tooken grete Fol. 42. a. peſtilence and dethe of folke thurgh dynte of ſwerde and that peple ſhall be ſaderleſſe tylle the tyme that the dragon ſhall dye thurghe one hare, that ſhall move* ayenſte hym werre in the ende of his lyff that ſhall not be fully endede in his tyme this dragon ſhall be holde in his tyme the beſte body of alle the worlde and he ſhall dye by ſyde the marche of a ſtrange lande and the land ſhalle dwelle ffaderles with oute a good gouernoure and men ſchall wepe for his dethe frome the Ile of ſchepey to the hauen of Martell where for allas ſhall be here comon ſonge of ſaderleſſe folke that ſhall ouir lyue in his lande diſtroyede.

ANd after this dragon ſhall come a Gote oute of kare that ſhalle haue hornes and a Berde of ſiluir and there ſhall come oute of his noſtrelle a droppe that ſhall be token hunger and ſorowe and grete dethe of peple and muche of his lande in the begynnnyng of his reighne ſhall be waſtede this Gote ſhall goo ouir in to ffraunce and ſhall opyn the floure of lyff and of dethe in his tyme ſhall there aryſſe an Egle in Cornewayle that ſhall haue ſedres of golde that of pryde ſhall hane noo pere of alle the lande and he ſhall diſpise lordes of Bloode and after he ſhall flee ſhameſully by a Bere at gauerſeche** and after there ſhall be made brigges of men vppon the Coſtes of the ſee ant ſtones ſhall ſalle frome Caſtelles and othir townes many ſhall be made clene voyde of playne in hys tyme ſhall ſeme þe Bere ſhall Brenne and a Bataile ſhall be doon vppon the Armes of the ſee in a felde ordaynede as a ſheled and at that bataile ſhall dye many white heddes where fore this Bataile ſhall be callede the white Bataile || And this for ſeyde Bere ſhall doo this Gote muche harme and hit ſhalle be oute of the ſouthe weſte and of his Bloode || Thanne ſhall the Goote leſſe muche of his lande tylle atte the tyme that ſhendeſhip ſhalle hym ouircome and thenne ſhall he clothe hym in a lyons ſkynne and thane ſhall he wynne that he hathe loſte and more there to Fol. 42. b. for peple a ſhall come oute of the Northe weſte that ſhall make the Gote sor adrede and he ſhall avenge hym of his enemyes thurgh counſeille of twoo owles that firſte ſhalle be in perill for to be vndone but the olde Owle ſhall wende ouir the ſee in to a ſtrange land and there he ſhall dwelle to a certeyne tyme and after he ſhall come ayen in to this lande || Thes .ij. Owles ſhall doo grete harme to many one and ſo the ſhall counſeill that Gote that he ſhall arrere werre agayne the for ſeyde Bere and at the laſte the Goote and the Owles ſhall come at Bury vppon trente as they ſhall wende ouir and for drede the Bere ſhall ſle and a ſwane with hym fro his company to Burg towarde the Northe and there they ſhall be with one harde ſhoure and thenne the ffwanne ſhall be ſlayne with ſorowe and the Bere take and byhedede al ther nexte his owne neſte that ſhall ſtande vppon a Broken Brugge vppon whome the ſonne ſhall caſte his Beames and many ſhall hym ſeke for ver-

* meue. MS.
** Harl. 53: Gauerſothe.

tue that ſhall ſrome hym come And in that ſame tyme ſhall dye for sorowe and care peple of his lande ſo that many landes ſhall be vppon hym the more bolder afterwarde and tho twoo owles ſhall doo muche harme to the fore ſeyde floure of lyſſ and hire ſhall lede in diſtres ſo that ſhe ſhall paſſe ouir in to ſſraunce for to make peace bi twene the Goote and the floure de lyſſe and there ſche ſhall dwelle tylle a tyme that they ſhall theme clothe with grace and they ſhall flee the Owles and ſhall put theme to ſpitous dethe and after ſhall this Goote be Brought to diſſeaſe and in grete angwyſſhe and sorowe he ſhall lyue alle his lyue tyme.

[Fol. 43. a.] After this Goote ſhall come oute of wyndefore a Bore that ſhall haue one hedde of witte a lyouns herte a piteuous lokyng his viſage ſhall be reſte to ſike men his breſte ſhall be ſtaunching to thurſty to theme that ben a thurſte they there of ſhall haue medicyn his wordes ſhall be Goſpell | his Beryng ſhall be meke as a lambe in the firſte yere of his reighne he ſhall haue grete payne to juſtifie heme that ben vntrewe | and in his tyme his lande ſhall be multipliede with Aliens and the Bore thurgh ferſeneſſe of herte that he ſhall haue ſhall make wolfes bycome lambes and he ſhall be callede thurgh alle the worlde Bore of holyneſſe of ſſerffenes of nobley and of mekenes | and he ſhall done meſurablye all that he ſhall haue to doon | unto the Burgh of Jerusalem and he ſhall whete his tethe vppon the yattis of Parys and vppon foure landes | ffpaygne ſhall trembele for drede of him Gaſcoygne ſhall ſwete In ſſraunce he ſhall put his ſweyng his grete tayle ſhall reſte in Englande ſoftely allmaygne ſhall quake for drede of hym || This Bore ſhall yeue mantelles to .ij. townes of Englande and he ſhall make the ryuers renne with bloode and with Braynne and he ſhall make many medewes rede and he ſhall gete aſmuche as his Aunceſtres dyden and ar that he be dede he ffhall bere. .iij. Crownes and he ſhall put one lande in ſubiection and after that hit ſhall be rewlede but not in his-tyme || This Bore after that he ys dede for his doughtynes ſhall be entered at Cologne and his lande ſhall be fulle fyllede thenne with alle goode

After this Bore ſhall come a moldewarpe curſede of goddis mouthe a Caytyffe a Cowarde as one hare he ſhall haue one grete ſkyne as a Gote and vengeaunce ſhall come vppon him for ſynne. In the firſte yere of his reighne he ſhall haue of alle goode grete plente in his lande and towarde hym alſo and in his lande he ſhall haue grete preyſyng tille the tyme that he ſhall ſuffre his peple lyue in to muche pride with oute Chaſtyſing where-fore god wille be wrothe || Thanne ſhall ryſſe vppe a Dragon oute of the Northe that ſhall be full fere and [Fol. 43. b.] ſhall mene werre ayens the for ſeyde moldewarpe and ſhalle yeue hym Bataille vpon a ſtone || This dragon gedre ayen in to his Company a wolfe that ſhall come oute of the weſte. that be gynne were a yenſte the for ſeyde moldewarpe in his ſyde and ſo ſhall the dragon and he bynde there taylles to gedre. Thenne ſhall come a lyon out of Irlande that ſhall fall in Companye with theme And thenne ſhall tremble the lande that time* ſhall be callede Englande as one Aſpyn-lefe and in that tyme ſhall Caſtellis ſeme for to be fellede doune vppon Thamys and hit ſeme that ſeuerne ſhall be drye for the bodyes that ſhall dede there in the .iiij. Chefe flodes of Englande ſhall renne with Bloode and grete drede ſhall be and angwyſſh that ſhall aryſſe. || The moldewarpe ſhall flee for drede and the dragon the lyon and the wolfe hym ſhall dryue a waye and the lande ſhall be with oute hym and the moldwarpe haue no maner powere ſafe onely a ſhip whereto he maye wende and after that he shall goon to lande whenne the ſee ys withdrawe || And after that ſhall yeue the .iij. partie of his lande for to haue the .iiij. partie in peace and

* thime, MS.

reſte and after he ſhall* lyue in ſorowe alle his lyff tyme = And in his tyme the hote Bathes ſhalle bycome colde. || And after that ſhall the moldwarpe dye aventurouſly and ſo deuly allas for ſorowe for he ſhall be drente in a ſloude of the ſee his ſede ſhall be come power faderleſſe in ſtraunge lande for euir more and thenne ſhall the lande be departede in .iij. partyes that ys to ſeye to the wolfe to the dragon and to lyon and ſo ſhall the lande be for euir more and thenne this lande ſhall be callede the lande of Conqueſte and ſo ſhall the ryghtfull heryes of Englande ende.

Ca. lxxvij.

Howe Arthure ouir come Guillomore that was kyng of Irlande. and howe the Scottes by come his men.

WHenne Guyllomore [Fol. 44. a.] herd telle that kyng Arthur was enterde at glaſtingburg he** ordeynede a grete power of Iryſſhmen and came to ſee with his Iryſſhe peple and so came in to Scotlande ouir þe ſee and arryuede faſte by that place there that kyng Arthur was with his hoſte and anoon as he herde there of he wente towarde hym and gaffe hym Bataille and ouircome hym anoon ryght and Guyllomer fledde with his men ayen in to Irlande and whenne this ſcomfiture was doon || Arthur tornede hym ayen thens frome that place in to the place there he had lefte the Scottes in and wolde haue them all ſlayne || But Erchebyſſhoppes | Abbottes | and othir folke of the countre and ladyes hopynheddede came be fore the kyng Arthur and criede hym merci and ſeyde ſire gentyll kyng and myghti haue merci and pite of vs and as your ſelfe bethe of the ryght lawe to holde an maynten criſtendome grete dyſhonoure hit ſhulde be to kylle hem that beleuith in almyghty god as ye donne and for goddis loue haue mercy and pite of vs and ſuffer vs to lyue for we haue had muche ſorowe and payne for the Saxons haue many tymes thurgh oure lande paſſede but that ys not ynoghe to you for ofte tymes they haue doo vs muche ſorowe and diſſeaſe for oure Caſtelle they haue take and oure beſtys ſlayne and eten and muche harme they haue doon vs and yef ye wolde nowe vs kylle hit were noon honoure to a kyng to kylle heme that cryede hym mercy for thoughe ye haue don and vs ouircome yette for the loue of god ſuffer vs for to lyue and haue mercy vppon criſten peple that beleue in god as you done || Whenne Arthur hard this ſorowe he had pite of hem and yaf hem lyff and lymme and alle they felle doune to his foote and by come his liegemen and he tooke of hem homage and feaute and after kyng Arthur turnede ayen with his hoſte and come to yorke ayen and there he [Fol. 44. b.] abode duryng that viag and thenne yaff he loegers to ſothe that had ſpouſede his ſuſter and othir yeſtis grete plente and than was Gawen his Coſyn but of yong agee and to alle his othir men that hym had ſernede in his werre he yaff riche yeſtis and he thankede hem muche of here goode ſeruiſe.

Ca. lxxviij.

Howe kyng Arthur wedede Gunnore that was Cadours Coſyne Erle of Cornevaille and after conquerede of Guillomore alle Irlande.

WHenne Arthur had brought his lande in peace and reſte and in good ſtate and reſte was in euery countre thenne he tooke and weddede a wyffe that men callede Gunnore and made hire Quene a fayre lady and a gentill that Cadoure the Erlle of Cornewaylle longe tyme had noryſſhede in his Chaumber that was his owne Coſyn but neuir they had noo childe to geder and neuir the leſſe kyng Arthur louyde hire wonder muche and der worthelyche and anoon as wynter was paſſede he lette aſſemble a grete hoſte and alle his Barons and ſeyde that he wolde wende in to Irland for to Conquere the land and he taryed not longe that he ne paſſede in to Irlande

* ſhll, MS. ** he he. MS.

and Guyllomore the kyng lette aſſemble a grete hoſte and yaf bataille to kyng Arthur but Guyllomor was diſcomefite and yelde hym to kyng Artur and by came his man and to hym dide foialte and homag and of hym held his land fro that tyme forwarde and after paſſede kyng Arthur forthermore and conquerede Gutlande and Irland and tooke homagee of folke of the lande and there dwellede he .xij. yere in peace and reighnede with muche joye and myrthe and werrede vppon noo man and non man vppon hym and he be came ſo curteys large and ſo honorable that the Emperoures Courte of rome ne noon thurghoute alle the worlde was acceptede to kyng Arthur that any man wiſte ne non ſo welle preuede and there fore the beſte knyghtis of all manер landes come to hym to dwelle [Fol. 45. a.] with hym and he henr reſceyuede with goode wille and reuerence and alle knyghtis were ſo goode that no man knewe the worſte ne the beſte and there fore kyng Arthur made the rounde tabell that whane they ſhulde ſitte to mete alle ſhulde be ilyche hyghe and they weren ilyche ſeruede at the tabel that non myht make a vaunte that one were hygher thene anothir || And kyng Arthur had at tabel Britanis ffrenſſhemen. Normans flemmyges Burgoyns Manſeirs hohermes and of alle the landes on this halfe Mounte Gorre And of his land of Britaine and of grete Cornewayle of Wales and of Irlande of ſcotlande and ſhortely to telle of all the landes that wollde haue worſhip and Chiualrye ſithe come to kyng Arthur and to his Courte.

Ca. lxxix.

Howe kyng Arthur come in to ffraunce and conquerede that lande of ffrolles that was a Romayne and kym kyllede.

SIthe hit be falle that kyng Arthur thurgh counſaile of his Britanis and lordes wolde gon to alle ffraunce that thanne was clepede Galle thurgh Romanis that thane helde that lande in here power and in here lordeſhip and the romanis had take that lande to a nobel knyght and a worthy of body that men called ffrolles. And whenne he wiſte that kyng Arthur come he hordeyned on hoſte and a grete powere and faught with the kyng and he and his folke were diſcomefite and thens he fledde to parys and entered the towne and cloſede the yattes and per hem helde || Arthur wiſte that ffrolles was gonn to parys he purſuede after and come thithir and hym beſegede but the Cite was ſo ſtronge and welle arrayede and they that were with in defendede hem welle and manlyche kyng Arthur dwelle there more thenne a monthe and there was ſo muche peple in the Citee and had ſpendede alle there vitailles that were with in And ſo grete hunger came amonges theme that they dyede [Fol. 45. b.] wounder thike with in the Citee for hunger and they came to ffrolles and preyede hym to be accordede with kyng Arthur for to haue peace and they wolde yeld theme to hym and the towne alſo frolles ſawe that he no lenger myght holde the Citee ayenste his wille and truſt gretly vppon his owne ſtrength and ſende to kyng Arthur that he ſhulde fyght with hym. Body for body and ſo ſhulde they departe ffraunce by twene them twoo. || Kyng Arthur anoon grauntede and wolde that noon of his peple vnder take the Bataille for hym and vppon the morowe bothe came welle armede with oute Parys there they ſhulde fyght and anoon they ſmytte to gedres ſo ferſely and ſo welle foughten vppon bothe ſydes that noo man couthe deme the Better of hem and ſo hit be felle that ffrolles yaf Arthur ſuche a ſtroke that he knelede to the Grounde wolde he nolde he and ffrolles with drewe his ſwerde and woundede kyng Arthur in the forehede that the bloode felle doune by his yen and his face || Arthur anoon ſtert vppe hertely whene he felde hym hurte as a man that ſemede al moſte woode and he toke taborne his good ſwerde and drough vppon high and yaff frolles ſuche a ſtroke that there with he clifte his hede doune to the ſhuldres ſo that his helme myght not be his waraunte and ſo he felle downe dede in the place and they of the Citee made grete ſorowne for

frolles and anon euerychone yelde hem to kyng Arthur and the towne alſo and by come his men and dyde to hym homage and feaute and he vnderfonge heme and tooke of hem goode hoſtages And kyng Arthur after that wente furthe with his hoſte and Conquerede Aungonne and Angers Gaſcoigne Phithis Nauerne Burgoyne Burg lehoner Tueryn and Pheghters and alle the othir landes of ffraunce he conquerede. holiche and whenne he had alle conquerede and take her homages and feautes he tornede ayen to parys and there he [Fol. 46. a.] dwellede longe tyme and ordeynede peace longe tyme ouir alle the countre and thourghoute alle ffraunce and whenne peace was made ouir alle thurgh his noble knyghthode that he had and alſo for his owne worthynes And noo man were he neuer ſo grete a lorde durſte not meue werre a yens hym neythir to ryſe and for to make the lande of ffraunce in quiete and peace he dwellede there .ix. yere and dyde there many grete woundres and reprouede many proude men and lythir tyraunts and theme chaſtiſede after here deſeruyng.

Ca. .iiij^{xx}. *

Howe kyng Arthure avauncede alle his men that had travaylede in his feruyſe where he wente.

And after hit be felle thus at Efter there that he hellde a feſte at Parys and richely he gan avaunce his knyghts for her feruyce that hym had holpyn in his Conqueſte he yaf his Stywarde that men callede kaye Angou and Angers and to bedelere his Botteller he yaf Normandye that than was callede Neuſtreie and to holden his Chaumberleyne he yaf fflaunders and Mounte and to dorelle his Cofyn he yaf Buloigne and to Richarde his Coſyn he yaff Pountyf and to alle othir he yaf. largely landes and fees after that they were of eſtate || And whenne Arthur had thus his knyghtes feoſede at Apriell thanne-nexte folowyng he come ayen in to Britaigne his owne lande and after at whitſontyd nexte ſewing by Counſeill of his Barouns he wolde be crounede kyng of Glommorgan and helde a ſolempne feſte and lette ſommoun kinges Erles Barouns that they ſhulde come thithir euerychone there was ** Scatier kyng of ffeotlande Cadwere kyng of ſſouthewales Suyllonde kyng of Northewales Maddyd king of Irlande Malgamour kyng of Gutlande Achilles kyng of Iſlande Alothe kyng of denmarke Gonewas kyng of Norwaye and hoelle his Coſyn khng of little Britaine Cadour kyng of dorkeneye || Morwith Erle of Cornewayle Mauren Erle of Glowceſtre Euerdon Erl of Winchefter Boeff Erle of herforde Argeli Erle of Oxenforde Curſalle Erle of Bathe Jonas Erle of Cheſter Eueraff Erle of dorceſter kymour Erle of ff [Fol. 46. b.] lyſbury Waloth Erle of Caunterbury Ingerrye Erle of Chicheſter Aralle Erle of Leyceſter and the Erle of warwyk and many othir riche lordes Britains alſo there were Inoghe that ys to ſeye Cipponner donand Sennez and many othir that ben not here namede were at that feſte and many a fayre feſte kyng Arthur had holde before but neuer noon ſuche ne ſo ſolempne and that laſtede .xv. dayes with muche honoure and myrthe.

Ca. .iiij^{xx}i.

Of the lettre that was sente frome the Citee of Rome for pride to kyng Arthur.

The thirde daye as kyng Arthur ſatte atte his mete amonge alle his kynges and amonge alle hem that sitten at the feſte afore hym come .x.

* Die franzöſische Bezeichnung der Zahl 80 (quatre-vingt) kann nur die Veranlassung zu dieser Art der Darstellung derselben sein. Aus dem deutschen Zahlsystem erklärt sie sich nicht.

** Die Aufzählung findet sich bei Galfr. Monm. auch, die Namen stimmen aber nicht überein.

Aldermen. of agee richelly arreyede and Curtifly ſalnede hym and ſeyde they came frome the Emperoure ſente Meſſagers and tooke the kyng a lettre that thus was to vnderſtande || Grettely vs meruailes Arthur that thou arte ouys ſo hardy with eyen in thyn hede to make ooppyn werre and Contake ayens vs of Rome that owen alle the worlde to deme. for thou haſte neuir yette be fore this tyme prouyde ne aſſayede the ſtrengthe of Romayns and there fore thou hit ſhalle with in ſhorte tyme for Julyus Ceſer conquerede alle the lande of Britaine and tooke there of Truage and oure folke longe tyme haue hit holde and nowe thurgh thy pride thou with holdeſte where fore we Commannde the that thou hit yeſſde ayen || And yette haſte thou more foly doon that thou haſte ſlayne ſſrolles that was oure Baroune of ſſraunce alle with wronge and there fore. alle the Comones of Rome warneth and commaunden the vppon payne of lyff and lymme that thou in haſte be at rome amendes to make of thy myſdes that thou haſte doon and yf hit ſo be that thou come not we ſhall paſſe the hylle of Joye with ſtrength and we ſhall the ſeche where euir thou maye be founde and thou ſhalte not haue one foote of lande of thyn owne that we ſhall diſtroye hit and afterwarde with thy body ſhall do oure wylles || Whenne this lettre was [Fol. 47. a.] rede and alle men hit harde they were annoyede alle that were at that ſolempnite and the Britains wolde haue ſlayne the meſſangers || But Arthur wolde notte ſuffer and hit and ſeyde that the meſſagers ſhulde haue noon harme and mowe be reſon noon deſerue but he commaundede hem to be worſhupfuly ſeruede and after mete he tooke counſeylle of kynges Erles Barouns what anſwere they myght yeue to the meſſagers || And they counſeillede hym alle at onys that he ſhulde aſſemble a grete powere af alle the landes of the wiche he had lordeſhip ard manlyche and uenge hym vppon the Emperour of the diſpite that he had ſende to hym ſuche a lettre and they ſweren by god and by his names that they ſhulde hym purſue and Brynne in as muche as they myght and ſeyd that they wolde neuir fayle kyng Arthur and rathir to be dede and they lette write a lettre to ſende to the Emperoure by the ſame meſſangers in this mauer.

Ca. .iiij^{xx}ii.

Off the bolde anſwere that kyng Arthure ſende to the Emperoure of Rome and to the Romays.

WNder ſtonde amonges youe of rome that I ame kyng Arthur of Britaine and frely hit holde and ſhall holde and at rome haſtely I ſhall be not to yeue trouage but for to axe truage for Conſtantine that was Elyns ſonne* that was Emperoure of rome and of alle the honoure that longith there to for Maximian kyng conquerede alle lumberdy and they twoo were myn aunceſtres and that they had and helde I ſhall haue thurgh goddis wille.

Ca. .iiij^{xx}iij.

Off the kinges and lordes that com to helpe kyng Arthur ayens the Emperoure of rome.

WHenne this lettre was made and enſealede kyng Arthur thenne to the meſſangers yaf grete yeftis and after that the meſſagers tooke there lyue and wente thens and came to the courte of rome and tolde the Emperoure howe worthely they were vnder fonge and what a ryall compny he had hym to ſerue and howe he was more ryally ſeruyde thenne the Emperoure or any kyng lyuyng in the worlde and whenne the Em [Fol. 47. b.] peroure had ſeyne the lettre of Arthur and herde what was there in and ſawe that Arthur wolde not be rulede after hym he lette aſſemble and ordeyne an

* ſonnes, MS.

huge hoste for to distroye kyng Arthur yf that he myght = And kyng Arthur as towching his parte ordeynede his powere of knyghtes of his rounde table.

Ca. iiij^{xx}iiij.

Off the kynges and lordes that come to helpe kyng Arthure ayens the Emperoure of Rome.

THe kyng of ffcotland and of Irlande and of Gutlande of denmarke and of Allmaigne euery of hem had .xm^{l}. men. they of Normandy. Gaſcoigne. and Almaigne ffLaundres and Pheghto and of Bolaigne had .iiij^{xx}. m^{l}. and Garmer of Chartres had .x m^{l}. Hoell of Britaine .xij. ml. and hym felff of his owne land .xij. m^{l}. and of Arblastres of Archiers and of othir folke one foote that no man couthe noumber and whenne alle were redy for to wende kyng Arthur his lande and Gunnore his wyff tooke to kepe to one of his Neuewes that was a wyffe knyght and one hardy that men callede mordrede but he was not all trewe as ye ſhall hyre afterwarde kyng Arthur tooke alle his Roialme this Mordrede saue onely the Croune and after that kyng Arthur tooke his hofte and wente to ffouthampton there that the ffippes weren brought and the folke affemblede and dyde hem to the fee and had good wynde and wedre at wille and aſ ſone as they myght they Arryuede at Barflete and ſprade hem [over] alle the Countre.

Ca. iiij^{xx}v.

Howe kyng Arthure faught with one gyaunte in ſpaigne callede denabus that kyllede Elyn kyng hoelles Coſyn of lytell Britaine.

KYng Arthur had nought dwellede in the Countre but a lytle whille that men tolde hym that there was come a grete Giaunt in to ffpaigne and had rauyffede fayre Elyn that was Coſyn to hoell of Britaine and had brought hir vppon one hille that was callede the Monnte of feynt Barnarde* and there was noo man in that Countre ſo bolde and ſo hardy that durſte

---

Wace, Roman de Brut, herausgegeben von Le Roux de Lincy. Vol. II. pag. 144 ff.

11568: N'avoit mie mult atandu
Quant il oï et dit li fu
Que uns gaians mult corporus
Ert devers Espaigne venus;
Nièce Hoël Hélaine ot prise
Ravie l'ot, el mont l'ot mise
Que l'on or Saint Michel apèle;
N'i avoit mostier, ne capèle
Del fluet del mer montant ert clos
N'avoit home el pais si os,
Ne bacelier, ne paisant
Si orgillos, ne si prisant,
Qui s'osast al gaiant combatre,
Ne là où il estoit embatre.
Qant cil del pais s'asambloient,
Et por combatre al mont aloient
Souvent par mer et par la terre,
Ne li ert gaires de lour guerre:
A voces lor nés dépeçoit,
Tos les ocioit et noioit
Tuit l'avoient laié ester,
Ne l'osoient mais abiter.
Mult véissiés as paisans
Maisons vuidier, porter enfans,
Femes mener, bestes cachier,
Es mons monter, es bois muchier,
Par bois et par désers fuioient,
Et envers là morir quidoient.
Toute estoit la terre guerpie,
Toute s'en ert la gent fuie.
Li jaians ot non Dinabuc
Que puisse prendre mal trebuc.**
Quant Artus en oï parler,
Kex apela et Beduier,
Ses seneseax fut li premiers
Et li autres ses botilliers.

---

* Barnarde statt Michel ist eine willkürliche Aenderung unseres Chronisten.

** Die letzten 10 Zeilen sind Erweiterungen einer späteren Handschrift.

with hym [Fol. 48. a.] fyght ne come nyghe the place there that* the Giaunt was (ne his place) and men callede hym dynabus that muche ſorowe dyde in that Countre || Whenne kyng Arthur herde this tything he called kay and bedewere and commaundede hem. that they ſhulde gon priuily and aſpie where the Gyaunte myght be founde and they come [to] the rynage there that men ſhuld gon to þe Mounte that was alle cloſede a bought with water and yet ys and euer** more ſhall be. and they ſawe a Brennyng fyre vppon the hille and there was alſo one othir hille nygh by and there was one othir fyre Brennyng || key and bedewere come to the nexte hille and founde a wedowe oppin hede ſitting*** by ſyde a tombe weping and grete

---

Ne vaut parler a nul altre home.
Cele nuit s'em part de prinsome;
Ne voloit ost od soi mener,
Ne cist afaire à toz monstrer;
Ne quidoit se il le séussent,
Que del jaiant pooir éussent.
Et il ert tex et tant valoit
Qu'à lui destruire sofissoit.
Tote nuit ont tant cevalcié
Et esperoné et brocié,
Par matin vinrent al rivage
Là ou il virent le passage;
Sor le mont virent fu ardoir,
De loin li pooit on véoir.
Un altre mont i ot menour
Quï n'ert mie loins del grignour.
En cascuns avoit fu ardant;
Por le aloit Artus dotant
Fn quel lius li gaians estoit,
Et el quel mont le troveroit;
N'i ot qui dire le séust,
Ne qui le jor véu l'éust.
A Bodoer dist qu'il alast
Et l'un et l'autre mont cerqast,
Tant le quérist qu'il le trovast,
Et puis venist, si il nonçast.
Cil est en un batel entrés,
At plus proçain mont est alés,
N'i pooit altrement aler,
Car plains estoit li flos de mer.
Com fu venus al mont proçain
Et il montoit le halt terrain,
Si com il ot le mont monté
Un seul petit a esceuté:
El mont oï grans ploréis,
Et grans sospris et mult hals cris;
Paor ot, si prist a frémir,
Car le gaiant cuida oir.
Mais semprès se raséura,
S' espée traist, avant ala
Recovré ot son hardiment,
En pensé ot et en talent
Que al gaiant se combatroit,
En aventure se metroit,
Et dist que por perdre la vie
Ne vouroit faire couardie.
Mais cel pensé ot il en vain,
Qar qant il vint sus al terrain,
Un feu ardant vit solement
Et un tombel fait novelment,
La tombe estoit novelment faite.
Li quens i vint l' espée traite,
Une vielle feme a trovée,
Ses dras desrous, escavelée;
Dejoste le tombel gisoit
Mult se plaignoit et dol menoit,
Helaine souvent regretoit,
Grant doeil faisoit, grant cris jetoit.
Qant ele a Beduier véu:
Caitis, fait-ele, qui es tu?
Quels mesaventure te maine?
A honte, à dolour et a paine
T'estuet hui ta vie finir,
Se li gaians te puet trover,
Maleureus, fui, tien ta voie
Ançois que li gaians te voie,
Car s'il te voi, jà i morras,
Jà de la mort n'escaperas.
Bone fame, dist Bedoer,
Parole à moi, lai le plorer,
Di moi qui es, et por qoi plores?
En ceste ille porqoi demores?
Qui gist en ceste sépulture?
Conte moi tote t' aventure.
Jo sui, dist-ele, une esgarée,
Une lasse maléurée,

Berücksichtigt man dies, so ist die enge Beziehung zwischen dem englischen Texte und der Schilderung des Wace augenscheinlich.

* Where ist noch nicht Relativform.

** Die Handschrift hat euery more.

*** ſitthing, MS.

forowe made and ofte fhe fayde Elyn Elyn. and bedewere axide what fhe was and where fore fhe made fo much forowe and who laye in that tombe. O quoth fhe what forow and what myffawenture feke ye here for yef the Gyaunt fynde you here ye fhalle be dede anoon || Be stille good wyff quoth they there of myfmake you noght || But telle vs the fothe why ye make fo muche forowe and weping ffirs quoth fhe for a damyfell that I noryffhed with my breſte that men callede Elyn that was Nece to hoell of Britaigne and here lyeth the body in this Tombe that to me was bytake to Noryffhe and fo there came a deuyll a Gyaunte and rauyffede hir and me alfoo and ledde vs bothe a waye and he wolde haue for |]*

Ci plor por une damisele
Que jo norri à ma mamele;
Helaine ot non, nièce Hoel,
Ci gist li cors en cest tombel.
A norir fu commandée:
Lasse! por coi me fu livrée?
Lasse! por coi l'ai je norrie,
Qant uns déables l'a ravie!
Uns gaians moi et li ravi
Et moi et li aporta ci:
La pucele valt por gésir,
Mais tendre fu, ne l' pot soffrir:
Ele fu jouene et il fu grans,
Les os avoit gros et pesans;
Ne l'pot Elaine sostenir,
L'ame li fist del cors partir.
Lasse! caitive, ma dolcor,
Ma joie, mon deduit, m' amour
A li'gaians à honte ocise,
Et jo l' ai ci en terre mise.
Por coi, dist li quens, ne t'en vas,
Qant tu Hélaine perdu as?
Vels tu, dist-ele, oir por coi?
Gentil home et cortois te voi,
Por ce ne t'en ferai celée:
Qant Elaine fut deviée.
Que il feist à honte morir
Dont je quidai del sens issir,
Morir la vi à grant dolour,
Dont j'ai au cuer mult grant irour,
Li gaians me fist ci rimaindre
Por sa luxure en moi refraindre;
Par force m'a ci retenue,
Et par force m'a porjéue.
Sa force m'estuet otroier,
Ne li puis mie desforchier;
Ne le fas mie de mon gré,
Mais encontre ma volonté;
Petit s'an falt quil ne m'a morte,
Mais plus sui vielle plus sui forte,
Et plus suí grant, et plus sui dure
Et plus sui forte, et plus sui seure,
Que ne fu damoisele Hélaine.
Et ndmporoc, s'en ai grant paine,
Trestot li cors de moi s'en delt;
Et s'il vient ça, si com il selt,
Por sa luxure refrener,
Ocis sera, sans demorer.
Là sus est en cel mont qi fume,
S'emprès venra, c'est sa coustume;
Fui t'en, amis, q'as tu ci quis?
Que tu ne soies entrepris.
Lai moi plorer et faire doel,
Morte fuisse pieça mon voel,
Mar vi d'Elaine l'amistie.
Dont en ot Beduier pitié;
Mult doucement la conforta,
Dont la guerpi, si s'entorna.
Al roi vint, si li a conté
Ce qu'il a oi et trové;
De la vielle qui doel faisoit
Et d' Elaine qui morte estoit,
Et del gaiant qui conversoit
En cel plus grant mont qui fumoit.

D' Elaine fu Artus dolans,
Mais ne fu pas coars, ne lans.
Al flos retraiant de la mer
A fait ses compaignons armer;
A forçor mont vinrent tantost
Comme la mer le mont desclost,
Lor palefrois et lor desfers
Commandèrent as escuiers.
Contre mont sunt alé tot troi,
Artus et Beduier et Koi:
Je irai, dist Artus, avant,
Si me combatrai al gaiant
Vous venrés après moi, arière.
Mais gardés bien que nus n'i fière
Tant com je me porai aidier,
Non jà, se jo n'en ai mestier,
Por moi aider ne vous mouvés,
Se grant essoine ne vées

---

* Hier fehlt offenbar etwas, vielleicht his lecherie.

Elayne* that mayden that was ſo yonge and tender of Agee but ſhe myght not hit ſuffer ſo grete and ſo huge the Gyaunt ys and he nowe coume as he ys wonte to doon Certis he wille you kille bothe twoo and there fore taſte wende ye hens. || And where fore they ſeyde goo ye not hens || Certis ſirs quoth ſhe whenne that Elyn was dede the Gyaunt made me to abyde and doo and haunt his wylle and me mouſte nedes hit ſuffer and god hit wote I do hit not with my good wille. for leuir me were to be dede thanne with hym to dele [Fol. 48. b.] ſo muche payne I haue whenne he me for lieth whenne key and Bedewere hat herde alle that this woman had told they turned ayen and come to kyng Arthur and tolde hym alle that they had ſeyn and herde || Arthur anon tooke hem bothe with hym and wente priuiliche by nyght that noon of his hoſte hit wiſte and come

---

Coardie resambleroit
Se nus fors moi s'i combatoit;
Et nonporquant, se vous véés
Mon besoing, si me socorés.
Cil ont ce qu'il dit otroié,
Puis ont tot trois le mont puié.
Li gaians al fu se séoit,
Et car de porc i rostissoit:
En espoi en quisoit partie
Et partie en carbon rostie;
La barbe avoit et les guernons
Soillies de cendre et de carbons.
Artus le quida ains sosprandre,
Qu'il péust sa maçue prendre,
Mais li gaians Artus coisi,
Merveilla soi, en piés sailli,
Sa maçue a al col levée
Qui mult estoit grosse et carée;
Dui paisant ne la portaissent,
Et de terre ne la levaissent.
Artus le vit en piés ester,
Et de ferir bien aprester;
S'espée tint, l'escu leva,
Encontre le colp qu'il dota;
Et li gaians tel li dona
Que tos li mons en résona
Et Artus tout en estona,
Mais fors fu, point ne cancela.
Artus senti le cop pesant;
S'espée tint, leva le branc,
L'escu fu del cop empiriés,
Li rois le voit, mult fu iriés.
Le bras hauça et estendi,
Le gaiant sus el front féri.
Les deus sorcils li entama,
Li sans el front li avala;
A icel colp ocis l'éust,
Jà recovrir n'i esteust;
Quant li gaians a la maçue
Contre le colp en haut tenue.
Quenci le cief, et bien estut,
Et nequedant tel cop reçut
Que tout le vis ensanglenta,
Et la veue li torbla.
Quant il senti ses elx troublés —
Dont fu esragies et dervés:
Comme sanglér feru d'espie,
Que li cien ont assés cacie,
S'enbat contre le venéor,
Tot ensement, par grant iror,
Corut al roi si l'embraça,
Ainc por l'espée ne l' laissa;
Grans fu, parmi le cors le prist,
A jenoillous venir le fist;
Mais Artus se resvigora,
En piés revint, si se dreça.
Artus fu forment airous,
Et merveilles engignous,
Coreciés fu et paor ot,
Si s'esforça tant com il pot,
A soi traist, et de soi s'enpainst,
Grant vertu ot, point ne se fainst;
Et saillant, guenci de travers
De l'anemi s'est desaërs;
Par grant vertu li escapa,
Ainc puis li jaians ne l'hapa
Dès qu'il se fu de lui estors
Et délivré senti son cors,
Mult fu isniax, entor ala,
Or ert de ça, or ert de là,
Od espée souvent ferrant.
Et cil aloit as mains tastant;
Les els avoit si plains de sanc
Qu'il ne véoit ne noir ne blanc.
Tant aloit Artus guencisant,
Souvent derière, souvent devant,
Que d'Escalibor l'alemele
Lui embati en la cervele,
Traist et empainst, et cil caï;
Par angoisse jetta un cri.

---

* layne, MS.

vppon the morowe erly to the Gyaunt and fought with hym ſtrongely and at he laſte he hym ſlough and Arthur bade Bedewere ſmyte of his hede and bring hit to the hoſte to ſhewe heme for a wonder for hit was ſo grete and ſo huge || Whenne they come agen to the hoſte they tolde where fore they had ben oute and ſhewed to hem the hede of the Gyaunt and euery man was glade and Ioyfull of that worthy dede that kyng Arthur had doon here lorde and hoell was ſorowfull for his Nece that was ſo loſte and afterwarde when he had ſpace he lete make a fayre Chapell of oure lady ouir Elyns Toumbe.

Tel escrois fist al caïement,
Comme chaisnes qui ciet par vent.
Dont commença Artus à rire;
Adons fu trepessée s'ire.
De loins estut, si l'esgarda.
A son bouteiller commanda
Qu'al gaiant le cief trencast,
Et as escuiers le livrast,
Et à l'ost la face porter,
Pour faire à merveille agarder.
Chil a fait son commandement.
L'espée trait, le cief en print;
Merveilles fu la teste grant
Et hideuse de cel juiant.
— — — — — — — — —

11,996. Quant Artus a le monstre ocis
Et Beduier a le cief pris,
Joios d'iloc s'en retornèrent,
A l'ost vinrent, si s'atornèrent,
Et content là il ont esté
Et ont à tos le cief mostré.
Hoel fu dolans de sa nièce
Et mult en fu triste grant pièce,
Par ce que si estoit périe.
De ma dame Sainte Marie
Fist faire el mont une capele
Que l'on or Tombe Elaine apele,
Por Elayne qui iloc jut
Tombe Elaine cest non reçut. *

Ca. iiij^{xx}vj.

Howe kyng Arthure gaf Bataille to the Emperour of Rome in the which Bataill the Emperour was ſlayne.

ARthur and his peple herde tything that the Emperoure had aſſemblede a grete powere as welle of ffaraſins as of Paynyms and Criſtenmen where of the noumber was iiij^{xx}. m^{l}. of horse men with oute footmen || Arthur and his men ordeynede faste forthe in there weye towarde the Emperoure and passede Normandie and ffraunce vnto Burgoyn and wolde euyn haue gon to the hoſte that men tolde hym that the Emperours hoſte wolde come to lucie And the Emperoure and his hoste in the begynnyng of Auguſte Remouede frome rome and come forthe ryght the waye towarde the hoſte || Thanne came kyng Arthurs eſpyes and ſeyde yf that Arthur wolde he ſhulde fynde there laſte by ſyde the Emperoure but they ſeyde that the Emperor had ſo grete power with hym of kyngis of the lande and of Paynyms alſo and Criſten peple alſo. That hit were but grete foly to kyng Arthur to mete with [Fol. 49. a.] hym for the aſpies tolde that the Emperoure had .v. men or .vj. ayens one of his || king Arthur was Bolde and hardy and for noo thing hym dyſmayede and ſayed goo we boldely in goddis name ayens the Romayns that with hem leden ffaraſins and Paynyms that noo maner truſte haue to god but onelich vppon there ſtrength goo we nowe and ſerche hem ſharply in the name of almyghty god and ſlee we

---

* Die Erwähnung des Grabes, welche sich nur bei Wace findet, so wie die fast wortgetreue Uebereinstimmung des Einganges der beiden hier neben einander angeführten Partien machen es unzweifelhaft, dass Wace die Hauptquelle des Chronisten gewesen ist. Wohl aber nicht seine einzige Autorität, da die Anklänge an die Chronik des Robert von Glouceſter nicht selten sind.

the paynyms and Criſtenmen that ben enemyes with hem for to distroye Criſtenmen and god ſhall vs hellpe for we haue the Ryght and therfore haue we good truſte in god and doo we ſoo that owre enemyes that ben falſe to Criſtendome and to god mowe be dede and diſtroyede and that men mowe Recorde the worthynes of knyghthode || Whenne kyng Arthure had thus ſeyde they cryede alle with one hygh voyce god ffader almyghty worſhipede be thyn name with oute ende Amen. and graunte vs grace welle to doo and to diſtroye oure enemyes that ben ayens Criſtendome In the name of the fader and of the ſonne and of the holy goſte Amen. and god gyue he neuir grace* ne worſhip in this worlde ne marcy of hym to haue that this daye ſhall faynte welle for to smyte and egerly and ſo they Ryden ſoftely and ordeyneede there wynges welle and wiſely || The Emperoure herd telle that kyng Arthur and his folke were redely arrayede for to fyght with hym and thithir they came where he ordeynede his wynges in the beſte maner that he myght and more truſte vppon his ſtrength than vppon god Almyghty and that was ſeyne afterwarde for thes .ij. hoſtes whenne they metten the Emperoure loſte ſuche foure of his folke as dyde kyng Arthur || And ſo many were ſlayne what vppon one ſyde and vppon that othir that hit was grete pite to ſee and to witte in this Bataille were ſlayne thurgh kyng Arthur .v. kynges of Paynyms and of othir wounder muche peple and kyng Arthurs men ffoughten ſo welle that the romayns and Pay [Fol. 49. b.] nyms had noo more ſtrength to with ſtande theme thanne .xx. ſhepe a yens v. wolfes. and ſo hit be felle that in this Bataile in a ſhowre that was wounder hard and longe enduryng vppon that one ſyde and vppon that othir the Emperoure a monges theme there was ſlayne but noo man wiſte for ſothe who** hym ſlou.

Ca. iiij^{xx}vij.

How kyng Arthur lette entire his knyghtes that he hade loſte in Bataile and howe he ſente the Emperours Body to Rome ſlayne in Bataille.

WHenne the Romayns wiſte that the Emperoure was dede they for ſoke the felde and the Paynyms alſo and kyng Arthur after theme chacede tille hit was nyght and ſo many of hem kylled that hit was wonder to telle and thenne tornede kyng Arthur a yen at nyght and thankede almyghty god of his Victory and one the morowe he lette loke and ſeke alle the felde for his knyghtis that he had loſte that ys to ſeye Berell Erle of Manus Bedewere and key and lygers Erle of Boloigne Vrgeti Erle of Bathe Alothe Erle of Winchefter Curſale Erle of Chefter and holden Erle of ffiaunders thes were the grete lordes that kyng Arthur loſte there at that Bataille amonge othir worthi knyghtes and ſume he lette entere in Abbayes by the Countre and ſum men he lette be boren in to there owne Countre || And the Emperonrs body he lette take and put it vppon a bere and ſente hit to rome and ſeyde to the Romayns that as for Britaigne and ffraunce which that he helde othir truage he wold noon paye and yeff they axede hym any othir truage Right ſuche truage he wolde hem paye || Thane kyng Arthur lette bury key in keuen his oune Caſtelle and there he was enterede and lygeers was Borne in to Boloigne there that he was lord And holden was Borne in to fflaundres and there he was enterede and alle the othir he lette entere with muche honoure in abbayes and in howſes of Relygion in the Countre there that they were dede And Arthur hym ſelfe ſoiournede that ſame yere in Burgoyne with his hoſte and thought the [Fol. 50. a.]

* garce, MS. Die Metathese des r ist freilich keine ungewöhnliche Erscheinung im älteren Englisch, sie kommt aber nur in germanischen Stämmen vor.

** ho. MS.

same yere folowyng to passe to the Mount of Joye and haue goon to Rome alle for to haue take the Citee and haue put the Romayns to fubieccion but the wickede Tyraunte Mordrede hym lettede as after ye fhall hyre.

Ca. iiij^{xx}viii.

Howe Mordrede the Traytour whome kyng Arthur tooke his lande to kepe and his Castellis helde hit ayens his wille.

WHenne kyng Arthur had take to Mordrede his Roialme to kepe and was goon a yens the Emperoure of Rome and was paſſede the ſee Mordrede anoon tooke homage and foialtes of alle theme that were in this lande and wolde haue had the lande to his owne vſe and toke Castellis abought and lette hem arraye and after this grete falſenes he dyde one othir grete wronge for ayens the laue of „expiate“* he tooke his owne Emes wyff as a Traytour fhulde and ordeynede hym a grete hoſte a yens Arthurs commyng to holde the lande a yens hym with ſtrength for euir more and to flee kyng Arthur yeff that he myght and lette ſend bothe by the ſee and by the land and aſſembled Paynyms and Criſten peple and he ſende to ſſaxons and to danes for to helpe hym. and alſo Mordrede ſende to Cheldrike to doo men coume to hym oute of ſſaxon that was a worthi duke and he hyght hym yef that he brought with hym muche peple he wolde graunte hym in heritage for euir more alle the lande that Engiſt had of ſſortigers yefte when he had ſpouſede his doughter and Cheldrike came with a grete ſtrength and powere of peple and Mordrede had aſſemblede alſo in his be halfe that they had xl. m^{l}. of ſtronge knyghtis when thei had nede.

Ca. iiij^{xx}ix.

Howe Arthur enchacede mordrede the Traytoure and howe he was flayne and alſo that kyng Arthure was woundede to the dethe.

WHene this tything came to kyng Arthur there that he was in Britaigne he was fulle ſory and euyll annoyede and tooke alle ſſarunce to hoell forto kepe with halfe dele of his men and prayed hym that he wolde hit kepe** [Fol. 50. b.] tille that he wolde come a yen for hymſelfe wolde wende in to Britaigne and a venge hym vppon Mordrede that was his Traytour and forthe he wente his waye and came to Swythelande and made his men to goon in to the ſhippis and wolde haue arryuede at Sandewyche and brought with hym a grete hoſte of ſſraunce alſo with his owne land but or that he myght come to land with his peple Mordrede came with alle his power and gafe a ſtrong Bataile ſo that kyng Arthur loſte many of his men or he myght come to lande there was Sawen his Neuewe flayne and auguyſſell that helde ſſcotlande and many othir of kyng Arthurs men were fulle ſore hurte But after that they were come to lande Mordrede myght not ayens hem endure but a non was diſcomefite and fledde thens the same nyght with his men and vppon the morowe came to london but they of the Citee wolde not ſuffer hym come in And fro thens he flede to Winchester and there he helde hym with his peple that with hym came Kyng Arthur lette take the Bodi of Gauwein his Coſyn and the body of Auguiffel and lette theme be bore in to ſſcotlande in to ther owne Countre and there they were enterede And after anoon kyng Arthur tooke his men

---

* Galf. Monm. sagt: violato jure priorum nuptiarum. Wace: Contre crestiane loi. Harl. 53: ayaynnes þe law of god. Die Form der Handschrift ist xpiate.

** Im MS. kommen die Worte von with bis kepe zwei Mal hinter einander vor, eine Flüchtigkeit des Copisten.

and his waye to diſtroye Mordrede and he flede fro thens in to cornewaile || The Quene Gunnore that was kyng Arthurs wyff that þane ſoiurnede at yorke herde that Mordrede was fledde thens and myght not endure ayens kyng Arthur ſhe was ſore adrade and had grete doute and wiſte not what was beſte to doon for ſhe wiſte welle that hire lorde kyng Arthur wolde neuir of hire haue mercy for the grete ſhame that ſhe had to hym doon and tooke hire waye priuiliche with .iiij. men and came to Carlyon and there tooke a place and there dwellede alle hire lyfl tyme that neuir was ſayn amonge folke hire lyff duryng Arthur wiſte that Mordrede was fledde in to Cornewayle and he lette ſende after his men in to ffcotlande and Northeumberlande unto hum [Fol. 51. a.] bar and lette aſſemble folke with oute noumber and came fro thens in to Cornewayle to ſeche and purſue after Mordrede and Mordrede had aſſemblede to hym alle the folke of Cornewaille and had peple without noumber and wiſte that Arthur was commyng and he had leuir to dye and take his chaunce than lenger flee and bode and yaf one harde Bataile to kyng Arthur and to his peple ſo that ſo muche peple was ſlayne what one that one halfe and vppon that othir that noo man wiſte who had the Beter partye || But ſo hit beffell at the laſte that Mordrede was ſlayne and alle his folke and alle the Chiualrye that kyng Arthur had gadrede and Noryffhede of dyuers landes and alſo the noble knyghtis of the Rounde table that ſo muche were prayſede thurghoute alle the worlde were there ſlayne and Arthur hym ſelfe was woundede there to dethe but he lette hym be bore in a litter to Auion to be helede of his woundes and yet the Britains ſuppoſen that he lyuith in one othir lande and that he ſhall come yette and conquere alle Britaigne* but certis this ys the prophecye of Merlyn he ſayth that his dethe ſhulde be douteus and he ſayde ſothe for there of yette hauen doutte and ſhall for euir more as ſayn for men watte not whethir he lyuith or ys dede Arthur was borne to Auion the .xxij. yere of his Reyghne after the Incarnacion of owre lord Jesu Criſte .vc. and .xlvi. yere.

Ca. iiij^{xx}.x.

Howe kyng Arthur delyuerede the Roialme to Conſtantyne the ſonne of Cadoure his Neuewe.

WHenne kyng Arthur wiſte he myght noo lenger Reighne he lette come afore hym Conſtantine Cadours ffonne-Erle of Cornewaile his Coſyn and to hym by tooke alle the Roialme and to hym ſayde and bade hym there of to be kyng tylle that he come ayen for aſ muche as he had noon here of his body and grete harme was hit that ſo noble a kyng and ſo doughty had noon childe of his Body begoten but alle thing that god wille haue doon muſte nedes be doon whos name be bleſſede with oute ende Amen.

Zusatz 1.

Galfredi Monumetensis Historia Britonum. Herausgegeben von J. A. Giles für die Caxton Society, London 1844.

Liber X, § 3. Interea nunciatur Arturo, quendam mirae magnitudinis gigantem ex partibus Hispaniarum advenisse, et Helenam neptem ducis Hoeli custodibus ejusdem eripuisse et in cacumen montis, qui nunc Michaelis dicitur, cum illa diffugisse: milites vero patriae insequutos, nihil adversus eum profecisse: nam sive mari sive terra illum invadebant, aut eorum naves

* Eine eigenthümliche Verwandtschaft mit der Sage von Friedrich Barbarossa.

ingentibus saxis obruebat, aut diversorum generum telis interimebat: sed et plures capiebat quos semivivos devorabat. Nocte ergo sequenti in secunda hora, assumpto Caio dapifero et Beduero pincerna, clam ceteris tentoria egressus, viam montem versus arripuit. Tanta namque virtute praevalendo, negligebat contra talia monstra exercitum ducere: cum et ipsos hoc modo animaret, et solus ad illa deftruenda sufficeret. Ut igitur prope montem venerunt, aspexerunt quendam rogum super eum ardentem: alium vero super minorem qui non longe ab altero distabat. Dubitantes ergo, super quem eorum habitaret gigas: Beduerum dirigunt ut rei certitudinem exploret. At ille inventa quadam navicula, prius ad minorem navigabat: quem aliter nequibat adire, quoniam intra mare situs erat. Cuius cum cacumen incepisset ascendere, audito desuper foemineo ululatu, primo inhorruit: quia dubitabat monstrum illud adesse. Revocata ocyus audacia, gladium evaginavit, et ascenso culmine nihil aliud reperit praeter rogum quem prospexerat. Inspexit quoque tumulum recenter factum, et juxta eum, quandam anum flentem, et ejulantem: quae ut eum aspexit, confestim fletu impediente, in hunc modum est profata: „O infelix homo, quod infortunium te in hunc locum subvectat! O inenarrabilis mortis poenas passure: miseret me tui: miseret, quia tam detestabile monstrum florem juventutis tuae in hac nocte consumet. Aderit namque sceleratissimus ille invisi nominis gigas qui neptem ducis, quam modo hic intumulavi, et me altricem illius, in hunc montem advexit qui inaudito mortis genere te absque cunctamine afficiet. Proh tristia fata! serenessima alumna, recepto intra tenerimum pectus timore, dum eam nefandus ille amplecteretur, vitam diuturniori luce dignam finivit. Ut igitur illam, quae erat mihi alter spiritus, altera vita, altera dulcedo jucunditatis, foedo coitu suo deturpare nequivit, detestanda venere succensus, mihi invitae (Deum et senectutem meam testor) vim et violentiam ingessit. Fuge, dilecte mi, fuge: ne si more suo mecum coiturus advenerit, te hoc modo repertum miserabili caede dilaniet.“ At ille, quantum humanae naturae possibile est, commotus, eam amicis sedavit verbis, et promisso festinantis auxilii solamine, ad Arturum reversus est, et omnia quae invenerat indicavit. Arturus autem casum ingemiscens puellae, praecepit eis ut sibi soli illum invadere permitterent: sed si necessitas accideret, in auxilium procedentes, viriliter aggrederentur. Direxerunt inde iter ad majorem montem, et equos suos armigeris commiserunt, et cum Arturo praecedente ascenderunt. Aderat autem inhumanus ille ad ignem, illitus ora tabo senesorum porcorum, quos partim devoraverat, partim vero verubus infixos suppositis prunis torrebat. Mox ut illos, nihil tale praemeditatus, aspexit, festinavit clavam suam sumere, quam duo juvenes vix a terra erigerent. Evaginavit ergo rex gladium suum, et praetenso clypeo, quantum velocitas sinebat, properabat eum praepedire, antequam clavam cepisset. At ille non ignarus meditationis, jam ceperat eam, regemque interposito clypeo tanto percussit conamine, quod sonitu ictus et tota littora replevit, et aures ejusdem ultra modum hebetavit. Arturus vero acri ignescens ira, erecto in frontem ipsius ense, vulnus intulit, tametsi non mortale, unde tamen sanguis in faciem et oculos ejus profluens, ejusdem excaecavit aciem. Interposuerat namque clavam ictui, et frontem suam a letali vulnere muniverat. Excaecatus autem profluente sanguine, acrior insurgit, et velut aper evadens per venabulum in venatorem, ita irruit per gladium in regem, et complectendo eum per medium, coegit eum genua humi flectere. Arturus itaque revocata virtute, ocyus elabitur: et celeriter nunc hinc nunc illinc nefandum gladio diverberat: nec requievit, donec letali vulnere illato totum mucronem capiti impressit, qua cerebrum testa protegebatur. Exclamavit vero invisus ille, et velut quercus ventorum viribus eradicata, cum maximo sonitu corruit. Rex illico in risum solutus, praecepit Beduero amputare ei caput, et dare uni armigerorum ad deferendum ad castra: ut spectaculum intuentibus fieret.

Zusatz 2.

Chronicle of Robert of Gloucestre.

MS. Cotton. Caligula A. XI.

Fol. 64. b. Under þat þer com word. to þe king arþure.
þat þe meſte geaunt. þat mon ſholde of yhure.
Out of þe lond of ſpayne come. and hadde ynome eleyne.
þat was ſo vair þe kinges nece. howel of brutayne.
& vpe þe mount of ſein michel. hire ladde atte laſte
& þe kniȝteſ of þe lond. sywede after vaſte.*
Ac hii ne miȝte aȝen him do. no weþer ſo so hii wende.
Bi water oþer bi londe. anon riȝt he hom ſſende.
Fol. 65. a. Mid gleyne oþer mid rocheſ. & vewe* aliue he let.
& some he mid ſtrencþe nom. & al quic hom vret.*
& al ſtilleliche wiþinne niȝt. þe king nom if boteler.
Bedwer þat nomon it nuſte.** & kay if paneter.
Vor he truſte to hom meſt. & wende vorþ alone.
Vor he nolde** to such geant. verdeſ lede none.
Vor o body aſ we ſeiþ. & ſo moche ek he truſte.
To him sulue & to hardyſe. if men wan hii it wuſte.
þo he com toward þis hul. a gret ſur þer vppe he sey
& another vp a laſſe hul. þat þer biſyde was ney.
Nou nuſte hii to soþe. vpe weþer þe geaunt were.
Bedwer he ſende vor to aſpye. ſtilleliche verſt þere.
Verſt to þe laſſe hul he wende. by a ſſip þat he vond.*
He wende al bi watere. vor he ne miȝte noȝt alond.
þo he com vpe þe hul an hey. he hurde atte biginninge.
Of a wonman a deoluol cry. & a pitos wepinge.
Verſt he waſ ſore adrad. þat þe geaunt were þer ney.
& naþeles he hente herte. & drou more an hey.
þo wond he þere þat ſur. & alute þer bi syde.
A buryelſ al nywe ymad. & a wonman þat ſo cryede.
Al uor olded ſitte þere. & anon ſo ȝo yſey.
þe king bedwer ȝo siȝte. & bi gan to grede an hey.
Alaſ alaſ þou wreeche mon. woch meſaunture.
Aþ þe ybroȝt in to þis ſtede. alaſ hou ſſalt tou dure.
Allaſ þe pyneſ þat þou ſſalt. ſone þolie of deþ.
þe pyte þat ich abbe of þe. þoru out min herte geþ.
Vor þiſ vorbroyde geant. abbe he of þe an siȝt.
þi faire body ſo gentil. vor swolwe he wole to niȝt.
Vor he wole ſone come. þulke vorbroyde pece.
þat nom eleyne þat noble mayde. king howeleſ nece.
þat ichabbe nouþe riȝt here ybured. waſ*** norice ich was.
þat waſ al mi ſoule & mi liſ. ich wene no such nas.
& þe wule he wolde þis tendre þing. wemmy† foule ynou.

---

* Das v in vaste, vewe, vret, vond ist eine Eigenthümlichkeit des südlichen Dialektes, für dessen Studium die Chronik von Gloucester das werthvollste Sprachdenkmal ist.

** nuste = ne wuste; nolde = ne wolde.

*** Für whoſe.

† Wemmy = defile, pollute. „They use the word *a wem* for a small fault, hole, decay or blemish, especially in cloth, in Eſſex to this day.“ Hearne.

& heo ne miȝte soffry noȝt. mid lecherye he hire slou.
þo eode he to me olde wreeche. to endi þif foule eas
To witneſſe god ich take. þat aȝen my wille it was.
& dude bi me if lecherye. alaſ þulke ſtounde.
þer uore ſle þou hendy mon. vor siker þou* yfaunde.
Fol. 65. b. Wanne he comþ bi me to ligge. he wole þe lime mele.
To drawe & uorſuowe. par auenture at one mele.
Bedwer bigan to conforti. þe wonmon in þe place.
& bihet hire bote of hire wo. bi tyme þoru godef grace.
& wende aȝen to þe king. & tolde al þis eas.
þe king was fori þo he wuſte. þat þet maide aſlawe was
Ac auanture he þoȝte him do. & dude him in þe weye.
þif clene maide uorto awreke. & is felawef beye.
Ar hii come vpo þe hul. arſt he was ycome
þif griſliche geant (&) adde. an vatte barn ynome.
& yſpited him þoru out. mid an grene ſpite.
& roſtede in þis grete fur. to abbe þe volle bite.
Arþur bed if felawef. to late him yworpe al one.
Ac ȝif hii seye him in nede. þat hii ne made targinge none.
King Arthure him bleſſede. & baldeliche ynou.
Toward þis griſliche fourme. mid god herte him drou.
þis geant þo he sey him come. bigan is mace adrawe.
þat tueye ſtalwarde men. ne ſſolde noȝt enes wawe.
Toward þe heued þe king he smot. ac he hente mid if ffelde.
Ac ȝut he buyde al adoun. & wel harde it yvelde.
Vor hit þoȝte al þe hul. mid þe ſtroc was aſtoned.
Arþur waſ liȝt ynou. aſ he waſ ywoned.
He hupte þo he ywraþþed waſ. & if fuerd adrou.
& smot þen ffrewe in þe frount. mid god erneſt ynou.
& þe vel & fleſſ waſ ſo hard. & þe ſcolle hard & þikke.
þeruore þei it ne come noȝt þoru. þe dunt naſ noȝt wikke.
& if male he dude ek bituene. ac þat blod adoun wende.
So vaſt in eye & in face. þat hit him ney ablende.
þe king hupte her & þer. & leyde on euere vaſte.
So ſtrong waſ þe ffrewe þat no dunt. ne miȝte him adoun caſte.
He veinde & grunte & ſtod aȝen. aſ it were a ſtrong bor.
þat euere wole aȝen þe ſtroc. vor te he ne may nammor.
þe king smot euere her & þer. so þat atte laſte.
Erneſt of herte he nom to him. & adrou so vaſte
Calebourne if gode suerd. þat he þut ſcolle clef a tuo.
þat þat suerd waſ al þer inne ſhud. þat brayn orn out al ſo.
So griſliche ȝal þat ffrewe þo. & griſlich waſ if bere.
He vel adoun as a gret ok. þat bineþe ykorne were.
Fol. 66. a. þat it þoȝte þat al þe hul. mid þe vallinge ſſoe.
þo ſtod þe king & lou. & þei ech lime him ok.
Vor he waſ wery yfaȝt. bedwer he bed þere.
þat he corne of þe griſlich heued. & to þe caſtel it bere.
So þat hii come to hor felawef. in þe dawinge.
So noble loſ naſ neuere yhurd. aſ me bar þo þe kinge.
Hiſ men truſte þe bet to him. & mony a bleſſinge.
He adde uor he deliuerede men. of an ſo voule þinge.

---

* Die Inversion drückt hier die Bedingung aus.

Die Sprüche des h. Bernhard
und
die Vision des h. Paulus
nach Ms. Laud 108.

Von
Dr. Carl Horstmann.

I. Die Sprüche des h. Bernhard.*

HErkniez me a luytel þrowe.
Ȝe þat wollez ou self i knowe.
Wise þei ȝe beo.
Ichulle ou telle ase ich can.
Ȝwat holie writ spekz of Man.
Ȝif ȝe wullez i heore me.

Seint bernard seith in his bok.
þat man is worm and wormes cok.
For he schal wormes fede.
Ȝwan his lijf him is bi reued.
In his rug and in his heued.
Schullen grisliche wormes brede.

þi fleschs schal melte fram þe bon.
þi sennes sundriez euereeh on.
þi bodi schal al to sie.
Ȝe þat wollez þe soþe i seo.
Vndoz þe burieles þare hi beoz
And lokiez ȝwat þare lie.

Man þu art a feble fom.
Here nast þou no siker hom.
I segge it þe wel stille.
þi riȝhte hom is elles ȝwer.

Ihūs us graunti to come þer.
Ȝwan it is his wille.

þi flesch stant a ȝein þi gost.
Ȝwanne þu schalt deiȝe þu it nost.
Noþur day ne nyȝht.
Nedescostes þou most deiȝe
Ne may no raunchoun þe fur buye.
Striue þe ȝwile þou miȝht.

Of feble wynd man is þi lijf.
Ȝwanne dez drawez is scharpe knyf.
þou do þe sone to schriue.
For ȝif þat þou canst loken ariȝht.
Ne hast þou here bote fiȝht.
þe ȝwile þou ar aliue.

Fol. 198. b. Nov þu art wrong nov þu art ryȝht.
Nou þou art heuy nou þu art lyȝht.
þou lepest also a ro.
Nov þu art sik nou þou art coueret.
Nov þou art riche nou þu art pouere.
Ne is þis muche wo.

* The Sayings of St. Bernard und The Visions of St. Paul betitelt F. Madden beide Gedichte; vgl. Havel. ed. W. Skeat, London 1868, Pref. p. XXXV.

þi flesch þe seith boþe niȝht and day.
Ichulle habbe ayse þe ȝwile i may.
þi soule seith a ȝein him nay.
Ȝif ich am aȝein þe of muche meth.
þou bringust me to helle to þe deth.
And to wo þat lastez ay.

þus it farez bi twene heom to.
þat on seith let. þat oþur seith do.
Ne connen huy neuere blinne.
Ake wel ȝe mouwen ov self i seo.
þe soule ouȝhte maister to beo.
þe maistrie for to winne.

A man ne beo nouȝht þi sulf vnkouth.
Loke ȝwat comez out of þi mouth.
And elles ȝware with oute.
ȝif þou wolt nime wel guod kepe.
þou ne fiudest bote a foul doung hepe.
þei þou loke þe al a boute.

Man þu hast in þi foule hous.
A deoreworþe þing and precious.
And ful deore it was a bouȝht.
Ich holde þe more þane wod.
Ȝif letest (!) so muche guod.
þe feond habbe al for nouȝht.

Man beo þou i war and eke wys.
Ȝif þou doun fallest sone aris.
Ne lie þou none stounde.
With al þi miȝht ȝif þou dost þis.
þi soule þe seyth and soth it is.
þat blisse þou hast i founde.

Man þou hauest þreo wicke fon.
Heore names i can nemme echon.
Ȝif ich schal tellen hem alle.
þin. owene flechs. þe world. þe feond.
And he þat best scholde beo þi freond.
Maketh þe raþest doun falle.

þou cloþest him with fair schroud.
þou makest þi fo fat and proud.
To fyȝhte þe a ȝein.
þou dost þi sulf wel muche wronk
þou makest þi fo fat and strong.
Ȝif ich it dorste seyen.

Man do þu bi conseil and bi red.
And with drauȝ þou him of is bred.
And watur ȝif him to drinke.
Ne lat him no þing Idel gon.

Ake do him pines mani on.
And ofte forto swynke.

To coueitise of mani þing.
þe world þe drawez a misliking.
A ȝeynes þe more and more.
Fals he is and fayr he semez.
Alre best ȝwane he þe quemez.
He þe bindez sore.

þou wost þis world schal gon to nouȝht.
Ne hast þou no þing hidere i brouȝht.
Ne nouȝht ne schalt bere with þe.
þou schalt al one gon þi wey.
With outen stede and palefrey.
With oute gold and feo.

þi þridde fo is þe foule wiȝht.
þat fondeth boþe day and nyȝht.
With his guyles alle.
Wel þou wost he ne louez þe nouȝht
He fondez ay to chaungen þi þouȝht.
And makez þe forto falle.

þou wost wel he nele þe no guod.
He wolde hauen þin herte blod.
Beo iwar of his hok.
Ake do ase ich þe habbe i seid.
And þine þreo fon worþez a leyd.
With heore owene Crok.

Ȝif þu seist þis spel is hard
Ine may nouȝht holde þis foreward
Holde ne wel it driȝe.
A luytel þing ich axi þe.
þou seie it me par charite.
þat þou me nouȝht ne lye.

Ȝware beoth nou þei þat bi fore us weren.
þat houndes ladden and hauekes beren.
And hadden field and wode.
þis riche leuedies in heore bour.
þet wereden gold on heore tressour.
With heore briȝhte rode.

Fol. 199. a. Huy eten and dronken and maden hem glad.
Here lyf was al in Ioye a lad.
Men knevleden hem bi fore.
Huy beren heom here so swiþe heyȝe.
þat þoruȝ twinklingues of heore eyȝen.
Heore soules beon alle for lore.

Ȝware beoz þulke þat couþen so wel
With vnriȝhte and wrongliche echdel
Winne rentes and londes.
And nolden nouȝht here beon aknowe.
þat it was unriȝhtfulliche heore owe.
For þe worldes schonde.

þulke þat deiden on vrþe here
And wonnen ouȝht in swuch manere.
Londes oþur rente
For soþe i segge it eou to wisse
Huy ne comiez neuere in heuene bisse*
Ake in helle huy schullen stunte.

þei huy ligge sike longue
And in heore dez bedde þienchez mid wronge
To þulke þing we come.
Fain huy wolden hadden huy space.
Ake manie nabbez þer to no grace
To ȝelden a ȝein eft sone.

þare seith þe bok a pliȝht.
þat eorl ne baroun cler** ne knyȝht.
Bacheler ne sweyn.
Noþing ne mouwe huy with onriȝht.
In þis manere habbe no wiȝht.
Bote huy it ȝelden aȝein.

Ȝware is þis hoppingue and þis song.
þis ridingue and þis proute ȝong.
þis hauekes and þis houndes.
Al þat weole is went awey.
þat Joyȝe is come to weilawey.
And to mani harde stoundes.

þole þou man ȝif þat þou miȝht.
A luyte pine þat man þe bit.
With drauȝh þine ayses ofte.
þei þine pines þe þinchen on lede.*
þou þench opon þe muchele mede.
Hit schal þe liken softe.

Ȝif þe feond þat foule þing
With wicke roun oþur vuel egging.
Hauez þe ene a kast
Op stond and beo guod Chaumpiun
And ne fal þou non more a doun
For a luytel blast.

þou tak þe rode to þi staf.
And þenk on him þat þaron ȝaf.
His lif þat was so leof.
He ȝaf it for þe þou ȝeld it him.
A ȝein is fo a staf þu nim.
And awrek him on þat þeof.

Marie moder houene quen.
þou canst and miȝht and owest to ben.
Ore help aȝein þe feonde.
Help us sunnes forto fleon.
þat we moten þi sone i seon.
In Joye with outen ende. Amen.

II. Die Vision des h. Paulus.

Fol. 199. a. SEue dawes aren þat men callez.
þe sonenday is best of alle.
þanne aungles habbuz heore pley.
Alle þe sunfole soules wicke.
þat beoz in helle pines þicke.
Huy restez hem þat ilke day.

þe storie is ase ich eou radde.
Hou seint Miȝhel powel ladde.
To þe peynes of helle.
He saiȝh at helle ȝates stonde.
Galutres al fuyrie to fonde.
Sunfole soules to quelle.

Some bi þe fiet weren an hongue.
And some bi heore tresses longue.
Heore peynes forto lienge.
Some bi hondene and bi armes.
And some bi heore erene and bi þe þarmes.
And some bi heore toungues hienge.

Powel lokede him bi side
And saiȝh a flod in helle glide
þare inne weren bestes felle.
Some ase fisches in þe se.
And some ase wormes fierden heo.
Sunfole soules to quelle.

A ful heiȝh brugge and vnguod.
Was maked ouer þat foule flod.
To habbe redie passage.
To laten þe guode soules pase.

* Ms. bisse statt blisse.
** cler st. clerk.

* on lede st. onrede?

To seon ore swete louerdes grace.
With oute ani out rage.

Fol. 199. b. He saiȝh peynes fale and wicke
And sunfole gostus þaron þicke.
For soþe ich eov segge.
þat bindez þe wrechche soules faste.
And inte helle pine hem castez.
Heore sunnes forto abugge.

Nis no toungue þat al may telle.
Of þe strongue peynes of helle.
Ne þe peynes þat some haue.
Lechours bi heom sulue wonen.
And wūmen þat of hore dom conne.
God amendi heore fare.

Powel opon þe brugge stod.
And lokede into þat foule flod.
He saiȝh heore diuerse peynes.
Some to heore kneos woden.
And some to hore naueles stoden.
And some to heore eyȝen.

Some to heore brouwes stoden þer in.
And some to þe mouþes also swyn.
And some to heore chynne.
þe sunfole weren al wode.
So weren þei dreinte in þat flode.
For heore dedlich sunne.

Powel gradde and seide alas.
þat swuch soruwe imaked was.
Al þus powel seide.
þulke þat to here naueles stondez
Lechours huy weren in heore londe.
And in helle heore (!) is a leyd.

þulke þat stondez to þe chinne.
In churche nolden huy neuere a blinne
To Jaungli ne to chide.
Ne miȝte no prechour so heom lere.
Of godes wordes for to heore.
þare fore in helle þei moten a bide.

þulke þat stondez to heore browes.
Adronken ase it were souwes.
In þat foule flod
Heore Joye was more to seon and heore.
Of þeire neyȝhebores teone.
þane of heore oþur guod.

Powel saiȝh an old man al one.
In one huyrne sitte and grone.
And make reulich chere.
Feondes in is necke he bar.
For he nolde nouȝht beo war.
þe ȝwile he was here.

þanne seide powel þo.
Ȝwat is þat man þat is so wo.
And in so gret trauaile.
þe Aungel Answere him a ȝein
Powel for soþe ichulle þe seien
With outen ani fayle.

He was an hokerere in is liue.
In word in weork he dude Gyle.
In þouȝt and eke dede.
Trichour he was euere embe ȝwile
Foul nig and hard in al is liue.
þare fore he hath þere is mede.

Powel gradde and seide alas.
þat þulke soule imaked was.
To pini so in wowe.
He lokede him bi side þo.
A put he saiȝh was ful of wo.
Hit was þe feondes owe.

Sunfole soules for heore gult.
Weren in þat þustur put ipult.
Heore tongues forto hete.
þulke weren bacbitares in heore liue.
þat no merci nadden siþe.
Powel bi gan to weope.

Powel weop for soruwe þat he hadde.
þe Aungel him a boute ladde
And bad him late al beo.
Wel mo peynes þane þou seiȝe.*
I schal þe ȝuyt in helle schewe.
Powel þat þou schalt i seo.

He let him seon a put bi eas.
þat with seouen seles a seled was.
þat gan foule stinke.
He brac þe seles euerech on.
Foulere stunch nas neuere non.
þane cam out of þane brinke.

Also þo dominical it tellez.
Hit is þe meste pine of helle.
Powel bereth witnesse.

---

* Ms. sewe mit überschriebenem iȝe.

þe soules þat comez in þat prisoun.
Of heom nis no mencion.
Noþer more ne lesse.

Fol. 200. a. Also deop is þat fundement.
Ase it is to þe firmament.
Heore gredingue farth ase þonder
Euerech feond on oþur sat.
Much feorlich him þouȝhte þat.
Powel hadde gret wunder.

In þat stinkinde put þei wone.
þulke þat ihū Marie sone.
Nolden on bi leue.
Hey hadden cristindom to ȝift.
And ȝif huy wolden boþe hosel and schrift.
And sethþe wolden mis bi leue.

Powel saiȝh a fuyr glowe grimme.
Of seue colours was þat leiȝe þar inne.
At seuen holes hit out wende.
Sunfole soules weren þar inne.
For huy deiden in dedlich sunne.
Heore sunnes forte amende.

þat o leyȝe was puy* snouȝh ȝwyȝht.
þat oþur ase hayl þat lyȝt in dyȝt.**
þat þridde ase fuyr him brennez.
þat feorþe was hewene ich wene.
þat fiȝfte ase naddres on to seone.
þare was luyte wunne.

þe sixte leyȝe ful cold was.
þe seouenþe stonke foule alas.
þe soules weren þare inne.
For heore sunnes no penaunce.
Huy nolden don no cheuisaunce.
Ne neuere wicke hede a blinne.

Powel lokede bi side heom.
þare he saiȝh blake wūmen
And blake weren heore cloþus.
þe cloþus þat huy hadden on.
Welden in pich and in brumston.
With dragones and fuyr boþe.

Dragones weren a boute heore hals.
And seouen feondes þat weren fals.
þat day þat huy weren take.
þe feondes harden*** hornes grete.
Huy pulten heom for heore misdede.
Muche wo þare huy maden.

Some brenden in þat fuyr þere.
And some maden reulich bere.
And seiden in heore mone.
Some songuen in heore songue.
Allas þat we liuen þus longue.
In helle fuyre to grone.

þulke weren wummen in heore liue
þat bi fore heore wedlok and eke siþen.
Heore children a slowe.
Ne sethþe huy nolden atþe laste.
For heore sunnes o day faste.
Ne to Ihū crist a bouwe.

Powel lokede up an heiȝh.
And saiȝh ane soule þare heo fleiȝh.
Among feondes seouene.
þat bodi was ded þat ilke day.
þe soule þouȝhte to scapen a wey.
And a scapede almest to heouene.

þo cam an Aungle him aȝein.
And bad him laten is fleoingue beon.
And bi leue with is make.
Of alle his sunnes a chartre huy radde.
þe feondes out heore armes spradden.
þat soule huy gonne take.

þat wrechche soule huy bounden faste.
A feond in his necke hire caste.
And bar hire into helle.
He ste (!) hire into þe put.
Also deope ase any feond sit.
His pruyde huy maden doun falle.

In one stude þare powel stod.
He saiȝh a soule þat was guod.
To ward heouene bringue.
A þousend Aungles in a play.
Bi fore þat soule huy comen þat day.
And murie huy gonne singue.

To þat soule þanne seiden heo.
Sweting iblessed mote þou beo.
Euere with outen ende.
Nime we huy seiden þis soule briȝht.
And beren to ihū oure driȝht.
To ore louerd þat is so hende.

þe soules þat weren in pining stude.
To seint Miȝhel huy maden heore bede.

---

* puy st. puyr.
** Oder dyȝh?
*** st. hadden.

And to powel boþe.
þat huy scholden heore erinde craue
Some remedie for to haue.
þei it were heom loth.

Fol. 200. b. þat heorde powel and seint Miȝhel.
On kneos huy fullen to grounde echdel.
And Ihū crist bi souȝhten
A þousend Aungles fullen heom with
Alle huy mauden heom pays and grith
To Jesu þat hem bouȝhte.

He ȝaf heom remedie with oute soruwe.
Fram saturday non to þe monen moruwe.
For to beon on bounde.
He þat vscher was in helle.
Of muche soruwe he miȝhte telle
In þat schorte stounde.

Huy heuen heore hondene heom aboue.
And þonkeden Ihm̄ Marie sone.
þat heom ȝaf swuch reste.
Ake ȝwane it comez to þe mone moruwe
þanne awakez heore soruwe.
And þat is al þat wurste.

Powel gan Miȝhel forto frayne.
þat he scholde don him to seine.
ȝif he enere wuste.
& þat he him scholde sone telle.
Hou tale peynes weren in helle.
þat he þar of ne miste.

þo seide Miȝhel to him ful sone
I ne ne* may nouȝt do þi bone.
þe soþe forto seiȝe.
Pines þare beth swiþe strongue.
Lasse and more þat lastez longue.
To heo** þat þare beoz neyȝe.

Ake þei a þousend tounguen were echdel.
I maked of Ire and of stiel.
And couþe speken and spelle.
And hadden i sete in studijngue.
Fram þe worldes bi guynnigue.
þe peynes ne miȝhten huy telle.

Ake Ihū crist þat alle þing wost.
Fader and sone and holi gost.
þou ȝif us miȝhte and space.
A domes day þane þe dom schal be.
þat we moten þine face i seo.
Louerd þoruȝh þine holie grace.

---

* Ms. doppelt ne.
** Ms. heo statt heom.

Ueber

eine Stelle im Hamlet (Act 2, Sc. 2.).

Von

Th. Vatke.

In dem durch seltsame Gedankensprünge und Uebergänge sich charakterisirenden Dialog zwischen dem aalglatten Höfling Polonius und dem unter der Maske des Wahnsinns ihn um so schärfer verhöhnenden und geisselnden Prinzen Hamlet findet sich (2. Act, 2. Scene) folgende sehr bekannte Stelle:

Pol. Do you know me, my lord?

Ham. Excellent well; you are a fishmonger.

Pol. Not I, my lord.

Ham. Then I would you were so honest a man.

Pol. Honest, my lord?

Ham. Ay, Sir: to be honest, as this world goes, is to be one man picked out of ten thousand.

Pol. That's very true, my lord.

Ham. For if the sun breed maggots in a dead dog, a good being kissing carrion, — Have you a daughter?

Pol. I have, my lord.

Ham. Let her not walk in the sun; conception is a blessing; but as your daughter may conceive. — Friend, look to't.

Der Sprache nach bietet der hier mitgetheilte Passus des betreffenden Dialogs nur eine Stelle dar, die — von zweifelhafter Lesart — schwierig und unklar ist. Im Uebrigen ist das Verständniss der Worte nicht schwer zu gewinnen und in der neuesten (von Karl Elze besorgten) Revision der Schlegel'-

schen Uebersetzung des Hamlet (Shakesp. Werke Bd. 6 S. 61, Berlin 1869) unsere Stelle folgendermaassen übersetzt worden:

Pol. Kennt ihr mich, gnäd'ger Herr?

Ham. Vollkommen, Ihr seid ein Fischhändler.

Pol. Das nicht, mein Prinz.

Ham. So woll't ich, dass ihr ein so ehrlicher Mann wärt.

Pol. Ehrlich, mein Prinz?

Ham. Ja, Herr, ehrlich sein heisst, wie es in dieser Welt hergeht, ein Auserwählter unter Zehntausenden sein.

Pol. Sehr wahr, mein Prinz.

Ham. Denn wenn die Sonne Maden in einem todten Hund ausbrütet: eine Gottheit, die Aas küsst — habt ihr eine Tochter?

Pol. Ja, mein Prinz.

Ham. Lasst sie nicht in die Sonne gehen. Gaben sind ein Segen: aber da eure Tochter empfangen könnte — seht euch vor, Freund.

Die erwähnte zweifelhafte Lesart liegt in den Worten, die von der Aas küssenden Sonne handeln. Der englische Text, den wir nach Tschischwitz Ausgabe des Hamlet (Halle 1869) gegeben haben, ist von diesem in der oben mitgetheilten Art (a good being kissing carrion) festgestellt worden, während K. Elze (wie auch Delius) liest: being a god kissing carrion; dieses god ist von Hanmer geschrieben worden, während die Quartos und die Folio-Ausgabe (von 1623) good lesen.

Es ist indess für unsere sogleich vorzutragenden Bemerkungen unerheblich, welcher Lesart wir den Vorzug geben. Wir fragen zunächst nach dem Gedankengang und inneren Zusammenhang der ganzen Stelle; dieser aber ist — wie uns scheint, unrichtig — von K. Elze in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung S. 169 erörtert worden. „Eine Gottheit, die Aas küsst." — Schlegel hat, wie neuerdings auch Dyce und die Cambridge Edition, die Conjectur Warburton's angenommen. Die alten Ausgaben haben jedoch einstimmig: being a good kissing carrion, und Tieck hat danach geändert: „Denn wenn die Sonne Maden in einem todten Hund erzeugt, einem schön küssenden Aase." — Die Erklärungen der Herausgeber gehen natürlich weit auseinander. Meiner Ueberzeugung nach ist der Zusammenhang folgender: „Alle Menschen sind Schurken (unter zehn Tausenden ist kaum ein ehrlicher Kerl); das ist auch ganz natürlich, denn wenn die Sonne aus einem todten Hunde, der doch ein hübsches küssliches Aas ist,

nur Maden erzeugt, wie können wir Männer aus den Weibern, die eben auch nur „a good kissing carrion“ sind, etwas anderes als Schurken erzeugen?“ Der hochverdiente Herausgeber des Hamlet möge uns das Geständniss nicht verargen, dass wir bei Kenntnissnahme dieser seiner Erklärung ein physisches Unbehagen empfanden. Es wird dem Dichter eine Ungeheuerlichkeit, ein so cynischer Pessimismus aufgebürdet, wie derselbe — glücklicherweise — mit ungesuchter und ungekünstelter Betrachtung unserer Stelle unvereinbar ist. Erstens scheint es uns ungerechtfertigt, den pessimistischen Satz des Hamlet, dass heutzutage unter Zehntausenden nur Einer ehrlich sei, noch weiter zu steigern und zu sagen, alle Menschen sind Schurken. Dies aber soll (angeblich) desshalb ganz natürlich sein, weil die Sonne aus einem todten Hunde, der doch „ein hübsches küssliches Aas“ sei, nur Maden erzeuge. Dieses „nur“ ist vom Erklärer ohne hinreichenden Grund eingeschoben; auch Tschischwitz begeht eine ähnliche, sogleich näher zu beleuchtende Unrichtigkeit, wenn er hier erklärt: „Wenn die Sonne, a good being, sich so weit herablässt, das Aas u. s. w.“ — Der Zusammenhang scheint uns vielmehr der folgende zu sein. Ehrlich sein ist schwer. Denn wenn die Sonne aus einem todten Hunde Lebendiges erzeugt (eine Anspielung auf die generatio aequivoca, wie sogleich zu erörtern), so kann sie auch ein junges Mädchen schwanger, d. h. unehrlich machen (denn wer wird ihr glauben, dass die Sonne der Vater gewesen?). Der Vater kann mithin seine Tochter nicht genug behüten, er kann sie nicht einmal in die Sonne gehen lassen.“ Bei unserer Erklärung wäre anzunehmen, dass honest in schillerndem Sinne gebraucht, einmal die Ehrlichkeit in gewöhnlichem Sinne, dann aber speciell die weibliche Ehre bezeichne; eine Annahme, die auf keine Schwierigkeit stösst, da honest in beiden Bedeutungen bei Shakesp. vorkommt. Jedenfalls wären wir befriedigt, wenn wir einen anderen als den von Elze statuirten Zusammenhang in unserer Stelle wahrscheinlich gemacht hätten: denn — ohne witzeln zu wollen — wären nach Elze's Deutung, dass die Weiber nur a good kissing carrion, wie a dead dog sind, Liebe und Weiber eben — auf den Hund gekommen!

Nachdem wir somit versucht haben, den Gedankengang jenes Dialogs festzustellen, gehen wir dazu über, ein gleichsam im Hintergrunde desselben ruhendes und sich verhüllendes Moment näher zu beleuchten. Wir haben die von uns festgehaltene Annahme, dass in der Mahnung Hamlet's an Polonius, seine Tochter nicht in die Sonne gehen zu lassen, damit sie nicht empfange, eine Anspielung an die generatio aequivoca enthalten sei, des Näheren zu erörtern. Das Verdienst, diese Anspielung hier erkannt zu haben,* gebührt dem gelehrten Tschischwitz, der sich an betreffender Stelle seiner Ausgabe des Hamlet folgendermaassen äussert. „Der Sinn ist offenbar: Wenn die Sonne, a good being, sich so weit herablässt, das Aas eines Hundes zu küssen und durch spontane Zeugung Maden in ihm ausbrütet, so solltest du deine Tochter auch nicht frei in der Sonne umhergehen lassen, damit sie auf diese Weise nicht etwa empfange. Die Redensart bezieht sich auf eine Ansicht der atomistischen Philosophie, die in dem Satze gipfelt: „Sol et homo generant hominem.“ Im Gegensatz zu dieser mit Tschischwitz bekannter Giordano-Bruno-Hypothese in Zusammenhang stehender Auffassung kann nun gezeigt werden, dass der citirte Satz Sol et homo nicht der atomistischen Philosophie des Giordano Bruno entnommen zu sein braucht, vielmehr als eine gemeinsame Vorstellung der Zeit anzusehen ist, vermittelt durch die After-Weisheit der Alchemie. Zunächst ist der Satz uralt und findet sich bereits bei Aristoteles, Physik II, 2 *ἄνθρωπος γὰρ ἄνθρωπον γεννᾷ καὶ ἥλιος.* Wie aber die alchemistische Pseudo-Wissenschaft ihre Stützen aus Aristoteles zu gewinnen suchte und dessen naturphilosophische Grundsätze, z. B. den über das stufenweise Schaffen der Natur,** unter dem Prisma der Phantasie betrachtete und ihrer Romantik einverleibte, so scheint auch der Satz Sol et homo aus Aristoteles in die Alchemie übergegangen zu sein.*** Wichtiger indess als die

---

* Elze in seiner Ausgabe des Hamlet (Dresden 1857) ebenso wie Delius berühren den erwähnten Punkt gar nicht.

** Ueberweg, Grundriss p. 110, fasst die Ansicht des Aristoteles dahin zusammen: „Die irdische Natur bildet nach dem Princip der Zweckmässigkeit durch immer vollständigere Unterwerfung der Materie unter die Form eine Stufenreihe lebendiger Wesen.“

*** Ueber den Zusammenhang der Alchemie mit der Aristotelischen

Frage nach der Genesis des Satzes ist für unseren Zweck der Beweis, dass derselbe dem Zeitalter überhaupt geläufig und einleuchtend war. Dass dies aber der Fall gewesen, ist keine neue Entdeckung, sondern bereits von Whalley ausgesprochen im Commentar zu Ben Jonson's Sejanus (Act III Schluss): Whalley's Bemerkung ist dann von W. Gifford in seiner gelehrten und grossartigen Ausgabe des Ben Jonson (London 1816, 9 Bde.) zustimmend aufgenommen worden. Jene Stelle im Sejanus lautet:

„Worms and moths
„Breed out of too much humour, in the things
„Which after they consume, transferring quite
„The substance of their makers into themselves."

Hierzu bemerkt Whalley: „This is agreeable to the notion of equivocal generation, received in that age."

Eine andere hier zugehörige Stelle findet sich in dem berühmten Drama des Ben Jonson „The Alchemist" (1610). In die Handlung dieses Dramas ist die Entwicklung der alchemistischen Fundamentallehren eingeflochten: die vier Principien des Aristoteles werden (ohne dass Aristoteles erwähnt würde) als Basis der Naturerkenntniss angenommen, der Gegensatz des actuellen und des potentiellen Seins zieht sich durch die Erörterungen der Personen und (Act II, 3) wird der Satz ausgesprochen, dass die Natur das Vollkommene nur in allmählichem Fortschreiten erreiche:

Nature doth first beget (th'imperfect) then
Proceeds she to the Perfect.

Diese dem Zeitalter gleichfalls gemeinsam angehörende Vorstellung von dem Fortschreiten der Natur (vgl. z. B. Montaigne, 1. Cap. 30. Ben Jons. Discoveries p. 156) ward nun von der Gold suchenden Alchemie in phantastischer Weise ausgebeutet. Das Vollkommenste im Reiche des Nicht-Organischen, sagte man, ist das Gold. Die Natur erzeugt es nur allmählich. Aber der träge Gang der Natur kann durch Kunst beschleunigt werden. Gold zu machen aber ist noch nicht das Schwerste. Denn das geringste organische Wesen steht auf der Stufenleiter

Philosophie handelt sachgemäss Karl Twesten, die relig., polit. etc. Ideen der alten Culturvölker (Einleit. p. 87), Berlin 1873.

der Natur höher als das vollkommenste (kostbarste) nicht-organische Ding; das Gold steht somit tiefer als eine Motte, eine Made. Nun aber können Motten und Maden durch die Sonnen- (und auch durch künstliche) Wärme hervorgebracht werden, um wieviel leichter also kann nicht Gold auf künstlichem Wege erzeugt werden! Auf diesem mit bestrickender Logik aus dem *πρῶτον ψεῦδος* hergeleiteten Satze beruht die ganze Alchemie.

Nach diesen Erörterungen wird eine Stelle im Alchemisten des Ben Jonson klar und ein weiterer Beleg für die Allgemeinheit der im Hamlet anklingenden Vorstellung von der generatio aequivoca sein. Alch. II, 3 heisst es:

„Beside, who doth not see, in daily practice,
Art can beget Bees, Hornets, Beetles, Wasps
Out of the Carcasses and Dung of Creatures;
Yea, Scorpions of an Herb, being rightly plac'd?
And these are living Creatures, far more perfect
And excellent than Metals."

Gifford bemerkt mit Recht, dass dies Argument — die stillschweigende Voraussetzung der generatio aequivoca — ein Hauptbeweis für die Möglichkeit des Goldmachens gewesen ist. „While the doctrine of equivocal generation was in fashion, this was a powerful argument."

Wie verbreitet aber die Alchemie in Shakespeare's Tagen war, haben wir nicht nöthig zu zeigen; ebenso ist von selbst klar, dass auch die Fundamentalsätze dieser Irrlehre — wie sie von Ben Jonson unverkürzt in sein Drama aufgenommen — als allgemein bekannt betrachtet werden müssen, und so glauben wir, der Tschischwitz'schen Giordano Bruno-Hypothese gegenüber dargethan zu haben, dass jene Stelle im Hamlet durch Zuhülfenahme einer allgemein gäng und gebe Vorstellung des Zeitalters genügend erläutert wird.

Die Sonne, so recapituliren wir noch einmal den Sinn unserer Stelle, kann im todten Hunde Lebendiges (Maden etc.) erzeugen, mithin wird sie auch vermögen, in einem Mädchen Lebendiges hervorzubringen, das ist, sie zu schwängern. Hiernach ergiebt sich auch, dass das von Elze eingeschobene „nur" — „nur Maden erzeugt," ebenso wie das von Tschischwitz beliebte „sich herablassen" der Sonne die zu Grunde liegende Vorstellung und den Gedanken des Dichters verwischt und entstellt.

Analecta

von

E. Krüger.

Zum Gebrauch des Artikels im Neuhochdeutschen.

Der Gebrauch des Artikels im Neuhochdeutschen zeigt manches Eigenthümliche, was aus der Geschichte nicht ganz erklärlich scheint.

Schiller hat manchmal überflüssige, ja widerwärtige Artikel; einige der merkwürdigsten sind:

(a) ‚Ein frommer Knecht war Fridolin Und in der Furcht des Herrn ergeben' wo das bescheidene Adverb, ‚gottesfürchtig, auf gottesfürchtige Weise' (pie deditus, timore vinctus—dévotement, pieusement — *εὐσεβῶς*, *ἐν εὐσεβείᾳ* — nicht *ἐν τῇ εὐσεβείᾳ*, dans la peur de Dieu) zu einem feierlichen Selbststand unkenntlich verstellt wird. Wer aber dies eine Beispiel rechtfertigen wollte durch ‚In dieser Gottesfurcht, vermöge derselben', würde doch folgende noch weniger entschuldigen können.

(b) ‚Da stürzt die raubende Rotte' = *ἴλη τις*, nicht *ἡ ἴλη* — ||
(c) ‚Da werden Weiber zu Hyänen . . . noch zuckend, mit des Panthers Zähnen' soll heissen *ὀδοῦσι παρδαλέοις*, *πανθηρίοις*, nicht *τοῖ πάνθηρος* || (d) ‚Und auch der Launen Uebermuth hätt er geeifert zu erfüllen' ist uneben, unbegründet, aber doch eher erträglich als ||
(e) ‚Selig durch die Liebe . . . Menschen und Götter . . . . Liebe macht die Erde zu dem Himmelreich,' welches bedeuten soll terram reddit coelestem — *γῆν τίθησιν οὐρανίαν*, nicht *πρὸς τὸν οὔρανον*.

Zu dem Himmelreich aus Zum H. aufgelöst erinnert an das um-

gekehrt sonderbare gellertsche ‚Zum Füssen lagen Schild und Speer' welches zu den bedeuten, mithin Zun, wie früher vorkommt, auch wechselnd mit Zon, lauten müsste. — Uebrigens sind auch andere Zum nicht aus dem bestimmten Artikel verständlich, so: ‚Zum Beispiel, Zum Vergnügen, Zum Spass, Zur Lust' sind alle nur indefinit adverbial zu verstehen.

Wiederum umgekehrt ist die Weglassung des definiten Artikels auffallend in der neubeliebten Form ‚Dieses wird mit Accusativ, jenes mit Infinitiv construirt', wo völlig grundlos der alte Gebrauch verlassen ist, angeblich Wohlklangs halber. Sagt doch niemand ‚Ich habe mich mit Nadel gestochen, mit Messer geschnitten, er hat ihn mit Dolch erstochen'. — Jene artikellosen Formen sind, wie oben gezeigt, nur adverbiale, daher ‚zu Tisch, zu Wagen, mit Lust, mit Eile, zu Kräften kommen, aus Lust, aus Albernheit' u. s. w. Jene Grammatikaster sprechen also aus Coquetterie, nicht aus der Coquetterie.

Es ist eine besondere Schönheit und Bildlichkeit in unserm Gebrauch des Artikels, worin wir dem Griechischen nahe stehen. Auch provinzielle Sonderheiten treten hervor, anderseitig ausdrucksvolle. Die Niedersachsen gebrauchen ‚Vater, Mutter, Onkel, Tante' in gemüthlicher Rede durchaus als Eigennamen, für ‚Mein, oder der Vater' während der Obersachs und Franke regelmässig den Artikel gebraucht. „Der Vater hat gesagt, die Mutter wills nicht." Ebenfalls die Obersachsen brauchen den definitivum oft nach der Urbedeutung als demonstrativum, aber unbetont.' ‚Den Augenblick gibs her — den Nachmittag kommst du wieder — den Sommer (d. h. den letzten Sommer hac aestate) ist er gestorben. Vielleicht ist hieraus die Afterbildung dermalig entstanden, welche ‚dismalig, gegenwärtig' bedeuten soll (aus deromalen gleich diseromalen).

Göthe hat dagegen in alt epischer Weise artikellos gesungen ‚Knabe sprach, ich breche dich — Röslein wehrte sich und stach' — womit parallel geht die Weglassung der Personwörter ‚Sah ein Knab' — Hab' oft einen dumpfen Sinn — füllest wieder Busch und Thal' — u. s. w. Dies ist altthümlich wohlklingend, noch heut mundartlich in Schwaben; albern zierlich dagegen lautet das Kaufmännische: Ihren Brief habe erhalten — angeblich ist's Bescheidenheit!

Zur deutschen Aussprache.

Ueber deutsche Mundrede hat R. v. Raumer in s. kleinen

sprachwissenschaftlichen Schriften (1863) viel Schätzbares vorher Unbeachtetes mitgetheilt. Sei es erlaubt, in gleichem oder verwandtem Sinne Einzelnes ergänzend aufzuführen.

I. Der Vocal-Klangton ist in gutem Neuhochdeutsch nach Dehnung und Schärfung dahin bestimmt unterschieden, dass jene tiefer lautet, diese höher, wie es Raumer a. O. 165 — zum erstenmal glauben wir — richtig bezeichnet hat (*ὀξύς. βαρύς*). Richtig ist die Benennung, weil bei jener die Zunge sich höher hebt, bei dieser tiefer senkt. Wenn auch Aehnliches fast Gleiches anderen Sprachen widerfährt, so ist doch in der wohltönenden neudeutschen und mustergültig geachteten Redeweise der Gegensatz klarer, bewusster, tonmalender als in den meisten gleichzeitigen, weil wir die Grundvocale a i u in organischer Reinheit und deutscher Stufenfarbe noch besitzen wie im Sanskrit, während andern alles verwischt in Trübniss zerflossen, einige Vocale sogar verloren scheinen. Wir bezeichnen den Tiefton ∧, den Hochton ∨, zum Unterschied von Länge und Kürze. —

Unser ă klingt allgemein höher: ă̊, das ā tiefer: å, und so in allen Mundarten, nur freilich mit farbenreicher Scala abwechselnd. Also ăb—frâgen. sănn—sâhne. Ersteres als das ursprünglichere steht fester: an, sann, kann bleibt auf (fast) gleicher Höhe in allen Mundarten, dagegen sahne (flos lactis), rahm, fragen, wahl zieht oft weit zur Tiefe bis a͡o. ŏ . . . sannen (cogitarunt) ist stetig, sâhne neigt im Klange zu sŏnne: ebenso bănnt—bâhnt. Daraus verstehen wir wie in Hebr. das Kamez für ā und ŏ gelten darf. — Ebenso neigt der Vocalklang des gedehnten sôhne hinab zum geschärften sŭnne: spricht man letzteres dehnender Weise, so klingts jenem fast gleich. Diese Vocalstufentönung ist wichtig beim Gesange. Es darf und soll nicht bitte und biete auf langer Musiknote gleich klingen, die entgegengesetzte Lehre einiger Tonlehrer ist verwerflich, weil dann der Musikton den Wortklang verdunkelt.

Aehnlich ist's beschaffen mit ĕ—ê: ĕssen klingt hoch wie aĕssen êre. Jêsus klingt tief, im Niederdeutschen (meklenbg. engl.) bis zu $\frac{1}{v}$ hinab, so mklbg. ĭre (ire?) spr. ihre statt Ehre. Auch in Hamburg lautet ēben lēsen fast i wie in engl. even. — Mag der Niederdeutsche mit seiner Neigung zum Tiefklang manchmal zuviel thun: gewiss klingt namentlich im Gesange Jesus mit allertiefstem ê edler und wärmer, als das krähende Jäsus, dessen widriger Klang den Irländern schuldgegeben wird, gleichsam Ja^{e}sus Ja^{i}sus.

II. Unter die Missstände der heutigen Mundrede zählen wir, dass

das ē und āē, beide gedehnt, nirgend scharf unterschieden, nirgend mit Bewusstsein getrennt als Volkssprache üblich ist. Wer gēbe gēbe gāēbe oder auch jaēhe und gēhe deutlich scheidet, thut es als grammatisch-bewusster, nicht als Jedermann aus dem Volke. Müssen wir doch, um dieses allen Deutschen hörbar zu machen, das Französische herbei ziehen, dessen e fermé unserm tiefgedehnten e in êre wêh Jêsus entspricht das ę ouvert dagegen unserm hoch und spitz geschärften āē. — Dass die französischen termini dem hebräischen Tonklang der Syllaba clausa und aperta gradeswegs entgegen stehn, sei nur beiläufig erwähnt; offenbar sind die hebräischen Bedeutungen sachgemässer, begreiflicher.

Nun werden die tiefgedehnten Reh weh wenig mehr sehr see von den meisten (allen?) Deutschen gleichmässig vernommen als e fermé. An der ursprünglichen Unterscheidung der tiefen und hohen Länge (ê ę̆) halten theilweis Schwaben und Schweizer fest; Norddeutsche, namentlich Niedersachsen sind am weitesten davon abgefallen, indem bei einigen das ê in allen Längen überwaltet, bei anderen ê mit ę̆ wechselt. So heisst's

in Hamburg gläser leben geben gäben eben ähnlich weh alles in gleichtiefstem ê fermé,

in Lüneburg gläser ähnlich leben geben gäben ę̆ ouvert, weh mehr ehre see ê fermé,

in Ostfriesland: Emden wie in Hamburg, beides vielleicht aus holländischer Nachahmung, da auch in H. historisch bezeugt viel niederländische Abkunft stattfindet,

in „ Aurich wie in Lüneburg. Die östlichen und südlichen Ostfriesen sind stark mit sächsischem Blut vermischt. — (Im allgemeinen scheint der friesische Stamm gegen den sächsischen sich ebensowol nordsüdlich als ostwestlich zu scheiden).

in Thüringen z. B. Gotha gebe ę̆ ouvert || gäbe ê fermé . . . z. B. ich gębe dir mein wort (ouvert) — er meinte es gäbe hier was zu finden (fermé),

nach der sonderbaren auch im Consonantismus durchklingenden Neigung, die natürlichen (altdeutschen) Lautverhältnisse gradeswegs umzukehren.

Ein bewusstes und stetiges Unterscheiden des ê und aę̆ ę̆ scheinen heut nur noch die nordischen Sprachen auch mundartlich zu bewahren. — vgl. schaęren mąelar sêe Jêsus. Nidersächsisch zwischen Elbe und Weser wiegt noch die Festhaltung des aę̆ vor als Ersatz des mhd

ĕ ohne Position, wie gr. λέγω ἔπος, aber man spricht laĕben für mhd lĕbn, gaĕben ĕben u. a., während doch sêhen allgemein e fermé gesprochen wird und obgleich es mit eben geben historisch gleichtönig ist.

Als merkwürdige Sonderheit wird erzählt, dass irgendwo in der Solling- oder Deistergegend das hohe e in s. clausa tiefkurz betont gesprochen werde: stêllen gleichwie etwa στήλλω | wênn wie ἤντων. Dieses kann ich aber nicht verbürgen. — Dagegen erde kerze tiefgedehnt zu sprechen ê̆ wie vieler Orten geschieht, hat historischen Grund, wie die nnld Formen aarde kaarse (ā̆) beweisen.

Die Lautverschiebung des nhd ei in ndd ê z. B. heiss hêt hat meist einen leisen i-Klang mit sich, hei̯t mit chirek furtivum; stein stên stejn. Diese Verschiebung ist im berlinischen gleich der übrigen nnd Art, so dass überall nhd ei aus mhd ei = ndd ê oder ei̯. — Dagegen reich wein mein = mhd î, lauten im gewöhnlichen ndd ebenfalls î, im berlinischen ei: es ist verkehrt dem Berliner ein mên mêner dên anzudichten.

Wegen des seit 1300 massenhaft eingeschwemmten E in drei oder vier Gestalten ê e ê ae — ganz abgesehen vom stummen — ist nur zu bemerken, dass es die schlaffste Vermittlungsnatur an sich trägt, den kräftigen Grundtönen a i u elastische Brücken zu schlagen; darin ist nhd dem klassischen Hellenismus näher als dem Sanskrit. Nächst dem Gothischen scheint nur Latein, Italienisch und Skandinavisch von dieser Wasserpest frei geblieben, während Althochdeutsch und mhd. den Uebergang darstellen. Göthe war mal drüber in Verzweiflung; gute Sänger wissen davon zu erzählen, wie es nur wenig unklangsamer sei als die unnennbar trüben englischen Kurzvocale. Von den übrigen Vocalen nachher . . .

III. (1) Wiederum Raumer hat in obgenannter Schrift zum erstenmal offen ausgesprochen was andre leise zuvor gedacht, aber den Buchstabenknechten gegenüber nicht sagen mochten: Die Klangbedeutung der Consonans geminata. Diese ist weder in irgend einer deutschen Sprache noch (wahrscheinlich) im Latein und Griechischen jemals doppelhörig, zweiklängig gewesen, vielmehr ist das Hebr. dagesch forte richtig zu verstehen als ein forte, eine innere Kraftverstärkung ohne zählbare Zweiheit: man dürfte sagen räumlich, körperlich, nicht zeitlich messbar. Schwerlich spricht ein Deutscher die Worte schalle, bitter mit zwei geschiedenen l. t; Nur die Curländer lassen gern hören mut/ter, bit/ter, but/ter, gleichsam mit spir. lenis

but'ter: obs russisch anklingt oder esthnisch? Die Auffassung einiger Grammatiker, in solcher Dageschform wie כַּתֵּב zwei T zu suchen darin die Sylben sich theilten kit-teb ist nirgend begründet. Auch griechisch τόσον u. τόσσον wird orthographisch metrisch geschieden, aber schwerlich als einfach und doppelte Consonanz gehört.

Selbst die deutlichen Unterschiede die der wohlredende Deutsche macht zwischen fällt cadit || fäll't caedit || wallt 3pers. wald || verdämmt damnatus — verdämmt exsecratus furcifer goddam || weiht sanctificat — weit largus || sand — spannt || blühte hüte || ergeben nur vocalische, niemals consonantische Verschiedenheit. Sollte jemand sprechen, hören und beweisen können, dass hüte ein kürzeres oder minderes t enthalte als hütte saaten als satten?

(2) Dahingegen spricht sich der Bestand der Composita durch zwiefache Articulation deutlich aus in heil'los ziel'los, wo kein dagesch erklingt, sondern wirkliche zwei L; ebenso all'liebend schiff'fahrt stamm'mutter wo es der triplirten Schreibung zwar nicht bedarf, aber dem Auge diese Schrift bequemer scheint.

Wichtig insonderheit ist die klare zwiefache Articulation in denjenigen Fällen, wo Consonanten gleichen Organs aber mit gleichen oder ungleichen Articulationsstufen zusammen stossen — tenuis c. leni, tenuis c. tenui, was ja nur in Compositis vorkommt, wobei das falschverstandene dagesch keine Statt hat. — Wohlredende Niedersachsen unterscheiden deutlich || pp—pb || kk—kg || tt—td* || leibpein | leibbinde || erbpacht | staupbesen raubban || (ausspruch | ausbruch) rückkehr | rückgabe || speckkäfer | speckgeschwulst || forttönen | fortdauer || stadtthor | stadtdiener.

Kein Niedersache spricht entweder fordauer oder fortauer || staubesen oder staupesen, sondern ganz bestimmt vernehmlich td. pb, was wir ausdrücklich herausheben, nachdem Förstemann, der (fälschlich sogenannten) Obersächsischen Aussprache folgend, jene unsre Aussprache physiologisch unmöglich genannt hat in A. Kuhn's Ztschr. f. vergleichende Sprachforschung 1872 Bd. 20, H. 6, S. 402. Was es mit dem provinziellen Gehör auf sich habe, davon später.

(3) Geminatio mediae (lenis) wie bb gg dd findet sich nur

* wo im folgenden b g d orthographisch die erste Sylbe schliesst, ist bekanntlich nach deutschem Sprachgesetz (welches im mhd auch schriftlich erscheint) immer die tenuis finalis anzunehmen, also leip rink hant lautend, was leib ring hand geschrieben wird.

im Niederdeutschen und Englischen, wiederum als verstärkte d. h. verweilende, nicht zweifache Weichheit ausgesprochen, dobbe ebbe quabbe =brügge flagge roggen rügge || kladde widder mudde || welche dreie der Thüringer ebenfalls nicht aussprechen mag, sondern p. t. substituirt, eppe witter, nur das g entweder aspirirt oder in tenuis umsetzt: flache. rocken. Sonderbar jedoch, dass widder in der neuen und Volkssprache (fast?) verschwunden, und gewöhnlich mit bock schafbock vertauscht wird.

(4) Als Corollarium zur Vocaltönung fügen wir hier bei, wie einzelne niederdeutsche Mundarten das ir ur im kurzen Inlaut überall tiefgedehnt sprechen: so lautet im Ostfriesischen irre hirte girren turm sturm durchaus $\hat{i}$ und $\hat{u}$. — Umgekehrt haben im lüneburger und hamburger Platt solche wie kurz sturm kirche kirsche zwar die metrische Kürze richtig bewahrt, aber mit angelsächsischem Anklang gefärbt, indem dort die Volkssprache gewöhnlich pronuncirt körz körsche kürsche kürche kerche. Sonderbar genug will dies ein plattdeutscher Grammatiker rechtfertigen mit dem Gesetz der Rückwirkung des R, welches allerdings im Englischen und Russischen durchschlagend gilt, aber der deutschen Phonologie, welche durchaus an Eindeutigkeit der Vocale und Consonanten festhält, übel aufgedrängt wird. Schwerlich wird der Kurländer uns überzeugen von der Schönheit seines russo-englischen ŏren höhren chŏr bŏhren, als sei dieses allein sinngemäss um des widrig schnarrenden R willen.

Wegen des mancher Orten schwierig scheinenden scharf oder hoch î — welches wir denn doch besitzen im Gegensatz innen îhnen — erinnern wir an die französische Art das i überall tiefklängig î zu sprechen, wo es nicht in nasalisirtem Zusammenhange steht. So sprechen sie issue immense înnombrabe, während sie das a in den meisten Mundarten zur äussersten Höhe schärfen in lang und kurzen Sylben, als: à. il ā, beide gesprochen ă̆; ingleichen animé ă̆vă̆re ă̆ssaut und das mitteltiefe â, die besondere Schönheit des Deutschen und Sanskrit, fast ganz vermeiden. — Daher erkennt man den Norddeutschen insonderheit an seinem innombrable, wo er den französischen Klangton grade umkehrt.

IV. Woher kommt doch die seltsame anderen Sprachen vielleicht unbekannte Verkehrung der tenues und lenes (mediae), welche der Thüringer trotz aller Mühe und Bildung schwer los wird? Sie ist desto auffallender bei ihrer übrigen Wohlredenheit und klaren Articulation, worin sie — jenen Missstand ausgenommen — die niedersäch-

sische und schwäbische Volkssprache weit übertreffen. Scheints nicht gar bewusster Muthwille, wenn sie — unserm Ohre nur zu deutlich! ausdrücklich und constant buchstabiren: Pater wird mit 'm harte **b** geschrieben, Bein mit 'm weiche **p**! — so muss ihnen der Klang inwendig bewusst sein, und sie verkehrens dennoch. Beim **t** und **d** möchte mans erklären aus der Mittelstellung zwischen Schwäbisch und Sächsisch, da hier regelmässig Lautwechsel im Anlaut statthat: teil—deel; thun—doon; tod—dood. Aber im p—b und k—g findet solche Verschiebung nicht statt, da pein—pin, bruder—broder, gut—good, korb körf in beiderlei Anlaut gleichstufig ist. Die eigentlichen Franken von Nürnberg an südlich und westlich begehen solche Verkehrung durchgängig nicht. Eine Erklärung dieser Absonderlichkeit ist desto schwieriger, weil der Thüringer niemals hart und weich gehauchte (aspirata und spirans) verwechselt, also niemals feder und weder, fühlen und wühlen, fall und wall. — Da aber unsere Hauchlaute ihren eigenen Gang gehen, und theils stetig geblieben sind von Anfang, theils in anderweite Wandlung gerathen, so rühren wir diese nicht weiter an; nur unterlassen wir nicht auf einen fast übersehenen Unterschied hinzuweisen, dessen Vernachlässigung oder Unkunde unsre Lautlehre überhaupt erschwert, wo nicht verwirrt: wir meinen die organische Gliederung in

stumpfe starre Consonanten		gehauchte (durchathmete) Consonanten	
(harte tenues)	weiche (lenes)	harte	weiche
p k t	b g d	f ch ß	w j s
		(s im Romanischen nur inlautend).	

Die modernen Namen Aspiratae und Spirantes sind minder deutlich, weil minder gegensätzlich. — Hierüber ist ausführlicher wenn auch lange nicht genügend verhandelt in E. Krüger: Uebersicht der plattdeutschen Sprache. Emden 1843 S. 18. 19. Herauszuheben ist daraus

a. dass weiche Consonanten in allen deutschen Mundarten nur anlautend vorkommen, sowol stumpfe als gehauchte also b g d—w j s . . . .

b. dass weichgehauchte der labialen und gutturalen Reihe in allen Mundarten ohne Wandel feststehn wenn wo ja jeder — dagegen das weiche f an den äussersten Gränzen—Schleswig und Schwaben — seltner im Innern wie Göttingen zum hartgehauchten ß wird: ßo ßehen*.

* Einschaltend fügen wir hier bei: Die einigen, städtisch erschlafften niederdeutschen Mundarten beliebte weiche Aspirirung des anlautenden g in

c. dass die Lautverschiebung vornämlich die harten Auslaute angeht sowol stumpfe als gehauchte: schaaf—schaap | weip — wîf | weg mag (= wec. mac. hart k) — wĕg măch | ich — ik | fuss—foot | das (=ß mhd. z) — dat | ratze—ratte in allen Mundarten schwankend, da ebensowol in Schwaben Ratte als in Nordsachsen ratze gehört wird. Wiederum hat das eigensinnige s seinen Gang genommen, indem ratze katze u. s. w. schwanken, ausserdem aber das weichgehauchte Genitivs auslautend in allen Mundarten gleichbleibt, also vaders huus. wat nêês = aliquid novi; sollte dieses heissen novum quoddam, dann wäre die plattdeutsche Wendung wat nêêt, wie das märkische ên klênêt kind. Woher aber jene unorganische Verkehrung, die in andern Sprachfamilien nicht vorzukommen scheint(?), wollte man auf die Mittelstellung des Obersächsischen (richtiger Fränkischen) zwischen harten und weichen Mundarten schliessen, so bliebe doch noch vieles unerklärt.

V. Eben so wunderlich wie jene Vertauschung von Hart und Weich ist im Thüringischen und Chursächsischen die Gewohnheit helle und dunkle Vocaltöne zu verwechseln, vielmehr die dunklen ganz abzutödten und in ihr spitztoniges Gegentheil zu verkehren, also eu ö ü zu sprechen ai ê î. Dieser Mangel oder Gegensatz ist einerseits etymologisch unbegreiflich vgl. hüben—hieben | klöben—kleben | neun —nein || andererseits auch soweit wir wissen, andern Sprachfamilien unbekannt, es sei denn, dass man das Neugriechische î statt ω vergleichen wolle.

Aus diesem zwitterhaften ê (î) ö entnimmt Jean Paul das Wortspiel: „Ein kritiker mit mehr gehörn als gehirn“ — und also spricht man von Eisenach bis Dresden und weiter herum, welches Umfanges weiss ich nicht. Ein gebildeter Thüringer gestand einem Norddeutschen offenherzig, er vermöge zwischen Krüger Krieger Kriecher keinen Unterschied zu hören. Ein anderer, der sich sehr bemühet, die richtigen hellen und dunklen Töne einzuüben, sprach in feierlicher Rede: „per mödium cêli“ und meinte: Nun hab ich doch euer medium coeli (buchstabirt) richtig getroffen?

Wollte man hier wie auch im vorigen § IV bei der Consonantverschiebung auf Gegenstoss verschiedener Mundarten schliessen, so sind

---

gehen geben gerne gelb gierig = jehen u. s. w. vor e und i, seltener vor a o u gar gold gut grün grüssen, aber immer nur anlautend: nur verkehrte Schreiberlinge dichten dem Berliner an, er spräche sajen, jajen, trajen, frajen. — Merkwürdig ist hieneben die Göttinger harte Aspiration des Anlaut G: char chehen Chöttingen chut — gleichwie ßchen. ßo. ßelbst.

die Spuren davon spärlich und zusammenhanglos, wie denn überhaupt das Umlautswesen historisch und geographisch noch lange nicht erschöpfend erkannt ist. Das vocalische Wesen ist an sich zarter, der Schrift weniger gefügig als das consonantische; mundartliche Vocale mit Anschluss an die mannigfach schillernden Klänge schriftlich abzumalen ist eine höchst schwierige Aufgabe. Soviel jedoch erkennen wir, dass die niedere Sprache der nördlichen Ebenen und Küsten gleich dem sinn- und klangverwandten niedergriechischen Ionismus Vorneigung zeigt zu dunklen schattig fliessenden Klängen wie zum Tiefklang überhaupt: ηυ und ωυ (beide einsylbig) erklingen noch in Niederdeutschland. Manche Vertieflautungen wie swöre gürte verlüre völ vrüre (3 pers. früst = friget) hülpe slüngel sind gegensätzlich der hellen Höhe im Oberen und Mitteldeutschen, (wie wir mit Pfeiffer das Neufränkische, Luthers Sprache, benennen) swere (swäre) girte (gart) verliere friere viel hilfe schlingel — der im Kölner Klüngel classisch geworden. — Zur Erklärung des thüringischen unserer Tage reicht dies nicht völlig aus, weil das ü = i und ö = e sprechen über Mitteldeutschland bis an den Oberrhein sich erstreckt, in Süddeutschland aber sporadisch sich kreuzt mit ö ü, in Schwaben der dunkle Tiefklang überwaltet (bayrisch gebüre = gebirg gehört auch hierher), in der Schweiz ebenfalls mit Kreuzung und Uebergewicht der Tiefklänge vernommen wird. Es scheint, dass Alemanisch und Schwäbisch am reichsten begabt sind in Vocalstufen von Höhe, Tiefe, Helle und Düstre, an Länge und Kürze, Monophthongen und Diphthongen, ja gar Triphthongen wie früeih — wogegen das friesische driej twiei = drei zwei mehr vereinzelt steht. Hier wie im Festhalten des Ursprünglichen sind die Schwaben den Sachsen oft überlegen; vielleicht dass ihre Sanglust und Sangnatur damit geheim verbunden ist. Bessere Erklärung der Zukunft überlassend, stellen wir aus den Nachbarsprachen Einiges zum Vergleich ohne daraus Folgerungen abzuleiten:

Das Französische hat ö ü (auch oe ue. Die historische Etymologie hier bei Seite lassend haben wir hier überall nur den Tonklang bezeichnet) reichlich; das ö hoch und tief nach offner und geschlossener Sylbe, dem Deutschen ähnlich: feû aveû — bonheŭr aveŭgle — das ü nur tief, gleichwie î, auch in geschlossener Sylbe: ûltramontain ûlterieur wie ûnî ûnîque ähnlich dem aŭssi, welches Deutsche meist aŭssi radebrechen. — Diphthonge hat das Fr. nicht.

Das Italienische hat gleich dem Latein und Englischen ö ü

gar nicht; seine Diphthonge werden einsylbig gesprochen aber nicht einklängig wie unser ei au eu, sondern mit rasch articulirter Trennung aura Europa ⌒. Latein oe ist fremd, übrigens wie ae zweiklängig aber einsylbig ⌣.

Die Magyaren haben ö ü reichlich, auch Diphthonge, aber meist ins Dunkle neigend. Die Slaven haben nur e i ohne ö ü, zuweilen getrübt oder unrein halbtiefes e . . . i, keine Diphthonge.

Halten wir aus jenen oberflächlichen Betrachtungen fest: Den Slaven fehlen die dunklen, den Turaniern die hellen Vocale; dagegen haben die Slaven Zischlaute reichlich, die Turanier weniger. — Beides, Umlaute und Zischlaute, dringen erst seit Anfang der östlichgewandten Wanderung durch die Kreuzfahrer — nach 1100 allmälig in die deutschen Sprachen ein, oder beginnen sich zu setzen. Welche Mundart am ersten oder meisten jene Wandlung eingegangen, ist bisher weder aus zufälliger Berührung noch aus Stammvermischung deutlich nachgewiesen, und so stellen wir das Gesagte nur als Versuch, als bescheidne Vermuthung fragweis auf. — Daneben wäre noch der Erwähnung nicht unwerth, wie die Umlautung an sich, oder der Hergang des Umlauts noch in einzelnen Mundarten hie und da plastisch fortwirkt, indem z. B. die bremische und holsteinische Marsch noch heute pronuncirt schojn schöjn = schön, in Hamburg sogar mit doppelten chirek furtivum gesprochen sch^{i}o^{i}n, a^{i}ntje = ente, mu^{i}tje = mütje, (Mütterchen,) Mühmchen, Cousine, Tante — wofür im Ostfriesischen gesagt wird möj moei, oft an die Rufnamen angehängt Antjemöj = Annchen Mühmchen, als Schmeichelwort.

VI. Die Umwandlung des sk in den Zischlaut sch = ɕ sanscr. scha, ça — möchte wohl eher als die Umlaute (die eine Eigenschönheit des mittleren Germanismus sind) dem asiatischen Fremdklang zuzuschreiben sein. Dies Schlangengezücht ist dem europäischen Germanismus von Haus aus fremd. Dieselbe Sprödigkeit gegen das Zischen* zeigt das Altgriechische, Lateinische, ingleichen das Neunordische nebst dem Holländischen, Friesischen, Westfälischen noch heute.

---

* Natürlich rechnen wir das klare mittlere s nicht hieher; dieses wird schwerlich irgend einer Menschensprache fehlen, da es die besondere Menschlichkeit an sich hat, in keine Thiersprache hinabzureichen. Denn während in Thierlauten sonst mancherlei Vocale und Consonanten trüb anklingend erscheinen, fehlt allen das bestimmt articulirte s, der Ausdruck des Scheidens, der Diremtion gänzlich und überall.

Das Englische hat vermöge universalistischer Neigung schon frühzeitig beides, das Spröde und Quatschliche mitsammen eingeheimset: vom Deutschen die gezischten shape shite shudder shoulder und die spröden scour screw scum scurf neben den lateinischen scalp scribe school u. s. w. alles mit gewohnter Pietät gegen etymologische Orthographie.

Die Romanen haben — gräcoslavisch entlehnt? — den Vorzug harter und weicher Zischlaute. Die Anlaute in cher und jadis hat der süddeutsche Mund Mühe genau zu scheiden, daher Wieland auch schreibt Scherasmin, Wolframs Schreiber sogar Tschionatalander für die weichen Anfänge J Ge Gie. — Im Italienischen ist ebenfalls hart und weiche Zischung in cera cerco — giacere giocoso geografia unserm Munde anfangs schwierig, doch erleichtert durch Vorschlag des t und d. Der Americaner affectirt überall Härte sowol in child (t) als in Jersey (engl. d) während das Englische hart und weiche Zischung in der Anlauten j g ch deutlich scheidet, dagegen im einfachen (nicht gesteigerten) Zischlaut nur das sh in neudeutscher Weise besitzt als hart sch, den weich französischen Anlaut des j aber mühsam erlernt.

VII. Dass die neudeutsche Orthographie historisch phonetisch gestaltet ist — ein scheinbarer doch versöhnlicher Widerspruch, den R. v. Raumer trefflich aufgestellt und bewiesen hat — ist an manchen modernen Wortbildungen, die in die Volkssprache aus der Schrift eingeflossen, sichtbar genug. Weil dies schon anderswo besser dargelegt ist, so führen wir hier nur als Corollarium zur phonetischen Schrift ein Sonderliches an, welches den auf gottschedische Traditionen noch heute stolzen Chursachsen anrührt. Wir finden es nämlich auffallend, dass die, wenn auch mit k t ö ü unbarmherzig umspringenden, doch das sogenannte Meissnische orthographisch gewissenhaft schreiben, nur gewisse Fälle ausgenommen, wo die Feuilletonisten von Klein-Paris unerwartet phonetisch, nicht gottschedisch orthographisch verfahren, nämlich in den Participial-Superlativen, welche geradezu auf den Kopf gestellt werden in den Formen; Das ausgesprochendste, das entlegendste — vielleicht Euphonismus wie *ἀνδρός*? Aber wie erklärt sich dann das Umgekehrte: Einleuchtenste berechtigste genügenste berüchtigste — *κατ' ἀντίφρασιν*? Sind nicht die Schreiber schuld, so sinds die phonetischen Setzer. — Dieser thüringischen Schwäche ähnlich ist das ostfriesisch gesprochene (seltner geschriebene) Hochdeutsch haupstadt hauptsache statt pts. Diesen phonetisch graphischen Wirrnissen nahver-

wandt ist die sittliche Entrüstung über helldunkle Reime, die am meisten dort im Schwange geht, wo man ö ê || ü i nicht zu unterscheiden pflegt: als ob der Reim nur fürs Auge wäre, wie im weiland Französisch-Academischen! Denn die heutigen Franzosen haben von den ärgsten Ukasen ihrer Ahnherren bereits einen Theil abgethan. — Wer aber schisse und schüsse || mehren und möhren || in der Mundrede nicht unterscheidet, wie darf der Göthes schritte und hütte | erquicken—entzücken | medicin — bemühn für unächt verklagen? Uns dagegen, die jene Unterschiede deutlich vernehmlich darstellen, scheint diese neudeutsche Färbung, gegen Jacob Grimm, eine Bereicherung der Sprache. Denn während das Mittelhochdeutsche, sinnlich treu sprechend und phonetisch schreibend, die sinnliche Gleichheit der Reimklänge fordert und durchführt: so erhebt sich das Neuhochdeutsche — wo wir Schillers und Göthes Sprache schwerlich als unklassisch ausmerzen können — zu einer musikalischen Vergeistigung des Anklanges, der unserm Ohre wohl thut, weit wohler als die kalt nachgeahmten Assonanzen, wobei uns eher spanisch zu Muthe wird, und die weder Rückert noch Platen volksthümlich machen konnten. — Die englischen Assonanzen dagegen sind anderer Art; an sich schon entschuldigt durch die mannigfaltige Trübniss und Unbestimmtheit ihrer Vocale klingen sie doch dem deutschen Ohre gefälliger durch Consonantengleichheit, so dass Walter Scott's Reim spell—pinnacle und unzählige bei Shakespeare auch uns eingänglicher erscheinen, als jene fremdromanischen Assonanzen von mehr Witz als Klang.

VIII. Nachträglich einiges mundartlich Consonantische. Die auslautenden z = tz sind im Thüringer klar articulirenden Munde besser hörbar als in Niederdeutschland, wo bei den Worten ganz schwanz tanz ein deutliches ß* ertönt, vgl. auch Holld. gansch gansche — daher auch im Plural ganße schwänße tänße tanßen. Pelz scheint zu schwanken, indem man hie und da hört pelz pelße, anderswo pelß pelße. Als ächtes tz = ts lautet überall hochd. filz herz harz salz schmalz sterz sturz — herze harze salze sterze stürze, regelmässig nndsch t anlautend. Man erkennt den organischen Fortsatz der mhd. Unterschiede.

---

* Die Schrift ss und sz ist verwerflich, mehrdeutig in communistischer Confusion, dem deutschen Schriftgrundsatz gründlich entgegen.

Pf auslautend wird nach Vocalen nhd überall vollständig gehört kopf top zopf (zipf-el) wo nndsch gegenlautet p: kop gleichsam pp = dagesch. — Nach Consonanten schwindet das p in der Aussprache: kampf strumpf — nur nicht nach r: karpfen.

Pf anlautend sprechen die Niederdeutschen in hochd. Aussprache meist als scharfes f Pferd = fêrt, Pfad = fât; in plattd. Aussprache lautets p: pêrd. pât. Den schweren doppeltharten Anlaut bewahren dagegen die klar articulirenden Thüringer und Schweizer.

Als Corollarium hiezu mag gelten, dass in gewissen Geminationen — richtiger Dagescirungen — zuweilen Dissimilation stattfindet, wie in teldere plur st. teller götting. helder st. hell, heller ostfr. trepfe st. treppe angeblich thüringisch oder chursächsisch.

IX. Ueber richtige Schreibung im Allgemeinen, insonderheit bei mundartlicher Schwankung hat R. v. Raumer im obgenannten Buch wohl das Beste und Annehmbarste vorgeschlagen. S. 216. 238. 322, er nennt unsre fortschreitende Orthographie die historisch phonetische. Darin sind wir Neudeutsche gleichsam von Alters her bevorzugt vor vielen Europäern, vielleicht nur Italiener und Schweden stehn uns darin gleich oder nahe, auch das neueste Spanisch eifert dem nach, nämlich der vernünftigen eindeutigen Buchstabengeltung, die nicht wie die anderen mehr- und vieldeutigen das zerblätterte Schriftwerk halb aus Quiescenzen zusammen klebt, zum Zeichen der Quiescenz organischer Fortbildung sich an dem Nothnagel erstarrter Historie festklammert, um nur überhaupt lesen zu können. Wer diese Quiescenzen nach Ursprung und Fortgang erkennt, den muss es wundernehmen, wenn noch hie und da der griechische Reuchlinismus in Schutz genommen wird, während unzweifelhafte Zeugnisse darthun, dass Griechisch, Lateinisch (Quintil. orat. 1, 7, 31) Gothisch gleich dem Sanskrit lautet wie geschrieben steht: eindeutig d. h. a ist a, e ist e und bleibt wie es von Anfang war, ehrlich und einfältig. Man achtet diesen Punkt oft zu gering, und übersieht den unermesslichen Vorzug, den die Buchstabenschrift eindeutiger Articulation vor allen übrigen gedenkbaren hat — schon darin, dass sie allein im Stande ist, neue unbekannte Wörter aufzubewahren, selbst im Klange, soweit dies überhaupt erreichbar ist.

Von den quiescirenden Schreibvölkern haben die Franzosen im letzten Jahrhundert Fortschritte gemacht zur Eindeutigkeit, zuerst angeregt durch Voltaire, dann ein Menschenalter später von der Academie

sanctionirt. Am tiefsten gesunken in vieldeutige Vocal-Quiescenzen sind die Neugriechen nächst den Engländern und Gälen (Welschen, walish), die in Vocal- und Consonanten-Würfelspiel ihres Gleichen suchen.

Andere Fortschritte der Schrift, wie die moderne durch Ewald eingeführte Accentuirung vermögen wir nicht zu loben. Es ist etwas darin von der kranken Dynamik moderner Musicanten, die den Tönen keine Ruhe lassen, bevor sie jedem eins angehängt haben von f ff p pp sf f . · z < > ∧ ∨ und so eine breite Schaar von algebristischen Zauberformeln, die den zarten Hauch der Seelenathmung krystallisiren sollen und nicht können. Göthe hat sich all solcher parenthetischen Tonmalereien enthalten, gleichwie Sophokles und Aeschylus; — erst in seinen spätesten philosophisch prosaischen Schriften drängen sich gesperrte Wortschriften ein, dergleichen in Jean Paul und Hegel desto reichlicher zu finden sind, in Schelling weniger. — Nun dagegen einen — éinen | darin — darín | den — dén u. s. w. zu unterscheiden, entstellt und mühseliget das frische fröhliche Lesen. In dem Einen sind die Engländer bevorzugt, dass sie stolziglich gleich den Altrömern keinen Schriftaccent brauchen, um vernehmlich zu sein. Bei den Griechen begannen die Accente, als die klassische Sprache versank. Der Engländer fürchtet keinen Missverstand wenn er tôll von tollere und tŏll = Zoll ganz gleichmässig schreibt. — Wir erkennen wohl an, wie die gedankenreich fortschreitende Sprache mehrerer Bezeichnungen sich zuweilen bedürftig fühlt, fürchten aber von diesen und ähnlichen mehr rhetorischen als grammatischen Aenderungen, dass sie mehrere nach sich ziehen werden, die letztlich in dynamische Zukunftsmusik auslaufen, und darüber organische Besserungen der Literal-Orthographie in Schatten stellen.

Die modern französische Accentuirung hat ihr Gutes wegen der quiescirenden e und deren Gegentheil: aime aimé aimèrent, wobei doch Zweideutigkeiten bleiben wie content 3 pl. — content adj. — In jenen Fällen aber sind die Accente ebenso grammatisch wie phonetisch; schadhaft dagegen erscheint die Inconsequenz des Gebrauches. Die Unterschiede a — à || ou — où haben nur grammatischen, nicht phonetischen Werth. Der accent grave ist in den meisten Fällen ganz entbehrlich, denn bruyère lisière lièvre siècle würden auch ohne Accent nicht anders ausgesprochen werden, wie denn Pascal und seine Zeit nicht accentuiren, ohne deshalb undeutlich zu sein.

Aus diesen und ähnlichen Schriftbetrachtungen erhellt nebenbei, wie thörigt es ist, die sogenannte Lautir-Methode als allgemein gültige Natur-Lese-Lehre auszuspielen. Im Englischen wärs nun schon rein unmöglich; aber auch im Deutschen ists wenigstens nicht Natur, sondern mühselige Künstelei, die stummen p k t mit Schwa vorzupusten, was Scharfhörigen widerlich und lächerlich, Schwerhörigen unfasslich ist und bleibt, und die Lesekunst der Kinder nicht wie man will beschleunigt, vielmehr öfter verlangsamt.

Göttingen.

Die

sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache.

Von

Carl Schulze.

C. reimlose formeln.

a) substantiva.

weder A noch B davon wissen = gar nichts. A u. O, ich bin das A u. das O, apokalyp. 21, 6. = der erste u. der letzte, anfang u. ende — das ist das A u. das O, Göthe. abend u. morgen, livl. kr. 4645. Trimb. 3190. ablâz u. genade, Schade g. ged. 11, 708. jâmer u. ach (= schmerz), Horneck 193a. ach u. klage des mädchens, Stilling 2, 94. acht u. bann = ausschliessung aus staatlicher u. kirchlicher gemeinschaft; der bann galt weniger als die acht, daher sagt der sachsensp. 363: ban scadet der sele unde ne nimt doch niemanne den lif, noch ne krenket niemanne an lantrehte noch an lênrehte, dar ne volge des koninges achte na. daher lautet die formel gewöhnlich: b. u. a. Trimb. 3b. bî der a. u. bî d. b., Berthold 54 u. 403. Lehenrechtbch. 40a. achte, ban, Vrîd. 148, 16. MS. I. ja mîn glucke ist ze banne, m. froude in der ahte, Martina 162b. des reichs acht ni des pabsts ban, Horneck 181b. 197a. Helmbrecht 1019. Suchenw. 44, 19: in pan u. acht, Muscat. 80, 34. in echt, i. ban, lieders. 235, 12. b. u. a., fastnsp. 1000, 23. Altsw. 4b, 148, 23. 177, 14. 5, 230, 28. mazz u. acht (zustand), Horneck 133a. acht u. weide (= hut u. weide), bî der a. u. b. d. w., kaiserkron. 179, 11. acker u. pflug, diese kunst ist sein acker u. pflug, Rückert. adel u. geburt, Suchenw. 6, 139. mit alefanzen u. m. list, Rochholz s. 349 (1521). altar u. heerd, kämpfen für

altar u. h, (= pro ara et foco), volksm. * alte u. junge, ein in allen dichtungen des mittelalters gebräuchlicher gegensatz, mit den nebenbedeutungen: „weise und thoren, erfahrene und unerfahrene, seniores und juniores". Die zusammengehörigkeit der worte wird sehr oft durch die begleitformel „beide" angedeutet: beide junge u. alde, kaiserkron. 223, 7. Lanzelot 2740. 3212. 3322. Berthold 64. Parcival 397, 2. 411, 13. Wather II, 56. 6. Gandersh. kron. 5, 16. Wigamur 1667. avent. krône 23004 u. 8. passional III, 166, 19 u. ö. Ernst 1302. besonders häufig in der livländ. reimkronik 632. 4722 u. 44. 5862. 7282 etc. † junc oder alt, Diemer I, 65, 18. A. die alten u. d. j., rîch u. arm, korn. u. Fribg. 530. er sî jung, a., arm oder r., Boner 87, 57. 91, 58. ambos u. hammer, hammer oder a. = activ u. passiv, schlagend oder geschlagen. zwischen hammer u. a. steckend, volksm. [être entre le marteau et l'enclume. *μεταξὺ τοῦ ἄκμονος καὶ σφῦρας.* Iam quoddam est quod nationes tritum vulgi sermone proverbium, ut de his, qui anxietatibus et ingentibus malis premantur, dicant: inter malleum et incudem. Origines.] Göthe 1, 104. heute ambos, morgen hammer, Heine, Lut. 1, 54. entweder a. oder h. wer zwischen a. ist u. h., dem fehlts nicht an jamer. amt u. brot, zu amt u. br. kommen, volksm. amt u. êre, êre u. a., Vrîd. 16, 23. ûf min a. u. m. êr, Strick. Karl 21a. amt u. gewalt, Joabs amt u. sîn g., weltkron. II, 207. amt u. namen, Suchenw. 40, 1042. 1052. 1087. † 40, 1265. amt u. orden, Altsw. 4b, 138, 28. amt u. stat, sîn amt u. sîne st., passionale I, 186, 18. amt u. würden, ein mann in a. u. w. — in amt u. würden einsetzen, volksm. ir jâmer u. ir anden klage, 1836. des lasters u. des ands (= leid), Horneck 35b. des schaden u. des andes, ebend. 192a. anegenge u. ende, Zweter 2, 6. ân anevanc u. endes drum, Mart. 249. angel u. thür (entre le marteau et l'enclume), zwischen thür u. a., volksm. = eiligst auf dem sprunge stehend. der herr beschliesset die einsassen mit th. u. a., Grimm RA. 44. Pez II, 1099. angst u. far (gefar), soest. fehd. 673. grien u. anger, troj. kr. 7063. anger u. velt, ebend. 1117. anger u. wald, Suchenw. 15, 19. forcht u. angst, Trimb. 615. angst u. leid, passion. III, 55, 56. 56, 20 u. ö. nôt, angst u. leid, ebend. 131, 79. Herbort troj. kr. 6896. * angst u. nôt, windbg. psalm. 143, D. predgt. des 12. j. 1, 16. IV, 2. des 13. j. 136, 29. Herb. trojkr. 9169. Walther 15, 1. Berthold 24. Wernher Mar. I, 41. Sigenot VIII, 1.

Dietr. flwcht 3444. Helbling 8, 1059. st. Oswald 2784. grosse roseng. 460 u. noch 5 mal. Iwein 5081. Walther III, 96, 29. Wilhelm 29. köln. reimkr. p. 66. fundgr. I, 119. II, 279. 282. Alexius C, 338. wolf in der schule 1362. Hätzlerin 264 a, 219 a. Brandan 203—4. Agricola 511. a. u. n. macht ein alt weib traben. sprichw. † nôt u. a., Marienleb. 5684. von allen noten u. a., predgt. d. 13. j. 127, 36. Gregor 1255. fundgr. II, 234. I, 124, 4. in noeten u. a., gesta rom. 66 a. A. bi der angst u. bî d. swaere u. bî d. nôt, Berthold 24 u. 146. angst, nôt u. arbeit, weltkron. II, 201. angest, n. u. leit, passion. III, 657, 56. leit, a. u. n., Horneck 23 a. jâmer, a. u. n., ring. 4, 13. 55 b, 3. 57 c, 35. angst u. pein, fastnsp. 951, 3. soest. fehd. s. 672. angst u. sorge, sieb. meist. 31, 29. † k. troj. 14517. angst noch tôt, Suchenw. 40, 816. jämerliche angst u. wehe, fastnsp. 941, 13. angst u. wân, mîn angest u. m. w., Iwein 4270. ânt u. wê, daz tet in wê u. ânt (= schmerz) Alexius A. 136. antlitz u. lîp, an libe u. a. a., passional III 33, 63. nâch klag u. antwort, Adelung II, 60. fastnsp. I, 157, 13. 626, 12. antwort u. rechenschaft geben, Neocor. I, 3. antwort u. rede, † rede u. a. davan geuen, kron. v. köln f. 219 b. âne r. u. a., Heinzel 24, 6. Martina 18 b, 41. Mencke II (Elisab. § 7), r. n. a., Suchenw. 31, 43. Pusilj. 293. rede u. a. stehen, geben, volksm. auch im volksräthsel: Es ist von leben und hat kein leben und kann doch rede u. a. geben. kosten u. arbeit, berner, kron. 225. arbeit u. kumber, † kumber u. a., Ernst 107. Haupt z. II, 449. avent. krôn. 29103. Mart. 115, 14. Horneck 204 b. arbeit u. laster, laster u. a., Iwein 4682. 5165. arbeit u. marter, die marter u. d. a., Iwein 1665. arbeit u. mühe, altd. bl. I, 401 (8, 2). Pusilj. 226. 252. 314. † mühe u. a., volksm. Horneck 38 b. 347 a. Ulensp. vorrede u. 34. Suso leb. 26. Suchenw. 4, 192. 14, 91. Neocor. I, 12. mit m., kosten u. a. (a. 1440), mit müwe, fliesse u. arb. (1454), swere m., krut u. a. (a. 1426), Grimm RA. 16. Eschenloer II, 98. lust u. liebe zu einem dinge macht m. u. a. geringe, sprichw. A. grosse kost, arb. u. m., Pusilj. 236. arbeit u. nôt, Martina 43 d. Syon 7. altd. bl. II, 179. † nôt u. a., kaiserkron. 197, 18. Marienleb. 169. Alphart 369, 4. wälsche gast 6874. 11744. Strick. Karl 96 a. Wigamur 5441. 5894. Georg 2246. Mart. 164 c. Boner 71, 68. lieders. 47, 118. altd. bl. II, 319. ungen. rock 3448. sonder arbeit u. pîn, altd. bl. I, 165. beide

schaden u. arbeit, Maur. u. Beamt. 296. arbeit u. sêre, Mart. 56c. beide sorge u. arbeit, Maur. u. Beamt. 620. Namelos 263b. arbeit u. ungemach, narrenschf. 176. arbeit u. wan, dâ verlôs er a. u. w., Haupt z. II, 445 (1230). arbeit u. weinen, dîn weinen u. d. arb., passionale I, 98, 92. arm u. bein, arm u. beine brechen, einem arm u. b. entzwei schlagen, ich zittere an armen u. beinen — sind bekannte redensarten. arm u. bein haben, Brentano. an armen u. an beinen, Iwein 4931. Amis 1687. arme u. reiche, die wörter treten, in mittelhochdeutschen dichtungen namentlich, durchaus formelhaft auf, ähnlich wie: jung u. alt, gross u. klein etc. (arm u. reich, jung u. alt = sieb. meistr. 30, 3. 102, 12). kaiserkron. 94, 18. 308, 2. Rudolf 9, 13. Diemer I, 85, 8. 150, 20 u. ö. Lanzelot 155. 6934. Berthold predg. 64. Hartmann (kl. ged.) 27, 5. Parcival 6, 10. 280, 20. 471, 5. Albrecht v. Halberst. 1. Wilhelm 99. gandersh. kron. 5, 15. buch d. rügen 237. Vrid. 40, 23. Strick. Karl 15a. Haupt z. II, 435 (1230), k. troj. 9 u. ö. livl. kr. 482 u. ö. auch in vielen sprichw. bei Wander I, 130. † Diemer I, 260, 19. livl. kr. 943 u. ö. armbruste u. pfîle, livl. kr. 5427, 9969 u. ö. ellend u. armut, Suchenw. 40, 546. armut u. ungelucke, passionale III, 8, 1. art u. geburt, Laber, anhg. 82, 1. art u. kraft, Mart. 44d. von burt u. edler art, Suchenw. 4, 538. kraft u. art, Altsw. I, 43, 31. sîn kunn u. s. art, altd. w. II, 49 (182). namen u. art, Altsw. 5, 251, 19. art u. natur der liebe, Tauler 165b. art u. wise, Neocor. I, 89. † fastnsp. I, 285, 17. art u. schick, haben, volksm. et hett nich art un sch., holstein. (= es will nicht gelingen). stamm u. ast, diut. II, 30. an tranke u. a. âsse, cod. Palat. 333, 133a. aue u. wald, durch w. u. manige ouwe, livl. kr. 11515. der herzen u. d. ougen, k. troj. 15289. mit herzen u. m. oug., 15458. in ougen u. i. h., Fribg. 5285. auge u. ohr, Wigamur 1195. in einem schnipp u. augenblick, Sachs (Doc. misc. I, 281), er war ganz auge und ohr (= sehr aufmerksam), volksm. axt u. beil, mit eksen u. m. bilen, passion. III, 456, 29. ring 55c, 41. samit u. baldekyn, Theoph. 251 (= seide). balg u. fleisch, gedonet zbischen fleisch u. palge, Walkenstein 86, 4, 15.

sparren u. balke knaken, stift. fehde (s. 260b.). ân alle hut u. bande, Schilling eidg. kron. 78. mit marter u. banden, Mart. 194c. bänke u. stühle, ober stule u. benke, pas-

sionale I, 185, 90. zwischen stuhl u. bank sitzen (= zwischen zwei stühlen), volksm. bänke u. tische, lieders. 246, 29. unter tischen u. b., avent. krôn. 25378. über t. u. b. springen; wenn die katze nicht zu haus ist, springen die mäuse über t. u. b., sprichwort. banden u. ketten (= geflochtene u. geschmiedete fesseln), passionale I, 320, 3. band u. schloss, âne sloz u. â. bant, Iwein 505. dîn minne ist sl. u. b., Parcival 76, 26. frid, bann u. schirm, Grimm RA. 15. bann u. Gottes zorn, Suchenw. 29, 116. zwischen bâren u. wasser, rechtsformel beim pferdeborg, Heum. opusc. 213. aus gnade u. barmherzigkeit, volksm. soest. fehd. s. 635. 642. sunder b. u. gn. bart u. haar, „zeichen u. tracht des standes mündiger freier, Grimm RA. 146. Wilhelm 41. 93. sînen b. u. s. h., wälsch. gst. 5094. avent. krôn. 6296. 6878. 6455. Folz 1228. Muscat, 41, 41. berl. jahrb. 8, 10, 1. † rouften sich bî h. u. b. b., Ruol 258, 15. beide an hâr u. a. b., Strick. Karl 73a. 99a. K. troj. 4535. 5919. Otn. 1550. ring 5c, 16. 7d, 16. 33, 23. Adelung II, 59. te baten ende de fromen (= nutz u. fr.), flandr. reimk. 10209. hals u. bauch, gerichten (1605), Grimm RA. 44. bede u. geld, mit g. u. m. b, sassenkr. 173 (= abgabe). beger u. wille (siehe ger), Ruff, Adam 564. † ir wille u. ir beger, Alexius E. 300. Muscatbl. 46, 4. 46, 16. diut. I, 430. Eschenloer II, 231. begierde u. kraft, Mart. 55. begin u. ende, passion I, 55. begriff, verzeichnis u. zettel (a. 1423), Grimm RA. 15. beichte u. reue, weder bihte noch d. r., wartburkrg. 1269. sassenkr. 238. Lohgr. 2, 28. beichte âne reu, spruchged. lieders. 186, 17. t. Schade g. ged. 9, 1031. Altsw. 5, 213, 9. 231, 8. † âne ruwe u. â. b., Berthold 79. 123. 158. nâch r. u. n. b., passion. III, 608, 2. sassenkr. 298. zu ruwenisse u. z. bihte, deutsch. ord. stat. s. 72. ludus de x virg. 32. Altsw. 4b, 190, 3. bein u. eisen, weder isen noch b., Diemer 314, 25. * bein u. fleisch, weder pein noch fleisc, Diemer 268, 29. kaiserkron. 10294. weder b. noch f., leb. Jesu 183, 42. † kaiserkrôn. 315, 2. Alexdr. 6931. Herbort troj. 2605 (noch 7 mal), fundgr. I, 75. (9. jahrh.), Wernh, Mar. I. 8. 40. 183. passion. I, 71, 86. 107, 40 u. ö. Parciv. 469, 26. Gottfr. lobges. 31, 8. gr. rosengart. 1821. k. troj. 10764. Schottky, wien. jahrb. I, 26 —40. ring. 54, 34. 56, 26. Hätzl. 2876. „das ist bein von meinem bein, u. fl. v. m. fl.“, Adam in Luther's bibel. Ein geist hat nicht fl. noch b., volksm. u. bibel. A. haut, fl. u. b., Frischbier, hexenspr.

40. 61. ubir vouze u. u. bein, Engelh. 173. bein u. hals, brich h. u. b.: jägerwunsch bei Frischbier, hexenspr. 155. man kann da h. u. beine br., volksm. nordd. sagen v. Kuhn u. Sch. 233. bein u. haut, hût oder b., kaiserkrôn. 309, 129. altd. bl. I, 29, 13. er ist nur noch haut u. bein = ganz abgemagert, volksm. als substantivum neutrum (vgl. hab u. gut) in Rachel's satir. gedicht. 6, 533: dass dieses haut u. bein der langen jammerzeit nicht sollte müde sein. bein u. herz, ze h. u. z. beine, troj. kr. 6435. 15557. 14653 u. ö. schwanr. 1311. bein u. horn, weder b. n. h., Ruol. 118, 3. † weder h. n. b., Diemer I, 313, 22. bein u. mark, ich swende b. u. m., Syon s. 16. durch mark u. b. dringen — es geht einem durch mark u. b., volksm. hexenspruch, Frischbier 5. âne unterlaz u. â. beit, Horneck 491a. berg u. hac, beide berc u. hac, Lanzelot 7420. berg u. lite, an bergen u. an lite, Wilhelm 24. * berg u. thal, peidiu berch u. tal, Diemer 354, 24. kaiserkron. 308, 14. Wernh. Mar. 43. 158. Luarin 928, 2522. Ruol. 59, 24. 119, 8. u. ö. Berthold pred. 172. 297. Lichtenst. 431, 16. über b. u. t., Laurin. Nyer. 13 u. ö. ûf den b. u. in d. t., Lanzelot 5686. Wilhelm 19. 20. Gottfr. lobg. 68, 12. Strick. Karl 77a (u. noch 4 mal). avent. krôn. 9518. Georg 1182 u. 88. Wigal. 64, 9. 227, 18. 173, 13. sassenkr. 106. in waidsprüchen, altd. wäld. III, nr. 29. 43 u. ö. da schleppen nun titanen gar manches schöne berg u. thal zusammen, Göthe 7, 302. ü. tal u. b., Haupt z. II, 411. Partonop. 53, 18. Pantal. 243. Luarin 45. Otnit 1462. A. tal, berc u. lite, Helblg. 4, 436. 7, 21. berch, tal u. weg, Litanie 74. (bescheidenheit) rede, teilunge u. b. (a. 1300), Grimm RA. 15. voll beschiss u. list steckt die welt, narrschf. 139, 78. besen u. scheere trug als beschimpfende strafe der zu haut u. haar verurtheilte, sachsensp. 3, 45. andere stellen bei Grimm RA. 172. kummer u. betrub, mecklenbg. reimkr. 730. bete u. drô, mit bete u. m. d., arme Heinr. 590. Iwein 507. Lohgr. 189, 29. Horneck 62b. Jerosch 34, 287. mit bete u. m. drowende, strassburg, kron. Closen 124. repg. kron. (Eccard I, 1329). † durch s. drô u. s. b., Horneck 23a. 257a. köln. krôn. 4512. bete u. flehen, Lancelot 5210. avent. krôn. 9057. 11288. Enenk. weltkron. öfter. Ernst 5019. fleh noch bet, fastnsp. 1113. 1119. sîn bete u. ger., Parcival. 193, 26. lieders. 182, 163. mit klag u. bet, avent. krôn. 16212. mit bete oder m. kraft, Maur. u. Beamunt 1372. bet u. rât,

Wernh. Maria I, 94, beidiu b. u. r., Lanzelot 14. Iwein 2740. 3104. 52. 4129. Strickers Karl 7 b, 44 a. 117 b. K. troj. 15253. † beide râtes u. bet, avent. krôn. 6181. Lichtenst. 482, 1. Gregor 1055. Horneck 29 b. 45 a. bet u. stiure = mit stiure u. m. b., arme Heinr. 275. Trimb. 4792. bet u. wunsch, Gandersh. kron. 26, 16. nâch ir wunske u. ir bete, Wernh. Mar. 206. betti noch flezzi, noh flezzi, noh betti, beichte bei Lambeccius (flizzi = stratum, raum, haus, wônung), si einem fürsten wol gezam zuo flezze u. ouch z. bette, Elisabeth (diut. I, 347). bett u. streu. bett u. tisch, gewöhnlich in der Umkehrung: ze tische u. ouch z. b., Engelhart 1947. Mart. 141. 258 c. altd. w. II, 49 (84). H. Sachs (Docen I, 281), fastnsp. I, 235, 19. rechtsformel. von tisch u. bett scheiden (separer de corps). A. bad, tisch u. bett mit einander theilen, volksm. bild u. exempel, Suchenw. 2, 28. bild u. lêre, passional III, 6, 45. † mit lêre u. m. d. b., passionale I, 242, 68. an lêre ect., ebend. 171, 8. deutsch. ord. stat. s. 168. bild u. name dez keisers, Mart. 255 c. bild u. wort, mit worten u. m. bilden, passionale III, 5, 86. on recht u. billigkeit, Körner, volksl. 143. (bitte) mit geheiss, bitte u. urlaub (a. 1430), Grimm RA. 16. hilf u. bistand, Schilling, eidg. kron. 126. hulpe u. bistand, Neocor. II, 181. weder helfe noch bit, fastnsp. I, 51, 2. donner u. blitz, Schade, g. ged. 4, 397. blumen u. gras, beide bl. u. gr., Stricker's Karl 112 a u. öfter. mit blumen u. kle, Suchenw. 41, 19. zwischen fell u. blut (besprechungsformel), Frischbier, hexensp. s. 59. blut u. fleisch, weder fl. noch b., Diemer 242, 22. 379, 16. dîn heiligez fl. u. d. b., 382. 383. meist in der umkehrung: fl. u. bl.; uns Got sîn fleisc u. s. bl. gap, Diemer I, 57, 2. W. v. Elmendorf 630, 42. Haupt zeitschr. 5, 519. 534. 555. 536. leb. Jesu (fundgr. I, 158, 28), niederd. Flos 474. passionale I, 57, 53 u. öfter. K. troj. 2663. livl. kr. 1756. Martina 17, 9. Schade g. ged. 8, 81. Neocor. II, 113. Ruff Adam 5079. hexenspruch, Frischbier 5. leib u. blut wagen, Neocor. I, 197. II, 110. Antwerp. liederb. 135, 3. blut u. leben, Horneck 189 a. blut u. mark vergozen, Schade g. ged. 11, 644. Suso, neun felsen. 31. milch u. blut, über das hohe alter dieses schönen gleichnisses verweise ich auf Grimm's altd. wälder I, 20, wo auch nachweise aus römischen und griechischen schriftstellern (Claudian de raptu Proserpinae 1. Anakreon. Propert. II, 3); für unsere sprache vgl. man: îr farbe die was reine lieplich als milch u. bl., Otnit 391. gemischet

als m. u. bl., Engelhart 2967. Eneidt 5139. Blanschefl. 6808. 3684. recht als ein m. u. a. e. b., K. troj. 3020. Schade, g. ged. 107, 110. 4, 499. wie m. u. bl. aussehen, Hebel. blut u. schweiss, schw. u. b. vergiessen, volksm. den sweiz verreren u. daz bluot, K. troj. 12143. boden u. grund, meist in der umkehrung: gr. u. b. z. b. in grund u. b. schiessen, Heumann, stadtrecht v. 1428. 28. Gryph. dornrose IV. gebiet, gr. u. b., Grimm RA. 15. (boesewicht) schelm, dieb u. b., Grimm RA. 16. bogen u. pfil tragen, K. troj. 15184. Mit dem pfeil und bogen, Kind. bomben u. granaten, verwünschungsformel. bosheit u. falschheit, Büsch. buch d. lieb. 45. bosheit mit laster lônen, lieders. 202, 416. bosheit u. missetat, Schade g. ged. 9, 696. botschaft u. segel (= sigel), Muscat. 16, 68. brand u. feuer, f. u. b., Frischbier hexenspr. s. 39. 48. brand u. mord, holst. kron. (Staphorst 123. 124), Haupt z. 1, 521. † mort u. br., Haupt zeitschr. 1, 181 (v. j. 1190). * brand u. raub (vgl. verba), Berthold predgt. 398. brandes, roubes, mordes, Vrîd. 32, 9. † (Ruodlieb 64: noct tractant igne, praeda vel caede.) rabenschlacht 78, 5. 203, 3. 335, 6. kaiserkron. 107, 9. 180, 20. 215, 4. Ruolant 7, 4. Ernst 719. Biterolf 4564. 9445. Konr. v. Würzb. 2, 16. Herb. trojkr. 1862. 2563. 12377. guote frau 936. Servat. 1751. 3334. warnung 1359. niederd. Flos 6. 1431. mittelh. Flos 11. 385. Dietr. fiucht 2855 u. ö. St. Ulrich 912. Nibelung. 719. Gandersh. kron. 9. 10. Vrîd. 16, 20. 46, 13. Strick. Karl 8b. 9b. 26a. sassenkr. 90. 136. schwanr. 25. 339. Lohgr. 66, 35. livl. kr. 1439 (noch 15m.) A. mit brande, raube, name (a. 1368), Grimm RA. 16. r., mort, br. Dietr. 2, 12. gueden (sprechen) u. braht, K. turn. 41, 2. bracht u. schall, ir schal u. ir braht, weltkron. = K. troj. 16463 u. 97. Horneck 54b. ein brasten u. ein klak, K. troj. 12231. gesottenes u. gebratenes, Ulensp. 22. nach altem brauch, herkommen u. gewohnheit (16. j.), Grimm RA. 15. brauch u. sitte, Ruff, Adam 4732. brief u. eid, Suchenw. 39, 119. auch im sprichwort, Kirchhofer 200: „Wenn es wäre br. u. s., dass man um ehbruch rosen abschnitt etc. briefe u. handfesten, schwanr. 438. h. u. b., 9, Suchenw. 27, 101. recht, brief u. kunst, narrenschf. 157, 62. brief u. pfand, Theoph. III, 110: brêf u. pant, II, 295. brief u. siegel, brieve u. ingesigele, schwabenspieg. 313. I. 323b. seghele ende brief, Reinaert 358. br. u. insigel, Trimb. 3951. Uhland,

volksl. I, 130, 51. 53. 54. Suso leb. 27. fastnsp. I, 59, 11. Liliencr. volksl. I, 1430. siegel u. brief heiss dir geben, Hormayr. tasch. 1. segel u. breve, hildesh. fehde 7. soest. fehd. s. 586. 570, 3. 597, 18. Eschenloer I, 78. durch brief u. s. messer stechen, Murner vom luth. narren. brief u. s. auf etwas geben = fest versichern, volksm. Wander I, 465. er hält brief u. s., lässt sich aber die Worte nicht binden, volksm. korn u. brot, Mencke II (Ludw. v. Thür. § 22). brot u. wasser, nicht wan wazzer u. brôt, Lanzel. 1695. zu w. u. z. br. fasten, deutsch. ord. stat. s. 125. fastnsp. 1131. gefängnisshaft bei wasser u. br., volksm. brücke u. furt, einem b. u. f. ablaufen, Eiselein u. nach ihm Wander I. * brücke u. steg, kaiserkrôn. 106, 19. versâtzte do prucke u. stech, Massm. denkm. I, 80. âne br. u. â. st., Lanzel. 7315. avent. krôn. 12842. 27534. wartbg. kr. 565. di weder br. noch st., passion. III, 348, 74. sassenkr. 220. livl. kr. 5158 (noch 5m.) Mart. 289d. beide over br. u. o. st., Theophilus 251 u. 290. Maria, du bist beide br. u. st., ebend. 466. fastnsp. 949, 30. Altsw. III, 109, 32. † Folz 1233. brün jen u. pferde (= schuppenpanzer), livl. kr. 5711 u. ö. bruch u. graben, in pruoch u. i. gr., Ruol. 126, 2. durch bruch u. über heide, livl. kr. 1905. heid ein, pruch ein, Suchenw. 4, 364. brûch u. môs, ûf br. u. û. m., Ernst 3029. 3902. bruch u. walt, livl. kr. 11702. 9136. buben u. huren. † Neocor. I, 99. stricke noch bunde, Mart. 47c. wurf u. bunt, Mart. 261b. bürge u. pfant, Iwein 7145. 7716. Gerhart 6286. 2744. passion. III, 19, 26 u. 30. ôn b. u. ô. pf., Trimb. 3154. Helmbrecht 352. bürgschaft u. pfant, Gerhart 2722. burg u. veste, Mîsn. II, 21. burg u. haus, diu burc u. daz hûs, Lanzel. 5063. sehr oft bei I. v. d. Pusilie. * burg u. lant, beide b. u. l., kaiserkr. 157, 18, Lanzel. 4640. 8319. Oswald 2720 u. ö. Nibelg. 808. 6737. 8731. Wilh. 8, 7. Alphart 60, 4. Wigal. 10, 34. Parciv. 144. Vrîd. 75, 13. 152, 20. Haupt z. 2, 439. 40. 5, 426. Gerhart 181. avent. krôn. 15585 (noch 5mal), Misnaere 2, 20. Darifant 48. gute frau 3013. Servat 2100. Hag. krôn. 34. 1662. Col. cod. 10, 187. livl. kr. 2032 u. ö. Zeno 251. † Ruol. 278, 14. Nibel. 40, 2. 109, 4. fundgr. I, 229. niederd. Flos 10. A. burge, l. u. stete, Crane 4, 439. burge, liute u. darzuo l., Lichtenst. 466, 31. burg u. palas, avent. krôn. 3198. burg u. stadt, Wilh. 69. avent. krôn. 5713. beide b. u. st. livl. kr. 2149. Karlmein. 94. Schade,

g. ged. 5, 46. beide Mencke II (Lud. v. Thür. § 22), Suchenw. 34, 90. an burgen, an steten, an leut, a. lande, Trimb. 1314. busse u. reue, mit warer buoze, mit rehten riuwen, altd. bl. I. pfaffenleb. 296. mit b. und ouch m. r., passion. III, 579, 24. Suchenw. 40, 589. ludus de X virg. 30. † rüwen u. b., Berthold 194. 290. Mart. 197, 14. fastnsp. 1088. A. mit wârer ruwen u. m. lûterer bihte u. m. busse, Berthold 24. mit reu, wârer beicht u. busse, fastnsp. 1102. durch tägliche reue u. busse, Luther im 4. Hauptst. d. katech. busse u. suone, Nibelg. 8043. busse u. wandel (a. 1458), rechtsf., Grimm RA. 14. w. u. b., Halthaus 2027.

cherubîm u. seraphim, nach den mosaischen büchern in vielen kirchlichen dichtungen, namentlich in kirchenliedern. Gottfr. lobg. 39, 12. uf feld u. under dach, Altsw. 4b, 169, 32. chrysam u. taufe, bezeichnung für die gnadenmittel der kristlichen Kirche u. für das kristenthum selbst. Helblg. 7, 88. da hilfft kein ch. u. k. tauff, Soltau 59 (v. j. 1547). † touf u. chresem, jüng. Titur. 5965. wir t. u. ch. so dicke an uns verbosen, Zweter 2, 214. so wir in die welt varen mit dem t. u. k., Berthold 34. Altsw. IVb, 131, 34. ring 25b, 36. sam mir t. u. chr., Helblg. 3, 172. A. beide virm, tauf u. chresem, Muscat. 22, 68. 25, 27.

dach u. schate, sîn schate u. s. d., Iwein 574. schirm u. dach, Lohgr. 180, 39. sparren u. dach, Zeno 615. dach u. wand, beide d. u. w. (= dach u. fach), Gregor 3544. däge n. gewinn, weder d. (= gedeihen) n. g., Zeno 94. dank u. gnade, avent. krôn. 3113. 1069, 12553. beide gnade u. d., Ernst 4354. Iwein 1223. 3075. k. troj. 6008. 11471. 15399. Mart. 138c. Horneck 197a, Altsw. 5, 246,7. dank u. lob, † lof in de dank, Marienl. 13, 32. Martin. 2d. 170. Adelung II, 55. 62. âne lôn u. a. dank, lieders. 121, 10. Ulensp. 54. dank u. sold, ze danke u. z. solde, Engelh. 3703. dank u. wille, wider iren willen u. d., Ernst 2677. Pusilj. 58. decke u. futter, Mathesy 85. dienst u. nutzen, zu nutze u. z. d. geschaffen, Berthold. dienst u. rath, beidiu ir d. u. i. r., wälsch. gst. 1848. zu dienst u. z. willen, Mencke II (Elis. § 10.) dorn u. hagen, kaiserkrôn. 145, 3. Ruol 308, 5. † durch hac beidiu u. dorn avent. krôn. 9177. mac wol gebinmazet (= verglichen) werdin den hagen u. d. dornen, predg. d. 13. j. (fundgr. I, 95, 5). dorn u. hecken, zu eime dorne, etuwa zu einer hecke, Rudolf 23, 24. beide hecken u. d., avent. kron. 12973. 14121. wie

gott mich führt, so will ich gehn, es geh durch d. u. h., kirchenlied. dos u. schall, ein schall u. ein d., Karl 86a. weltkrôn. 1, 157. beide sch. u. d., avent. krôn. 7391. im schlicke u. drecke, Neocor. I, 479. drô u. flehen, Lohgr. 67, 36. altd. bl. II, 240. † weder durch fl. noch d. d., Lanzel. 8622. mîn fl. n. m. drô, gesamtab. 27, 277. durch furchte noch durch drouwe, deutsch ord. stat. s. 139. drô u. geheiz, von geheizen u. v. starker drô, Erec. 8693. drô u. zorn. drum u. ende (= tautolog.) weder e. n. d., fastnsp. 132, 16. 881, 12. âne zil u. â. drum. Mart. 248d. risel u. duft des touwes, Fribg. 1766. durft u. nôt, des ist mir durft nôt, Diemer 303, 16. d. u. n., Haupt z. 5, 7. nôt u. d., Alexandr. 2348. durst u. hunger, Diemer 289, 28. Syon s. 19. Suchenw. 30, 27. † hunger endi thurst, Heljd. 135, 9. Haupt z. 1, 37. Iwein 6209. diut. II, 98. altd. bl. I, 54. und öfter noch quälte ihn h. u. d., Bürger's abt v. st. Gall.

gesetz u. ê., Schade, g. ged. 9, 283. treu u. ê an mir gebrochen, sieb. meist. 68, 19. eber u. schnee, auf dem schnee u. auf d. e., alte bergjagdformel (eber, aber, ober in oberdeutschland = schneeloser, aufgethauter gebirgsplatz, (Stalder I, 84. 85), altd. wäld. III, 108. ez waere eber oder snê, Parcival 3564. ecke u. ort, niendert e. noch kein o., Fribg. 1342. eid u. hulde, mit glübeden, eiden u. huldungen (a. 1437) loste, hulde n. eede, Grimm RA. 15. mit eid, kür u. hülfe (15. j.), Grimm RA. 15. eid u. treue, soest. fehd. s. 598. † ich briche mîn tr. u. m. e., Hartm. kl. ged. 22, 11. mit tr. ect., Karl 37b, gute frau 2369. avent. krôn. 9983. 11653. sehr häufig bei Konrad v. Würzbg. z. B. Otte 433, troj. 8443. 8747 u. ö.: mit triwen u. m. e., zuweilen auch: bî tr. u. m. e., Gregor 888. 3422. trojkr. 8443. 8747. Fribg. 652. Trimb. 5b. 1819. Amur 1553. 1588. 2040. fastnachtssp. 531, 11. Hätzl. 192a. bi triw u. aid. eigen u. lehen, eigen n. l., Ruol. 276, 13. Fundal. 2021. Haubt z. I. 290. fundgr. I, 246. Karl 14b. u. ö. weisen zu eigen u. von niemand zu lehen (15 j.), Grimm RA. 27. † kaiserkrôn. 6399 u. ö. Tundal. 63, 70. Ruol. 105. 3. 10, 28. lein u. eigen, sassenkr. 103. fried u. einigkeit, volksm. Körner volksl. 165. gemach, fr. u. ein. Spangenbg. 5, 148 (v. j. 1460). endrach u. frede, repg. kron. (Eccard I, 1365). eise u. graus (= schrecken), Horneck 96b. eisen u. nagel, nagel u. îsen geben, gehörte zur nebenverpflichtung eines zinspflichtigen (a. 1336. 1463.

1517. 1534. 1537), Grimm RA. 380. nagel — îsen, Reinmar 195. eisen u. stahl, † weder von stahel noch v. e., Luar. Nyerup 68. altd. beisp. 7, 10., fastnsp. I, 446, 33. Muscatbl. 79, 43. ellen u. kraft, Gregor 1821. Iwein 2999. Karl 18a. † avent. krôn. 12598. ellen u. macht, Engelh. 4746. avent. krôn. 9755. ellen u. milte, mit milte u. o. m. e., Wolfr. Titur. 16, 2. weder end noch grund, fastnsp. 999, 15. noch mate noch ende, Neocor. I, 544. II, 57. ende u. ort, von dem ende biz ûf daz ort, livl. kr. 8561. † alle o. u. e., Laurin 308, 3. vom o. bis an d. e., roseng. 232, 7. k. troj. 2229. Wernh. s. 1. von o. u. v. e., gest. Rom 79a. in allen winkeln u. enden, fastnsp. 882, 11. ende u. zil, K. troj. 12899. Mart. 585c. weder e. n. z., Folz 1287. diut. II, 35. fastnsp. I, 241, 23. narrenschf. 250, 32. gilt (einkommen) u. erb, Suchenw. 40, 370. erbe u. gut, beide erbes u. guotes, passion. III, 131, 86. 645, 57. sîng. u. s. e., passion. III, 387, 4. deutsch. ord. stat. s. 41. beide an liue, an gode, an erve, köln. kron. 4710. erbe u. habe, ir erbe u. i. h., passion. I. 234, 23. erbermde u. gnaden, Vrîd. 10, 5. 20, 19. 180, 15. erde u. himmel, formelhaft schon im alten u. neuen testamente: „Im anfang schuf Gott h. u. e.“ „H. u. ê. werden vergehen, aber meine worte werden nicht vergehen.“ Wernh. Mar. 145 u. ö. gewöhnlich in der Umkehrung: des himilis u. d. ê., Haupt z. 1, 34. Vrîd. 6, 1. 8, 26. 57, 23. 179, 4. 6. Tauler 59b. 135b. Schade g. ged. 11, 700. Gott des himmels u. d. erden, anfang eines bekannten kirchenliedes. êrde u. mêr, weder in e. noch in m., Ruol. 74, 19. Gottfr. lobges. 61, 9. erde u. stoub, Mart. 118d. lop, êre u. dank, Massm. denkm. I, 123 ff. êre u. dienst, zu dienst u. z. ê., Karl 57a. êre u. freude, freude u. ê, kaiserkron. 123, 126. an fr. u. a. êren, K. troj. 12423. ze êren u. z. fr., Iwein 5540. ich kân êre u. fr., gemach u. werdekeit, passionale III, 154, 8. * êre u. fromen, daz eine daz ist êre, daz ander frome, Elmendorf 85. erin u. frum, ebend. 548. Ruol. 1, 18. ze êren u. z. fr., Lanzelot 1562. Nibelg. 651. Hartm. büchl. I, 205. Iwein 2415. 4133. 4350. 5209. Gandersh. kron 16, 1. Strick. Karl 26a. Wigam. 2392. wälsche gast 1032. 9256. Hag. krôn. 1989 (noch 5 mal) k. troj. 11705. † frum noch êre, kaiserkron. 213, 14. 396, 32. Elmend. 548. Haupt z. 1, 400. 5, 26. Wernh. Maria 90. Wigal. 45, 19. Hag. krôn. öfter. Helmbrecht 288. 332. deo hân ich fr., dû êre, Frauendienst 44, 23. Lohgr. 31, 8. u. ö. Helbling III,

404. êre u. frumheit, Luarin 255 u. 75. êr e u. frumheit, Luarin 255 u. 75. ere u. frumkeit, Laurin 1. êre oder frümekeit, Wigal. 8, 10. fromkeit u. ê., Helbling III, 404. *êre u. gemach, ze êren u. z. g. Haupt, z. 2, 397. goute frau 132. Wernh. Maria 92. Erec 60. 5957. Tristan 4428. Col. cod. 9, 1138. passionale I, 47, 46 u. ö. dîne grôze ê. u. d. g.. Marienleb. 110, 6. Helbling 4, 834. † Wigal. 103, 33. 153, 24. 154, 12. Erec 10112. des gemaches u. der êren, passion. I, 37, 11. III, 250, 57. êre u. gewalt, gute frau 2303. † gewaltes u. der êren, Martina 13, 21. 171 d. 180 b. Boner 94, 77. † Haupt z. 2, 394. 459. fundgr. I, 114, 40. Boner 86, 42. Schade g. ged. 9, 932. über êre u. glimpf, grimm RA. 44. êre u. glück, Strick. Karl 72 a. êre u. Gott, durch G. d. ê. er nie gespart, Suchenw. 2, 9. 16, 102. 15, 186. 29, 6. 143. * êre u. gut, Trist. 15763. 17286. Erec 5966. 9394. arme Heinr. 398 u. ö. büchl. I, 965. II, 352. Iwein 5704. Walther III, 90, 29. Nibelg. 712. 8686. wälsche gast 6881. 11747. Wigal. 77, 3. 135, 36. Alexdr. 70. Gudrun 1636, 2. Flos 7913. Strick. Karl 24 b. 42 b. Gerhart 1937 u. ö. Haupt z. 6, 379. Biterolf 7344. Titurel 6196 u. ö. Reinh. 1752. êren noch guotes, Berthold 38. 107. Hag. krôn. 2075. warnung 1337. Helblg. 3, 121. daz machent zwei Wort: gut u. êre, Trimb. 17035. Kaiserkron. 394, 23. Marienleb. 63, 21. † Alexrd. 1576. urstend. 104, 46. Dietrichsfl. 1934 u. ö. Luarin 2769. arme Heinr. öfter. Biterolf 1053. 4465. Titurel 578 u. ö. Gudrun, 2, 4. Wigal 8, 17. 293, 22. hierher gehört eine ganze stelle aus einem liede des minnesängers Canzler 2, 4. Frauenlob 18, 5. gute frau 336 u. ö. fürstenbuch 256. Alexius 98. Helblg. 4, 341. Eracl. 3583. Ravennosch. 7302, 1. Luther's katechism. 7. bitte. A. lîp, guot u. êre, Titurel. 3342. Wigalois 194, 10. 256, 10. lîp, ê. u. g., Engelh. 4333. Hätzl. 10 b. u. ö. 4786. König v. Frankr. gesamtabent. 8, 51. siebenschl. 74. lîp, gout u. êre, Hag. krôn. 740 u. noch 3 mal. Dioclet. 4030. Lanzelet = limbg. krôn. s. 83. Frauendst. 45, 25. Laurin 31. Flos 6075. glück, êre u. guot, buch d. rüg. 341. nâch guot, witze u. ê., Vrid. 31, 3. u. 13. liute, guot u. ê., ebend. 58, 18. 74, 21. êre, g. u. lîp, Haupt z. 5, 8. êre, g. u. ouch d. lîp, Wigal. 181, 20. daz dir êre u. g., sele v. lîp die vire dir benomen hat vil schire, Haupt z. 5, 562. an leib, an sel, an er, an gut, Hatzl. 205, guot, e. u. mage, altd. wäld. I, 36. libes, êren u. g., lehenrechtb. 75. êre u. l. u. g., Gerhart 521. passion. I, 160, 59. ê. g. lîp. u. leb., ebend. 2784. an lîp, g., an fronden u. a. êren, Titur. 3748. êre u. heil, Hartm.

büchl. I, 249. Parcival 398, 7. † Iwein 1991. huld u. êre gotes, Suchenw. 31, 27. *êre u. leben, Strick. Karl 60 a. Erec 879. Engelhart 4047. 4380. 6200. Wigal. 61, 35. ûf min ê. u. û. m. ritterlichez leben, k. troj. 8404. 10415. † Dioclet. 8451. Ravenschl. 941, 6. A. gout, êre u. leben, Engelh. 4393. ir lîp, ir ê., ir l., Lichtenst. 624, 21. leben, lîp u. ê., Ravenschl., 289, 1. *êre u. lîp., Lanzel. 969. u. ö. Hartmann büchl. II, 159. Iwein 3136. 5140. 7275. Erec 3121. Nibelg. 1344 u. ö. Vrid. 96, 10. Karl 29 b. avent. krôn. 4203. êren u. lîbes, Engelh. 1494. 3447. u. ö. Eracl. 3810. 3098. Dioclet. 8271. Hätzl. 36 a. 335. A. v. Nassau 38. † kaiserkrôn. 209, 10. Biterolf 10889. Dietr. fl. 6863 u. ö. Luar. 2168. Erec. 842. 8472. Nibelg. 3998. Titur. 2296 (libes u. der êren) u. ö. Gudrun 200, 4 u. ö. Flos 6484. Engelh. 3347. Eracl. Ravenschl. 80, 6. 644, 4. troj. 2205. Frauendst. 128, 20. Zeno 760. A. v. Nassau 48. Hätzl. 28a, 104. A. dirre werlt richtoum u. alle sin êre u. des armen libes wollust, fundgr. I, 95, 5. (pred. d. 13. j.) ir leib, ir g., i. ê., Ravenschl. 1014, 5. an libe, a. êren, freuden, gute, Trimb. 6765. êre u. liebe, ich erbiet iu ê. u. l., Lanzel. êre u. lob, Oswald 1860. 2983. Vrîd. 14, 22. 181, 11. Marienleb. 1314. frauendienst 559, 16. fundgr. I, 98, 9. niederd. ostersp. 405. 1244. limburg. krôn. s. 11. Lanzel. 6581. Trist. 21. avent. krôn. 2422. Gerhart 412 u. ö. Karl 37 b. u. ö. Wilh. 67. Berthold 36. 292. Otte 744. Engelh. 1656. Haupt z. 5, 533. k. troj. 19510. † Roswith. p. 29: laus et honor. lobes u. der êren, kaiserkr. 6, 30. Ruol. 26, 2. 32, 13. lobes u. êren, vil, Luar. 2809. fundgr. I, 87. Lancel. 16. Wernh. v. N. 65, 26. Berthold 72. 109. Engelh. 1628. warnung 1096. Schade, niederd. ged. 170, 3. 333, 16. êre u. milte, bede milte u. ê., Strick. Daniel 463. avent. krôn. 426. êre u. minne, minne u. ê. sî dir erboten, Ruol. 23. 20. êre u. muot, der êren u. d. muotes, arm. Heinr. 46. Col. cod. 10, 6. êre u. namen, ir êren u. ir besten namen, Vrid. 53, 12. weder nuz noch êr, fastnsp. 959, 33. n. u. ê., sieben meistr. 136, 6. von n. u. ê., ring 44 c. 26. *êre u. preis, Luar. 2916. Iwein 864. Parciv. 2, 27. Karl 62 a. Wigam. 1358. Georg 198. 4619. Darifant 90. Erec 2519. Hag. krôn. 2526. ein blümlein führt noch heute den Namen êrenpreis (veronica), ein compositum, in dem freilich ein genitiv-verhältnis obwaltet. † Luar. 300. niederd. Flos 1397. Konr. Alex. 511. K. troj. 11360. Gregor 1796. Dietr. fl. 2113. 6049. Lanzel. 2512 u. ö. Partonop. 20, 3. gr. roseng. Hag,. krôn. 2540. Lohgr. 13, 23. 2046 u. ö. Apollonius 188. altd. dicht. v. Meyer 7, 262.

Soltan nr. 16. Adelung II, 51. A lof, pr. u. ê., niederd., Flos 903. ir prîs, i. zuht, i. ê,, passion. III, 629, 63. dîn ruom, d. ê., d. p., Jerosch. 41, 41. durch lobes preis u. auch d. ê., Suchenw. 16, 30. êre u. recht, nach êren u. ze rechte, avent. kron. 5920. weder êre u. redlichkeit, Pusilj. 255. êre u. reverenz, Rozmit. (1470) s. 163. êre u. ruhm, Ruol. 214, 3. Diemer 194, 10. 79, 20. Elmendorf 925. (H. z. IV.) durch ê. u. d. r., Lanzelot 7758. êren u. ruomes, Strick. Karl 110 b. Amis 1815. Gerhart 938. Alexius 517. êre u. saelde, Iwein 3. Parciv. 269, 30. Vrîd. 97, 14. Gerhart 6561. 6735. der êren u. d. saelden, Wernh. Maria I, 17. Mart. 182c. † Lichtenst. 533, 18. Col. cod. 10, 761. Wigalois 30, 20. 85, 35 u. ö. Iwein 4855. 5531. 6412. 6864. 8166. saelden u. êren (plur.), Karl 124 b. vrou Saelde u. vrou Ere, Haupt z. II, 411. gute frau 546. 755. k. troj. 8258. Frauendienst 148, 1. salde u. ê., Bruns 130. Suchenw. 38, 311. 34, 119. 122. A. saelde, guot noch ê., Strick. Karl 10 a. 15 b. s., ê. u. allez gut, Suchenw. 38, 341. êre u. scham, âne ê. u. s., Vrîd. 53, 5. êre u. sêle, ê. u. s. umbe guot geben, Strick. bîsp. XII, 300. s. u. ê., Trimb. 259. Laber 236, 5. êre u. seligkeit, an êren u. a. s., Engelh. 3875. Suchenw. 39, 87. êre u. treue, Iwein 3177 u. 89. Parcival 5, 30. Gandersh. krôn. 15, 52. Strick. Karl 1128a. Wigam. 5133. Helmbrecht 967. † ûf mîn t. u. m. ê., Oswald 978. ze triwen u. z. ê. Gregor, 992. nim ich ûf die tr. min u. û. m. ê., k. troj. 5127. 8781. weder tr. noch ê., Trimb. 2099. 1293. u. ö. Muscat. 36, 23. fastnsp. I. 155, 24. Wolkenst. 20, 2. 3. 20, 3, 2. Suchenw. 5, 122. 13, 172. 24, 258. u. ö. Pusilj. 256. upstand. 105. êre u. tugent, fastnsp. I, 405, 3. t. noch ê., Vrîd. 56, 26. 103, 4. 131, 2. Helmbrecht 494. êre u. wirde, Oswald. 1510. buch d. rüg. 418. Gottfr. Lobges. 10, 14. nach êren u. n. W., Graff diut. I, 322. k. troj. 1363. u. ö. Suchenw. 38, 357. † Oswald 895 u. noch 6 mal. Parcival 228. 28. Wilh. 105. 142. Tîtur. 4103. 4540. u. ö. k. troj. 3266. Mart. 233 b. altd. w. II, 135 (203). Docen II, 174. Suchenw. 1, 73. 7, 57. 4, 281. 25, 302. 38, 62. 40, 79. 1373. êre u. wirdigkeit, Winsbek, 24, 1. passion. III, 357, 44. sassenkr. 68. 176. k. troj. 2800. livl. kr. 6598. 8668. Trimb. 2888. Jerosch. 12, 254. lieders. 72, 524. Schade g. ged. 4, 84. 9, 247. fastnsp. 654, 8. 1117. Aetsw. II, 65, 2. † wirdekeit u. ê., Berthold pred. 174. Vrîd. 93, 4. Titur. 4602. Ernst 2677. Schade 9, 468. Massm. denk. I, 123. A lôp, w. u. ê. passional I, 133, 79. Jerosch. 1, 168. êre u.

wünne, wünne u. ê. Iwein, 2442. êre u. zuht, Amio 3. mit êren u. m. zühten, avent. krôn. 16479. beide von ê. u. v. z., passion. I, 369, 33. k. troj. 7407. 7454. 10100 u. ö. † Berthold pred. 216. buch. d. rüg. 422. 1604. wider zuht noch w. ê., wälsch. gast 607. Helmbr. 497. passion. III, 49, 30. tuht u. êre, Bruns 124. Engelh. 224. sassenkr. 19. 43. k. troj. 7311. 10905 u. ö. nach züchten u. êren stellen, fastnsp. 729, 25. Teichner, Schottky wien. jahrb. I. mit fliss u. ernst, Heinr. d. löwe 52, 7. ernst mit glimpf, Suchenw. 2, 19. ernst u. nôt, körner, volksl. 26. ernst u. schimpf, Titur. 3087 u. ö. Hartm. büchl. I, 1634. Lohgr. 51, 16. Suchenw. 7, 35. 9, 103. † Titur. 4513. 5254. Suchenw. 10, 245. 11, 309. 15, 29. 211. 16, 23. 165. ernst u. spil (vgl. spott u. spiel), Titur. 8516. Lanzel. 1230. ze ernste nicht z. s., En. 12101. ernst u. spott, Herbort troj. 3550. 8208. 10949. Wigal. 261, 5. ernst und tagalt, ze ernste u. z. t. (= scherz, zeitvertreib, spiel) avent. krôn. 4350. zeit u. ewigkeit, Suso leb. 54. buch 4, 31.

kerz u. fackel, fastnsp. 1133. fahr u. nôt, soest. fehd. 680. perikel u. fahr, soest. fehd. s. 679. fahrt u. reise, euer reis u. e. fârt, Laurin Nyer. 53. fahrt u. zeit, alle zît u. alle f., Engelh. 1654. fall u. rât haben = (hilfe u. beistand), berner krôn. 364. falsch u. hass, âne f. u. â. h., Marienl. 458. falsch u. mein, Pantal. 1677. âne falsch u. nît, Martina 9, 20. falschheit u. nit, Körner volksl. 93. ander gelath u. varve geben, Neocor. I, 13. farbe u. hâr, ir hâr u. i. v. Haupt, z. 2, 439 (1230). farbe u. kraft, ir f. u. i. k., Lanzel. 6541. f. u. k. verloren, Parciv. 253, 5. ir kraft u. f. entslais, Karl 122a. an libe u. a. farbe, gesamtab. II, 255. vaz u. hûs, der menschheit müezent rumen, Mart. 42c, 76. korb u. fass, bienensegen bei Frischbier, hexenspr. 131. feld u. graben, beide f. u. gr., Karl 57a. feld u. haide, mos, feld u. h., weltkrôn. Enenkels. an dem velt u. a. d. h., Wernh. Mar. I, 17. zu f. u. auch z. h., Suchenw. 15, 155. 9, 22. 30. feld u. holz, zu feld u. z. h., und: von feld gen h., in waidsprüchen bei Grimm, altd. wäld. III no. 13. 25. 28. 36. 41. 44. 59. 148. 162. gen feld u. dem holz, 202. † ze holz u. ouch z. f., Martina 11c 73. feld u. land, über f. u. l., Berthold pred. 64. feld u. môs, gesamtabent. anhang. über feld u. durch stocke (= wald), Mart. 101b. feld u. stryt verloren, flandr. reimk. 8624. 8033. 9911 u. ö. feld u. wald, in felde ioh n walde, Otfrieds krist I, 1, 123. avent. krôn. 12617. Alexandr. 3512.

6891. felt noch d. w., Strick. bîsp. 12, 246. f. oder w., Oswald 621. 767. 1133. über f. durch w., segensformel (fundgr. I, 261) uf felde oder in w., passion. III, 402, 19. livl. kr. 11924. von f. hin ze w., Laber 26, 7. altd. beisp. 18, 2. sieb. meistr. 52, 24. zu f. u. a. z. w., Hätzl. 264b. † livl. kr. 9102. A walt, wazzer u. f., avent. krôn. 20425. walt. f. u. heide si vuoren Phil. Marienleb. 2518. 2938. 3828. wise oder feld, Lohgr. 44, 25. Suchenw. 40, 200. über fels u. tal, K. troj. 10472. in stete u. i. feste, diut. I, 426. fell u. haut, hût u. f., Pantal. 1551. feuer u. glût, viur u. gluot, Vrid. 39, 6. feuer u. schwert, mit feuer u. s. vernichten, perque enses perque ignem oportet irrumpere, (griechisch) kaiserkrôn. 16152. feuer u. wasser, mit wazzer u. m. f., Haupt z. I, 158. verderb u. schaden, Neocor. I, 310. flust u. auch gewinn, Suchenw. 16, 59. 25, 310. verlust u. kummer, vlust u. k., Wolfr. Wilh. 20, 3. verlust u. schaden, die verlust u. der sch., passion. III, 664, 49 = sassenkrôn. 106. Suchenw. 11, 155. Neocor. I, 526. ze sch. u. z. v., Col. cod. 10, 1442. berner krôn. 120. sinne u. vernunft, Amur 22. vernunft u. witze, Mencke I, 1073. 75. wiltpret u. fische, diut. I, 357. fleiss u. meisterschaft, sînen vliz u. s. m., Iwein 1688. fleiss u. mühe, kein fl. noch m. ich sparte, Docen I, 283. sorge u. fleiss, fastnsp. 895, 22. fleisch u. gebein, Herbort troj. 11371. Pantal. 1549. 1862. Eraclius 402. warnung. 305. Haupt z. 5, 536. 554. K. troj. 37. 12841. 12952. Schwanr. 276. Lohgr. 7, 3. beide fleisch und geist, passion. III, 622, 24. fleisch u. haut, zarten ime abe flaisc u. hût, kaiserkron. 195. 5. vlins oder stock (= stein o. stock), k. troj. 5961. volbort und willen (= zustimmung) chron. luneburg. s. 194 u. ö. mit willen u. volbort, Pusilj. 206. volge u. urteil geben, schwabsp. c. 398. lêre u. volge = lehrer u. schüler. volleist u. trost, ir trost u. i. v., kaiserkron. 412, 28. form u. gestalt, Folz 1308. fastnsp. 879, 9. soest. fehd. s. 598. Umk. Rozmit. s. 169. A form. weis u. g., (15. j.) Grimm RA. 15. form u. weise, Suso leb. 3. nutte u. vordel, Neocor. I, 36. schaden u. vordeel, Neocor. I, 539. frau u. weib, ze frouven u. ze wîbe, troj. kr. 18162. beide man u. frowen, Mart. 194. beide frouwen u. m., Boner 88, 58. 95, 66. Schade g. ged. 5, 216. freiheit u. herrlichkeit, h., f. u. gerechtigkeit (a. 1497) gericht, h. u. f. (a. 1489), Grimm RA 15. friheit u. prinilegien, deutsch. ord. stat. s. 42.

wille u. freiheit, rose (niederl. ged.) 4345. fremde u. kunde, Parciv. 592, 11. Nibelg. 1030. Col. cod. 2, 88. Helmbr. 1202. 1543. Trimb. 18283. fastnsp. 2, 15. 24. 740, 4. freude u. gemach, passion. I, 378, 45. III, 512, 85. 681, 63. ir hohiu fr. u. g., Engelh. 3169. Gregor 717. fr. u. wünneclîch gemach, Pantal. 1169. freude u. guft, Trimb. 2652. freude u. heil, der engel fr. der werlte h., Wernh. Mar. 113. Amur 2043. frude u. hochgemüete, k. troj. 13141. fr. u. hôhen muot, Wolkst. 4, 2, 7. jubel u. freude, altd. bl. I, 56. freude u. lachen, Schade g. ged. 5, 264. freude u. lob, Ruol. 307, 9. freude u. lust, volksm. Neocor. I, 113. Ruff, Adam 703. bergreien 122, 3. soest. fehd. s. 590. freude u. muot, Altsw. II, 23, 23. 76, 30. freude u. saelde, saelde u. fr., Wernh. Mar. 98. mit freude u. saus, Kalenbg. 304. freude u. schall, mit freuden u. m. sch., Karl 58a. K. troj. 16294. Schade, g. ged. 5, 209. 240. altd. bl. I, 41 (242). freude u. schimpf, Iwein 4411. freude u. spil altd. bl. I, 88, 139. freude u. trost, Wernh. v. N. 24, 27. Amur 1281. freude u. wirde, w. u. fr., Walther III, 96, 15. freude u. wonne, Roul. 217, 21. Wernh. Mar. 113. St. Oswald 544. passion. I, 297, 90. Mart. 197d. klage 990. hartebok I, 457. 669. 735. fastnsp. I, 409, 19. freund u. geselle, ring 24c. 23. freunde u. gut, vriunt u. g., Diemer I, 40, 3. Berthold 71. Karl 17b. u. ö. Martina 6b, 40. † Berthold 72. A an libe, guote oder fr., Berthold 78. 103. *freunde u. mage, kaiserkron. 42, 1 u. ö. leb. Jesu 134, 3. Athis (D, 55) Rudolf 19, 27, Lanzel. 1869. Ludw. kreuzf. 4900. Wilh. 17. 101. 146. Karl 43b. avent. krôn. 4544. 24672. Engelh. 1718. Wernh. Mar. 160. vvunt of mag e, Hag. krôn. 3434 u. ö. vr. u. mage, ebend. 1709 u. ö. u. ö. sassenkr. 106. 120. 187. Lohgr. 41, 7. livl. kr. 2577. 2849. † consanguineis et amicis, Ruodl. fragm. 15, 20. bi ir magen u. fr., Philipp marienl. 4796. 7149. k. troj. 8667. 11434. A. wip, friunde, mage, dienestman, Engelh. 5770. 5260. mage, fr. u. wîp, ebend. 5581. mage, fr., êre u. guot, passion. III, 558, 2. fr. m. u. gesellschaft, Suchenw. 39, 120. freunde u. mann, Wernh. v. N. 27, 24. Karl 121a. mit freunden u. m. mannen, sassenkr. 105. 127. † Eschenloer II, 79. freundschaft u. liebe, köln. krôn. 5317. was verhouwen die l. u. ouch d. f. passion, III, 328, 76. freundschaft u. magschaft, Eschenloer I, 301. friuntschaft u. triuwe, gesamtab. II, 141. † Schilling eidg. kron 176. u. ö. friede u. gout

geleite, k. troj. 5261. fr u. g. Horneck 289 a. Schilling eidg. kron. 32. friede u. gemach, Helblg. 15, 726. fastnsp. 954, 24. Eschenloer II, 205. † Pez II, 1099. ze suon, z. gemach u. z. fr., Horneck 171a. friede u. gnade, MS. Konr. v. W. 2, 10. Hag. krôn. 3384. 3362 u. ö. durch fr. u. g. schwabensp. 140b. Horneck 171 a. Trimb. 1042. Weberschlacht. Pusilj. 251. † Pusilj. 265. friede u. stete hulde haben, K. troj. 5410. in gotes namen u. frieden, Uhland, volksl. I, 122. friede u. recht, Suchenw. 35, 45. 82. 27, 39. fried u. rue, fastnsp. I, 48, 24. berner krôn. 52. 97. 98. 266. weder fr. n. r., Körner, volksl. 204. Schilling eidg. kron. 16. fride u. suon geben, Luar. Nyer. 78. Berthold 126. Oswald 3322. 3010. avent. krôn. 2632. Horneck 197b. u. ö. Suchenw. 37, 64. 73. Folz 1321. fastnsp. I, 51, 18. 289, 10. 311, 23. 312, 4. 506, 17. 604, 26. Strasb. kron. Closen. 69. Altsw. IVa, 127, 29. IVb, 190, 3. V, 214, 14. 223, 20. 239, 8. ring 29, 29. 46, 44. frede, liefde u. wunne, Schade, g. ged. 3, 387. fridel u. traut (= vertrauter), Mart. 107c. der frist u. gnad begert, Körner, volksl. 171. frist u. jâr, vil jâre u. manige f., St. Ulrich 790. frist noch ruh, Uhland, volksl. I, 176. frist u. statt, der stat u. d. f. wälsch., g. 14562. Hag. krôn. 230. 254. Horneck st. u. fr., 218b. weder tag noch frist, lieders. 121, 140. frist noch weil, Horneck 152a. 189b. frist u. zeit, zit oder f., wälsch. g. 7335. k. troj. 6028. kais. Luc. tocht. 606. frist u. ziel, kais. Luc. tocht. 130. † Trim. 20309. frommen u. gut, ze goide ind z. fr., Hag. krôn. 2857. frommen u. heil, klage 1799. † unz ze h. u. z. f. passion. III, 141, 98. Schade g. ged. 5, 260. frommen u. lob, † ze lobe u. z. f., passional. I, 136, 9. Trimb. 17939. Suchenw. 10, 192. 40, 1012. frommen u. nutz, Lehenrechtb. 159. † häufiger: der nuzze oder frum, was kaiserkrôn. 159, 3. 177, 2. 217, 7 u. ö. Martina 54b. deutsch. ord. stat. s. 156. sieb. meistr. 70, 14. 100, 29. Schilling eidg. krôn. 57. ze nutz u. fr. der jungen u. dummen, altd. bl. desselbigen nutzen u. fr. zu suchen, Fischart, Grillem. 179. frommen u. prîs, Parciv. 208, 22. 213, 20. frommen u. saelde, ze selden u. z. fr. K. troj. 7360. frommen u. schaden, ez kum ze fr., ez. k. z. sch., Frauendienst, 16, 21. † Laurin Nyer. 65. Haupt z. I, 37. Col. cod. 10, 220 u. ö. Frauendienst 101, 8. ze schad. oder z. f. altd., wäld. I, 52. ebenso Doroth. (fundgr. II, 289. 290) passion. I, 321, 34. beide sch. u. f. livl. kr. 822. 5050. u. ö. Trimb. 4030. 4078. ze statten u. z. fromen, k. troj. 11525.

frucht u. lust, ohne fr. u. l., Agricol. 238. ire fruhte u. i. nutze, Closener strassb. kron. 112. † Fischard. arch. I, 138. (a. 1470). wahrheit u. frümkeit, Liliencr. volksl. I, 560. fug u. glimpf, Dioclet. 448. † Strick. bîsp. 12, 360. gelimpfes u. f., k. troj. 925. Martina 26 d. 98. Suso 4, 4. Neocor. I, 173. fastnsp. 849, 35. fug u. recht, mich dunket fuoge u. r., Erec 3522. ohne fug u. alles r. (1547) Soltau 59. fuge u. zît, sieb. meistr. 160, 21. weise u. vuor (= benehmen) Horneck 21 a. furcht u. nôt, Haupt z. 2, 407. von forchten u. v. scham, Heinzel. klosterfr. Suchenw. 19, 36. von schricke u. v. forchten, Hoffm. kirchl. 65. Neocor. I, 275. furcht u. sorge, durch vorhten u. d. sorgen, avent. krôn. 21596. furcht u. wahn, vorhten u. w., Wernh. Mar. 134. âne fohrt, â. zitter, Mart. 82 d. mit f. u. ouch m. z., lieders. 206, 262. furt u. plan, plan u. f., Wilh. 4. 9. 19. fuss u. giebel, von dem vuoze unz ûf d. gebel, Wartbgkr. 129. *fuss u. hand, an den fuzzen u. h., kaiserkrôn. 50, 6. mit fuzzen u. m. handen, Roul. 308, 3. Laurin Nyer. 30. dîne fuzze u. d. hende, Haupt z. 1, 34. beide fouz u. h., Luarin 553. mit vuzen u. mit henden, passion. III, 648, 45. 660, 38. Grimm RA. 44. hand u. fuss abhauen, alte leibesstrafe, ebend. 705. † (*χερσίν τε ποδέσσιν*. Homer.) hand u. f. er abgewan, Luar. 305. mit henden u. m. f., avent. krôn. 6458. berner krôn. 193. ring 6 d. 17. sluoc im ab die hant u. einen vusz, Helmbr. 1691. vp hend. u. u. f., köln. krôn. 3519. Pantal. 1464. Hätzl. 193 b. regte weder hand n. f., Fribg. 4916. Namelos 261. die sache hat hand u. f., sich mit händen u. füssen dagegen sträuben, sprichw. rdstn. Agric. I, 445. Franck I, 101. fuss u. haupt, uber houbet u. u. füeze, Iwein 133. von dem houbte unz an d. v., Marienleb. 3657. fuss u. kopf, von kopf bis zu den füssen, volksm. fuss u. pferd, to vote u. to perde, braunschw. krôn. s. 374. fuss u. ross, † ze rosse u. z. fuoze, Iwein 6993. Suchenw. 18, 459. 31, 133. bernar krôn. 124 u. ö. Körner, volksl. 24. von d. scheitel bis auf d. füss, fastnsp. I, 408, 35. I, 408, 35. fuss bis wirbel, von den fuzzen unz an d. wirvel, leb. Jesu (fundgr. I, 141. 37.) futter u. decke haben, Agric. II, 489. futter u. kost, gab der zinspflichtige, Grimm RA. 380. Pusilj. 39. u. 158. † k. u. f. Pusilj. 158 futter u. mahl entfelt uns, Uhland, volkst. I, 141. Agricol. 321. Grimm. RA. 380 (a. 1533). futter u. nagel wurde von zinspflichtigen gegeben. Grimm RA. 380. fuoter u. n. Sifr., 172, 4. futter u. speise, weltkrôn. II, 161. mit f. u. m. s., livl. kr. 10977.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

I.

Hr. Schulze sprach über das Verhältniss der Sprachwissenschaft zur Philologie. Er führte aus, dass, wenn die Philologie die Reconstruction des Geisteslebens der Culturvölker nach allen Richtungen sich zur Aufgabe mache, sie eine historisch-synthetische Methode befolgen müsse; die Sprachwissenschaft aber beschäftigt sich nicht mit dem ganzen Geiste des Culturlebens, sondern nur mit der Sprache, aber mit der Sprache aller Zeiten und aller Völker, indem sie sie analytisch vergleicht; wie dort Deduction, so herrscht hier inductive Methode. Es sei also widersprechend, die Sprachwissenschaft, wie noch Steinthal will, für einen Zweig der Philologie zu erklären. Nach Boeckh's Erklärung: Philologie sei Erkenntniss des Erkannten, habe diese Meinung etwas für sich; die Erklärung sei aber zu weit. Philologie ist Geschichte, und von Geschichte kann nur die Rede sein, wo man es mit dem Menschen als Volk zu thun hat; der Philolog fragt also immer nach dem Sprachlichen als Ausdruck eines gewissen Volkes; die Sprachwissenschaft dagegen nach der Sprache als Ausdruck eines psychologischen Processes; sie wäre also eher eine Branche der Psychologie. Die Achtung vor der Sprachwissenschaft mit ihrer eigenartigen Methode steht noch nicht hoch genug: dies zu erzielen, müssen die Gebiete mit logischer Schärfe genauer umgrenzt werden.

Hr. Michaelis besprach die Schreibung Grosherzog. Nach Ausweis der geprägten Stücke auf dem Berliner Münzcabinet lässt sich constatiren, dass die Rheinbundsfürsten diese Schreibung angenommen; die anderen, wie Sachsen, Weimar und Mecklenburg nicht; sie schreiben grossh; grosz findet sich nirgend; aber *gross* überall im amtlichen

Verkehr mit deutscher Schrift. Der Vortr. vermuthet in der Schreibung gros einen französischen Einfluss und hält eine Fixirung von Reichs wegen (am liebsten mit einem fz als Majuskel) für wünschenswerth.

Hr. Mahn bespricht die Etymologie des Namens Preussen. Unter Zurückweisung der Ableitung des älteren Praetorius vom altpreuss. prutu oder pruntu, ‚klug sein, leitet er den Namen vom littauischen prutas, Sumpf, Preusse also = Sumpfbewohner; widerlegt den Einwand, dass t nicht in s übergehen könne, so wie dass „Sumpf" ein Wort mit „gegrabner Fischteich" sein könne, indem er das Uebergehen ähnlicher Bedeutungen in einander nachweist; als Analoga giebt er die Namen Finnland; Samland; Satten und Lettland.

Der Vorsitzende zeigt an, dass die Hrn. Bernhard v. Tauchnitz, v. Baensch u. Westermann einen grossen Theil ihres Verlags für die Bibliothek der Akademie zur Verfügung gestellt haben; dass einzelne Mitglieder der Gesellschaft werthvolle Geschenke in Aussicht stellen, und bittet um fernere Unterstützung.

Geschäftliche Mittheilungen über die Feier des Stiftungsfestes und der Eröffnung der Akademie beschliessen die Sitzung.

II.

Hr. Rauch besprach die dänischen Volkslieder der Neuzeit, welche auf das Verhältniss Dänemarks zu Deutschland Bezug haben. Indem er den historischen Hintergrund der jedesmaligen Periode in Umrissen vorführte, gab er Uebertragungen der Lieder aus der Zeit 1848—50: den tapfren Landsoldaten von Faber, der unverdient die höchste Berühmtheit erlangte; das Lied von der Dannewirke; Lieder von Grundtwig (Bjarkemal; Niel's Ebbasen, Trostlied über Verlust der Schlacht von Schleswig; dann die „Gründonnerstags-Klage"; der Sieg von Fridericia, endlich „Vergissmeinnichtssang" zum Andenken an die Gefallenen; durch gleichen Patriotismus und Poesie ausgezeichnet) und von Plan, dem Mann der energischen Phrase: „der Soldat auf Vorposten"; „Herren in unsrem eignen Hause" u. A.; dann vom Lyriker Holst und von Karstensen; komische Kriegslieder von E. F. Kock. — Auch „Held Christian stand am hohen Mast" wurde mitgetheilt. — Aus der Kriegsperiode von 1864 wenige Lieder von Frl. Pauline Worm; eines über den Seesieg von Helgoland, von Grundtwig; und schliesslich „Hoffnungen Dänemarks", der Wiedererwerbung Schleswigs geltend.

Hr. Jänicke besprach geographische Namen in den deutschen Dichtungen des Mittelalters, welche nicht so absurd sind, wie man oftmals angenommen hat, und ein Feld bieten, auf dem noch viel zu erforschen ist. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, dass die Schriftsteller sich die Namen der Fremde mundgerecht machten. Gutes ist

geleistet in den historischen Volksliedern von Lilienkron; in den bairischen Chroniken der deutschen Städte; getadelt werden in dieser Hinsicht die Monumenta Germaniae; das mittelhochdeutsche Wörterbuch macht mehrere Fehler. Von einzelnen Namen wird erwähnt Gunzenle; nicht Concio legis oder dergl. sondern „Hügel des Gunzo“ (Günther). — Seftmund im Tristan ist jedenfalls der Septimer; Christinensee in Italien der See von Bolsena; Messefrid ist Meffrid, Manfredonia. Assaria im Bilerolf ist die arab. Stadt Assâra in Spanien. Für den Orient machen besonders die Doppelbezeichnungen Schwierigkeiten. Romania hat sogar dreifache Bedeutung: 1) das alte Thrazien; 2) liegt es zwischen Constantia und Iconium; 3) zwischen Iconium und Tharsus; nach Abbruch des Verkehrs mit dem Orient wird es Fabel- und Wunderland. — Babylon steht auch für Cairo in Aegypten u. s. w. — Muslin kommt von Mossûl. — Triant kann nicht Trient sein, denn dies ist einsylbig. — Adramahut ist Adramytion. — Peu aus Pegû entstellt. — Assagauk und Sassamank in Wolfram und dem Nibelungenlied sind noch räthselhaft.

Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass der Akademie von einem Freunde der Sache in Minden ein Stipendium von 50 Thalern auf 5 Jahr, und wenn das Institut darüber hinaus lebenskräftig sich bewährt, das entsprechende Capital zugesichert ist. Durch Wiederwahl wurde der bisherige Vorstand bestätigt bis auf das Amt des Kassenführers, welches in die Hände des Hrn. Dr. Püschel übergeht.

Die Eröffnungsfeier der Akademie für das Studium der modernen Philologie, welche zugleich das funfzehnjährige Stiftungsfest der Gesellschaft f. d. Stud. d. n. Spr. bildete, fand am 26. October in den Festräumen der Friedrichs-Werder'schen Gewerbeschule statt. Eine zahlreiche und glänzende Versammlung hatte sich eingefunden. Nach dem Eröffnungsgesang ergriff Hr. Prof. Herrig das Wort, um die Versammlung zu begrüssen und das Bedürfniss und die Aufgabe des neuen Institutes klar zu machen. Als die Gesellsch. f. d. Stud. d. n. Spr. sich bildete, war mit einer wirklichen modernen Philologie eben erst der Anfang gemacht; doch ist seitdem immer deutlicher geworden, wie die Sprachen der modernen Völker, welche in der Reihe der Bildungsvölker den klassischen gefolgt sind, und, indem sie die geistigen Errungenschaften der letzteren übernahmen, neuen Geistesrichtungen Gestalt und Ausdruck gegeben haben, in gleicher Weise philologisch behandelt zu werden verlangen wie die alten Sprachen. Der Nutzen davon soll nicht blos in der gewöhnlichen praktischen Fertigkeit des Gebrauchs sich zeigen, sondern auch in einer tiefgehenden Bildung von Gesinnung, Willen und Charakter. Nachdem die

Gesellschaft f. d. St. d. n. Spr. neben ihren Arbeiten in den Sitzungen durch öffentliche Vorträge und Verleihung von Stipendien sich dem angegebenen Zwecke nützlich zu machen gesucht, hat sie in der „Akademie“ ein Institut für die Lehre der dem bezeichnenden Zwecke dienenden Disciplinen in's Leben rufen wollen, da die der Universität vom Staate ausgesetzten Mittel bei weitem nicht ausreichen, um dem Bedürfniss von Lehrkräften zu genügen, und so für die Schule ein Nothstand vorhanden ist. Indem man so mit frischer Begeisterung an die Sache gehe, folge man nur dem Beispiel der Väter der klassischen Philologie, welche in ähnlicher Weise einstmals sich selbst geholfen. Mit einem Dank für das Entgegenkommen der Behörden und die Theilnahme von Gönnern, die sich in erfreulichen Geschenken für Bibliothek und Stipendienfonds bewährt, schloss der Redner.

Hr. Director Mätzner begrüsste die Schüler der Akademie. Er wies darauf hin, wie die Wissenschaft von aller banausischer Behandlung fern bleiben müsse. Die Wörter der Sprachen seien wie alte Münzen, die, obwohl abgegriffen, man ihrem Geltungswerth nach genau kenne; sie auf Schrot und Korn zu untersuchen sei Aufgabe des Philologen. Um dies zu können, müsse er den Zusammenhang der Sprachfamilien im Auge behalten: die klassische Philologie müsse daher in voller Geltung erhalten bleiben; mit ihrem Sinken würde der wissenschaftliche Geist Deutschlands verfallen. Wie endlich in jedem gelehrten Streben die Tiefe neben der Breite zu suchen sei, so müsse auch das hier getriebene Studium in der Philosophie seine Begründung und Befestigung suchen.

Hr. Geheimrath Wiese wies darauf hin, wie in den politischen Verhältnissen begründet sei, dass der Deutsche nach dem letzten Kriege nicht, wie nach 1815, in Verachtung und Abstreifung, sondern in geistiger Aneignung des Fremden seine Aufgabe sehe. Indem er den Nothstand für die Schule und augenblicklich die Unmöglichkeit für den Staat anerkannte, Abhülfe zu schaffen, begrüsste er freudig die freie Vereinigung von Männern für den Zweck, und erklärte hierauf die Akademie für eröffnet, indem er die Gültigkeit der Zeugnisse der Docenten für das Examen pro facultate docendi in Aussicht stellte.

Bei dem darauf folgenden Festmahl wechselten Tischreden mit Gesangsvorträgen und allgemeinen Liedern. Hr. Herrig brachte den Trinkspruch auf den König; Hr. Gallenkamp den auf den Minister des Cultus und seine Räthe; Herr Leo den auf die Stadt Berlin; Herr Mätzner auf die studirende Jugend und später auf Hrn. Herrig; Hr. Schulrath Klix auf die neue Akademie der modernen Sprachen; Hr. Marelle auf die Romanisten; auf Hrn. Herrig's Vorschlag wird an Gaston — Paris, Diez, P. Meyer, Littré, ein Gruss telegraphirt; Hr. Immanuel Schmidt in Versen auf die Gäste. Im Namen Italiens begrüsste Hr. Campo, in dem Grossbritanniens Hr. Boyle, in dem Amerika's Hr. Franklin Carter die Akademie;

erstrem antwortete Hr. Schnakenburg in italienischer Sprache. — Während des Festes war eine grosse Menge von Telegrammen aus allen Theilen Deutschlands eingetroffen.

III.

Herr Crouze besprach mehrere Ausgaben und Uebersetzungen Molière'scher Stücke: 1) Uebersetzung des Misanthrope von Heinr. Kaiser, eine ausserordentlich fleissige und in der Treue des Anschlusses an das Original fast rührende Arbeit; nur wenige Verse sind aus Anstandsrücksichten ausgelassen. Bis auf einzelne Härten, hauptsächlich in Anwendung des Apostrophs, ist die Sprache fliessend; einige Ungenauigkeiten werden gerügt. — 2) Ausgabe der Précieuses ridicules aus einer Sammlung von Courvoisier u. Le Portier. Die Anmerkungen sind aus den verschiedenen Commentatoren entnommen; Sprachvergleichendes dabei ist unbedeutend. 3) Dasselbe St. und Les Femmes savantes in einer Choix de comédies v. E. Perréas; eine ganz unselbstständige Arbeit. 4) Les Femmes Savantes und Tartuffe, vom Rector Lion, mit Einleitung u. erklärenden deutschen Anmerkungen, die durchweg so tüchtig und gediegen wie reichhaltig sind; für die Uebersetzung ist etwas zu viel Beihülfe gegeben. 5) Les Femmes sav. v. Genzai für Schulen; die Anmerkungen sind knapp und kurz aber inhaltsvoll, der Text sehr correct. 6) Tartuffe, übers. v. Ad. Laun. Der Verf. braucht, der Ansicht Klein's folgend, im Gegens. zu einem Gedanken Schiller's (im Briefwechsel mit Göthe), statt des Alexandriners den fünffüssigen; der regelmässige Wechsel zwischen männlichem und weiblichem Reim ist nicht innegehalten (der männliche überwiegt), auch nicht die Diärese; er übersetzt nicht so treu wie Kaiser, ist aber auch frei von seiner Unnatürlichkeit; die Sprache ist durchaus deutsch.

Hr. Marelle führte aus, es sei unmöglich, den vieraccentigen anapästischen französischen Alexandriner durch den sechsaccentigen deutschen wiederzugeben.

Hr. Bandow bespricht den den Gymnasialunterricht betreffenden Erlass des französischen Ministers Jules Simon. Neben dem gestatteten freieren Gebrauch der Hülfsmittel, Einführung des obligatorischen militär. Turnens und Schiessens, grösserer Spaziergänge mit zuziehung und Erläuterung der Karte erregt besondere Aufmerksamkeit die obligatorische Einführung des Deutschen und Englischen, zwischen denen Wahl gestattet wird; grosse Resultate (Conversation, Fertigkeit des schriftl. Ausdrucks) werden von zwei wöchentlichen Stunden erwartet. Die Anfertigung lateinischer Verse wird gestrichen; der

Schüler soll die Regeln aus der Lectüre abstrahiren, und diese soll vermehrt werden; man soll mehr auf Thatsachen als auf Reden geben; die Geschichte nicht fälschen. Vier mal jährlich öffentliche Prüfungen mit Concurs. Die Zurichtung auf diesen wird wesentlich Zweck des Unterrichts. Zum Schluss folgte das Urtheil des Times-Correspondenten, der für die Examina das englische Princip empfiehlt.

IV.

Hr. Lücking berichtet über „Der gothische Conjunktiv, verglichen mit den entsprechenden Modis des neutestamentlichen Griechisch, v. Dr. Ferd. Burckhardt". Die von dem Verf. aufgestellten Fragen: 1) „giebt es begrifflich einen Conjunktiv? 2) giebt es formell einen solchen im Gothischen?" verwirren die Sache, und die Antwort „es giebt einen Modus der Gewissheit und einen der Ungewissheit" ist gleich schief. Der Standpunkt, den Conjunktiv begrifflich erklären zu wollen, ist veraltet; der lat. Conj. z. B. enthält zugleich Optativelemente; beide aber werden in gleicher Bedeutung promiscue gebraucht. Der Verf. hat sich so auch der Schleicher'schen Bezeichnung „Optativ" angeschlossen: derselbe habe die Functionen des verloren gegangenen Conjunktivs mit übernommen. Das Resultat der Untersuchung ist: der sogen. goth. Conjunktiv steht für griech. Futurum, in Urtheils- und Begehrungssätzen, für griech. Conjunkt, für Imperativ, für Indikativ indirect; für Modus irrealis: er ist ein Mischmodus und steht dem griech. Conjunktiv an Beweglichkeit sehr nach. Die Schrift ist sauber gearbeitet; sie kann aber nur als statistische Vergleichung gelten; dem Gegenstande wäre noch eine mehr historische und genetische Behandlung zu wünschen.

Hr. Strack macht Mittheilung über ein von Neujahr 1873 ab erscheinendes „Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens", setzt dessen Tendenz aus einander und fordert zur Betheiligung auf.

Hr. Oury berichtet über Einrichtung, Lehrplan, Hülfsmittel, Prüfungen der französ. Lycées und Normalschulen, insbesondere der von Cluny.

Hr. Rauch empfiehlt angelegentlich „Edda, Lieder germanischer Göttersage" von Werner Hahn. Das Werk enthält in zwei Theilen die Geschichte der Götter, den Eddaliedern nacherzählt, mit philologisch-historischen Erläuterungen; die Einleitung Bibliographisches über die Eddas; Leben in Island; Nachweis über die geistige Entwicklung dort; Uebergang des Landes zum Christenthum und Gründe, warum letzteres nicht polemisch auftrat. Das Ganze ist in 20 Lieder geordnet, nicht genau den Eddaliedern entsprechend. Die Schönheit der Form ist ausserordentlich, die der Simrock'schen Uebersetzung weit überragend; die Deutungen originell und oft höchst überraschend;

als Beispiel wird die des Mythus vom Ursprung der Dichtung mitgetheilt. Hr. Märker bemerkt, dass bei dieser Art Deutung durchaus Reflexion thätig sei, und alle Naivetät der Dichtung verloren gehe. Hr. Rauch erklärt dies daher, weil das Lied der jüngsten Periode angehöre.

V.

Hr. Beck erstattet Bericht über einige pädagogische Schriften, welche den Unterricht in den modernen Sprachen berühren; nämlich „Die akademischen Gutachten über die Zulassung der Realschulabiturienten“ etc., „Ueber nationale Erziehung“, „Die Bildungsfrage gegenüber der höheren Schule. Von einem Schulmann“. Es sei ergötzlich, entgegen dem unverkennbaren Bedürfniss, die Schüler vor allem mit ihrer eignen Zeit, dem modernen Geist, bekannt zu machen, in diesen Schriften hinsichtlich des Unterrichts in der Muttersprache Warnungen wie die folgenden zu lesen: Der deutsche Unterricht dürfe nicht „in leichtfertiger Breite“ behandelt werden. Der Muttersprache könne der Schüler sich nicht objectiv genug gegenüberstellen. — Die Lectüre moderner Dichter, selbst Schillers, sei aus der Schule zu verbannen und durch lesen mittelhochdeutscher Dichtwerke su ersetzen; die moderne Literatur sei leicht zu verstehen, enthalte daher nicht Bildungsstoff genug.

In ähnlicher Weise treten jene Schriften unserer dem Realismus zugewendeten Zeitrichtung nach allen Seiten hin entgegen. Die französ. und engl. Literatur enthalten, den Akadem. Gutachten zufolge, nicht den für die Schule geeigneten Culturstoff; es sei zu viel Unreifes, zu viel Gährung darin. Die Schrift über nationale Erziehung hält den französ. und engl. Unterricht für ganz überflüssig; denn die Literatur beider Völker sei flach. In zwei wöchentlichen Lehrstunden lasse sich überdies nichts leisten. — Der Vortragende weist aus den Ministerialverfügungen vom Jahre 1837 und 31 nach, dass die Regierung nicht ganz unschuldig an der Nährung derartiger Vorurtheile sei.

Hr. Schulze spricht über die Etymologie von fr. tête (lat. testa, Scherbe, Schale) und nhd. Kopf (mittelat. cuppa, Becher). Er bestreitet sowohl die Behauptung von Diez, dass die Bezeichnung des Hauptes als einer runden Schale auf einer „gröblich volksmässigen Anschauung“ beruhe, als auch die Annahme von Weigand und von Benecke-Müller, dass dieser Bedeutungswandel mit der heidnischen Sitte, aus den Schädeln erschlagener Feinde zu trinken, im Zusammenhang stehe. Vielmehr finde sich ein ganz analoger Uebergang der Bedeutungen nicht nur in einigen andern Wörtern moderner Sprachen (altspan. coca, sard. conca, it. coccia „Kopf“, zu griech. *κόγχη* „Muschel“ etc., span. casco „Schädel“, zu mittelat. cadiscus, griech. *καδίσκος* „Fass“), sondern die gebräuchlichsten Wörter sämmt-

licher indogermanischer Sprachen für „Kopf“, welche der Vortragende durchgeht, zeigen neben sich wurzelverwandte Wörter in der Bedeutung „rundes Gefäss, Schale, Kübel“ oder dergl. Der Vortragende folgert daraus, dass das gemeinsame Etymon in allen diesen Wörtern für „Kopf“ der Begriff des Runden sei. Auch bei französ. tête und nhd. Kopf liege daher nicht eine gröblich volksmässige, vulgäre Ausdrucksweise zu Grunde; am allerwenigsten aber sei an die von Weigand vorgeschlagene Vermittlung der Bedeutungen zu denken. Vielmehr seien die genannten Wörter moderner Sprachen ein interessanter Beleg dafür, dass alle indogermanischen Sprachen alter wie neuer Zeit zur Bezeichnung des „Hauptes“ ein und dasselbe Merkmal, die runde Form, herausgehoben haben; dass allen diesen verschiedenen Wörtern ein und dasselbe Etymon zu Grunde liege.

Hr. Püttmann bespricht einige Quellen von Milton's „Paradise lost“. Dass Milton ältere Bearbeitungen seines Stoffs, so den Adamus exsul von Hugo Grotius und andere von Haley, Ampère, Guizot nachgewiesene Werke gekannt und benutzt habe, ohne darum zum Plagiator zu werden, folgert der Vortragende aus der Belesenheit des Dichters. Er weist ausserdem auf zwei noch nicht genügend berücksichtigte Quellen hin, nämlich des Avitus, Bischofs von Vienne, „Paradisus perdita“ und die „Semaines“ des Du Bartas. Aus der Uebereinstimmung in mehreren kleineren und grösseren Zügen, welche sich anderweitig nicht finden, wird die Bekanntschaft Milton's mit beiden Dichtungen geschlossen. So ist die Auffassung des Satan nicht als Princip des Bösen, sondern als gefallnen Engels Milton mit Avitus, die Schilderung des Chaos als eine Vermischung der vier Elemente, die Anrede an das Licht, die Verspottung der gefallnen Engel mit Du Bartas gemeinsam. Gewiss sei Milton auch ein dem Vortragenden unbekannt gebliebenes holländisches Drama des seiner Zeit viel gerühmten Jost von Vondel bekannt gewesen.

In der Debatte über den Vortrag hebt Herr Märker hervor, dass auch Dante und Ovid als Quellen Milton's zu nennen seien. Herr Boyle erinnert daran, dass Milton seinen Stoff ursprünglich zu einem Mystery habe gestalten wollen. Hr. Herrig hält das „Paradise lost“ für ein Product von Milton's ganzer Bildung; eigentliche „Quellen“ würden schwer nachweisbar sein, einzelne Gemeinsamkeiten der Auffassung dürfen nicht als Beweis einer Entlehnung gelten; sie zeigen nur, dass gewisse Gedanken ein Gemeingut des Mittelalters gewesen seien. Hr. Marelle hält Milton's Werk für eine Zusammenfassung alles vor ihm über den Stoff gedachten. Herr Breslau verweist auf eine demnächst erscheinende Arbeit von Dr. Stern in Göttingen über Milton. Hr. Püttmann vertheidigt sich gegen die Auffassung, als habe er Milton eines Plagiats zeihen wollen; er habe nur zwei, und, wie er glaube, zwei der wichtigsten Quellen Milton's nachzuweisen versucht.

VI.

Hr. Körner gab eine numerische Zusammenstellung der verschiedenen Flexionsformen in der spanischen, schwedischen und russischen Sprache; woran der Vorsitzende einige kritische Bemerkungen knüpfte.

Hr. Bieling besprach die Namen der bekannten Riesen in der Guildhall von London ‚Gog und Magog'. Personen des Namens figurirten früher im Lord Mayor's Show und andren Festaufzügen; die Stadt hielt Riesen in ihrem Dienste; 1415 wird ein Riesenpaar als Wächter von London Bridge erwähnt; ausgestopfte und bemalte Figuren von Riesen 1589 (Puttenham, Art of Engl. Poesie); die Bilder im Guildhall selbst bei Stow, Survey of London, 1598 (er nennt sie einen Sachsen und einen Briten); ein lat. Gedicht aus 1667 Aetnaei fratres, d. h. Cyklopen; Pennant, Some Account of London nennt die Namen Gog und Magog. Nares giebt den Namen des einen als Gogmagog, der an die Gogmagog Hills bei Cambridge erinnere; den andren als Corinaeus, Riesenheros von Cornwall, so erwähnt in einem Gedicht aus 1660. Es sind also die Namen der von Geoffrey of Monmouth (Historia Regum Britanniae), danach von Wace, Roman du Brut, Layamon, Robert v. Gloucester u. A. erwähnten alten Kämpen, des trojanischen Corinaeus und des von ihm überwundenen Goëmagot (sonst Goggomagog, Goëmagot), Königs von Cornwall. London nahm sie dann als Sinnbilder für tapfere Vertheidigung der städtischen Privilegien; doch verschwindet Corinaeus aus dem Volksbewusstsein. Letzterer Name erscheint auch in Gottfr. v. Strassburg, Tristan v. 1695 „vor Corinêis jâren". — In der Schrift erscheint 1. Mos. 10, 2 Magog als Sohn Japhets; Hesekiel c. 38, 39 Gog als König des Landes Magog, dem Volk des Herrn feindlich gesinnt; Apocal. 20, 8 versinnbildlichen G. und M. die der heiligen Stadt feindlichen Heiden. In der Alexandersage erscheinen sie als unreine Völker, die Al. mit einer hohen Mauer und eisernen Thoren abschliesst (gemeint ist die Derbend'sche Mauer, Sedd Eskender, zwischen schw. Meer und kasp. See), und damit pflanzen sich die Namen in die westeuropäische Literatur fort, als Symbol eines wilden, kulturfeindlichen Volkes, namentlich in den bretonischen Sagenkreis. Hr. Boyle bemerkt, dass von den beiden Figuren des Guildhall die eine durch einen Lorbeerkranz gekennzeichnet sei, beide auch als Römer und Brite bezeichnet werden: Gog und Magog seien wol nur aus biblischer Erinnerung für verloren gegangene Namen substituirt.

Hr. Breslau berichtet über die Thätigkeit der Cornell-Universität zu Ithaca (U.-S.), 1868 gegründet und ausserordentlich dotirt (sie besitzt über 1,100,000 Doll.), hat sie 31 ansässige Professoren,

ausserdem solche, die mit Vorträgen Gastrollen geben, 10 Facultäten, ein Labor Department, in dem der Student Gelegenheit zu lohnender Arbeit erhält. Agricultur wird vorzugsweise berücksichtigt, doch soll auch universelle Bildung gegeben werden. Neben den zwangsweisen kann man facultative Vorlesungen hören; den vorschriftsmässigen Prüfungen aber müssen sich Alle unterwerfen. Nach ihrem Ausfall werden die akadem. Grade ertheilt. Die sämmtlichen Examinationpapers sind im Programm mit abgedruckt und zeugen für das niedre Maas der Anforderungen. Bei den Sprachen wird nur darauf gehalten, dass der Studirende zum Verständniss der Schriftsteller gelange. Auf weitre wissenschaftliche, namentlich kritische Thätigkeit, wird verzichtet. Obligatorisch ist das Tragen von Uniformen und Theilnahme an militärischen Uebungen.

Hr. Sachse theilt den Prospect eines „Archivs für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung", von J. M. Wagner, mit und fordert dringend zur Theilnahme auf.

VII.

Hr. Sachse giebt eine Erklärung des Namens Roland, „der im Lande berühmt", welche er mit einer sehr reichen Zahl von Analogien stützt, indem er zugleich eine Uebersicht über die gesammte einschlagende Literatur gab und den Wunsch aussprach, dass bald ein umfassendes wissenschaftliches Werk, das alle Namen begreift, erscheinen möge.

Hr. Hoppe besprach die Ausgabe des Dickens'schen Cricket on the Hearth, von Werner (Hamburg bei O. Meissner, 1872). Indem er die Reichhaltigkeit der Noten anerkannte, rügte er eine Anzahl sprachlicher und sachlicher Irrthümer und tadelte es, dass in den Anmerkungen sich eine grosse Menge aus dem Lexikon und der Grammatik Bekanntes, viel Verworrenes, Weitläufiges finde, endlich, dass durch dieselben der Schüler zu einer oberflächlichen dilettantischen Behandlung des Sprachlichen verleitet werde.

Hr. Wilmanns sprach über die Fabel von der Spinne und dem Podagra. Jacob Grimm erklärte die Verbindung zweier so verschiedenartiger Wesen wie Spinne und Podogra, an deren Stelle bei Boner Fieber und Floh stehen, aus der naiven Anschauungsweise früherer Zeit, welche die Krankheiten auf Thiere im Körper zurückführte. Die Fabel selbst hielt Grimm für deutschen Ursprungs. Diese Meinung schien sich zu bestätigen, als aus einer St. Galler Handschrift des 10. Jahrh. ein kleines lat. Gedicht bekannt wurde, welches denselben Gegenstand behandelt. Aber die Composition der Fabel weist deutlich darauf hin, dass man eine einfachere Gestalt voraussetzen

muss. Eine solche scheint in einem Gedichte Rückert's (das Fieber, Bd. 6, 15) vorzuliegen, dessen Quelle der Vortragende nicht anzugeben wusste.

VIII.

Hr. Michaelis spricht über Namen und Aufschrift der Münzen. Nach der etymol. Erklärung des Wortes Münze gibt der Vortr. eine Entwicklung des Münzwesens im Alterthum, beschreibt Namen, Gewicht, Werth, Prägung der einzelnen Münzen in Klein-Asien, Griechenland, Italien, bei den Galliern und Franken, und geht dann näher auf Ursprung und Orthographie des Wortes Pfennig ein, wobei er vielfache Beispiele für den Kampf der beiden Schreibarten Pfennig und Pfenning selbst in den Gesetzen und den amtlichen Münzaufschriften gibt.

Hr. Zermelo, an die unter Bruhn's Leitung veröffentlichte Biographie A. v. Humboldt's anknüpfend, bespricht Humboldt's Stellung zu seiner Muttersprache. Der Vortr. tritt Dove's Ansicht entgegen, dass H.'s Styl nur für die minder gereifte Jugend passend sei und durch romanischen Einfluss gelitten habe. H., der sich selbst stets als Deutscher gefühlt, habe Eigenthümlichkeiten des Styls, die dem Romanischen oft gerade entgegengesetzt seien; sein Französisch sei nicht ein Mal immer correct gewesen, wie der Vortr. aus mehreren Beispielen nachweist; das Urtheil der Franzosen darüber sei oft durch persönliche Beweggründe beeinflusst worden; H. habe allerdings mitunter auch Unsicherheit im Deutschen gezeigt, dies sei jedoch durch seinen langen Aufenthalt im Ausland erklärlich und H. habe sich im Deutschen doch am wohlsten und sichersten gefühlt. Wohl könne eine fremde Sprache zur Muttersprache werden, wie für Friedrich den Grossen das Französische, aber auch für den grössten Genius gebe es nur eine Muttersprache.

Hr. Scholle spricht über die schon von Diez (fr. III, 346 3) berührte Wortstellung im afr. Hauptsatz (Aussagesatz). Der Vortragende zeigt an statistisch geordnetem Material, dass er aus sämmtlichen Prosastücken in Bartsch's afr. Chrestomathie und aus Joinville's Chartes und Grégoire's Dialogen in du Méril gesammelt hat, dass nach voraufgehendem Prädicat, Object, coordinirenden Conjunctionen, Adverbien und adverbiellen Bestimmungen, bei diesen jedoch am wenigsten, Verbum und Subject überwiegend dieselbe Stellung haben wie im Neuhochdeutschen. Verschieden behandeln jedoch beide Sprachen den Nachsatz und den Nebensatz. Das Neufr. ist durch Verlust der Casusflexion zu seiner jetzigen Wortstellung gekommen. An den Vortrag knüpfen sich einige Bemerkungen der Hrn. Jähns und Herrig.

IX.

Hr. Vatke besprach „Johannes Meissner, Untersuchungen über Shakesp.'s Sturm". Die Widerlegung von Elze's Behauptung (in dem Jahrb. der Shakesp.-Gesellschaft vom vor. Jahrh.), der Sturm sei nicht, wie man gewöhnlich annimmt, 1611—13, sondern 1604 gedichtet, ist das einzig recht Haltbare an dem Buche. — Elze's Hauptgrund, eine Stelle aus Ben Johnson's 1605 aufgeführten Volpone, „alle englischen Schriftsteller stehlen aus dem Pastor Fido und aus Montaigne" sei auf den Sturm zu beziehen, fällt schon, wenn man die andre Stelle aus Ben Jonson's Discoveries vergleicht, worin derselbe (1630) sagt, „die englischen Essayisten litten an unverdauter Lectüre, sogar ihr Meister Montaigne", woraus sich ergiebt, dass B. J.'s tadelndes Urteil auf die Essayisten gegangen sein wird, so sehr auch die Figur des Caliban eine Persiflage des von Mont. empfohlenen Naturzustandes sein mag. Anzuerkennen ist, dass das Material für alle besprochnen Fragen mit ausserordentlicher Umständlichkeit mitgetheilt ist; doch kann seine Entscheidung über die einzelnen Punkte durchaus nicht so massgebend genannt werden, dass M. berechtigt wäre, zu behaupten, er habe die ganze Frage über den Sturm zum Abschluss gebracht. Der in dem Capitel „Shakesp.'s eigner Glaube an das Wunderbare" ausgeführte Gedanke, „der Mensch erhalte durch Erkenntniss der Natur eine wunderbare Gewalt" giebt nichts Sh. Eigenthümliches. Der Vortr. stellt ihm die Worte Lafeu's (in All's well etc.) gegenüber; der Mensch dürfe nicht hoffen, das Wunderbare in der Natur ergründen zu können, welches in Marlowe's Faust, in Chaucer wiederklingt, und mit der heiligen Scheu vor den Arcana naturae einen charakteristischen Zug im Mittelalter bildet.

Hr. Imelmann machte aus Val. Rose's Anecdota Graeca (Bd. 2) Mittheilung von der Epistola Anthymi ad Theudericum regem Francorum (Theodorich, Sohn Chlodwig's), etwa 520 zu setzen, in dem eine grosse Menge Wortformen, die im Keime die Gestaltung der romanischen Sprachen zeigen, hier zum ersten Male vorkommen. Ein Index erleichtert das Auffinden der betreffenden Wörter. Vortr. geht näher auf den Namen der Lamprete ein, der sonst lambipetra (Steinlacker) erklärt, ahd. landfrida (terrae amicus), hier als nauprida erscheint; worin das celtische brit gesprenkelt und naw neun liegen mag (Neunauge).

Hr. Boyle besprach Mrs. Browning's Aurora Leigh, ein Gedicht in 9 Büchern in blank verse. Er rügt daran die über alles Maass gehende Keckheit in Bildung willkürlicher neuer Wortformen und Bedeutungen, pedantisches Prunken mit einer von allen Seiten zusammengesuchten Gelehrsamkeit, griechischen Wörtern namentlich und Brocken

Fourier'scher Philosophie, endlich das Vorkommen einer Menge von Slang. Anzuerkennen sei die Schönheit einzelner Schilderungen. Hr. Goldbeck erklärte, er habe das Gedicht voller Geist und Poesie gefunden.

Der Vorsitzende macht Mittheilung von einer den Schülern der Akademie gestellten Preisaufgabe („über den Accusativ cum Infinitiv in den modernen Sprachen, verglichen mit dem Latein"); Preis 50 Thaler.

X.

Hr. Bandow sprach über formelhaft gewordne Vergleiche im Englischen mit as und like, und theilte eine Anzahl aus der Lectüre, namentlich von Dramatikern gesammelter mit. Hr. Imelmann sprach den Wunsch aus, es möchte eine Vergleichung ähnlicher Ausdrücke in den verschiednen Sprachen angestellt und das internationale Sprachgut von dem individuellen geschieden werden.

Hr. Begemann sprach über das schwache Präteritum der germ. Sprachen. Die Grimm-Bopp'sche Ansicht, dasselbe sei aus Zusammensetzung mit dem Präter. von „thun" entstanden, ist unhaltbar. Die Grimm'sche Herleitung des sing. sôkida, sôkidês, sôkida aus sôkidada, sôkidast, sôkidada, sowie die von v. d. Gablentz, Heyne, Grein aus sôkidad, sôkidast, sôkidad sind mit analogen Erscheinungen im Gotischen unvereinbar; die Deutung Bopp's und Holtzmann's des Sing. aus sôkidida, —ês, —a unhaltbar. Es wird gezeigt, dass das Präteritum teta (ich tat) stark gewesen, dass d. 2. Sing. dedôs im altsächs. eine jüngere Bildung ist, welche von d. 1. u. 3. sg. deda den Stamm und von der 2. sg. der schwachen Präter. (neridôs) die Endung entlehnt hat. Auch dedun, dedi, dedin sind Nebenformen von den starken dâdun, dâdi, dâdin. — Im Agls. sind nur wenige, aber sehr alte Spuren starker Reflexion; im Ahd. existiren (ausser teta) nur starke Formen, im altsächs. überwiegen die starken (ausser deda) — zur Zeit der Trennung der Dialekte galt also starke Flexion ausschliesslich bis auf ahd. teta, alts. deda, ags. dide. teta kann nicht uralte Form mit bewahrter Reduplication, wie Holtzmann, Bopp u. A. wollen, sondern nur spätre auf german. Boden entstandene Ersatzbildung sein für ein altes tat, vom verlorenen Stamme tit; vermuthlich ist ein altes titu neben tuom (wie gangu stantu neben gêm stâm ungebräuchlich geworden und in's Präteritum übergetreten und hat seine Endung a vom schwachen Präteritum entlehnt. Also sind Sing. schwacher Präterita, nerita, neritos, nerita nicht aus neriteta u. s. w. verkürzt, sondern teta hat sich umgekehrt nach nerita gerichtet, wie alts. dedôs nach neridôs. Im Plur. konnte ein altes neritâtum neben selbstständigem tâtum schwerlich verloren gehen. In

keinem Dialekt ist auch eine Spur davon zu entdecken; aber das Hülfswort verwenden sie vielfach selbstständig; im Gothischen fehlt dasselbe gänzlich. Es scheint wohl, dass die Uebereinstimmung von sôkidêdum mit vorausgesetztem dêdum nur scheinbar ist. Darauf weist das defective Prät. iddja hin, dessen Plur. iddj-êdum das Suffix êdum hat und also zur Theilung sôkid-êdum nöthigt. Da nun das Hülfswort der gothisch-nordischen Gruppe gänzlich fehlt, so hat die oberdeutsch-sächsische Gruppe vermuthlich erst mit dem Hauptwort tât (alts. dâd, ags. dæd) ein ablautendes Verbum titu, tat, tâtum entnommen. Die Annahme der falschen Folgerung einer Wurzel dad schwebt gänzlich in der Luft; dass ein reduplicirtes Präteritum nach Art des sanskr. dadhâu in der germanischen Sprache in Gebrauch gewesen, ist unerweisbar. Auch hätte daraus gothisch nie d i d a, d ê d u m, nur daidô, daidôum werden können nach Analogie von vaivô vaivôum = skr. vavân.

Hr. M a h n vertheidigt seine Erklärung des Namens B e r l i n gegen die des Hrn. Killisch (Ort, wo Federn verloren werden, Mauserplatz), die überdies schon 1864 veröffentlicht und von Ebel in den Dümmler'schen Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung als Eigenthum des Hrn. Rischel reclamirt wird.

XI.

Hr. B e g e m a n n giebt die Fortsetzung seines am 25. März begonnenen Vortrages. Mit Hülfe der bindevocallosen schwachen Präterita im Gothischen wird dargethan, dass in Pluralen, wie s ô k i d ê d u m; in der That ê d u m als Endung abzutheilen ist. Man hat bisher unbedenklich angenommen, dass Formen, wie mahtêdum brâhtêdum vissêdum kunthêdum aus mag-dêdum bragg-dêdum thagk-dêdum vitdêdum kunn-dêdum entstanden sind, ohne jedoch die in Anspruch genommenen Lautgesetze als wirklich bestehend nachzuweisen; die betreffenden Erklärungen von Grimm, Bopp, Schleicher, Leo Meyer, Moritz Heyne und Holtzmann werden besprochen und es wird gezeigt, dass dieselben sämmtlich an Unklarheit und Unvollständigkeit leiden, zum grössten Theil auf willkürlichen Behauptungen beruhen und ganz erstaunliche Widersprüche enthalten. — Von den 18 bindevocallosen Präteriten sind nur 3 auf das Gothische beschränkt, die übrigen 15 kehren in den verwandten Dialekten in derselben Gestalt wieder, wodurch sie sich schon fast mit Sicherheit als altgermanisches Gemeingut ausweisen. Eine Verfolgung durch die einzelnen Dialekte hebt jeden Zweifel; es sind überall dieselben Präterita, welche mit den erkennbaren Bildungsprincipien in Widerspruch stehen, und trotzdem treffen sie unter einander in der Art der Abweichung stets zu-

sammen, eine Thatsache, die sich nur durch hohes Alter der Formen erklären lässt; die Präterita got. mahta thûhta, ahd. mohta dûhta, mhd. mohte dûhte, alts. mohta thûhta, ags. meahte thûhte, altfrs. machte tûchte, altn. mâtta thôtta u. s. w., sind demnach vor die Trennung der Dialekte zu verlegen und als Reste der germanischen Ursprache anzusehen. Hieraus ergiebt sich aber die Nothwendigkeit, in got. mahtêdun neben ahd. mohtun, mhd. mohten, alts. mohtun, ags. meahton, altn. mâttu als Endung -êd-un abzulösen, deren un natürlich dasselbe ist wie ahd. alts. un, während êd als eine speciell gothische Weiterbildung des Stammes angesehen werden muss, da in keinem der verwandten Dialekte eine Spur davon zu entdecken ist. Nach alle dem ist das formelle Zusammentreffen von sôkidêdun mit dêds dêdja ein zufälliges, wir haben sôkid-êdun zu theilen, und so stellen sich maht-êdun thûht-êdun kunth-êdun viss-êdun iddj-êdun ohne die geringsten Schwierigkeiten neben sôkid-êdun habaid-êdun salbôd-êdun. Der Stamm aller dieser Bildungen ist identisch mit dem der entsprechenden Participia und die schwachen Präterita sind demnach als Ableitungen vom schwachen Passivpartic-ip zu betrachten. Die weitere Ausführung wird in der Abhandlung „das schwache Präteritum der germanischen Sprachen" enthalten sein, welche demnächst im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung erscheint. Hr. Schulz erklärt sich mit dem Resultat des Vortragenden einverstanden, meint aber, es sei eine so umständliche Beweisfürung nicht nöthig, die bisherige Ansicht über das schwache Präteritum umzustossen, dazu genüge vielmehr der Hinweis auf die ags. Präterita cûdhe und ûdhe nebst got. kuntha, denn wenn auch im got. bisweilen *th* für *d* eintrete, z. B. in bath für bad von bidjan, so glaube er doch nachweisen zu können, dass germanisches *d*, welches indogermanischem *dh* entspreche, nicht in *th* übergehe, dass also got. kuntha ags. cûdhe ûdhe nicht aus kunda entstanden sein könne, damit falle dann aber schon die ganze bisherige Erklärung zusammen. — Der Vortragende bemerkt dagegen, dass bei dem thatsächlichen Wechsel von *d* und *th* innerhalb des Gothischen nach seiner Ueberzeugung die Sprachwissenschaft, speciell die vergleichende Sprachforschung, keineswegs so leicht von der Zusammensetzung abzubringen sein würde, deshalb habe er es für wünschenswerth gehalten, ein möglichst umfassendes Beweismaterial zusammenzutragen und so die Unhaltbarkeit der Grimm'schen Theorie gleich von allen Seiten darzuthun.

Hr. Goldbeck macht auf Grund von Materialien, welche ihm C. Michaëlis übergeben hat, Mittheilungen über Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und der Wissenschaft in Portugal, die er als eine „Portugiesische Renaissance" bezeichnen möchte. Nach Zeiten des Ruhmes, von denen aber nur Erinnerungen nach-

klingen und auch nicht „eine hohe Säule“ noch aufrecht steht, sank Portugal unter allen romanischen Völkern am tiefsten und verschwand eigentlich dem gebildeten und gelehrten Europa völlig aus den Augen. Mit der scharfen und bittern Selbsterkenntniss in Bezug auf die bodenlosen Zustände des doch einst grossen, des doch so geliebten Vaterlandes beginnt die Thätigkeit der Männer, von denen wir reden wollen, in ihrer verneinenden Seite. Eigentlich ergreifend, jedenfalls hoher Sympathie würdig ist es, dass drei Männer, besser drei Jünglinge, F. Adolpho Coelho, Joaquim de Vasconcellos, Theophilo Braga sich verbanden, Portugal der Unwissenheit, dem Fanatismus, der Rohheit politischer Leidenschaften zu entreissen, daraus eine Lebensaufgabe zu machen, die sie systematisch unter einander theilten und der sie jeden Augenblick ihrer Thätigkeit widmen. Sie haben eine Zeitschrift geschaffen „Bibliographia Critica de Historia e Litteratura“, welche die bedeutendsten Erscheinungen auf diesen Gebieten referirend und kritisch bespricht. Und diese portugiesischen „Ritter vom Geiste“ haben wissenschaftlich zu unserer, zur Fahne Deutschlands geschworen. Vorliegende Correspondenzen zeigen, wie diese Herren Deutsch verstehen und bewundernswürdig schreiben. de V. spricht es aus, dass er in D. das Land achtet, „dem er ein zweites Leben und das Brot des Geistes verdankt“. Man staunt, wenn man in der Bibliographia, in der von de V. gegründeten „Archeologia Artistica“ und in seiner Uebersetzung des Faust sieht, wie genau ihnen unsere Literatur, der Geist und die Richtungen unseres Dichtens und wissenschaftlichen Forschens bekannt sind. H. Coelho hat eine von G. Paris und Ascoli anerkannte „Theorie der lateinischen und portugiesischen Konjugation“ geschrieben — unter andern Schriften liegt uns eine Flugschrift über „die Unterrichtsfrage“ vor, die mit der schonungslosen Aufdeckung des Bösen den Anfang zum Guten macht. Denn eine Mischung von Bitterkeit und Kühnheit liegt auf seinen jugendlichen, ächt südlichen Zügen, die Ref. aus einer Photographie kennt. Hr. Braga, der älteste der drei, ist der Verf. eines gewaltigen Werkes über die port. Lit. (bis jetzt 10 B.), dessen unserem Wissen nach bis jetzt noch nirgends in D. Erwähnung gethan wurde. Darf man nach einem sehr ausführlichen besonders gedruckten Inhaltsverzeichnisse urtheilen, so enthält sie ebenso neues Material als anziehende Forschungen. Die Buchhandlung von H. Grüning in Hamburg wird künftig Bestellungen, die bisher ohne Echo zu bleiben pflegten, vermitteln und ein Lager portug. Werke halten. Merkwürdig ist noch, dass nicht Lissabon, sondern Oporto die Stätte ist, von der aus dieser schöne Bund wirkt. Möchte dieses Wirken bleiben wie der Wein, der auf Oporto's Sonnenhügeln reift, tief und durchleuchtet, ernst und erwärmend — unverfälscht, und möchte es diesem Wirken zugleich besser ergehen, als dem Weine, der von der Nation zwar gezogen — aber nicht von ihr getrunken wird.

Hr. Märker besprach zwei Schriften von C. Abel: „über die

Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise“ und „über den Begriff der Liebe“ (in d. Samml. gemeinverst. wissensch. Vortr. v. Virchow und v. Holtzendorff). Wenngleich die einzelnen mitgetheilten Stellen ausser dem Zusammenhange ziemlich barock klingen, so wird doch dem Eifer und Streben des Verf. Anerkennung nicht zu versagen sein; nur lässt sich eine ernste etymologische Begründung überall vermissen. Hauptsächlich ist ein Mangel der zweiten Schrift, dass sie auf die höchste und vollendetste Darstellung der Liebe, wie sie bei Empedokles und namentlich im platonischen Kratylus erscheint, nicht eingegangen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Modernes Französisch. Von Carl v. Sandoz. Ein Gesprächbuch in französischer und deutscher Sprache. Wien, R. Lechner.

Der Verf. dieser kleinen Schrift hat sein Werk nicht für Anfänger bestimmt, sondern für solche Personen, welche schon eine gewisse Kenntniss der französischen Sprache haben. Es zerfällt in zwei Theile: Causeries familières und Causeries de Salon und unterscheidet sich insofern in der vortheilhaftesten Weise von ähnlichen Büchern, als hier wirklich die vorkommenden Ausdrücke und Wendungen mit einer Sorgfalt ausgewählt worden sind, welche bewundernswerth ist. Wir begegnen hier nicht jenen banalen, dummen Redensarten, wie sie die meisten Gesprächbücher bieten, jenen inhaltslosen Phrasen, welche jeden Schüler langweilen müssen; es wird uns vielmehr eine anziehende, geistvolle Conversation geboten und zwar in einer Sprache, wie sie das moderne Frankreich redet. Nach allen Richtungen hin enthält das Werk reiche Belehrung und die vorkommenden Ausdrücke können zur Uebung und Aneignung bestens empfohlen werden.

Die Lectüre als Grundlage der französischen Grammatik und Conversation. Von E. Schreiber. Braunschweig, Fr. Wreden.

Von dem Gedanken erfüllt, dass der Erfolg des französischen Unterrichts in vielen Schulen nur sehr gering sei, obwohl demselben eine ziemlich bedeutende Aufwendung von Kraft und Zeit gewidmet werde, und überzeugt, dass sich diese Thatsache nur aus dem Mangel eines wirklich methodischen Verfahrens erklären lasse, bietet der Verfasser in dem vorliegenden Werke einen Versuch, die Grammatik und Lectüre in unmittelbare und lebendige Verbindung treten zu lassen. Das Lesebuch soll als Grundlage dienen sowohl für Grammatik als auch für die Conversation und Composition. „Die Pädagogik fordert, so behauptet mit vollem Rechte der Verfasser, dass der Unterricht vom Concreten zum Abstracten, von dem Beispiele zur Regel gehe; dass man die Regel an und aus den Beispielen entwickle; dass diese nicht in losgelösten und unzusammenhängenden Phrasen

bestehen, für die dem Schüler jede Anknüpfung fehlt, und dass die so entwickelten Regeln ihre sofortige Anwendung finden, für welche diese Anknüpfung gleichfalls wieder vorhanden." — So oft die Richtigkeit dieser Sätze auch anerkannt worden, so wenig finden sie doch im Allgemeinen noch die verdiente Berücksichtigung, und wenngleich einzelne Lehrer dieselben bei ihrem Unterrichte theilweise praktisch zur Anwendung bringen, so ist das doch Vielen etwas unbequem und sie ziehen es deshalb vor, sich an den alten bequemen Schlendrian zu halten. Herr Schreiber zeigt nun in seinem Lesebuche in recht anschaulicher Weise, wie der Lehrer zu verfahren habe. Das Werk enthält 44 Erzählungen und Fabeln, theils in Prosa, theils in poetischer Form; an jede lehnt sich ein Questionnaire, welches sich sowohl über den Inhalt als auch über die naheliegenden grammatischen Fragen eingehend verbreitet, und am Schlusse finden wir die Aufgabe zu einer kleinen freien Arbeit, welche der Schüler recht wohl anzufertigen im Stande sein wird, wenn er die vorhergehenden Uebungen durchgemacht hat. Es greift hierbei Alles sehr gut in einander und Ref. ist überzeugt, dass solche Behandlung des Unterrichts als recht zweckmässig angesehen werden muss und dass sie sicheren Erfolg haben wird. Wir können demnach das Werk bestens empfehlen, obwohl uns hin und wieder die Fragen als zu schwierig erscheinen und auch einige Male der Ausdruck etwas gefeilter sein sollte. Zu bedauern ist nur, dass der Verf. nicht vor Allem einen ersten Cursus herausgegeben hat, an welchen sich die vorliegende Schrift naturgemäss anschliessen würde. Erst wenn letzteres nachgeholt, dürfte das Lesebuch die seiner Trefflichkeit entsprechende Verbreitung finden.

The Bearing of the study of modern languages on education at large. A lecture by Herm. Breymann, Ph. Dr.

Der Verf. dieses anziehenden Vortrags, welcher den Werth des Studiums neuerer Sprachen zum Gegenstande hat, handelt in der Einleitung von der Wichtigkeit des Sprachstudiums überhaupt und zeigt, wie dasselbe nicht nur den Schlüssel gebe zur Erkenntniss irgend einer fremden Literatur, sondern uns auch Einsicht gewähre in eine neue Form geistiger Thätigkeit und dadurch einen bildenden Einfluss auf den Studirenden ausübe. Der Redner berührt dann ganz kurz die oft besprochene Frage, ob der klassischen oder modernen Sprache der Vorzug zu geben sei, und geht, nachdem er das Thörichte dieses Streites mit hinreichender Schärfe angedeutet, zu seinem eigentlichen Thema über. In eingehender Weise wird hierauf auseinandergesetzt, wie der Unterricht in den neueren Sprachen, wenn man denselben richtig betreibt, in formaler wie realer Beziehung ausserordentlich bildend sein müsse. Der grösste Erfolg für geistige Durchbildung ist aber nur dann zu erzielen, wenn der Schüler zuvörderst als Grundlage eine hinreichende Kenntniss der alten Sprachen, namentlich der lateinischen, gewonnen hat, auf welche der Lehrer bei dem Unterrichte in den neueren Sprachen fortdauernd sich beziehen muss. Durch trefflich gewählte Beispiele wird dabei nachgewiesen, welche Erleichterung und welches Interesse zugleich eine solche Behandlung des Sprachunterrichts gewähren müsse. Schliesslich noch die Bemerkung, dass der Vortrag durch den Reichthum an Ideen und die Schönheit des Ausdrucks sehr wirkungsvoll gewesen sein muss. H.

Shakespeare, Reprint of the First Folio of 1623. — L. Booth, 307 Regent Street, London, W.

Mit dem genauen Wiederabdruck der Original-Folioausgabe von den Werken Shakespeare's aus dem Jahre 1623, ist allen Freunden des Dichters ein werthvolles Geschenk gemacht worden. Die Zahl der Shakespeare-Kenner und Shakespeare-Forscher hat in dem Maasse zugenommen, dass wir von einer Shakespeare-Literatur, ja nahezu von einer Shakespeare-Wissenschaft sprechen dürfen. Zu den vielen Ausgaben der Werke des Meisters, in denen die chirurgische Thätigkeit der Kenner das reine, unverfälschte Original mit Unfehlbarkeit niedergelegt haben will, gesellt sich nun ein bescheidener Druck, an dem noch keine Operation vorgenommen worden ist, der auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch macht, der nur mit aufrichtiger Treue wiedergeben will, was er vorfand. Einen Abdruck der Folioausgabe von 1623 zu besitzen, ist gewiss Jedem erwünscht, dem Shakespeare mehr als ein blos oberflächliches Interesse eingeflösst hat. Vor Allem wird der Besitz einer solchen denen grosses Vergnügen bereiten, welchen es obliegt, den Dichter zu erklären und Andere in sein Verständniss einzuführen. Sie haben damit die wortgetreue Copie eines bei Lebzeiten des Meisters gedruckten Textes in Händen, eine Original-Fundgrube, welche sie unabhängig macht von den Conjecturen der Kritiker und — warum wollen wir es leugnen? Ist es doch eine Schwäche, der der Deutsche seine Grösse in der Wissenschaft verdankt — ein bischen Kritik ist doch wunderschön. Der Herausgeber selbst sagt über den Zweck seines Unternehmens: The chief object in the reproduction of this, for all critical purposes, the most important edition of Shakespeare extant, has been, not mere resemblance, but that it shall prove „so rarely and exactly wrought" — page for page, line for line, word for word, letter for letter, ornamentation for ornamentation — as to be, excepting in a more convenient size, „one and the selfsame thing" with its prototype. That the attempt has been successful, the testimony of the most important Journals of the time has satisfactorily proved.

Der Wiederabdruck ist in drei verschiedenen Grössen veranstaltet. Die eine Ausgabe soll in Gross-Octav, ähnlich den meisten Shakespeare-Ausgaben, die zweite in kleinerem Format erscheinen; das Format der dritten soll mit dem der Original-Folioausgabe übereinstimmen. Bis jetzt ist nur die Ausgabe in kleinerem Format zum Theil vollendet. Dieselbe soll aus drei Bänden bestehen, von denen zwei bereits erschienen sind. Band I enthält die Comedies, Band II die Histories und in Band III werden die Tragedies veröffentlicht werden.

Für den Herausgeber ist das Unternehmen ohne Zweifel ein sehr lohnendes, da eine gewissenhafte Revision des Druckes alles ist, was von ihm verlangt wird, und da seine neue Shakespeare-Ausgabe sicherlich eine grosse Zahl von Abnehmern finden dürfte. Auch ist der Preis (3½ Thlr., 10 s. 6 d. für jeden Band) in Anbetracht eben dieser Umstände wohl etwas zu hoch gestellt, zumal der Druck ganz ausserordentlich klein ist. — Trotz dieser Uebelstände müssen wir das Unternehmen als ein zeitgemässes und verdienstvolles begrüssen.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

German Conversation-Grammar by Dr. Emil Otto. 12. edition. Heidelberg, London, Paris, New-York, 1872. 8°.

Deutsche Verfasser deutscher Grammatiken für Engländer haben bei Abfassung der Regeln vielfach das Versehen gemacht, sich nicht in genü-

gendem Maasse auf den Standpunkt des Ausländers zu stellen; sie haben den Regeln einen Wortlaut gegeben, wonach ihnen selbst zwar, als Kennern der Sprache, kein Zweifel blieb über die zu wählende Ausdrucksweise, wonach sich aber hernach für den Engländer, der doch erst an der Hand der Regeln die Sprache erlernen will, keine Aufklärung über die Schwierigkeiten ergab. In einem Empfehlungsschreiben der Otto'schen Grammatik, welches S. VI und VII abgedruckt ist, macht der Amerikaner, Prof. Peck, auf den eben erwähnten Mangel der übrigen Grammatiken mit Recht aufmerksam. Den Verfasser unseres Buches dagegen nennt er „a teacher who has comprehended and solved satisfactorily the difficulties which his own language presents to foreigners;" von der Grammatik selbst sagt er, sie sei „better than any heretofore published in Europe or America." Dieser Ansicht des Prof. Peck schliesse ich mich, rücksichtlich der allerdings nicht bedeutenden Anzahl von Grammatiken, welche ich ausser der Otto'schen näher kennen gelernt habe, an, und ich trete somit dem Urtheile von Schmitz (Enc. Suppl. II p. 64) entgegen, welcher Otto's Grammatik mit den übrigen ihm bekannten auf gleiche Stufe stellt, ohne sie näher zu charakterisiren. Zur Bekräftigung meiner Ansicht will ich auf einige der Vortheile, welche Otto's Grammatik darbietet, aufmerksam machen; freilich werde ich auch nicht umhin können, weiterhin auf mehrere Unzulänglichkeiten, die aber doch nur Einzelheiten betreffen, hinzuweisen.

Das Verdienst der Otto'schen Grammatik liegt in der praktischen Fassung einiger der schwierigsten Regeln der deutschen Grammatik. Während z. B. andere Grammatiker bei Darlegung der deutschen Declination und Conjugation nur die Kennzeichen der schwachen und starken Declination und Conjugation angeben und es dem Schüler überlassen, durch mündliche Erkundigung bei dem Lehrer in Erfahrung zu bringen, welche Substantiva oder Verba stark, welche schwach abgewandelt werden, bietet Otto's Grammatik die Regeln über Declination und Conjugation in solcher Fassung, dass der Schüler über diesen letzteren, schwierigen und wichtigen Punkt Aufklärung erhält. Otto nimmt fünf Declinationen an; die ersten drei umfassen die Masculina; der vierten gehören die Feminina, der fünften die Neutra an. Ob ein männliches Substantiv der ersten, zweiten oder dritten Declination folge, hängt von seiner äusseren Form ab. Diese Fassung der Declinationsregeln ist klar: dem Schüler bleibt nichts als das Auswendiglernen der Casusendungen der einzelnen Declinationen, um jedes beliebige Substantiv richtig abwandeln zu können; er erkennt an der Wortendung, welcher Declination es angehöre. Dass auch bei dieser Fünftheilung eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ausnahmen übrig bleibe, lässt sich bei der grossen Mannichfaltigkeit in der Formation der deutschen Substantiva erwarten; doch hat der Verfasser diese Ausnahmen in der Weise zusammengestellt, dass sie der Schüler ohne grosse Mühe sich einprägen kann. Von demselben Grundsatze, die Regeln für das Verstehen und Auswendiglernen bequem zu machen, hat sich Dr. Otto auch bei Darstellung der Conjugation leiten lassen. Auch bei diesem Capitel giebt er Kennzeichen an, denen sich schwache und starke Verba äusserlich unterscheiden lassen (Wurzelvocal, Infinitivendung); bei der grossen Zahl der starken Verba, die ja jedenfalls einzeln auswendig zu lernen sind, wird der Schüler eine geraume Zeit gebrauchen, um sie sich so einzuprägen, dass er von jedem in seinen englisch-deutschen Uebersetzungen vorkommenden Verbum auf der Stelle weiss, ob es zu der Zahl der starken Verba gehöre oder nicht. Hat er sich aber die von Otto angegebenen Kennzeichen der schwachen Verba ordentlich gemerkt, so werden Fälle von Ungewissheit dieser Art sehr selten für ihn eintreten. Als sich auszeichnend durch Klarheit der Darstellung will ich noch die Capitel über die Adjectiva, Pronomina, Präpositionen und Conjunctionen erwähnen.

Bezüglich der Conversationsübungen (deutsche Fragen mit deutschen Antworten), welche sich bei jeder „Lection“ befinden und von denen das Buch seinen Titel Conversation-Grammar erhalten hat, schliesse ich mich der Ansicht von Schmitz, Enc. Suppl. I, 95, an.

Einige Unzulänglichkeiten des Buches mögen hier folgen:

Bei Darlegung der Regeln über die Aussprache ist meiner Meinung nach der aus allen Provinzialdialekten gemischte Dialekt der gebildeten Gesellschaft in der Hauptstadt eines Landes als Vorbild hinzustellen. Ich kann daher nicht dem Verfasser zustimmen, wenn er sagt, pag. 4 „broad *u* is like *a* in the English word *share*: der, wer, es, geben, Mehl,“ da share in London wie *Ehre*, nicht wie *Aehre* ausgesprochen wird, während die angeführten Beispiele entschieden stark nach dem *ä*-Laute hinneigen. *Leer* und *Scheere* will der Verf. mit ä aussprechen lassen. Ueber die durchweg scharfe Aussprache des deutschen *s* (= sz), welche der Verfasser demselben p. 8 beilegt, hat sich Schmitz schon bei Gelegenheit der Besprechung der 3. Aufl. von Otto's Grammatik geäussert (Enc. Suppl. II p. 64), dass sich ein derartiger Fehler noch in der 12. Aufl. findet, ist nicht zu entschuldigen. — p. 82, Paradigmen von werden: Perf.: ich bin . . . . geworden (worden); der Verf. sagt nicht, wann die eine, wann die andere Form anzuwenden sei. — p. 85 ff.: „ihr könnt or könnet, wollt or wollet, müsset or müsst.“ Die zweisilbigen Formen im Indicativ sind zu verwerfen. Bei „sollen“ kennt der Verf. nur „ihr sollet“; den Conj. Präs. bildet er: ich soll, du sollst, er soll(e). p. 88 ist ihr mögt neben „Sie mögen“ ganz fortgelassen; p. 89 die richtige Form „ihr dürft“ allein gedruckt. Solche Ungleichmässigkeiten verwirren den Lernenden. — p. 154. Mit dem Grunde, weshalb der Verf. sämmtliche schwache Verba regelmässig, sämmtliche starke unregelmässig nennt, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Irregular verbs . . . . . They are indeed sufficiently regular after their own fashion of conjugation. However as the term irregular has hitherto been adopted, we cannot help using it too.“ So viel ich weiss, sind bisher auch in den für Ausländer bestimmten Grammatiken nur die Hilfsverba und wissen, denken, dünken, bringen, brennen, kennen, nennen, rennen, senden, wenden unregelmässig genannt. Diese führt der Verf. p. 121 f. unter den regelmässigen auf. Das Verbum thun, p. 150, nennt er more irregular. — Bei den „unregelmässigen“ Verben ist noch auf einige Besonderheiten aufmerksam zu machen. p. 161 ff: Conj. Ipf.: befähle, gälte, hälfe, schälte, stärbe, verdärbe. Der Verf. bemerkt p. 189, 5: „There exist some older forms of the Subjunctive mood of the Imperfect, which still occur now and then (sic!); viz.: ich beföhle, verbürge (mundartlich?) stünde, stürbe, verdürbe, gewönne. — p. 163 führt der Verf. bei „gewann“ den Conj. nicht an, den also der Schüler gewänne bilden würde. Ebenso wenig sind p. 164 spönne, schwömme aufgeführt. — p. 175. Die Orthographie fieng, hieng, gieng ist nicht nachzuahmen. Sie ist allerdings die etymologische, aber der Aussprache wegen ist es besser, die mittelhochdeutsche Schreibung ohne das *e* zu wählen. p. 212 findet sich „ging“. — Die Form „gestocken“ p. 163, statt gesteckt, ist nur mundartlich. — Druckfehler wie gebä*h*ren p. 162 u. 191, ich erschra*ck* p. 162 u. 191, ich ri*tt* (Conj. Ipf.) p. 171, ich bliesse p. 175, ich tro*f* p. 180 u. 193 hätten in einer 12. Aufl. vermieden werden müssen. Schliesslich weise ich noch auf folgende Stellen in dem syntactischen Theile hin: pag 129: Es fielen Hagelkörner so gross wie *die* Taubeneier (as pigeon's eggs). Es wird viel von *dem* Krieg geredet (there is much talking about war). p. 234. Wesshalb „am Besten, auf's Beste“ mit grossen Anfangsbuchstaben, während die übrigen ähnlichen Superlativa klein gedruckt sind? — p. 255. „Denoting the hour of the day or night, *at* is um or also *am*.“ (?) — p. 271. „Ich habe *mir* (mich) in den Finger geschnitten.“ — p. 308. Der Conj. kännte statt

kannte. — pag. 308, Note 2. Das Beispiel: ich wusste, dass er Wort halten *wird* (statt würde) ist undeutsch.

Das Buch empfiehlt sich durch gute Ausstattung.

A. Lüttge.

The Cricket on the Hearth, a Fairy Tale of Home, by Charles Dickens. Für die oberen Klassen höherer Schulanstalten und den Selbstunterricht bearbeitet und erläutert von H. A. Werner. Hamburg, O. Meissner. 1872.

Wenn auf einem Gebiete so viel gesündigt worden ist, wie auf dem der Erläuterung moderner englischer Schriftsteller durch deutsche Anmerkungen, so wird man Jedem dankbar sein müssen, der mit der nöthigen Sachkenntniss, mit einem Gefühl für das Bedürfniss des Schülers und der ernsten Absicht, diesem Bedürfniss zu genügen, die Erklärung einer Schrift unternimmt. Dieser Dank gebührt denn auch Hrn. Werner, der sein Englisch versteht, weiss, was der Lernende braucht, und sich seiner Pflicht gegen denselben nirgends in der sonst beliebten Weise entzieht, zu thun, als sähe er die Schwierigkeiten nicht und sie mit Stillschweigen zu übergehen. Man vermisst die Erklärung bei verhältnissmässig wenigen Stellen, bei denen der Erklärer wol zum Theil die Schwierigkeit selbst nicht gefühlt hat, z. B. für das die Intensität bezeichnende *again* (worauf wol zuerst in des Referenten Supplement-Lexikon — S. L. im Folgenden — aufmerksam gemacht ist) in 11, 23 (Seiten und Zeilen nach Tauchnitz): (the cricket) being carried off its legs, and made to leap *again*; den eigenthümlichen Gebrauch des Infinitivs des Perfekt 12, 23 it would have taken a clearer head to *have decided*; den Sing. six *foot* 13, 17; den Ursprung des sonderbaren Namens *Dot* für Mary 13, 25; Gebrauch und Lesung der Abkürzung Mrs. *P.* 13, 19; 14, 7 das *as* in 'I don't know *as* ever I was nearer'; 17, 25 *dead* green; das Sprichwörtliche in 19, 7 to find an *old head* on the *shoulders* of your little wife; 20, 24 den Unterschied von to *leave* alone und to *let* alone; 28, 2 den Plural the golden South *Americas;* 33, 2 die auffallende Construction she can't *help herself from* . . .; 36, 19 die vulgäre Anwendung von *or—either*; 36, 28 den Gebrauch von how in take care *how* you carry that box; die Bedeutung von *failing* 40, 23; die von *red-tape* 44, 20 und *brown-paper* 30, 9; das Fehlerhafte im transitiven Gebrauch von *stood it* 49, 16; die Bedeutung von *clerk, beadle, glass-coach, bride-cake,* 51, 11; von *hearth* 17, 3, von 'the *upper end* of the table' (post of honour) 63, 19; die stylistische Würdigung von 64, 13 *he was* a regular dog in the manger, *was* T.; den Ausdruck *byegones* 66, 13; die Inversion *on* I came 109, 3; und mehreres dergleichen.

Dem Text der vorliegenden Ausgabe scheint der der Tauchnitz'schen oder dessen Original zu Grunde zu liegen; allerdings ist Einzelnes darin gebessert, z. B. yours und hers aus your's und her's öfters; das 'till aus 99, 21 in till (doch ist es aus 96, 26; 101, 8; 110, 12 geblieben); betonte Wörter sind durch Cursivschrift hervorgehoben; die Interpunktion ist mehrfach geändert, namentlich die übertriebene und willkürliche Anwendung des Kolons; doch ist es noch sehr oft stehen geblieben, z. B. statt der Parenthese aus 8, 8; 11, 13; 20, 1; vor dem Particip z. B. aus 9, 9; und sonst statt Kommas z. B. aus 12, 28; 32, 21. Aus 45, 23 ist *beautiful, new, great-coat* neben *beautiful new g.-c.* der folgenden Z. beibehalten. Falsche Sylbentheilungen sind mehrfach verbessert, wie 10, 10 maud-lin; doch ist aus 1, 19 consi-deration; aus 15, 14 gene-rally; aus 20, 24 admi-ringly; aus 32, 8 ano-ther; aus ib. 13 recei-ving; aus 39, 17 u. 19 acknow-ledged;

aus 43, 12 re-sidences, aus 69, 15 pre-sently geblieben. Die Aenderung to—be sure aus 72, 16 ist schlecht; es muss *to-be-sure* stehen. Durchweg beibehalten sind die grossen Anfangsbuchstaben für alle möglichen Wörter, die nur einigermaassen hervorgehoben werden sollen. Auffallender Weise findet sich über diesen in dem Buche sehr weitgehenden Gebrauch (in neueren englischen Drucken ist er sehr beschränkt) in den Anmerkungen keine Auskunft. Druckfehler aus Tauchnitz finden sich wieder in *un*definite aus 38,19; ecstacy aus 50, 28; *w*here für were aus 86, 6; emphas*i*ed (welches eine längere Note veranlasst hat) aus 90, 21; *hashed* 80, 9 mag das Original haben, in neueren Drucken steht passender *gashed*. — Von seinem Corrector ist Hr. W. nicht gut bedient worden. In den Noten steht zu 11, 16 (bei W.) *his* für *its*, zu 25, 1 *b*oxer für *B.*; zu 21, 7 *Au*griff für *An . . .*; zu 25, 12 *S*ems für *Sh.*; zu 31, 17 presu*m*tuous statt *pt*; zu 56, 4 und Text 109, 18 a*n*d für a*n*d; zu 59, 11 Mahl*zahl* für *-zeit*; zu 71, 26 yoursel*f* für *-ves*; zu 77, 26 fehlt nach (-) *truth* und steht *fo*elings für *fe*el.; zu 86, 3 dar*p* für dar*kened*; zu 90, 22 Partizipi*um* für *-en*; zu 97, 16 donnoch für d*e*; zu 104, 17 dom für d*e*m; zu 129, 2 bescheie*nd* für *-den*; zu 130, 2 Hand*inng* für *-lung*; im Text ist 101, 26 ein *not* eingeschwärzt; die Zahlen in den Noten stimmen sehr häufig nicht mit denen des Textes; auf S. 40 und 41 kommt dies z. B. sechs Mal vor; was bei Verweisungen, wie z. B. zu 95, 22 (94 statt 95) recht unangenehm ist.

Wenn wir nun auf den Inhalt der Anmerkungen eingehen, so begegnen wir zunächst einer Anzahl sprachlicher und sachlicher Irrthümer und Unrichtigkeiten, deren Verbesserung für die etwaige zweite Auflage wünschenswerth wäre.

8, 5 (Tauchn.): a pair of *pattens* „Holzpantoffeln, bestehend aus einer dicken Sohle und einem festgenagelten Riemen (*patten-ring*).“ Die richtige Erklärung konnte Hr. W. aus Lucas entnehmen, der den „ringförmigen eisernen Untersatz“ ausdrücklich erwähnt; nur durch ihn wird klar, was gleich darauf *they* (the pattens) *were tall* bedeutet; und dass „they worked innumerable rough impressions of *the first proposition in Euclid*“ durchaus nicht „den Satz bedeutet, dass die Linie eine Reihe von Punkten ist“ (wie Hr. W. erklärt), sondern von der bekannten Construction eines gleichseitigen Dreiecks handelt, zu der man von den beiden Enden desselben Radius zwei sich durchschneidende Kreise schlägt, von welcher Figur ungefähre Abbildungen (*rough impr.*) die pattens im Schnee zurücklassen. Daraus erklärt sich auch die Anwendung des Verbs ‘to *click*’ (8, 4), welches von Holzsohlen („klappern“ bei W.) unrichtig wäre. — 10, 16 *it ſtolled its song*. Wie das Verb „eine Lautnachahmung für den bassartigen Ton des Kessels“ sein soll (Hr. W. meint das *o*), „die gegründet ist auf *to trill*, trillern (Sopranstimme)“ — „jedenfalls beabsichtigt,“ ist um so weniger verständlich, als die eigentliche Bedeutung „kreisen lassen“ an die Spitze gestellt ist. „Einen Gesang herumgehen lassen“ ist bekannt genug; und “will you troll a catch?” steht bei Shakespeare; daher dann überhaupt „laut singen.“ (Auch trowl geschrieben; z. B. *W. Irving Sk. B.* p. 234, T.: the famous old drinking *trowl* from Gammer Gurton's Needle.) — 12, 14 *Cricket round the corner*, „auf dem Rückweg, auf der zweiten Hälfte der Rennbahn.“ Die Bahnen werden der grösseren Raumentfaltung wegen überhaupt mit Ecken angelegt; daher ist ‘corner’ immer ein vorläufig zu erreichendes Ziel; namentlich aber ist ‘to turn the corner’ das Umbiegen um die letzte Ecke vor dem Ziel (s. S. L.). — 13, 7 *„what with* (ähnlich dem franz. *à force de*), in Anbetracht, bei. . .“ Wegen der in *what—and* liegenden Wechselbeziehung (vgl. what between) genügt es auf Mätzner II, 2, p. 384 zu verweisen. — 13, 10 *there was soon the very What's-his-name to pay*. „Anspielung auf die Volksphrase: *to give, pay the devil his due*, Jedem gerecht werden.“ — *there's the devil to pay* ist eine alte Matrosenphrase: „der Teufel ist los;“ *to pay* heisst darin „theeren“, wie schon

Grose bemerkt; vollständig "there's the devil to pay, and no pitch hot" (s. S. L.). — 14, 6. "*I won't say it, for fear I should spoil it*," „er wolle durch solche Schmeichelei den jungen Weltbürger nicht hochmüthig machen (*spoil*). Der weitere versteckte Scherz aber liegt darin, dass er fürchten muss, die geliebte kleine Frau noch mehr zu ärgern (*to spoil her good humour*)." Wo namentlich das letztere herkommt, ist vollkommen unerfindlich. Hr. P. kennt sein Ungeschick im Sprechen, und verschweigt jeden Spass, den er auf der Zunge hat, weil er weiss, dass er ihn mit dem Aussprechen verderben (*spoil*) würde, wie Hr. W. später (z. B. p. 21 seiner Ausg.) öfter selbst erklärt. — 13, 25 *Dot*: „mit Bezug auf ihre Kleinheit wird das Frauchen zum mathematischen Punkt gemacht." Der mathematische Punkt aber ist stets point und dot ein räumlicher Punkt, ein kleiner Fleck, Kleckschen. — 14, 27.: *Tilly* aus „Ottilie", vielmehr aus *Matilda*; Otto und Ottilia sind dem Engländer fremd; König Otto von Griechenland wurde, als er *en vogue* war, immer *Othon* genannt. — 15, 3 *reference being made* by D. to the . . . baby „als sie ihm das Kind vorzeigte, hinhielt." Das Wort ist wie *aforesaid* und *special cognizance* der Gerichtssprache entnommen und bedeutet 'the act of referring or alluding.' — 11, 15 *halloa!* „Ausruf der Verwunderung, Ueberraschung und Spannung" (vielmehr doch Aufmerksamkeit zu erregen oder zu ermuthigen), „wie man ihn z. B. beim plötzlichen Aufspringen des Wildes ausstösst" (dieser sonderbare Zusatz wol weil Worcester erklärt 'a hunting cry of encouragement', und für das *v.* 'if I fly, halloo me like a hare' citirt); „der junge P. fängt nämlich das den Säuglingen in gewissen Augenblicken eigne Gesichterschneiden und Augenverdrehen an. John's *halloa* drückt Staunen und Neugier aus." Nichts weniger. John hat eben die Meinung ausgesprochen, der Kleine schlafe wol in der Regel, und da die Frau dem nicht zustimmt, ruft er laut hallo, so dass seine Frau erschrickt und das Kind mit beiden Augen plinkt ('startle', 'winking'). — 16, 7 *hie then, good dog*. „Der Hund, der sich wieder auf den warmen Herd gelegt hat, muss der geschäftigen Hausfrau Platz machen." Welche Vorstellung, dass eine Engländerin, namentlich die saubere Frau P., den Thee auf dem Flecke machen soll, wo so eben der Hund gelegen! *hearth* ist der mit Fliesen gepflasterte Raum vor der Feuerstelle, in gleicher Höhe mit dem Erdboden; ein warmer Platz, den der Hund liebt (s. d. W. bei Worc. 1.) — 17, 5 *fag-end* „Boxer's Schwanz ist nur noch eine Art Tauende;" das ist f.-e. wol, aber dann jedes übrig bleibende Ende, z. B. of a loaf, a ham, a cigar u. dgl., bei Dickens, Mart. Chuz. II, p. 254 (T.) sogar "to hum the fag-end of a song." — ib. 7. *hob* „erhöhter Platz um die Feuerstelle des Herdes herum" — also ein Sitz? Vgl. das S. L. — Was soll dann dabei „*A hobby*, ein Pferd, das die Hinterbeine nachschleppt und nur mit den vorderen galoppirt; schlechtes Pferd"? Kann man sich solche Gangart vorstellen? Vgl. Webster, 1: a strong active horse, &c. — 17, 13 grate „*the fire place*, das Feuer." Vgl. das S. L. — 18, 2 did *less honour* to the baby's head — an das „Bezahlen eines fälligen Wechsels" ist doch nicht von ferne zu denken; eher an „Honneur machen." — 20, 27 *turn-up* bedstead „kann eine zusammenlegbare Bettlade oder eine zufällig Einem in den Weg gekommene, gelegentlich gekaufte alte Bettlade sein." Letzteres Unsinn; ersteres beinah richtig, s. d. W. bei Lucas. — 22, 10 *sentiment* „geistreiche Behauptung". Gerade das Geistreiche ist nicht das Wesentliche am sentiment, sondern das Moralische, die Gefühlsseite. Webster 1: A thought prompted by passion or feeling. Daher ib 3: 'a maxim' und dann 'a toast'; über den Unterschied s. S. L. In der Bed. „moralischer Satz" oft in *Sheridan, School for Sc.* in Bezug auf Joseph Surface, der ein Mann dieses '*sentiment*' ist, — 22, 20 behind the *teaboard* „dtsch. hinter der Theekanne — um zu serviren." Flunkerei! teaboard ist das Brett, auf dem die gesammten 'tea-things' stehen. — 25, 28. '*Ketcher, Ketcher*', „Londoner Aussprache für *catcher* und Londoner Volkswitz für

'charming, irresistible person'. Dem im Bewusstsein seiner unwiderstehlichen Anmuth Dahinschreitenden ruft die Gassensatyre im gedehnten Tone nach: '*Ketcher*'! Tiele wendet das Wort schmeichelnd an, im Sinne der Mutter und deren ganze Lobrede zusammenfassend. Auch das Wort *catch* ist in diesem Sinne gebräuchlich, alle Herzen, die allgemeine Bewunderung erobern. Man behalte das englische Wort bei (wie?) und denke an Wunderkind, bezauberndes Kind! Das zweisilbige Wort wird von Tiele im hohen Stimmton, die zweite Silbe eine Terz tiefer, mehr gesungen als gesprochen, so dass es, wegen seiner Kürze, zwar nicht einem Volksliede (*popular song*), aber einem naturwüchsigen Niesen (*popular sneeze*) ähnlich klingt." Das ist schön und gut; namentlich die Bestimmtheit in Betreff der Terz; aber wer niest „naturwüchsig" so, dass „die zweite Silbe eine Terz tiefer" klingt? *Ketcher* ist gar kein Wort, sondern eine Zusammenstellung von Consonanten (wie wenn wir einen Hund mit „Ksss" reizen oder „Brrr" zum Pferde sagen), angewandt, wenn man Kinder zu kitzeln droht. Die Vokale schwinden dabei sehr; und die Laute k-tch-r klingen etwas wie ein unterdrücktes Niesen (wir würden psch — hepschi! — schreiben). Dieser im S. L. gegebenen Erklärung hat noch Niemand widersprochen. Beweise aus Büchern kann Ref. nicht beibringen. Dickens hat das Wort, wie Hr. W. sagen würde, „literarisch gemacht." — 26, 10 for the matter of that, "*in spite of this*." Vielmehr „was das anbetrifft," wie Lucas richtig giebt. — 26, 21 for one, "*for instance*". Vielmehr „was ... betrifft", *I for one*, ich für mein Theil, s. S. L. unter for. — 26, 25 *an eye which seemed to be always projecting itself into some other time and place*, „vorzudringen, sich einzubohren. Der Zug ist genial: die Kinder des Elends weilen so mit ihrem abwesenden Blick in einer idealen, besseren Welt." Uns will dieses „geniale Einbohren" nicht zu Sinn; to *project* ist einfach das „projiciren" aus der mathematischen Zeichenkunst. — 27, 1 *or* (you need only look) at Tilly, *as far as that goes*, „enthält eine Beschränkung: bis zu einem gewissen Grade sieht man sogar Tielen an, dass sie glücklich ist;" das könnte höchstens heissen: "as far as *she* goes"; 'it' kann nur 'looking' sein; vgl. 33, 6 to keep our Wedding-Day (as far *as that goes*) at home, wo nicht 'as far as *that day*', sondern 'as far as *keeping* comes into the question' zu erklären ist: „so weit man bei uns von „feiern" reden kann." — 27, 10 *which was Shems and Hams, and which was Wives*, „damit die Geschlechter (er nennt nur die *Wives*) besser zu unterscheiden wären." Das wäre *women*; wives sind „ihre Frauen". — ib. *flies;* „die Mücken sind ihm zu gross." *flies* sind Fliegen. — Zu 27, 12 *line* „he is in the *grocery* line, er treibt Gemüsehandel", vielmehr Materialwaarenhandel (Thee, Kaffee, Zucker u. s. w.) — ib. 18. *Caleb's eye brightened, as he took it, and thanked him.* „Sub. (zu *thanked*) ist *C.'s eye.*" Gewiss nicht, sondern *he.* — 27, 22. *A small box — Here you are!* „ach, da bist du ja! Gemeint ist die Kiste." Diese mit 'you' anzureden, wäre höchst sonderbar. Die W. bedeuten: „Da haben Sie's", gerade wie 47, 16 'there we are', „da haben wir's." — 29, 16, *not with the best grace, "the greatest kindness, or benignity"*. Ueber das stehende 'with a good (bad) grace', s. d. S. L. — 29, 28 *sharp Attorney*, „unerbittlicher Civilanwalt". Soll dies Gegensatz zu einem Criminal- oder Militäranwalt sein? Attorney lässt sich erklären, nicht übersetzen; sharp ist etwa „schlau"; über *sharp attorney*, stehende Romanfigur, s. d. S. L. unter barrister u. sharp. — 30, 15 *to stare out of countenance*, „durch Anstarren in Todesangst versetzen." Zum Richtigen führt die wörtliche Uebersetzung „aus der Fassung starren;" von Todesangst ist gar nicht die Rede. — 30, 17, *a Pony-nightmare*, „Alpdrücken ... mit der Vorstellung eines gefährlichen Dinges (hier eines zottigen Pferdes) verbunden." Seit wann sind ponies „gefährliche Dinge," und seit wann gehört das Zottige zu ihren wesentlichen Merkmalen? Verkannt ist der Spass mit *mare*, das hier als „Stute" gefasst

wird, und *pony*, Pferd, wie man es Kindern hält. — ib. 19, *he took to that toy very kindly*, „sich gut vertragen mit"; vielmehr „sich einer Beschäftigung widmen"; auch „sich an etwas halten und gewöhnen". — ib. 26 *young gentleman* between . . . six and eleven, „Jüngling". Doch nur „junger Herr." — 31, 6, *bull-headed* looking boots, „dummköpfisch". „Bullköpfig" führt viel richtiger: zu „Stiefel mit sehr breiten Spitzen" (oft square-toed b. genannt). ib.: „Stiefel mit mahagonibraunen Aufschlägen (*tops*)". Jedes Lexikon giebt „Stulpen". — 32, 18 *tchah!* „sonst *pshaw!* oder *tut*" — Doch nicht! erstere drücken Geringschätzung und Verachtung aus; *tut* fordert Schweigen. Auch *bah* (33, 9) hat nicht „den Sinn wie *tchah*", sondern wesentlich den, über das von Anderen Gesagte als vollständig unerheblich wegzugehen. — 33, 19, whatever one woman says, another woman is determined to *clinch*, „*to lay hold of*; für *to make her own*, festhalten". Ueber *to clinch an argument*, s. S. L. — 34, 2 he felt it such an unlikely *part and parcel* of anything to be doted on, „er fühlte, dass dieses Auge, dieses Glied und Stückchen von Allem, was zum Lieben geeignet ist (*anything to be d. on*), am Wenigsten Aussicht zum Lieben hatte." Von den letzten Worten steht gar nichts im Text; *part and parcel* sind stehende Phrase, s. S. L.; beide Worte sind nicht Apposition zu *it* oder *eye*, sondern Prädicatsaccusativ zu *it to be*. — 36, 16 with a *screw-jaw* opening down his waistcoat, „eine bewegliche Kinnlade zum Zermalmen (*screwing, squeezing*) der Nüsse." Also sagt man 'to *screw* a nut'? Es ist ein Nussknacker gemeint, der vermöge einer wirklichen Schraube knackt, wie man dergleichen oft genug in Händen gehabt hat. Die Schraube drückt die Kinnlade in die Höhe, welche, wenn man zurückschraubt, bis in die Weste hinuntergeht (*opens*). — 41, 1. Caleb Plummer „Fabrikarbeiter"; so nennen wir nicht einen Mann, der in seinem eigenen Hause seine Werkstatt hat. — ib. 4 *workaday world* „arbeitsvolle Welt, geplagtes Leben. Gegensatz: *holiday life*." Vielmehr „alltägliche", d. h. prosaische, im Gegensatz zur Poesie der story-books (2). — ib. 15 *barnacle*, „Bohrmuschel." Dies wäre die Familie der Pholadina aus der Klasse Acephala, namentlich die Gattung Pholas und Teredo (englisch *stone-borer, ship-worm*, auch *teredo*); *Barnacle* ist die Familie der Lepadidae in der Klasse der Crustacea, Ordnung Cirripedia; nur für letztere (deutsch gewöhnlich „Entenmuschel") passt "*it stuck to the premises of G., like a barnacle to a ship's keel*;" denn sie setzen sich von aussen an; die ersteren bohren sich ein und zerstören das Schiff. — 44, 20 tumblers, *swarming up* high obstacles of red tape, „diese Art Spielfiguren überspringen (*swarm up*) Schranken von Bindfaden". 'to *swarm*' ist das „Klimmen" unserer Turner (d. h. das Emporkommen mittelst Andrucks von Armen und Schenkeln, im Gegensatz zu *to climb*, klettern — wie Hr. W. aus seinem Freunde Worcester ersehen konnte (swarm, *v.* 6: to climb a tree, by embracing it with the arms and legs). — 44, 25 the spotted *barrel* on four pegs „weil der gefleckte Rumpf dieser Thiere die Form eines Tönnchens hat, also sehr grob gedrechselt ist." Aber *barrel* ist technisches Wort für den Pferdeleib, s. S. L. — ib. the thoroughbred *rocker* on his highest mettle, „ein Ausdruck der *sportsmen*, Traber . . . . in seiner feurigsten Haltung." Traber ist trotter; *rocker* ist ein Spass für rocking horse; weil man Pferde sonst nach ihren Eigenschaften als hunter, charger, courser, prancer bezeichnet. *mettle* ist nicht Haltung, sondern Temperament des Pferdes. — 45, 9 *four-pair front*, „vierstöckige Façade." Vielmehr „Vorderzimmer im vierten Stock", zu ergänzen room; s. S. L. *back* u. *front*. — 46, 8 *swell*, „gehört dem sogenannten *cant* oder Studentenrothwälsch an" — vielmehr dem *Slang*; *Cant* ist die alte Verbrecher-Geheimsprache; über den Unterschied s. das Slang-Dictionary von 1864, p. 3—5. Bei Studenten ist *swell* ein durch Kenntnisse und Leistungen Hervorragender. — 48, 19 *what about* the owl . . . „frz. *quant à*. Uebersetze: Aber." Auch eine schöne Uebersetzung! *what about* ist ja hier Frage:

„was ist von der Eule zu sagen?“ — 52, 26 *shining wood*, „frischer Oelfarbenanstrich.“ Getäfel, wie Tische, wurden in der guten alten Zeit gebohnt (s. S. L. *bee*); darum das *shining*. — 55, 16 to make herself as smart *in a small way* as ever you saw anybody — „spielend“; dem widerstrebt schon die Stellung bei smart; viel besser also ist “with a slender amount of toilet-arts”; und so ist es ja auch 41, 19 = on a small scale. — 54, 25 she laid her poor blind face on C's. shoulder, and *so* wept and wept that &c. “*so* = *so much, so passionately*”. Dem widerstrebt die schon in ‘wept and wept’ liegende Steigerung und die Stellung, die dann ‘wept so that’ wäre; *so* heisst also „in dieser Stellung“. — 56, 9 If I might be allowed *to mention* a young lady's *legs* . . . und 13 recording the circumstance upon them *with a notch*, „eigentlich sind die *white stockings* gemeint“ und „dem Künstlerauge erscheint die schwarze Stelle auf weissem Grunde ja auch wie eine Vertiefung. Aber doch ist *notch* nur, nach Dickens Art, per Anticipation auf das nachfolgende Gleichniss gesagt.“ Von welches Künstlers Auge ist da wol die Rede? Tilly ist so ungeschickt, dass sie jedes Aufsteigen an ihrem Bein mit einem Kerb vermerkt (indem sie sich die Haut abschindet.) Von Strümpfen ist mit keiner Sylbe die Rede. — 56, 25 *Way!* „Fuhrmannsruf um das Pferd zum Drehen zu bringen.“ Vielmehr zum Anhalten. Beweise können nicht beigebracht werden. Kundige Engländer werden dies wie das obige *Ketcher* bestätigen. — 59, 14 dashing into the midst of all the *Dame-Schools*, „scherzhaft für *groups of talking farmers' wives*.“ Dies wäre möglich; dann wäre aber das spätere *tearing round and round the assembled sages* fast blosse Wiederholung; und das vorhergehende *bolting in and out of all the cottages* nöthigt, dame-school in der eigentlichen Bed. *a common school* (Webster) zu nehmen. — 63, 14 oranges, and cakes, and such *small deer*, „scherzhaft für *petty articles*“. Eine kühne Erklärung! *small deer* ist Citat eines Balladenverses Shakesp. K. Lear III, 4. — 66, 24 „no one in *their* senses ist . . . ein *bull* (Schülerausdruck, deutsch Bock).“ *bull* ist durchaus nicht bloss auf der Schule üblich, bezeichnet überhaupt nicht sowol einen Sprachfehler als einen unbewussten logischen Widerspruch, wie ‘one man is as good as another; in fact, rather better’ und dgl. — 67, 12 steady-going *article* „ähnlich 56, 19 you're a nice little *article*.“ In der ersten Stelle ist article Kaufmannsausdruck; in letzterer Slang für ‘a weak specimen of humanity.’ (Vgl. Dickens, Mart. Chuzzl. II, p. 10. T. you're a nice article to turn sulky). — 73, 3 the *Welsh Giant*. „Ein scherzhaftes Kindergeschichtchen erzählt von einem Riesen in den Wildnissen der Gebirge von Wales, der einen heiligen Mönch, seinen Feind, in seine Gewalt bekommen hatte und auf dessen Vernichtung sann. Seinen Plan verbergend, lud er ihn zum Mahle. Der Mönch aber, der ihn errathen hatte, zeigte ihm allerhand Kunststücke, die jener, um sich nicht ausstechen zu lassen, nachmachte. Endlich liess sich der Mönch den Kopf abschneiden, natürlich nicht, ohne vorher einen Zauber angewandt zu haben, so dass er den Kopf wieder richtig sich aufsetzte. Der Riese, der das nachmachen wollte, aber keinen Zauber besass, vermochte zwar, den Kopf sich abschneiden zu lassen, aber nicht, ihn wieder aufzusetzen. Und so hatte der Heilige den Riesen überlistet und besiegt.“ Hr. W. hätte nicht versäumen sollen, die Quelle für seine Erzählung anzugeben; ziemlich albern muss sie sein, wenn sie erzählt, der Riese habe, nachdem er seinen Feind in seine Gewalt bekommen, es für nöthig gehalten, ihm seinen Vernichtungsplan zu verbergen, und ihn zum Mahle zu laden; oder wenn sie so schülerhafte Ausdrücke braucht wie „der ihn errathen,“ was nur heissen könnte „den Riesen“. Der *Welsh Giant* ist sonst eine Figur aus dem Märchen *Jack the Giant-killer*. Es heisst da (in ‘*the Child's Own Book*’, London 1832): „He spoke to Jack very civilly, for he was a Welsh giant.... (Nachdem er des Riesen Anschlag, ihn im Bett zu erschlagen, dadurch vereitelt, dass er ein Holzscheit an seine Stelle gelegt, erscheint er Morgens

zum Frühstück.) The giant . . . went to bring two great bowls of hasty-pudding . . . Jack wished to make the giant believe that he could eat as much as himself; so he contrived to button a leathern bag inside his coat and slipped the hasty-pudding into this bag, while he seemed to put it into his mouth. When breakfast was over, he said to the giant, 'Now I will show you a fine trick; I can cure all wounds with a touch; I could cut off my head one minute, and the next, put it sound again on my shoulders; you shall see an example'. He then took hold of the knife, ripped up the leathern bag, and all the hasty-pudding tumbled out upon the floor. 'Ods splutter hur nails', cried the Welsh giant, who was ashamed to be outdone by such a little fellow as Jack, 'hur can do that hurself'. So he snatched up the knife, plunged it into his stomach, and in a moment dropped down dead." — Zu 75, 1 the Carrier, standing in the *portal*, wird erklärt „Verwechslung mit *porch* oder vielmehr *hall*, *entry* &c." — "*portal*, *entrance of a building in a great style* &c." Was soll „Verweechslung" heissen? Sollen wir uns vorstellen, dass Dickens wirklich der Sprache so unkundig war, dass er einen Begriff mit dem andern verwechselte oder unwissentlich vertauschte, weil beide zwei gleiche Anfangsbuchstaben hatten? portal ist nach Johnson 'a gate; the arch under which the gate opens'; nach Worcester 'a gate or gateway; an entrance'; nach Webster 'a small door or gate'; welcher Unterscheidung bedarf es also weiter — oder was soll die Vergleichung mit *porch*, oder mit *passage* (zu 114, 29)? — 75, 18 a chair in the chimney-corner, and *leave* to sit quite silent &c. „*liberty*, *permission*; obgleich ich nicht sagen will, dass der Fuhrmann nicht an das Verb, und zwar den Infinitiv *to be left*, den er verwechselt, denken mag." Spricht so ein Erklärer? Zweifelt er, wenn *a chair*, *and leave* dasteht, ob *leave* Substantiv oder Infinitiv ist? Und traut er einem vernünftigen Wesen zu, „leave" mit „to be left" zu verwechseln? — 76, 7 the whole way *here* „es müsste *hither* heissen, aber das Volk findet diese Form zu gelehrt" — was heisst „gelehrt?" Die Umgangssprache sagt überhaupt here und there für hither und thither. — Zu 79, 5 (affirmative): '*to vote yea*, *no*.' „Ja" heisst im Unterhause Aye (s. S. L.) — 84, 17 the hearth she has . . . (wegen des rhythmischen Sylbenfalls) „liest sich diese Rede wie die Iamben des Drama oder Epos (*blank verse*)." Die richtige Bedeutung von *bl. v.* konnte aus Johnson, Worcester, Lucas, Thieme u. dgl. ersehen werden. — 85, 10: It was not a solitary *Presence* — darüber 8 volle Zeilen: „konkreter Ausdruck für die ganz abstracten und unmalerischen *reality of things* . . . der Dichter hat, trotz dem Sprachgebrauch . . . das Subst. in dieser Bed. gleichsam neu geschaffen." Nichts weniger. Ueber *presence*, Erscheinung s. z. B. Lucas; so 'a man of a noble presence; dignity of presence'; dann 'the person of a superior' (Webster), und so schon *Milton*, *Par. L.* X. 144: To whom the Sovereign Presence (d. h. Gott) thus replied. — 85, 19 to do *all honour* to Her image, „*all* wol nicht Attribut zu *honour*, sondern Prädicat zum Subj. *the fairies*." Unbegreiflich! All honour ist doch wie „alle Achtung!" gesagt, und so zu 107, 7 von Hrn. W. erklärt mit den wunderbaren Worten „*all honour*, ein passivischer Imperativ (!) aus *to do h.* Gepriesen sei!" — 90, 1 *Master*, „im gebildeten Verkehr kömmt diese Anrede den Söhnen der Familie zu" — nur Knaben bis zu 14 oder 15 Jahren, wie jedes Uebungsbuch lehrt. — 90, 3 can you spare me — „ungesuchter als *allow*, *grant me*, mir schenken" — to spare heisst übrig haben, erübrigen. Webster 2: to part with reluctantly; to suffer to go; . . . to allow. Also: „haben Sie eine halbe Stunde für mich übrig"? — So wird auch das Wort zu 112, 21 „sich behelfen ohne; abtreten" richtiger erklärt. 93, 5 I reconciled it to myself „*I made it agree with myself*, kam mit mir darüber in's Reine." Wie an vielen Stellen, drückt die englische Erklärung den Sinn ungefähr aus, während die deutsche Uebertragung (s. unten) den Sinn entstellt. Wir sagen: „ich söhnte mich mit dem Gedanken aus;" der

Engländer kann sagen 'to reconcile differences or quarrels' (Webster) und die Person mit *with* oder *to* dazu setzen. — 96, 1 (some old lover) forsaken, perhaps, *for me* „sprachlich könnte *for* hier auch den Tausch ausdrücken — *forsaken for me, i. e., forsaken in order to take me instead.* Aber einen solchen Vorwurf (??) schliessen gleich die nächsten Worte (*against her will*) aus." Wie *for me* heissen kann "*through my doing*", wie auch erklärt wird, ist unbegreiflich. '*Forsaken for me*' heisst einzig und allein '*forsaken in order to take me instead*', und es ist gar kein Vorwurf, um so weniger, als es '*against her will*' war. — 98, 13 to dead and bury „lies *dead-an-bury* (sic!), ein Verb *to dead* für to *kill* giebt es auch volksthümlich nicht." In älterer Sprache giebt es ein soches Verb; s. Webster. — 109, 20 she had at last been *over-persuaded* . . . into, dies „nimmt Frau D. in dem Sinn, wie richtiger *persuaded over*, durch Zureden entgegengesetzten Sinnes gemacht;" aber einmal würde, wenn dies gemeint wäre, so geschrieben sein; und zweitens bedeutet 'to overpersuade' to *persuade against one's inclination or opinion*, was mit der gegebenen Bedeutung stimmt, und was Worc. aus Dryden belegt; into verbindet sich mit allen Verben der Bed. „zu etwas bringen" (S. L.). — 109, 16 *clumsy*; feiner ist *awkward.* „Fein" ist eben keins von beiden von Jemand zu sagen; clumsiness ist Plumpheit im ganzen Wesen, Aeusseren; awkwardness ist Ungeschick und Mangel an Grazie: *a clumsy appearance*, aber *an awkward manner.* — Zu 110, 24 „*pair* schliesst den persönlichen, d. h. geschlechtlichen Bezug aus, da es nur auf Sachen und Sachliches angewendet wird." Also könnte man a pair of lovers und dgl. nicht sagen? pair sind zwei gleichartige und zusammenpassende Wesen; couple sind sie, insofern sie durch irgend ein Band (z. B. das der Ehe) verbunden sind; je nachdem man es meint, kann man Eheleute 'the happy pair' oder 'the happy couple' nennen. Das Ganze schliesst sich sehr unpassend an die Worte 'young lovers', welche „jugendliches Paar" (!) übersetzt werden. — 111, 9 jog-trot „gar nicht vom Flecke kommen, eig. auf humpelnde Weise sich fortbewegen." Die eigentliche („Zuckeltrab") und die übertragene Bed. („beim alten Schlendrian beharren") sind dem ungefähren Verständniss nach genügend bei Lucas gegeben. — 112, 26 to *make allowance* for, "*to value* (begreifen) *and excuse in consequence*" — statt „Ihrer Gereiztheit ein Zugeständniss machen." — 116, 20 *to do the honours* heisst nicht "*to play the lady of the house*," sondern 'to bestow due honour on the guests,' die Honneurs machen. — 118, 13 you never saw such a *fellow* „viz. *at table*, Tischgenosse." Viel zu förmlich. „So ein Mensch (Kerl) war noch nicht dagewesen!" — wie gleich darauf 'sort of fellow' erklärt wird. — 119, 25 he starts off, *toe and heel*, „mit gleichen Beinen, hast du nicht gesehen!" Ein feines Stück Interpretation! Es war einfach der Gebrauch des absoluten Accusativs zu erklären, und, wenn man das der Erwähnung für werth hielt, zu sagen, dass man beim Tanzen „Hacken und Spitzen" in Bewegung setzt. — 120, 2 to *go off at score* „in's Orchester mit einstimmen, für *to follow the general example*," ist ganz vergriffen. Es heisst „er geht drauf los nach Noten" (s. S. L.).

Eine gute Anzahl Anmerkungen ferner zeigt nicht gerade unrichtiges Verständniss des Textes; ist aber geeignet, entweder durch den Inhalt oder durch die Form den Lernenden irre zu leiten. Die erste Note des Buches z. B. bezieht sich auf *Chirp the First.* Das ist so klar, dass man dazu nichts sagen kann (ausser zur Stellung von *the first*, worüber vielleicht die Grammatik nicht genügt). Dazu heisst es nun: „das Heimchen schlägt zum ersten Male" (wie eine Nachtigall oder ein Kanarienvogel?) „Warum gerade das Heimchen als Zeitmesser gewählt wird?" (Also wol vielmehr wie eine Uhr!) „Weil es als Symbol trauter Häuslichkeit besonders geeignet ist, eine Geschichte aus dem bürgerlichen Familienleben zu accompagniren (also wie ein begleitendes Instrument; das schlägt aber nicht — es müsste

denn die Pauke sein — und misst nicht die Zeit). — Zu 9, 4 *'to cock'* ist *'to carry with an air of arrogance'* richtig erklärt; „er rückt den Hut in den Nacken" verdirbt Alles. — 11, 18 to play first fiddle „den Ton angeben". Zwar nehmen die Instrumente im Orchester ihren Ton von der ersten Geige; doch versteht man das nicht darunter, wenn man sagt „erste Geige spielen;" genau dieselbe scherzhafte Uebertragung „die erste Rolle spielen" ist englisch üblich und die Verbindung mit 'to take' und 'to keep' sind gar nichts für Dickens besonders Charakteristisches. — 15, 6 der Kärner blickt auf sein Kind 'with a kind of puzzled pride', „Stolz und Zweifel" — letzterer könnte doch nur darauf gehen, ob es sein Kind wäre —!— 22, 23 *somehow* the room was not so cheerful as it had been, „Gott weiss warum;" doch höchstens „Gott weiss wie," und warum nicht „gewissermaassen?" — 23, 14 *mystified* imagination, „wahnschaffene Phantasie." — 27, 5 *casting about* for the Philosopher's stone. Ob *"his eyes"* zu *to cast* zu ergänzen, ist sehr fraglich; die Bed. ist 'to consider' oder 'to turn or revolve in the mind' (Web.); *about* kann fehlen, wie bei Spenser: 'I cast in careful mind to seek her out'; also führt „auf der Lauer liegen" entschieden irre. Lucas und Thieme geben ganz das Richtige. — 28, 11 *damage* „im juristischen Sinne *indemnity*, Entschädigung; hier . . . Botenlohn." Hier kann der Lernende nur herauslesen, dass indemnity der juristische Ausdruck für *damage* des gewöhnlichen Lebens sei und dass *damage* jemals Botenlohn heissen könnte. Beides ist gleich grosser Unsinn. Aus dem 'damage' der Rechtssprache entnommen ist 'what's the damage?' eine übliche Slang-Phrase für „was kostet's?" — 28, 23 „the *near* or left side of the road, it being the nearest to the driver." Wenn die linke Seite der Chaussee dem Kutscher stets die nächste ist, so kann der Lernende höchstens den Schluss ziehen, dass man in England immer links fährt. Das ist aber nicht der Grund für „the near ox of a team; the near fore-foot of a horse" u. dgl. — 37, 28 flutter „hastiges Wesen," fl. ist 1. ängstlicher Flügelschlag, 2. ängstlich unstätes Wesen. — 49, 17 „der Ausdruck ist inniger als *dreamt*, weil in *remember* ein latenter Akt des Willens liegt." Dies würde vielmehr von to recollect gelten, s. S. L. — 65, 19 *whisper of a laugh*, *„whispering*, säuselndes;" will man so übersetzen, höchstens doch „ein geflüstertes." (Das Wesen dieses oft wiederkehrenden *of* als Gen. subj. aus 'this laugh is a whisper' ist nirgend erklärt, nur zu 102, 16 [der W.'schen Ausg.] steht das dunkle Wort „die höchst auffallende aber berechtigte Stellung dieser Attribute beruht darauf, dass sie, zum grammatischen Kern des Ausdrucks gemacht, auch den möglichst starken Eindruck hervorbringen"). — ib. 21 you could not help yourselves "not refrain the passion of your hearts"; was soll der Schüler für das Verständniss des Ausdrucks damit anfangen? — 68, 4 *toast;* „Trinkspruch (im vorigen Jahrhundert noch *sentiment*)". Darüber ist oben gesprochen. Was soll man sich dabei denken, dass man „um dem Wasser seine schädlichen Eigenschaften zu nehmen, und es besser trinkbar zu machen, geröstetes Brot hineinwarf?" — 85, 17 Fairies came trooping forth „will die Vorstellung des soldatischen Aufmarschirens erwecken;" welche Idee! — 86, 2 *stare*, „sharp, reproachfully examining look, Blick des Vorwurfs." In 'stare' liegt nur der Blick mit weiten offenen Augen, der ein Zeichen von Verwunderung, Ueberraschung, Schrecken und Dummheit sein kann. Von Vorwurf und namentlich von 'sharpness' liegt gar nichts darin. — Zu 48, 5 *devil-may-care* ist eine lange Auseinandersetzung gegeben, als wäre das Wort eine gewagte Erfindung von Dickens (vgl. d. S. L.) und zu 86, 14 *would-be* wird gesagt „ein würdiges Seitenstück zu der devil-may-care voice." Aber *would-be* ist ein längst eingebürgerter adjectivischer Ausdruck für „will und kann nicht" und steht in allen Lexicis. Ueber die Freiheit der Sprache in solchen Bildungen muss die Grammatik belehren. Ein ähnlicher Lärmen wird über 90, 19 *'gone and been and died'* geschlagen, was ein

ganz gewöhnlicher Vulgarismus ist (s. S. L. unter be und go), „Er ist mir nichts, dir nichts gestorben“ nützt zu gar nichts. — 116, 15 *took liberties* “broke through the rules of conventional civility” ist ganz gut; aber „betrug sich ungebührlich“ erregt ja wunderbare Vorstellungen. Die wörtliche Uebersetzung führt am leichtesten auf das Rechte. — 117, 24 *to experience* „geschraubt für *to find, to meet with a difficulty.*“ So sind also ‘to experience pain, sorrow, pleasure’ u. dgl. geschraubte Ausdrücke? — Hierher gehören auch die mancherlei sonderbaren und halbrichtigen Uebersetzungen, wie z. B. 31, 12 a *screw* in his body, „eine Eisenstange,“ 55, 21 an *independent* fact, „selbstgenügsam,“ statt „unabhängig, selbstständig“ (vgl. 25, 26 a stubborn fact); 52, 14 *vital parts*, „die tödtlichen Stellen“ anstatt „die edlen Theile.“ — 56, 9 if I may be allowed to mention *on any terms* „unter allen Umständen“ statt „irgend welchen.“ — 62, 11 *querulous* “lamentable”. Dies heisst aber kläglich; beklagenswerth; qu. vielmehr „wer immer zu klagen hat“ — — und vieles dergleichen.

Viele Erklärungen, namentlich einzelner Wörter, sind ungenau und schief. 7, 18 „zu narrate ist *exactly* zum Ueberfluss beigegeben.“ Allerdings ist *narrative* eine Erzählung, die auf *particulars* eingeht (wenn auch 109, 13 „lange Geschichte“ viel zu weit geht); aber ‘exactly as it happened’ ist gar nicht überflüssig; Ausführlichkeit und Genauigkeit sind ja sehr verschieden. — 8, 3 to come about *„to happen quite naturally.“* Dann könnte man nicht sagen: „all this came about so strangely?“ — 10, 24 *crisp* fire „verwechselt mit brisk fire.“ (Glaubt Hr. W. wirklich, dass Dickens aus Versehen crisp für brisk genommen?) „crisp hair, krauses Haar; hier auf die lodernden Flammen bezogen“ (dann wäre es also nicht verwechselt. Aber „krause Flammen“ wäre doch auch sehr sonderbar.) — 20, 4 „D. macht ein Wortspiel, indem sie *chirp* mit *cheer up* zusammenstellt,“ aber cherup, chirrup, chirp sind wirklich dasselbe und stehen im Zusammenhang mit to cheer up; s. d. Wörter bei W. und Wb. — 30, 9 *„brown paper* ist der Stoff, woraus die Farmers gemacht sind.“ — Aber wie ist das aus „braunem Papier“ möglich? — 37, 3 *„look* ist der beobachtende . . ., *glance* der leuchtende, frohe Blick.“ In gl. liegt nur das schnelle, flüchtige, nichts mehr von „Glanz.“ — 37, 8 he had scarcely *been conscious* of the Stranger’s presence, *“thought of”* (!) — 39, 17 to *tune up* „die Instrumente wieder stimmen;“ vielmehr „anstimmen.“ — ib. 22 to *puff at* a pipe, „sich das Paffen sauer werden lassen“. — 50, 12 for the *nonce* „mit berechnender Absicht.“ So leicht sich dies mit „für das eine Mal“ verbindet, so ist doch letzteres jetzt die eigentliche Bedeutung; die Absicht kann ganz fehlen, wie in ‘and I was the fool for the nonce’ oder ‘the muse of the tailor’s boy was ever ready for the nonce.’ Worcester und Webster erklären nur so; übrigens s. Mätzner II, 2, 440. — 51, 11 *favours*; *“ornamental knots of ribbon, as a token of joy”* &c.; aber die Bed. der ‘bridal favours’ fehlt. — ib. *marrowbones and cleavers* „Scherznamen für Blasinstrumente, namentlich Klarinette und Becken“ (also werden letztere geblasen?) Die Deutung wäre übrigens nicht ungeschickt, wenn sie belegt würde (vgl. S. L.). — 57, 18 *odd fish* „fast so vulgär wie das studentische „verrückter Häring.“ Nicht im Geringsten (s. S. L.). — 63, 21 a cap *calculated* to . . . *„meant, intended to.* Sollen.“ Hier, wie sehr häufig, nur „geeignet,“ wofür viele Stellen im S. L. — 68, 15 *young shaver* „Hans Backenbart.“ Dem Lernenden kann nur „kleiner Schlaukopf“ gegeben werden. Das Wort steht ja, wo an den „zukünftigen Bart“ gar nicht gedacht werden kann (Swift: this Lewis is a cunning shaver) und hängt mit ‘just shaving through,’ ‘making a shave’ — a narrow escape — zusammen (vgl. S. L.). — 72, 9 self-possession „Geistesgegenwart.“ — 72, 13 *cheery* woman „frisch;“ neben guter englischer Erkl. — 74, 1 *trim* the fire. Ausser dem „Schüren“ (to stir) gehört dazu das Auflegen von frischen Kohlen und Reinigen des *hearth*. — 11, *settle* to his work „ge-

müthlich dabei sein". Nur „stetig dabei bleiben."— 75, 27 in *high spirits*, neben Anderem "*to be very loud and sociable.*" Auch ein Stummer kann 'in h. sp.' sein. — 83, 15 *houseshold* music „Musik bei der (häuslichen) Arbeit." — 88, 9 setting Bertha's thanks aside — "to elude . . . by *stratagem.*" Worin liegt das? — 97, 10 I must *be off* „weil es ihm beim Kärrner unheimlich wird." Vielmehr, weil er in die Kirche zur Trauung muss. — 100, 19 to be restored to sight, "*to be cured so as to see, get my* (soll heissen *one's*) *sight again.*" Warum nicht 'my sight is restored to me'? Das wäre das Wesentliche. — 106, 14 *holding* to a chair „für *clinging,*" als wenn das dasselbe oder besser wäre. — 106, 21 came *sweeping* down, „dtsch. schoss wie ein Pfeil, eig. wie der Adler, dessen schwungvolle, sausende Flugart, namentlich beim Niederschiessen, *sweeping* genannt wird." Gewiss ist to *sweep* ein passendes Wort dafür; welcher Mensch aber denkt, wenn er nach der eigentlichen Bedeutung von to sweep gefragt wird, an den Adler! — 109, 9 sort of fellow „volksthümlich und derb für *fellow*, dtsch. ein (lustiger) Bruder". Wo liegt das „lustig?"

Hieran reihen sich die Bemerkungen über die Stylgattungen, denen die Wörter angehören, und über die verschiedenen Nüancirungen des Gebrauchs. Hr. W. hat von den gewöhnlichen Kategorien (der höheren oder niederen Sprache, der Schriftsprache, dem Gesprächston angehörig, poetisch, prosaisch u. dgl.) meist abgesehen und sich dafür in folgender Stufenreihe bewegt: „edel, fein, standesmässig; episch, hochepisch; modern; scherzhaft, komisch; ungewöhnlich; kindlich (Kinderstubenwort); volksthümlich, populär, familiär; ländlich, sehr ländlich, vulgär; cant; hart, unrichtig, falsch." Es würde sehr schwierig und weitläufig sein, die in dieser Beziehung gemachten Bemerkungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Ausreichend ist das Gesagte nicht immer; zu 'the governor' wird einfach „der Herr, hier: der Fabrikherr;" zu „what's the damage?" „Botenlohn" gesetzt, ohne der Slang-Bedeutung Erwähnung zu thun. (Das Wort Slang kommt überhaupt nirgend vor; „*cant*" wird *nervous* in der Bed. „nervös" nach Johnson genannt). Zu 20, 19 *I dare say* wird ohne Weiteres gesetzt; „auch wohl verkürzt in *I dessay.*" — Im Uebrigen mögen einige Beispiele zeigen, wie die angegebenen Kategorien verwerthet werden: edler ist z. B. *far* from doing als *wide* (vgl. Wb. 4: wide from the truth, *Hammond;* thirty miles wide of the place appointed, *Swift*; wide of nature must he act a part, *Tickell*). — feiner ist *awkward* als *clumsy* (s. o.) und *to admiration* feiner als *admirably* — nicht standesmässig ist die Kürzung *sixpenn'orth.* — Episch erhaben ist *discomfiture* für *utter defeat*; *what time* (daneben schwülstig) für „während dessen" (Vgl. *Milton, Comus* 291: Two such I saw, what time the laboured ox In his loose traces from the furrow came. — *Dickens, Mart. Chuz.* I, 214, T.: when did their laughter ring upon the air . . ., what time the stronger gusts came sweeping up — es ist alterthümlich). — Hochepisch ist *potent* spirits („his potent rod," *Milton*; episch scheint also dasjenige zu sein, was bei Milton vorkommt). — Daneben giebt es noch „poetisch," z. B. das Adj. *choice;* so dass man 'choice fruits, choice expressions' in Prosa nicht sagt. — Modern ist die Bed. „zähe, stramm, unwiderstehlich" von *wiry* (die letzte Bed. ist dem Wort wol sonst noch nicht beigelegt worden). Worc. setzt nämlich "*Modern*" dazu. — Komisch ist 'to turn tail' und zwar als Nachahmung des franz. '*tourner les dos*' (doch ist 'to turn the back' eine stehende englische Phrase). — Ungewöhnlich ist 'Great Power', „da der Engländer dergleichen überhaupt meidet" (vgl. ye Powers! und 30, 20 the Powers of Darkness). — Kindlich ist 'years *and* years; she wept *and* wept' und dergl.; to *peep* ein Kinderstubenwort. — Volksthümlich ist z. B. *Mum* für madam, *an't* für is not; aber auch I left *here*; I am not so blind *as that*; *for all that* trotz alle dem; dann auch Phrasen wie to *give joy* Glück wünschen; to be *behind one's time* (mit dem ausdrücklichen Zusatz:

„Dickens hat diesen Ausdruck literarisch gemacht"). — Populär ist z. B. to *ramble*, „als Nebenform von to roam"; die Verbindung *another from* für different from u. dgl. — Familiär 'I'll *be bound*,' 'the *old time*' (die gewöhnliche); neben to be *well off* = in good circumstances; a *couple* of . . . = some. — Ländlich: the *common run* of children (bei Webster aus H. Walpole, Prof. Wilson und W. Irving belegt); „sehr ländlich" *if you please* im Munde eines Dienstboten; Hr. W. giebt daher als Uebersetzung „ach, hören Sie! oder besser: ach, heer'n se!" — Vulgär ist z. B. das Adj. live, wie 'a live animal;' oder 'nonsense, absurdity,' noch vulgärer 'tomfoolery.' — Unrichtig ist 'to keep my tedious company' statt to k. *me* c.; falsch das Adj. in 'are you *agreeable*?' für do you agree?

Eine Anzahl Anmerkungen ist bemerkenswerth wegen der eigenthümlichen Mittel, die zur Erklärung herbeigezogen werden; z. B. zu 72, 16 die Schreibung *to-be-sure* bedeute, man solle die Worte sprechen „wie der Schauspieler beim Abgang von der Bühne, wenn er Jemand halb zwingend, halb überredend mit sich fortzieht" (während *con-founded* zu 51, 8 richtig erklärt ist); zur Erklärung von 'with his body all on one side' (59, 9), „der Hund läuft in schiefer Stellung, etwa wie die Phalanx sich fortbewegte, wobei denn seine hintere Hälfte sich rechts, die vordere links von seiner Richtungslinie befindet;" zur Illustration von 'girl', von einer Frau gesagt (91, 16) — in gemüthlicher Rede häufig (s. S. L.). — „*girl* darf in diesem Fall am wenigsten überraschen, da Dot wirklich fast noch Kind ist. Heisst doch Penelope noch *puella* in lat. und griech. Dichtern, als ihr Sohn Telemach nach zwanzigjähriger Abwesenheit des Gatten und Vaters auf Reisen geht, um ihn aufzusuchen. Ein wurzelhaft Verwandtes finden wir in dem betr. griechischen Wort, dem das nddtsch. Gör sicher nicht fremd ist." Was soll wol ein Schüler damit anfangen? Stünde mindestens das griechische Wort da! — Denn '*puella*' bei „griechischen Dichtern" ist wol nur ein kleiner Scherz des Verf. So kann man nur glauben, dass *νύμφα φίλη Od. Δ*, 743 gemeint sei, worin Hr. W. hoffentlich keine wurzelhafte Verwandtschaft mit *girl* findet. — Schiefe Ausdrücke, wie der eben bemerkte, sind nicht selten, z. B. wenn zu 8, 10 'she *mislaid* her temper' gesagt wird, dies sei eine mildere Deutung für *lost* her temper, oder wenn zu 41, 6 von einer Finne gesprochen wird „zu der eine riesige rothe Nase gehört" (wobei *prominent* ganz falsch übersetzt ist). Mancherlei ist geradezu unverständlich; wie wenn zu 78, 1 *his way* gesagt wird: „Das Subst. way heisst 1. abstrakt: Weise; 2. seltener (!): Weg. Im letzteren Sinne hat es noch einen starken Bezug auf das thätige, sich bewegende Subject, und daher möglichst ein Possessiv oder einen Genitiv bei sich." Darüber wäre jedes Wort zu viel gesagt! — wenn zu 79, 20 *boarding-school* bemerkt wird „dass unsere Pensionate in Deutschland meist nur der Erziehung des weiblichen Geschlechtes gewidmet sind;" — wenn zu 88, 9 '*good busy way*' bemerkt wird, „dem Deutschen erscheint das Gute gern zugleich als schön." — 94, 12 I not to find it out „das Subject *I* vor dem Ausruf im Infin. ist fast ebenso überraschend als der grammatisch gerechtfertigte Accus. (lat. *me hoc fecisse*) es sein würde; es wurde aber durch das folgende *who have* nöthig" u. s. w." Wer kann behaupten, dass '*me* to find out' englisch grammatisch gerechtfertigt wäre, und dass *who* sich nicht auf *me* so gut wie auf *I* beziehen könnte! (Für den Inf. war auf 20, 8 I hope and pray u. dgl. zu verweisen). — 94, 21 and here *he* asserted the *superiority* of May &c. „In dieser Schätzung May's soll er bald ebenso widerlegt werden, als in der Dot's" — der „er" spricht gar nicht von *superiority*, sondern der Schriftsteller; und da Tack.'s Braut nie Zärtlichkeit für ihn zur Schau getragen, so wird dadurch, dass sie einen Anderen heirathet, nichts widerlegt. — Kaum klarer werden auch Stellen wie 49, 21 'the bright light I almost fear to strike myself against' durch solche Bemerkung: „der fast

mystische Eindruck des plötzlichen Lichtes auf das ganze physische Verhalten des Blinden, bis er an dasselbe gewöhnt ist" — oder der Malapropismus 'he was an undeniable individual' (66, 22) durch „sagt gar nichts. Der Dichter hat aber wohl seine Absichten, wenn er nicht schreibt: *was irreproachable,* was not to be denied it;" vermuthlich kennt doch der Erklärer die Absichten; warum erklärt er sie nicht? (daneben ist *was not to be denied it* ein Sprachfehler; das hiesse: man konnte es ihm nicht abschlagen). — 83, 7 *when, suddenly.* . . „Dieser Zeitsatz schliesst sich, im Gegensatz zur Unterbrechung der dargestellten Handlung, grammatisch eigentlich an das Vorhergehende" — als wenn das nicht jeder Nebensatz thäte! Hr. W. meint etwas ganz anderes, kann's aber nicht sagen. — Die Gestalten, welche die Feen dem Kärrner zeigen, erschienen auf 'a *mirror or picture*' (86, 23); dazu: „das Bild, das sich der Fuhrmann von seiner Frau macht, ist ebenso gut eine Spiegelung, ein Reflex der Wirklichkeit, als eine Nachahmung, künstlerische Nachbildung derselben in seiner Seele; man kann es darum so oder so nennen." Wie viel klarer muss doch die wörtliche Uebersetzung des einfachen Textes dem Schüler sein, als diese „Erklärung!" — Wenig angemessen ferner scheinen Uebersetzungen wie „immer jüh" (für *go it!* 48, 8); „schnacken, klönen" (für to *chat*, worin gar nichts Provinzielles oder Dialektisches liegt); „den Angenehmen herausbeissen" (für to *do*); „ein Stücker zwanzig" für a *score*; „alte Schachtel" für *old soul*; „Angestelle, Gethue" für *affectation*, — oder Bemerkungen wie „wo aber der Theekessel, 'der sich lustig macht', weit weniger Theekessel ist, als hier Tackleton." — Verwirrend für den Lernenden muss es sein, wenn in den Text mehr gelegt wird als der Wortlaut zeigt. Caleb z. B. liest falsch auf der Adresse eines Packetchens 'with cash' statt 'with care' (weil Glassachen darin sind). Dazu nun neben der Erklärung über „die Marke, wodurch der Fuhrmann zur sorgfältigen Behandlung des Frachtstücks ermahnt wird," die Worte: „da aber nun *care* auch Kummer heisst, so findet Caleb die Marke auch in diesem Sinne für seine Person ganz richtig." (Dabei heisst *care* gar nicht „Kummer".) Verwirrender noch, wenn ihm Fragen vorgelegt werden, und er keine Gewissheit hat, ob seine mögliche Antwort richtig ist; wie wenn bei den Worten 'My humble service, Mistress' neben der Auskunft, dass, so zu sagen, Dienstbotenart sei, gefragt wird „Ist es eine Huldigung für die Erhabenheit der Alten, oder eine alte Knechtsgewohnheit des Fuhrmanns?" Woher soll der Schüler, der den Mann erst so kurze Zeit kennt, das wissen? — Dies führt auf eine Reihe von Anmerkungen, welche die im Text erzählten Vorgänge zu repetiren, umschreibend zu begleiten, oder aufmerksam zu machen bestimmt sind, dass etwas fein, plump, witzig, boshaft von den handelnden Personen gemeint oder gesagt sei; wie wenn es im Text 21, 27 heisst: he might have been thinking of her, or nearly thinking of her, as she was in that same school time; und in der Anmerkung: „Hansens warmes Herz weidet sich an der Vorstellung, wie Dot als Schulmädchen ausgesehen haben mag"; — oder wenn, nach dem Dialog „Your daughter, my good friend?" — „Wife," returned John. — „Niece?" said the stranger &c. bemerkt wird: „Der Alte scheint ja taub. Daher auch Hans wiederholt als *roaring* eingeführt wird;" nachdem doch auf der vorigen Seite gesagt ist 'he is almost as deaf as a milestone.' — Oefters in der beliebten Frageform, z. B. zu 68, 22 'I'm here!' she said, *starting*: „schon wieder mit ihren Gedanken abwesend? Was bedeutet das?" — Sogar mit Conjecturen, wie zu 35, 24 'fit of laughter': „es kann als hysterischer Anfall, aber auch . . . als Ausdruck grosser Freude . . . genommen werden. Wir sind für letzteres. Aber Dot's Benehmen ist räthselhaft." In der That verderben solche Anmerkungen dem Leser die Freude, selbst den Sinn des Gelesenen zu erkennen. Die Aufgabe des Erklärers ist, dem Schüler zunächst zum buchstäblichen Wortverständniss nach allen Richtungen zu verhelfen, auch

ihm für das Verständniss rhetorischer oder poetischer Schönheiten einige Hilfe zu geben; wenn aber hier etwa fünfzig Anmerkungen zum Theil bis zur Länge von 5 Zeilen auf blosse Umschreibungen des Textes verwandt werden, so verfehlt das den Zweck ganz und gar.

Sehr sonderbar ist das Verhältniss des Erklärers gegenüber der Grammatik und dem Lexikon. Es ist ein durchgehender Uebelstand bei den meisten erklärenden Ausgaben, dass sie eine Menge Anmerkungen über Punkte geben, welche bei einem verständigen Gebrauch jener beiden Hilfsmittel von selbst klar sind. Wir müssen uns darin die Schulausgaben der alten Klassiker viel mehr zum Muster nehmen, als bisher geschehen. Keinem Herausgeber fällt es da ein, Wörter zu erläutern oder zu übersetzen, die der Schüler in seinem Pape, Passow, Scheller, Georges — Formen oder Constructionen, über die er aus Zumpt, Krüger u. dgl. genügende Auskunft findet. Allerdings nun haben für die modernen Sprachen sich keine Schulbücher eine so allgemeine Geltung erworben, wie die eben genannten. Darum aber darf der Erklärer doch nicht thun, als befänden sich in der Hand des Schülers nur absolut erbärmliche Hilfsmittel. Einmal wird dadurch ein ganz unnützer Ballast aufgehäuft und der Schüler wird an die Hilfe der Eselsbrücke gewöhnt; andererseits wird er verwirrt, wenn ihm sprachliche Erscheinungen in den Anmerkungen unter anderen Gesichtspunkten, nach anderem System erklärt werden als ihm aus seiner Grammatik geläufig ist. Soll die Anmerkung den grammatischen Punkt, ohne sich an eine vorhandene Grammatik anzulehnen, ganz erschöpfend behandeln, so wird sie oft auch einen zu grossen Umfang erreichen. Selbst so gewissenhafte und verständige Leistungen, wie die des Herrn Riechelmann (Dicken's Chrm. C. u. Sherid.'s Riv.), gehen in diesem Punkt zu weit. Gewöhnlich aber beherrscht auch der Erklärer, indem er seinen Blick auf die einzeln vorliegende Erscheinung richtet, den Gegenstand weniger und ist unklarer, als der Grammatiker, der das Ganze systematisch geordnet überschaut; er wird leicht einseitig und undeutlich, während, wenn er in seinen Erklärungen ergänzend und berichtigend sich an die Schulgrammatik anschliesst, alle Unzuträglichkeiten vermieden werden. Hr. Riechelmann hat diesen Weg bereits eingeschlagen; nur ist Mätzner kein Buch, dessen Gebrauch und Verständniss man beim Schüler voraussetzen darf. Herr Werner dagegen, der doch seine Ausgabe „für die oberen Klassen höherer Schulanstalten und den Selbstunterricht" bestimmt, scheint Lexikon oder Grammatik so gut wie gar nicht vorauszusetzen. Allerdings klagt er gelegentlich (62, 22 seiner Ausg.), dass eine Bed. von '*beat*' in den meisten Wörterbüchern vergessen sei; er legt aber auch dem Worte nur die Bed. vom 'policeman, watchman' bei, während die Stelle selbst eine erweiterte verlangt; und in jener Bedeutung ist das Wort in der That bei Lucas und Thieme vorhanden; — oder es ist ihm (78, 8 seiner Ausg.) unverständlich, warum für *consideration* die Bedeutung 'Rücksicht' bei Worcester fehle (als wenn W. in der Hand der Schüler wäre!). Aber in der That fällt dies unter die erste Bed. bei W.: 'the act of considering'; denn 'to consider' wird erklärt 'to think upon with care' und 'to have regard to' — oder er giebt den guten Rath, „*other*, pl. *the others* sollte billig in der Grammatik endlich unter die Gattung der Einzelbegriffe aus Adjectiven aufgenommen werden, die wie *the black — the blacks*, *the green — the greens*, volle Substantiva werden, ohne erst den Zusatz eines generischen Subst. zu fordern" — ein Rath, den die Grammatik wol nicht befolgen wird, neben anderen Erwägungen darum, weil other kein Adjektiv ist. (Beiläufig ist „Gemüse" nicht Plural von „das Grün" zu nennen). Einmal erwähnt er (92, 24 W.), dass „für *but for* Mätzner I, 444 einen Fall aus Shakesp. mit *unless for* anführe. Erstens aber ist es II, 1. 444, und zweitens steht kein Beispiel mit *unless for* da. — Der Anschluss an irgend eine vernünftige Grammatik nun hätte Hrn. W. zuerst vor einigen

nicht unerheblichen Schnitzern bewahren können, die er in eigener Person macht; z. B. zu schreiben (S. 3, 21 seiner Ausg.) 'to be on *his* guard', vgl. 73, 4 'to be in *his* senses', 132, 4 'to rise on *his* legs' — statt '*one's*', (die Ausnahmefälle im S. L. unter *one* haben doch das Gemeinsame, dass immer eine bestimmte Person gedacht werden kann). — 18, 8 *Mister* Tackleton (wo diese Schreibweise sich findet, liegt immer ein ironischer Sinn vor). — 47, 23 „I cannot *nor* will *not*", — (nur in der Dichtersprache gestattet). — 73, 3 das erwähnte 'to be denied it' u. dgl. mehr; ob 125, 24 previous, *elder* dazu gehört, soll unentschieden bleiben (s. die Beispiele unter old im S. L.). — Sicher hätte die Benutzung auch des schlechtesten Lexikons vor der Schreibung (99, 2) champaign statt champagne, oder der Aussprachebezeichnung (109, 19) „weird (ei wie ā)" statt ē bewahren können. — Dann liessen sich durch jede Grammatik Erklärungen berichtigen wie die zu 18, 16 (T): *for anything I know*, „diese schwierige Wendung ist zu fassen als eine Betheuerung, wie das alte *before Jove* (scherzhaft pathetisch), und *afore Heaven! afore God*! was denn auch *fore God* lautete. Die volksthümliche Wendung sollte demnach *fore anything* (*all*) *I know* geschrieben werden. Dtsch. gewiss und wahrhaftig!" Es genügt zu verweisen auf „for all I know to the contrary" — „he might have been asleep for any sign of consciousness he gave", „for all his swearing" und die Beispiele bei Mätzner II, 1. p. 444. Der Glaube an dies *afore* sitzt bei Hrn. W. so fest, dass er auch zu 105, 21 (T.) 'more changes than you think for' mit 'afore, beforehand' erklärt; während man doch 'to look for, to search, seek, hunt, hunger, thirst, long, hope, come, send &c. for' ganz gewöhnlich sagt, den Gegenstand des Strebens zu bezeichnen. Was soll es heissen, wenn dies „nur für volksthümlich, und auch nur am Ende des relativen und conjunktionalen Satzes gebräuchlich" erklärt wird? Schliesslich folgt die Warnung 'things which we hadn't thought for', ja nicht mit dem gebildeten (!) 'of which we had not thought beforehand' zu vertauschen, es vielmehr nur als Anomalie zu betrachten'. — Jede Grammatik giebt auch das Richtige zu 47, 18 *halfpence*, wozu es heisst „richtiger wäre *ha'pennies*, da von Kleingeld die Rede ist." Als wenn ein halfpenny nicht auch Kleingeld wäre, wenn der Plur. halfpence gebildet wird! — Durch Beziehung auf eine Grammatik würde Klarheit in confuse Noten kommen wie zu 40, 1 half shrinking *from*, half yielding *to*, *the pleading* &c.: „Es ist ein charakteristischer Zug des Englischen, dass vermöge der Präpositionen ganz verschiedene Verben dasselbe Objekt regieren können;" — zu 54, 19 to talk to him awake „statt *when awake*. Die mit *to be* conjugirten Adjektiven (!) und Participien erleiden diese Verkürzung mit und ohne when (sie) sehr häufig. *When* bezieht auf Subject wie das franz. Gerundivum". — 57, 24 it's curious that he should be. „Das *should*, als Vertreter des Conjunktiv, ist von dem unpersönlichen Verb abhängig," vgl. 106, 4 why you should have said &c. „*should* ist Vertreter des Conjunktiv, welcher engl. (nicht deutsch) gefordert wird durch das verneinte Regens *I don't know*." — 60, 28 to make no mention „adverbialisch, nicht zu gedenken;" — 72, 8 or where this would have ended, it were hard to tell, „das unpersönliche Verb verliert im Englischen auch dann das Pron. it nicht, wenn Adverbialien oder invertirte Satztheile vorangehen." — 89, 14 „to be at an end; ähnlich mit dem Artikel to come to an end". — 48, 28: he really did believe „das Hülfsverb beim affirmativen Infinitiv bestätigt die Wirklichkeit dessen, was man nicht für möglich halten sollte." Das Wahre ist hier überall durch unklaren Ausdruck oder unklare Vorstellung getrübt. Durch Anschluss an eine Grammatik würde sich die oft wunderbare grammatische Terminologie anders gestaltet haben; z. B. 48, 22 the extent to which he's winking! „the e. ist Vokativ und Ausruf statt 'how enormously.'" (Vgl. S. 104, 17, W., „deutsch setze den Vokativen (*poorchild, girl*) das demonstrative das vor." — 68, 15 „ein alter Volkswitz, der das shaver

als Futur nimmt." — 78, 2 their desolate and miserable home „ist hier im Sinne eines Präsens oder Futur zu nehmen" (gemeint ist „proleptisch"). — 107, 7 all honour, „ein passivischer Imperativ aus *to do h.*" — 109, 4 judging for myself, without obstruction. „Der Adverbialsatz *without etc.* besagt u. s. w. — Und bessere Auskunft würde der Lernende erhalten haben als z. B. 59, 18, „die emphatische Stellung *out came* ist zu beachten" (aber wann wird sie angewandt?) — 65, 4 I don't know how young . . . mine was *not* to be „die Negation eingeschwärzt wie in einem Ausruf." — 72, 15 'here's her good father will come', „einer der seltenen Fälle, wo in der Schriftsprache das Relativ im Nom. ausgelassen ist" (welches sind diese Fälle? Ausserdem spricht hier Dot; und 13 Zeilen weiter wird dasselbe für „einen harmlosen Fehler" erklärt). — 107, 4 see where he stands; „*see him standing;* schon 13, 6 ähnlich." Dort aber heisst es: describing a circle of barks round the horse, where he was being rubbed down — ein ganz anderer Gebrauch. — 77, 5 I am sorry for this, „das Demonstrativ, weil auf ein Kommendes, Künftiges hingewiesen wird; *it* würde auf Dagewesenes, Vergangenes deuten." Man vergl. *Goldsm. Vic.* 1: By this the house was cleared of such &c. — Durch Rücksicht auf Grammatik würde endlich die grosse Menge der Noten fortfallen, die ganz elementare Dinge behandeln, z. B. *both of them*, „der Genitiv nach Zahlwörtern (!) vertritt das im Vorhergehenden schon genannte . . . Substantiv." — *that box*, „das Demonstrativ drückt aus, dass der Sprechende dem nachfolgenden Gegenstand besondere Aufmerksamkeit zugewendet wissen will. Frz. cette boîte-là. Die Kiste da!" — *in his having* „darin dass er hatte." — *must be made to sing*, „den muss man zum Singen bringen." — *done* „ist ein Füllverb für ein aus dem Hauptsatz zu entnehmendes Verbum" — „*confident as*, however confident." — *is gone*, is no more, ist dahin; und an anderer Stelle: *gone*, past, over, vorbei. — *I would have struck down*, „ich hätte mögen" — *could not choose but* „mit Inf. = *could not help* mit Gerund." — *would not believe that what they saw and heard was real;* „*that* ist Conjunktion; *what* korrelatives Pronomen für that which" — *few things she an't clever in*, relativer Satz! (was etwa 10 bis 12 Mal angemerkt wird.) — Zu erklären, was das „Imperfekt Futur" *the old barges would smoke* sagen will, nimmt 8 Zeilen weg, und an anderen 4 Stellen werden noch 13 Zeilen verwendet, wo die einfache Bemerkung „indirecte Rede" genügt hätte. — Zu 108, 25 '*I heard that she was false to me*' wird besonders bemerkt „'*she was*', als *oratio indirecta* zu nehmen; also dtsch. Conjunktiv Präsentis." — Sogar (103, 4 W.) *beat*, Imperf. und Part., spr. *bēt*; im Londoner Dialekt *bĕt* — (namentlich Letzteres schätzenswerth!) — Komisch macht sich bei dergleichen das Herbeiholen des Lateinischen; z. B. zu 9, 5 (W.) *the worse*, lat. *eo pejor, tanto pejor*, um so, desto schlimmer u. s. w. — oder 98, 19 (W.) *the less that.* „Das *that* giebt den Grund an. . . . Maassgebend war (!) das lat. *eo minus quod.*"

Unvergleichlich viel grösser ist die Zahl der Anmerkungen, welche nur geben, was man in jedem mittelmässigen Handwörterbuch findet. Wenige Beispiele mögen genügen. 2, 20 (hier überall Zahlen der W.'schen Ausgabe) *to adjust*, „hier: ordentlich aufstellen". — 9, 9 *why!* „Interjektion: ja! ei! nun"! — 3, 4 *to turn topsy-turvy*, „sich auf den Kopf stellen". — 16, 12 he had reason, „er hatte Grund". — 18, 20. *Noun* oder *Noun substantive*, „Substantiv". *Plural number*, „Plural". — 23, 1 *from the latter to the former*, „von ihr zu ihm". — 24, 18 *characters*, „Lettern". — 37, 16 *dark as pitch*, „*pitch dark;* auch dtsch. pechschwarz". — 38, 9 *some mistake*, ein Fehler, ein Versehen vorgefallen" u. s. w. — Viele Schmerzen bereitet *'to get'*. — 22, 14 „*he got in, into the cart*, stieg ein". — 39, 7 „*to get, learn, know by heart, or rote*, auswendig wissen, können, lernen." — 3, 9 „*got it up*, ihn heraufkriegte. — 96, 11 „*to get at, to reach, to attain*, gleichsam nach Durchdringung der oberen, durch den Schatten des Fremden gebildeten

Schicht" — und so mehr dergl. — Daneben nehmen solche Noten eine bedenkliche Länge an. 6, 14 „*a solo* ist eine Composition für eine einzelne Vokal- oder Instrumentalstimme; *solo performance*, der Vortrag solcher Composition. Deutsch beides Solo." — 14, 22 „*dresser means!* [Vrf. ist in England gewesen!], da wir in einer Küche uns befinden, *table on which things for dinner are prepared or dressed*; frz. *dressoir*; dtsch. Anrichte." — 82, 5 „*cups and saucers* (Tassen), ebenso unabänderlich mit einander in diesem Sinne verbunden, wie *bow and arrows*, Flitzbogen." — 132, 5 „*a dance*, ein Tänzchen". — Sehr oft wird auch noch eine englische Erklärung zugesetzt. 2, 5 „*to come about, to happen quite naturally*, so kommen"; und daneben 19, 3 „*to come about, to happen, take place*" &c. — 15, 13 „*Heyday, an expression of frolic and exultation, Worc.* Juchhe! Juchheissa!" — 34 *Humour*, „temporary inclination, Einfall." — 28, 8 „*to shoulder* (shōlder), *to impose on the shoulder*. Auch deutsch nicht uneben: „schultern, aufschultern". — 96, 16 *what Dot was there for them?* "Did there exist another Dot for them? Did they know another Dot?" — 110, 31 "*to be wrong*, to be mistaken". — 103, 26. „*I took her from her companions*; separated her from. Sie losriss von" . . . u. s. w. Dergleichen Bemerkungen finden sich in dem Buche etwa 250. Auf S. 113 stehen kurz nacheinander die folgenden: *Beyond endurance* „more than can be endured, to an unsufferable degree. Auf den Tod." — *Ever*, „in aller Welt; nur. *Why did you ever* — warum hast Du nur?" — *Come in* "to enter, appear, approach." — *hung his head* „dropped h. h. on his breast. Liess sinken." — *Mournful* „wehmüthig." — *What* „lat. *qualis*. Wie es aussieht!" — *roughly shielded from* "rudely, carelessly protected against." — *the Carrier's little wife*. „Die kleine Kärrnersfrau." — *At my wish* "instantly as I had wished them." Alle diese Dinge indess thun keinen weiteren Schaden, als dass der Schüler allzusehr verwöhnt wird und nicht die geistige Uebung hat, die er durch das Aufsuchen im Wörterbuch haben sollte. Schlimmer aber stellt sich die Sache durch eine wol ebenso grosse Anzahl von Anmerkungen, welche nur dazu dienen, für die jedesmal vorliegende Stelle eine bequeme Verdeutschung herbei zu führen. Man kann nicht streng genug darauf halten, dass der Schüler zunächst in den buchstäblichen Sinn jedes Wortes und jeder Wortverbindung eindringen lerne. Ein glatter und anmuthiger deutscher Ausdruck ist gewiss anzustreben, und ihn zu finden ist eine treffliche Uebung. Er kann aber nur auf Grund des ganz genauen Wortverständnisses erreicht werden; und wer das letztere übertünchen oder vertuschen will, um das erstere zu erreichen, der schädigt den Lernenden viel empfindlicher, als der Pedant, der vor Allem das buchstäbliche Verständniss vermitteln will und in der Uebersetzung vielleicht ungeschickt bleibt. Zu dieser Verwischung des Wortsinnes nun leitet Hr. W. den Schüler überall auf bedenkliche Weise an. Es wird genügen, aus der sehr grossen Zahl dahin zielender Bemerkungen einige hervorzuheben. 6, 19 (wieder nach Werner) which *suggested* its being carried off its legs, „welches sich anhörte;" to be *made to* leap, „müssen;" 7, 5 I *don't object* to, „ich mag sie wohl leiden;" 8, 18 there was soon *the What's-his-name to pay*, „die Begrüssungen wollten gar kein Ende nehmen;" 12, 11 I *dare say* „nicht?" (neben 12, 9 I *dare say*, „wahrhaftig"); 27, 4 *damage* „price of the delivery, Botenlohn;" 20, 9 *nothing like it*, „nicht die Spur"; 42, 6 *prominent* nose, „riesige Nase;" ib. 9 great *feature* of the street, „Wahrzeichen"; 45, 12 *gentry*, „geehrte Herrschaften;" 20, 2 *alike—and*, „zu übersetzen durch: und mit sammt;" 58, 27 (soll 18 heissen) a pretty *sharp commotion*, „es war stürmisch hergegangen;" 54, 14 I was *afraid*, „ich konnte mir's ja denken"; 44, 2 paper *peeling* off, „die Tapeten hingen in Fetzen herunter"; 87, 21 the toys *had stopped*, „gingen nicht mehr"; 125, 1 some *mistake*, „was nicht richtig;" 127, 12 *ubiquity*, „Kunst sich unvermeidlich zu machen"; 128, 20 *mitre* „a Bishop's cap. Uebersetze: dreifache Krone, eigentlich

tiara"; 88, 1 to be *stricken* motionless, „versteinert sein"; 111, 3 I *scorned* to hear, „nicht wollen"; 118, 18 to meet *half way*, „freiwilig sich darbieten"; 132, 10 a *good* sort of fellow, „famos;" 101, 26 there's no man in the world I wouldn't have rather had show it me, „es war der schlechteste Dienst, den mir ein Mensch thun konnte;" 133, 1 to start off, „los walzen;" ib. 3 to skim across the room, „hinüberrudern"; 89, 4 he was the younger man, „war er nicht?"; 84, 1 there is no such thing, „fällt ihm nicht ein!"; 65, 18 *if anything*, she rather liked it, perhaps — „*if anything*, in the most, höchstens"; 71, 12 May seemed to know *which to do* — dtsch. blos „es"; 100, 21 because he's gone; „*because*, ja! ja!" Vielleicht das stärkste 51, 9: „*What about.* frz. *quant à.* Uebersetze: Aber." — Aehnlichen Zweck verfolgen viele englische Erklärungen; wie 75, 24 entangled it „*could not get it out again*; 104, 16 Heaven *help* me "*pardon me*"; 102, 2 has made me objectionable = "*blameworthy*"; 114, 24 *to bless*, to give, hier *to wish all bliss or joy*. Daneben endlich viele unbestimmte Erklärungen, die den Nagel nicht auf den Kopf treffen, z. B. 2, 3 *match*, Wetteifer (statt „die Partie, das Wett-Rennen, Schiessen, Laufen"); 2, 14 *slippy*, „ölartig" (statt „glitschig"); 12, 2 make myself *of some use*, „mir was zu schaffen"; 13, 3 *attentions*, „Höflichkeit" (statt „Aufmerksamkeit"); 14, 8 an art peculiarly *her own*, „die sie meisterlich verstand"; 15, 20 *narrow escape*, „gefährlicher Augenblick"; 33, 5 to *fall into one's views* „to be useful to"; 49, 17 to have a *bearing* on „to be connected with"; 56, 1 to *draw near* „to approach with timid steps" (vgl. z. B. my fate draws near; God draws nigh); 66, 13 *discouragement*, „ein Grund zur Schwermuth"; 67, 13 *on the pavement* „at the door, dtsch. vor der Thür"; 102, 7 *disadvantage* „unfavourable moment" u. s. w. Diese Dinge, von denen das Buch gedrängt voll ist, zielen alle auf eine dilettantische, statt einer wissenschaftlichen Behandlung der Sache, und unter denselben Gesichtspunkt fallen schliesslich die zahlreichen etymologischen Bemerkungen. Ob Etymologie wirklich mit Nutzen für den Schüler anzuwenden ist oder nicht, ist hier nicht der Ort auseinander zu setzen; in den Ausgaben der alten Klassiker finden wir sie sehr vorsichtig angewandt, und jedenfalls hat sie nur einzutreten, wo sie für das Verständniss des Wortes wesentlich fördernd ist, und wo sie vollständig fest steht. Was soll aber z. B. ein Schüler mit der Anmerkung 51, 1 I can afford it, „meine Mittel erlauben es mir. *Afford* (erwachsen aus dtsch. Futter), ital. *foderare*, frz. *fourrer*, *affourrer*, *affourager*, letztere zwei bezeichnen das Abfüttern der Schafherden mit Stroh. Müsste eigentlich *affour* heissen, und *d* ist als unorganisch, wenn nicht durch Umstellung aus einem alten *affoudrer* zu erklären." Gesetzt auch, das Gesagte sei richtig, was soll ein Schüler mit dem „unorganischen d" und dem alten affoudrer?" Aber es ist auch in diesen Bemerkungen so vieles unbestimmt und unsicher, dass man fast zweifelhaft wird, ob der Erklärer selbst gewusst habe, was er damit will. So die oben erwähnte Redensart über *girl*, die *puella* bei griechischen Dichtern, die dem nddtsch. Gör wurzelhaft verwandt ist; oder auf S. 2 die Anmerkung: „*Match*, competition, Wetteifer, aus *mate* (*make*) Genosse, *meet*, zusammentreffen". Das "*make*" ist ein etymologischer Hinweis; aber worauf in aller Welt? — p. 8, 9 *the lane*, „der einsame (*lonely*) Feldweg." Das kann nur eine Andeutung sein sollen, dass *lone*-ly mit *lane* in etymologischem Zusammenhange steht; *lane* ist eine provinzielle Nebenform für *lone* und steht häufig für *alone*; was hilft das aber, wenn '*being lone*' gar nicht charakteristisches Merkmal von '*lane*' ist. — 101, 23 „to *connive*, frz. *conniver*, lat. *connivere*, ein Auge (die Augen) zudrücken und *nicto*, blinzeln, vom Hunde." Was will der Hund hier? Weder das englische noch das französische, noch das lateinische *conniv* . . . haben damit etwas zu thun; auch *nicto*, *nictas* nicht; nur beim Festus findet sich ein Citat aus Ennius, welcher vom Hunde, der das Wild aufspürt, sagt: voce sua nictit, ululatque

ibi acute. Und das soll zur Erkenntniss von 'to *connive*' beitragen! — Zu *pet*, einem Worte, über dessen Ursprung mancherlei Vermuthungen aufgestellt sind, wird kühn gelehrt, dass die „Entlehnung von *petulant*, ungezogen," der richtige Ursprung sei; und zu welchem Zweck? — Zu to *fondle* heisst es (97, 22), dass „*fond* aus dem veralteten *fon*, Narr, gleichsam *fonned*, wie *smooth-handed* aus *a smooth hand* gebildet sei" — und damit wird ganz die Natur dieser Composita (bare-headed, light-hearted, wry-faced, sweet-tempered und dgl.) verkannt. — „to *trail off* into a howl, mit einem Geheul loslegen" (109, 11) „to trail ist gebraucht, um den winselnden Ton der Stimme zu bezeichnen, im Anklang an *to troll* und *to trill*." Muss da nicht Jedem schwindlig werden, der *to trail* als „lang hinschleppen" und *the trail* als „eine sich hinziehende Spur" und dergl. kennt? — Den Beschluss mögen drei Anmerkungen über *'fit'* bilden: 1. *a tight fit* (46, 9), *an accommodation or rather a cramming together of the greatest possible number of things in the smallest compass* (abgesehen von der Weitschweifigkeit richtig). „Aus dem Verb *to fit*, lat. *fingo* (*fictus*), künstlich gestalten, zurichten." — 2. (65, 10) „*fits*, *paroxysms* . . . . „Perioden". *Fit* in ganz verschiedener Bedeutung S. 46, 9. Es dürfte hier an die „Fitzen" oder Gebinde der Spinnerin zu denken sein. — 3. (36, 7) *fit of laughter*. *Fit* scheint sich theils von dtsch. Fitze, Gebind, zwanzigster Theil eines Strähns Garn, theils von lat. *fictus*, *fingere*, kunstfertig gestalten — herzuleiten; aber zu welchen von Beiden gehört dann *an apoplectic fit* (Schlaganfall)?" — Und das sind Anmerkungen „für die oberen Klassen höherer Schulanstalten und den Selbstunterricht." Wer ein Gefühl dafür hat, welche Noth es dem Lehrer macht, in den Schülern den rechten Sinn für solide Wissenschaftlichkeit zu wecken, und daneben ihnen das gehörige Maass positiver Kenntnisse beizubringen — kann der sich mit einer solchen Abfertigung sprachlicher Gegenstände befreunden? Ob die weiter oben gerügten Mängel in Bezug auf Verständniss und Behandlung der Sache Tadel verdienen oder nicht, ist verhältnissmässig nur unerheblich im Vergleich mit den beiden zuletzt hervorgehobenen Punkten. Was der Wissenschaft angehört, darf dem Schüler gegenüber nicht in einer so spielenden Weise behandelt werden. Referent versteht nichts von Etymologie: er hat aber die Achtung vor ihr, die man der Wissenschaft schuldig ist, und weiss, dass man Niemanden dazu verleiten muss, mit ihr sein Spiel zu treiben. Und aus diesem Grunde ist er der Meinung, dass das vorliegende Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht geeignet ist, „für die oberen Klassen höherer Schulanstalten und den Selbstunterricht" empfohlen zu werden.

Berlin. Dr. A. Hoppe.

Programmenschau.

Einige Bilder und Personificationen aus Shakespeare. Vom Gymnasiallehrer Dr. Hoburg. Programm des Gymnasiums zu Husum. 1872.

Diese gründliche Abhandlung hat in gelehrten Kreisen bereits gebührende Anerkennung gefunden. Sie giebt in einzelnen Kapiteln (Sonne, Mond, Sterne, Nacht, Zeit, Jahre, Monate, Tage, Winde und Donner, Meer, Fluss, Schiff, Tod) eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Tropen und Personificationen, die sich in Shakespeare finden, und liefert so nicht allein einen werthvollen Beitrag zur Erforschung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten des grossen Dramatikers, sondern verschafft dem Leser auch eine Idee von dem unerschöpflichen Reichthum und der unermüdlichen Elasticität seiner Phantasie.

Lessings Kritik über die dramatische Poesie. Vom Oberlehrer Dr. E. Gervais. Programm des Gymn. zu Hohenstein. 1871. 20. S. 4.

Der durch mehrere Arbeiten über Lessing bekannte Verf. stellt im vorliegenden Programm Lessings Ansichten über die dramatische Poesie aus Lessings Werken und aus seinem Briefwechsel zusammen. — Der Gang der Arbeit ist dieser: Da die dramatische Poesie eine bestimmte Art von Vergnügen gewähren soll, so fragt es sich, welches Ziel sie dazu zu erstreben habe. Darüber spricht Lessing im Briefwechsel mit Nicolai und anderweitig. Er ist dann weiter der Erste, der die Komödie als ebenbürtig der Tragödie zur Seite stellte und die innige Verwandtschaft beider in ihren letzten Zwecken nachwies. Der Verf. erläutert hiernach aus der Dramaturgie Lessings Forderungen an den dramatischen Dichter, dann bespricht er das, was Lessing für Tragödie und Komödie als das Besondere und Unterscheidende ansieht, abgesehen von ihren verschiedenen Zwecken: für jene die Situationen, für diese die Charaktere. In der Vertheidigung des Harlekin sieht der Verf. nur Lessings Oppositionslust, denn die Gattung, die er repräsentiren solle,

verlange Abwechslung. Dass Lessing aber nachgewiesen, dass jeder Charakter im Drama sich zu einem allgemeinen gestalten solle, ist ein Verdienst. Weiter erörtert der Verf. Lessings Ansichten, wie weit man die Natur nachahmen solle, wie die Geschichte von dem dramatischen Dichter zu benutzen, was von Voltaire zu halten sei, über Diderots Verwerfung der sog. Ueberraschungen im Drama, über Euripides, über die Titel der Dramen, das bürgerliche Trauerspiel, den wahren und falschen Humor in der Komödie, über den Vers und die Diction. —

Ueber die französische Verbalform auf ant. Von Wil. Bruno in Hannover. 1871.

Der Verf. sucht in der vorliegenden 24 Paragraphen umfassenden Schrift unter Berücksichtigung des Lateinischen und Altfranzösischen die Gebrauchssphäre einerseits des adjectif verbal und des participe présent, andererseits des part. prés. und des gérondif, die sich sehr oft berühren, zu fixiren. Im Gegensatz zu Diez, der nur Adj. verbal und Gerundium unterscheidet, und zu Mätzner, der neben dem Verbaladjectiv nur ein gerundivisches Participium gelten lässt, verficht der Verf. in treffender Weise seine Ansicht, nach welcher part. prés. und gérondif sowohl nach Ableitung als nach syntactischer Verwendung verschieden sind.

Gotha. Dr. Felgner.

Johann Heinrich Voss und seine Gattin Ernestine. Biographische Skizze von Oberlehrer Bournot. Prog. der höheren Bürgerschule zu Wriezen 1871. 14 S.

Der Verf. hat sich hauptsächlich an die Sammlung der Briefe von Voss gelehnt. Die Arbeit will nur eine Skizze, nicht eine Biographie sein; sie hebt erst an mit Voss' Vermählung, schliesst mit seinem Todestage, berührt den langen Aufenthalt in Eutin mit wenigen Zeilen, will sonst nur in die Häuslichkeit des Dichters einführen und übergeht daher die Kämpfe. Den Zweck, auch das zunächst betheiligte Publicum für die äussern Verhältnisse des Sängers der Louise zu interessiren, hat sie gewiss erreicht; für die Wissenschaft ist alles vor dem gelehrten Werke Herbst's Erschienene veraltet.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Aufruf.

Seit dem Jahre 1864 besteht in England eine Vereinigung von Männern der Wissenschaft, welche sich mit ebensoviel Eifer als Uneigennützigkeit die Publication altenglischer Texte hat angelegen sein lassen. Was die englische Philologie auf deutschem Boden dem nicht ermüdenden Streben der Early English Text Society verdankt, kann Niemandem verborgen sein, der auf diesem Gebiete auch nur eine kurze Rundschau gehalten hat; die umfassenden Arbeiten dieser Gesellschaft sind es recht eigentlich, welche die Augen deutscher Gelehrten auf dieses bis dahin noch fast gänzlich unbebaute Feld hinlenkten. Dem Sprachforscher, dem Literar- und dem Culturhistoriker wird in den Arbeiten der E. E. T. S. reichhaltiger Stoff zu Untersuchungen geboten; wenn daher im letzten Jahrzehnte dem Anspruche, den das Altenglische auf das Interesse der deutschen Gelehrtenwelt erheben darf, eine billige Gerechtigkeit geschehen ist, so ist dies wesentlich auf die Thätigkeit der genannten Gesellschaft zurückzuführen.

Leider hat die mit anerkennenswerther Umsicht arbeitende E. E. T. S. in ihrer engeren Heimath geringen Lohn für ihre Aufopferung davongetragen. Jedem Jahresberichte muss die Klage vorangeschickt werden, dass wieder aus Mangel an Geldmitteln die in Aussicht genommenen Drucke nicht haben effectuirt werden können. Für alles rein Wissenschaftliche hat die englische Nation nun einmal kein Interesse; es fehlt daher auch hier an der Zahl von Liebhabern und Förderern, welche zu einem erfolgreichen und gesicherten Fortbestande der Gesellschaft nothwendig sein würde, — die Anzahl der Abonnenten nimmt eher ab als zu, ausserdem bleiben die Jahresbeiträge oft genug aus.

Es ist der Zweck der Gesellschaft, in jedem Jahre mehrere bedeutungsvolle altenglische Texte in guter Ausstattung und theils mehr philologischer (die Ausgaben von Dr. Morris, Skeat etc.) theils mehr literarhistorischer Bearbeitung zu ediren und die Drucke den Subscribenten, welche einen Jahresbeitrag von $7\frac{1}{3}$ Thlr. (one guinea) zu entrichten haben, zu übersenden. Mit freudiger Anerkennung haben die Mitglieder der Gesellschaft das wachsende Interesse verfolgt, welches das Studium des Altenglischen auf dem Continente und speciell in Deutschland gewonnen hat; mit Dankbarkeit haben sie die Früchte entgegengenommen, welche der Fleiss deutscher Gelehrten auch auf diesem Zweige des Wissens bereits hat reifen

lassen. Erwägen wir, welche Bedeutung die E. E. T. S. für uns hat; sehen wir an, welche Schwierigkeiten sich dem uneigennützigen, reinen Streben dieser Männer entgegenstellen, so werden wir empfinden, dass es für Deutschland eine Pflicht der Pietät ist, die Bemühungen dieser Gesellschaft mehr als bisher geschehen ist, zu unterstützen und dadurch eine wohlberechtigte Hoffnung derselben zu erfüllen. Es wäre beklagenswerth, wenn diese an sich so lebenskräftige, mit Freudigkeit und Ausdauer wirkende Genossenschaft von Gelehrten, der Quell, der stets neue, frische Nahrung für die aufblühende Wissenschaft des Altenglischen hervorströmen lässt, aus Mangel an Geldmitteln sich zur Unthätigkeit verurtheilt sehen sollte.

Namen wie Furnivall (Herausgeber von „Political, Religions and Love Poems," „Arthure," „The Book of Quinte Essence," „Caxton's Book of Curtesye", etc.), Ellis (Verfasser von „Early English Pronunciation)," Dr. Morris (Herausgeber der „Specimens of Early English" und Verfasser der „Historical Outlines of English Accidence);" ferner die Namen W. W. Skeat, Henry Sweet und Andere sind wohl geeignet, die Aufmerksamkeit deutscher Wissensbeflissener auf sich zu ziehen. Die Publicationen der E. E. T. S. für die beiden letztvergangenen Jahre waren:

Für 1871:

1. The Alliterative Romance of Joseph of Arimathie, or The Holy Grail: a fragment from the Vernon MS.; with Wynkyn de Worde's and Pynson's (A. D. 1526 and 1520) Lives of Joseph; edited by the Rev. W. W. Skeat, M. A.
2. King Alfred's West-Saxon Version of Gregory's Pastoral Care, edited from 2 MSS., with an English translation, by Henry Sweet, Esq., of Balliol College, Oxford. Part. I.
3. Legends of the Holy Rood, Symbols of the Passion and Cross. Poems in Old English of the 11th, and 15th centuries. Edited from MSS. by Rev. R. Morris. LL. D.
4. Lyndesay's Works, Part V, containing his Minor Poems, edited by James A. H. Murray, Esq., with a critical Essay by Professor Nichol of Glasgow.
5. The Times' Whistle, and other Poems, by R. C., 1616; edited by J. M. Cowper, Esq.

Für 1872:

1. An Old English Miscellany, containing a Bestiary, Kentish Sermons, Proverbs of Alfred, Religious Poems of the 13th century, edited from the MSS. by the Rev. R. Morris. L. L. D.
2. King Alfred's West-Saxon Version of Gregory's Pastoral Care, edited from 2 MSS., with an English translation, by Henry Sweet, Esq.; Balliol College, Oxford. Part. II.
3. The Life of St. Juliana, 2 versions, with translations; edited from the MSS. by the Rev. T. O. Cockayne and Mr. Brock.
4. Pallidius on Husbondrie, from the unique MS., ab. 1420 A. D., ed. Rev. B. Lodge. Part. I.

Zu den Publicationen für das laufende Jahr werden gehören: Old English Homilies, Series II.; Piers Plowman's Vision, Text C; Palladius on Husbondrie, Part. II.; The Gest Historiale of the Destruction of Troy, Part. II.; und vielleicht The Lay Folk's Mass Book und Merlin, Part IV.

Die Leipziger-, Göttinger- und Tübinger Universitäts-Bibliotheken gehören bereits zu den Subscribenten auf die Ausgaben der E. E. T. S. Nicht allein für die übrigen Universitäts-Bibliotheken, sondern auch für die Gymnasial-Bibliotheken würde es empfehlenswerth sein, auf die Publicationen der genannten Gesellschaft zu subscribiren. In der Regel ist in denselben für dieses Gebiet der Wissenschaft wenig oder gar kein Material vorhanden;

es dürfte als zeitgemäss zu betrachten sein, demselben die schuldige Berücksichtigung zuzuwenden. Die Herren Bibliotheksvorsteher werden daher gebeten, dieser Mahnung ein geneigtes Ohr zu leihen und dazu beizutragen, dass dem regen Bemühen wackerer Männer der verdiente Tribut der Anerkennung ausgezahlt wird.

Da die Gesellschaft in ihrem Jahresberichte die Namen der Subscribenten aufführen möchte, so werden alle Diejenigen, welche die Ausgaben der E. E. T. S. zu erhalten wünschen, gebeten, ihre Namen resp. die Bezeichnung der Bibliothek an F. J. Furnivall, Esq., 3. St. George's Square, Primrose Hill, London, N. W., oder an den Unterzeichneten zu übermitteln, welcher bereit ist, sie weiter zu befördern. Im Uebrigen empfiehlt es sich, bei der Verlagshandlung von Asher in Berlin (unter den Linden) zu subscribiren und durch Vermittlung derselben die Bücher zu beziehen.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

E. v. Schmidt, Vier Abhandlungen über den Ursprung der Sprache und über die syntaktische Harmonie der Sprachen. (Dorpat, Gläser.) 12 Sgr.
v. Helten, Ueber die Wurzel lu im Germanischen. (Leipzig, Richter.) 15 Sgr.
W. Heymann, Das l der indogermanischen Sprachen gehört der ind. Grundsprache an. (Göttingen, Rente.) 20 Sgr.

Lexicographie.

K. Jürgens, Neues etymologisches Fremdwörterbuch. 6 Lfrg. (Berlin, Henschel.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Literatur.

F. Glehne, Deutsche Mundarten. Anthologie aus dem Gebiete mundartlicher Dichtungen. (Wien, Hartleben.) 1 Thlr. 5 Sgr.
F. Strehlke, Zur Textkritik von Göthe's Werken. (Hempel, Berlin.) 10 Sgr.

Grammatik.

D. Sanders, Die grossen Buchstaben in der deutschen Rechtschreibung. (Berlin, Guttentag.) 3 Sgr.
D. Sanders, Deutscher Sprachsatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des Ausdrucks. (Hamburg, Hoffmann.) 20 Sgr.
F. Miklosich, Vergleichende Grammatik der slavischen Sprache. 4. Bd. Syntax. (Wien, Braumüller.) $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Hilfsbücher.

W. Freund, Tafeln der griechischen, römischen und deutschen Literaturgeschichte. (Leipzig, Violet.) à Heft 5 Sgr.
Engelien & Fechner, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen (für die 5. Klasse.) (Berlin, Schultze.) 8 Sgr.
G. Dittmar, Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. (Neuwied, Heuser.) 26 Sgr.

W. Böckler & L. Fritze, Deutsches Lesebuch für die Oberstufe der Volksschule und die Mittelstufe der Mittelschule. (Berlin, Hoffmann.) 15 Sgr.

Th. Knauss, Dictirübungen für die deutsche Rechtschreibung. (Stuttgart, Bruchmann.) 7½ Sgr.

Ch. Graeser, Practical und methodical grammar of the french language. Key to the exercises. (Leipzig, Brockhaus.) 12 Sgr.

C. Balger, Specimens of english literature. Vier Krisen des Papstthums. (Eisenach, Bacmeister.) 6 Sgr.

K. Bandow, Readings from Shakespeare. (Berlin, Oppenheim.) 20 Sgr.

D. Hume, History of Charles I, King of England. Herausgegeb. von K. Bandow. Mit Commentar. (Berlin, Oppenheim.) 15 Sgr.

H. Th. Traut, Grundzüge der englischen Grammatik. (Leipzig, Körner.) 15 Sgr.

Fr. Meffert, Englisches Vocabularium. (Posen, Türk.) 8 Sgr.

C. A. Boethke, Englische Grammatik, zunächst für Realschulen. (Thorn, Lambeck.) 16 Sgr.

Golotusow, Leitfaden zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Russische. (Reval, Kluge.) 24 Sgr.

Vergessene Gedichte des vorigen Jahrhunderts.

Von

Dr. Völker.

Erster Artikel.

Das hohe Lied von G. A. Bürger.*

Dass das vorige Jahrhundert die Wiege unserer Classik ist, dass damals durch Lessing, Kant und Herder die festen Normen aufgestellt wurden, welche noch jetzt für Poesie und Wissenschaft massgebend sind, dass die späteren Dichter zum grossen Theil von dem Capital gezehrt haben, das Klopstock, Göthe und Schiller, wie A. hinterliessen, und noch davon zehren, das wird kein Unbefangener leugnen, wenn es auch unter den neueren Poeten solche giebt, die da meinen, jener Standtpunkt sei längst überwunden und die wahre Classik beginne erst mit ihnen und ihren Zeitgenossen. Der beste Beweis für obige Behauptung ist der Umstand, dass weder durch die Romantiker noch durch den ganzen Nachwuchs der Epigonen die Classiker des vorigen Jahrhunderts haben verdrängt werden können, wenn auch das ordinäre Lesepublicum lieber zu Erzeugnissen der modernen Literatur greift, dass sie noch immer die Grundlage für die Bildung des Geschmackes und die Entwickelung des Schönheitssinnes in und ausser der Schule bilden und hoffentlich noch auf lange Zeit bilden werden. Dass indess auch bei unseren besten Classikern nicht Alles Gold ist, dass sie Manches geschrieben haben, das der Vergessenheit entweder schon anheim gefallen ist oder noch anheim fallen

* G. A. Bürger's Werke herausgeg. v. Ed. Grisebach, Thl. 2, S. 19—129.

wird, wer wollte das läugnen. Quandoque bonus dormitat Homerus gilt auch hier. Zu solchen vergessenen Grössen gehört beispielsweise Wieland, einst der Liebling des Lesepublicums, von dem die jetzige Generation vielleicht nur einzelne Bruchstücke aus dem Oberon kennt, die sie in der Schule in einer Chrestomathie gelesen zu haben sich erinnert; auch Klopstocks Leserkreis ist lediglich auf die Schüler höherer Anstalten beschränkt und Voss's Luise, dies früher so gefeierte Gedicht, dem Göthe den Anstoss zu Hermann und Dorothea verdankte, wird kaum noch gelesen, um von Kleist's Frühling, Tiedge's Urania, Hölty u. A. zu schweigen. Habent sua fata libelli, die Laune des Schicksals spielt oft wunderlich mit den literarischen Producten und der Satz ist gewiss falsch, den Jemand aufgestellt hat, dass das, was untergeht, auch werth sei, unterzugehen.

Wir würden gar manche Charteke der späteren griechischen Zeit gerne gegen verlorene Tragödien des Sophokles oder gegen die Lyriker austauschen. Dem Verlorensein und Untergehen ist aber ganz nahe verwandt das Vergessensein und die Missachtung der Leserwelt; dieses Schicksal trifft gar manches treffliche Werk, und so liegt denn manche Perle des vorigen Jahrhunderts unter Spreu und Schutt vergraben, und es scheint wohl der Mühe werth zu sein, sie daraus hervor zu suchen und in ihrer ganzen Reinheit der lebenden Generation zu zeigen. Zu solchen im Verborgenen glänzenden Kleinodien gehört „das hohe Lied von der Einzigen, im Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“ von G. A. Bürger, von dem wohl Viele gehört, Wenige eine Anschauung haben, so dass Horazens „Exegi monumentum“ sich hier nicht bewährt, wenn der Dichter sagt:

„Denn hinab bis zu den Tagen,
Die der letzte Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Sollst du deren Adel tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.“

und am Schluss:

Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!

Wenn es auch keinen anderen Grund gäbe, dieses Lied der unverdienten Nichtbeachtung zu entreissen, so müsste dies schon darum geschehen, weil wenige poetische Erzeugnisse der deutschen Literatur ihm an Pracht der Sprache, an Wohllaut des Versbaues, an Pomp und Fülle des Reims gleichkommen. Ich erinnere nur an die bekannte in den Lehrbüchern der Metrik als Muster für Alliteration angeführte Stelle:

Wonne weht von Thal und Hügel u. s. w.

Ich müsste das ganze Gedicht ausschreiben, um meine Behauptung zu erhärten, und setze nur einige Stellen her:

Stirb nunmehr, verworf'ne Schlange,
Längst verheertest du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran im Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

Oder:

Spät, wenn dieses Staubgewimmel
Längst des Unwerths Busse zahlt,
Strahl' in dies Panier gemahlt
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau strahlt!

Dieses Urtheil fällt auch Fr. Horn: Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, S. 219: „In der Pracht der Sprache und dem goldenen Strom der Worte kommt ihm kein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts völlig gleich, wovon wir uns am schnellsten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verse des „hohen Liedes" etwa einem gebildeten Spanier vorlesen, ein Versuch, den der Verfasser dieser Schrift einst selbst gemacht hat." Von den Gedichten an Molly überhaupt, bemerkt derselbe, wolle er nichts weiter sagen, als dass wir uns von ihnen beinahe dieselben Wirkungen versprechen dürfen, wie von Tamino's Zauberflöte. Der Dichter hat selbst sich auf dieses Lied etwas zu gute gethan; in der letzten Strophe sagt er:

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn.

Und nachher:

Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Wenn das Gedicht bei dem jetzigen Publikum weniger Anklang findet, so liegt die Schuld zum Theil in den vielen mythologischen und antiquarischen Beziehungen und Anspielungen, die den Dichtern des vorigen Jahrhunderts, wie ihren Lesern noch ganz geläufig waren, die man jetzt aber mit einer gewissen Prüderie vermeidet, um nicht unpopulär zu erscheinen. So in den gegebenen Proben die Hindeutung auf Apollo, der den Python erlegte, das Wort Adonide, das Bürger häufiger gebraucht, in der fünften Strophe der Vergleich mit Ulyss, in der zwölften die Erwähnung des Krösus, des Sohns der Latona, in der vierzehnten des Alcibiades, Hymens, Kronions, des Alciden, in der fünfzehnten der Eumeniden, u. so vieles Andere, was eine Kenntniss des Alterthums voraussetzt. Bürger hat sich selbst in seinem „Herzensausguss über Volks-Poesie“ gegen diesen Ballast gelehrten Krames ausgesprochen, entschuldigt aber die Sache an einer anderen Stelle* und meint, dem grösseren Theile des Publicums seien diese Beziehungen verständlich oder liessen sich mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären. Ein anderer Umstand, der einen Theil der Leser den Gedichten entfremdet, mag das starke Hervortreten der Sinnlichkeit sein, die an vielen Stellen unverhüllt sich äussert:

Ach in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen ohne Schuld

ist noch erträglich; etwas gröber zeigt sich die Sinnlichkeit in Str. 14:

Schön und werth Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen,

in Str. 20:

Sieh, die Blüthe dieser Wange!
Lustverheissend winke dir
Dieser Lippen Frucht, wie mir,
Und dein heisser Durst verlange
Nie gelabet sein von ihr.

in Str. 23:

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Liebesodem weht,

* Vorrede zur zweiten Ausgabe, 1789, bei Grisebach, 2. Theil, S. XIX.

Wo ihr warmes Leben leise
Nach Magnetenstromes Weise
Dir an Leib und Seele geht;
Wo die letzten der Gedanken,
Wo in ein Gefühl hinein
Sich verschmelzen Dein und Mein, —
Ha, aus diesen Zauberschranken
Rette dich und bleibe dein!

oder wie die fünf letzten Zeilen in der Ausgabe von 1789 noch drastischer heissen:

Arm und Arm dann um einander,
An einander Brust und Brust!
Wenn du dann in heisser Lust —
Ha, du bist ein Salamander,
Wenn du nicht zerlodern musst.

Str. 30:

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sorg und Grab —
— — — — — — — —
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit vergnügtem Schmuck umlaubt.

Auch folgende Worte sind etwas bedenklich:

Ach! dies bange süsse Drücken
Macht vielleicht ihr Segensstand
Nur der jungen Frau bekannt.
Trägt sie nicht so vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Das hat schon Schiller mit Recht in seiner bekannten Recension der Bürger'schen Gedichte (Cotta, 1847, Bd. 12, S. 333) gerügt, dass die Muse Bürgers einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, dass ihm Liebe selten etwas Anderes als Genuss oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist. Dieser stark sinnliche Zug, der allerdings das Eigenthümliche des ächten Volksdichters bildet und den wir in den alten Volksliedern wiederfinden, verliess den Dichter auch in späterem Alter nicht, als seine physische Natur bereits erschöpft war; ich erinnere nur an das Hummellied (1789), die zotige Er-

zählung Veit Ehrenwort (1790), die Königin von Golkonda (1793, also ein Jahr vor seinem Tode). Den Tadel Schillers fühlte Bürger auch als zutreffend und änderte daher in seinem Handexemplar Manches, wie wir schon oben sahen; so auch die Stelle:

Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbett
Durch ein Wort entrückt zu sein!

indem er für Wollust „Liebe“ setzte.

Auch das muss den sittlichen Menschen stören, dass ein offenkundig unmoralisches und unerlaubtes Verhältniss, wie das Bürgers zu seiner Molly zehn Jahre lang war, in dem Gedichte nicht bloss entschuldigt, sondern fast verherrlicht wird. Es ist hinlänglich constatirt, dass Auguste Leonhart (Molly) 1783 in dem Hause von Bürger's jüngerer Schwester mit einem Knaben niederkam, während die rechtmässige Gattin des Dichters Dorette erst am 30. Juli 1784 starb. Wie passen nun zu dieser Thatsache die Worte des Dichters:

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche bis zum Heiligthume
Frommer Unschuld nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach?

Oder, wenn in der folgenden Strophe vom Drachenzahne der Pöbellästerung gesprochen wird, wo das sittliche Gefühl der öffentlichen Meinung sich indignirt über Verhältnisse in der Familie ausliess, die zu tief verletzten? Es müssen in den tonangebenden Kreisen im vorigen Jahrhundert, besonders den letzten Decennien desselben, eigenthümliche Ansichten über die Heiligkeit der Ehe geherrscht haben (wozu man auch sonst noch Belege finden kann), wenn man in dieser Weise der Verletzung derselben öffentlich gleichsam Hohn sprechen durfte. Der deutsche Bürgerstand blieb, Gott sei Dank, davon unberührt.

Das wären also zwei Punkte, die man in Gedichten tadeln könnte, einmal die aus dem Alterthum genommene Symbolik und dann die unsittlichen Tendenzen, die stellenweise hervortreten. Das Erste lag aber im Charakter der Zeit und findet

sich auch bei Schiller und vielen anderen Dichtern des Jahrhunderts, und das Andere, was wir nicht entschuldigen wollen, kann dem Gedichte, lediglich als Kunstwerk betrachtet, keinen wesentlichen Abbruch thun. Wir wollen es jetzt als solches genauer untersuchen.

Schiller fordert in seiner bekannten Recension, dass der Dichter, der eine Leidenschaft schildern will, damit anfange, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loswickle und seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anschaue. Dies treffe bei Bürger nicht zu, da er unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts dichte. Seine neueren Dichtungen charakterisirte eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. „Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung (der Ausgabe von 1789), fährt er fort,* ‚das hohe Lied von der Einzigen', verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Mit Vergnügen stimmen wir in einen grossen Theil des Lobes mit ein, das andere Kunstrichter ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war zu übersehen, dass sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, dass sein Feuer oft Furie wird, dass ebendeswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns vom Dichter versetzt sehen wollen . . . . Wir möchten es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt."

Diese Stelle ist, wie überhaupt die ganze Recension, von einer Parteistellung dictirt, die Schiller, durch philosophische

* Bd. 12, S. 337.

Abstraktionen geleitet, der realen Richtung Bürgers gegenüber einnimmt. Sie enthält neben einiger Wahrheit viel Falsches. Er verkennt zunächst ganz das Wesen des Gelegenheitsgedichtes, das nach Göthe die erste und älteste aller Dichtungsarten bildet, zu dessen Werthschätzung unsere Nation habe noch nicht gelangen können.* In seinen Gesprächen mit Eckermann wiederholt er diesen Gedanken, indem er sagt, die Wirklichkeit müsse die Veranlassung und den Stoff zu den Gedichten hergeben; alle seine Gedichte seien Gelegenheitsgedichte; von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte er nichts. Dies hatte vor Göthe schon längst Herder gelehrt, welcher fordert, der Dichter müsse so individuell als möglich sein, er müsse in heimathlicher Erde, in der Gegenwart wurzeln, während Schiller die Flucht in ein abstraktes, ideales Reich der Schönheit predigt, wie er das selbst in seinem „Ideal und Leben“ veranschaulicht hat. Doch diese ganze Theorie ist längst verurtheilt und Bürger hat selbst in seiner Antikritik in der allgemeinen Literaturzeitung von 1791 sehr gut das Ungehörige der Schiller'schen Forderung nachgewiesen. Wir werden also das hohe Lied, eben weil es nach Schiller ein vortreffliches Gelegenheitsgedicht ist, überhaupt für ein vortreffliches Gedicht halten. Auch das können wir nicht einräumen, dass der Dichter unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts stehe. Wenn auch andere Mollylieder, z. B. die Elegie (Grisebach, 2. S. 101) unter dem Einfluss einer augenblicklichen düsteren Stimmung eingegeben sind, so verhält sich das hier ganz anders. Im Gegentheil, der Dichter hat die lange Zeit der Qualen hinter sich, er hat erreicht, was er so sehnlich erstrebte, und darum bricht sein Jubel aus, von dem das ganze Lied Zeugniss gibt. Dass er, sein gegenwärtiges Glück recht lebendig zu schildern, oft Rückblicke auf seine traurige Vergangenheit thut und dann sich mit einiger Bitterkeit ausspricht, ist sehr natürlich; aber das sind Einzelheiten, die dem Ganzen keinen Abbruch thun, und von einer kränkelnden Schwermuth verspüren wir vollends gar nichts, im Gegentheil, der Dichter ist in der freudigsten Stimmung, er

* So in „Wahrheit und Dichtung“.

fühlt sich „wie aus tiefer Ohnmacht Banden, wie aus Nacht und Modergruft fröhlich auferstanden zu des Frühlings Licht und Luft.“ Im jubelnden Gefühl seiner Freude kommt dann wohl der niederdrückende Gedanke, dass er seiner Heissgeliebten etwas Besseres hätte bieten können, wenn ihm nicht sein böses Geschick hindernd in den Weg getreten wäre, denn

Des Herzens Loos zu darben
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört,
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth.

Doch diese Erinnerung dient ihm nur dazu, die Opferfähigkeit seiner Erwählten in ein glänzenderes Licht zu stellen. Der Gedanke, ein solches Gut hätte ihm möglicher Weise entrissen werden können, lässt ihn in der Ueberschwenglichkeit seines Gefühles allerdings zornig aufwallen, oder, wie Schiller etwas übertreibend sagt, sich in die Grenzen des Wahnsinns verlieren:

Mit der Stimme der Empörung
Konnt' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrei'n.
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer misste, weih'n.

Das ist allerdings etwas stark; doch muss man einmal bedenken, dass er nicht von einer augenblicklichen Seelenstimmung, sondern von einem überwundenen Standpunkt spricht, wie das Imperfectum konnte andeutet, was nicht mit einigen späteren Ausgaben in könnte zu ändern ist, und dann wollen wir diesen kräftigen und drastischen Ausdruck seines tiefsten Gefühles gerne hinnehmen und möchten dafür keine kältere und mehr reflektirende Wendung eintauschen.

Wenn der Dichter nun in seiner Freude und dem Wohlgefallen an dem, was er gemacht hatte, das Lied seinen „geistigen Adon“ und seinen „schönsten Sohn“ nennt und ihm das „Meistersiegel der Vollendung“ an der Stirn vindicirt, so finde ich das für seine augenblickliche Stimmung ganz gerechtfertigt, und diese Worte verdienen die Mäkelei und Nergelei nicht, die Schiller ihnen angedeihen lässt. Er sagt nämlich: „Rec. kennt unter den neueren Dichtern keinen, der das sublimi feriam

sidera vertice des Horaz mit solchem Missbrauche im Munde führte. Wir wollen ihn deswegen nicht im Verdacht haben, dass ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold* aus dem Busen gefallen sei," setzt er fast höhnisch hinzu, „es leuchtet ein, dass man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann." Von Scherz ist in Bürgers Worten keine Rede, und Schiller glaubt das auch selbst nicht, sondern es beliebt ihm diese Wendung nur, um Bürger etwas anzuhängen. Dieser hatte ein volles Recht, sich seines so vollendeten Liedes zu rühmen und seine Dauer der Dauer deutscher Sprache und deutschen Lebens gleich zu setzen.** Doch wir wollen uns bei der Recension Schillers nicht länger aufhalten, die derselbe, trotzdem dass seine Ansichten von verschiedenen Seiten lebhaft bekämpft wurden, ohne Abänderung in die Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften 1802 aufgenommen hat.

Wir gehen nun zur Geschichte, Kritik und dem Inhalt des Liedes selbst über. Bürger wurde am 27. Juni 1785 zu Bissendorf mit seiner Molly, eig. Auguste Marie Wilhelmine Eva Leonhart kirchlich getraut, und der ganze Ton des Gedichts, die Frische der Empfindung zeigt deutlich, dass die Abfassung desselben unmittelbar nach dieser Trauung fällt,*** so dass daran kein Zweifel stattfinden kann. Damals ahnte der Dichter nicht, dass sein Lebensglück schon nach kaum siebenmonatlicher Ehe durch den Tod seiner Heissgeliebten, den 9. Jan. 1786, für immer vernichtet sein würde. (S. das Gedicht: Verlust, Grisebach II, 129.) Das Gedicht besteht in der Ausgabe von 1789

* Die Bescheidenheit, s. Bürgers gleichnamiges Gedicht (Grisebach I, S. 131).

** Seine Freude über das Gedicht spricht er auch in einem Briefe an Meyer (Göttingen, den 1. März 1789) aus, der bei Grisebach I, S. 33 steht; er spricht dort von der zu erwartenden neuen Ausgabe und sagt: „Sie sind nun vereinigt in ein opus aere perennius, die ersten zerstreuten Klänge des göttlichsten der Liebesgesänge. Ich habe angesehen, wie Gott, der Herr, was ich gemacht habe, und siehe da! es ist sehr gut. Daher habe ich mich auch nicht entbrechen können, diesen beinahe vierzigstrophigen Burschen also anzureden: Ach nun bist du mir geboren u. s. w." Nachher nennt er das Gedicht seinen liebsten, theuersten Gesang, sein Meisterstück, und meint, dass er nie etwas Besseres gemacht habe, nie etwas Besseres machen könne und werde.

*** Einzelnes kann schon vorher gedichtet sein, s. den Brief an Meyer (Gris. I, S. 33), namentlich den Ausdruck: „zerstreute Klänge."

aus 42* zehnzeiligen Strophen in vierfüssigen Trochäen gemischt mit Spondeen; die erste Zeile hat jedesmal mit der dritten und vierten denselben weiblichen Reim, sowie die zweite mit der fünften einen männlichen gemeinsam; in der zweiten Hälfte jeder Strophe haben die siebente, achte und zehnte Zeile denselben männlichen, die sechste und neunte denselben weiblichen Reim. So entsteht bei der Verschiedenheit die schönste Harmonie und ein sehr wohlgefälliger Bau der Strophe, was man um so deutlicher empfinden wird, wenn man mit ihr die achtzeilige spondeische Strophe in ihrem mehr einförmigen Bau und melancholischen Ton vergleicht, in welcher beispielsweise die Elegie: „Als Molly sich losreissen wollte" geschrieben ist. (Darf ich noch ein Wörtchen lallen u. s. w.).

Das Gedicht erschien zuerst in der Ausgabe von 1789 (mit lateinisch gedrucktem Titel: Gedichte von Gottfried August Buirger (sic!). Mit Kupfern. Göttingen, bei Joh. Christ. Dieterich, I. S. 213—234, die mir vorliegt. Der Dichter hatte immer vor, später eine neue Ausgabe zu veranstalten, für die er bereits Abonnenten gesammelt hatte, kam aber nicht dazu, da er sich nicht genug darin thun konnte, beständig an seinen Gedichten zu feilen und zu bessern, was von jeher seine Maxime gewesen war. So fanden sich denn nach seinem Tode sowohl in einem Handexemplar des ersten Theils, als auch auf losen Blättern eine Menge Varianten, die 1796 in die im Auftrage der Dieterich'schen Buchhandlung von Assessor Reinhard veranstaltete dritte Ausgabe aufgenommen wurden. So erlitt namentlich das hohe Lied mannigfaltige Veränderungen. Ueber den genannten Reinhard fällt der neueste Herausgeber Ed. Grisebach das Urtheil, er sei einer der mittelmässigsten Poetaster gewesen, der je in Marsyas Fusstapfen gewandelt sei. Er wählte unter den verschiedenen Lesarten Bürgers, wie er sagt, selbstständig und liess 36 Gedichte der früheren Ausgabe weg, während er 24 neue nach 1789 entstandene hinzufügte. Nach mehreren Auflagen bei Dieterich erfolgte 1823 endlich, ebenfalls

* In dem Briefe an Meyer (Gris. I, S. 34) nennt er das Gedicht einen beinahe vierzigstrophigen Burschen, also kamen bei der Redaktion noch einige Strophen hinzu. Der Brief ist vom 1. März, die Vorrede der 2. Aufl. datirt vom April d. J.

von Reinhard besorgt, die „Vollendete rechtmässige Ausgabe“ (Berlin, Christiani 1823), in welche alle Gedichte Bürgers aus der zweiten Ausgabe von 1789 wieder aufgenommen wurden. Alle späteren Ausgaben, namentlich auch die Dieterich'schen von 1833 an, druckten diesen Text von 1823 nach, und man kann denselben die Vulgata nennen; mir liegt eine Ausgabe von 1829 (Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung) vor, in dem das Lied 41 Strophen enthält und das Motto aus Petrarca* trägt:

Se tu avessi ornamenti, quant' hai voglia,
Potresti arditamente
Uscir del bosco, e gir infra la gente;**

was in der alten Ausgabe fehlt.

Unter den neueren Ausgaben nenne ich die 1869 auch in Brockhaus Bibliothek der deutschen Nationalliteratur erschienenen von Julius Tittmann, die den Reinhard'schen Text beibehält, und dann besonders die von Dr. Ed. Grisebach (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1872), der wieder auf die Ausgabe von 1789 in Text und Anwendung zurückgeht, aber zugleich, so besonders im hohen Lied, viele der von Reinhard mitgetheilten und nach seiner Ansicht jedenfalls sämmtlich von Bürger herrührenden Abänderungen nach reiflicher Ueberlegung adoptirt hat. Bei ihm enthält das Lied wieder 42 Strophen. Meiner Besprechung lege ich diesen Grisebach'schen Text zum Grunde, verfehle aber nicht, die Lesarten der zweiten Ausgabe von Bürgers Hand von 1789, so wie der Vulgata, für die mir die Ausgabe von 1829 vorliegt, nebenbei anzuführen. Der Kürze wegen bezeichne ich die Grisebach'sche Ausgabe mit Gr., die von 1789 mit B., die Vulgata mit V.

Die Idee eines ähnlichen Liedes kann möglicherweise dem Dichter übrigens schon längst vorgeschwebt haben.*** Das Gedicht

* Den Petrarca und a. Italiener las er seit 1789 aufmerksamer und fleissiger als früher; s. Brief an Meyer (Griseb. I, S. 35).

** „Wenn du Zierden hättest, wie du zu haben wünschest, so würdest du beherzt aus dem Walde treten und dich vor den Leuten zeigen.“ In welchem Zusammenhange diese Worte bei Petrarca stehen, weiss ich nicht, wie mir auch nicht recht klar ist, welche Beziehung sie zu unserem Gedichte haben.

*** Darauf könnte man auch die drittletzte Strophe deuten: Lange hatt' ich mich gesehnet, u. s. w.

„Resignation“, bei Gr. II. S. 136, wurde zuerst von Alois Schreiber im Heidelberger Taschenbuch für 1812 veröffentlicht, zugleich mit einer merkwürdigen Strophe:

Minnelied.

Hört von meiner Minniglichen,
Lieben, hört ein neues Lied!
Denn der Winter ist entwichen,
Maienlust mit Wohlgerüchen,
Maienwonn' ist aufgeblüht.
Lieben, öffnet eure Sinne,
Mai erwacht,
Minne lacht,
Mai hat Minne,
Minnesang wohl angefacht.

Ich habe dies nach einer Mittheilung von Grisebach, Th. I, S. LX angeführt, der geneigt zu sein scheint, die Strophe für ächt anzunehmen, und darin den „ersten, jedenfalls lange vor 1785 entstandenen Reim zum ‚hohen Liede‘ erkennt.“ Ich hege meine bescheidenen Zweifel daran, da mir der ganze Ton zu sehr nach einer Nachahmung des Minnegesangs schmeckt, wie dies zu jener Zeit Al. Schreibers Mode wurde. Denn unser Gedicht unterscheidet sich wesentlich von den gewöhnlichen Minne- und Liebesliedern, die dem Dichter, wie der Nachtigall ihr Gesang, gleichsam ohne Bewusstsein instinktiv vom Munde strömen sollen; es liegt ihm vielmehr ein fester, wohlgeordneter Plan zu Grunde und es ist nach einem gewissen Schema componirt, dass der Dichter sich vorher zurecht gelegt hat. Wir wollen den Gedankengang in kurzen Strichen darlegen.

Der Dichter fordert die Leser auf, sein schönes Lied zu hören, welches er von seiner ihm neuangetrauten Gattin singen will. Er fühlt sich zu einem neuen Leben wieder auferstanden und will ihr seinen Dank abstatten. Dieser soll nicht in Schätzen und irdischen Dingen bestehen, die er nicht besitzt, sondern in einem Liede. Alles soll daher schweigen und nur auf ihn hören; es soll dies ein Lied werden, dem er ewige Dauer verheisst. Zugleich will er auch von seinem Muthe singen, den er die lange Zeit der Leiden hindurch bewiesen hat. Er war dem Untergange nahe, da erschien der Tag der

Rettung und er fühlt jetzt die höchste Glückseligkeit. Seine so lang Geliebte darf er nun sein Weib nennen und ohne Schuld in ihren Armen ruhn. Dieses Glück ist so gross, dass er daran selbst kaum zu glauben wagt und fürchtet, ein neckischer Traum möchte ihn täuschen. Er kann kaum Worte finden, um seine Auserwählte hinlänglich zu preisen, die ihm so lange trotz aller Hoffnungslosigkeit Liebe und Treue bewahrt hat, und zwar aus angeborenem Seelenadel und tiefster Neigung, da er weder durch Reichthum und irdische Macht, noch durch Schönheit oder Ruf als Dichter und Gelehrter sich auszeichnete. Freilich hätte er letzteren erwerben können, wenn ihm das Schicksal günstiger gewesen wäre. Dies ist um so mehr hervorzuheben, als sie wegen ihrer Vorzüge wohl auf eine bessere Heirath hätte Anspruch machen können. Sie war es allein, die den bereits Verzweifelnden aufrecht erhielt und ihn vom Untergange rettete. Dabei war er bei dem ganzen Verhältniss der allein Schuldige, sie trifft kein Vorwurf; sie suchte sich zu schirmen, aber der Drang seiner Liebe war zu stürmisch und sie zu weich und edelmüthig, als dass sie hätte widerstehen können. Da könnte denn Jemand fragen, wie denn eine solche Leidenschaft ihn ergreifen konnte. Man wird diese Frage eitel finden, wenn man den Gegenstand seiner Liebe näher ins Auge fasst; nicht nur mit den herrlichsten Vorzügen des Körpers ist sie ausgestattet, sondern auch Geistesgaben schmücken sie in dem Maasse, dass keine Schilderung es erreichen kann. Wer sie besitzt, der ist der glücklichste Mensch auf Erden, der hat schon hier die höchste Glückseligkeit erreicht, und darum hatte er ein volles Recht, nach ihrem Besitze zu streben. Man darf ihm nicht entgegenhalten, dass auch andere Frauen liebenswürdig sind; diese sind für ihn nicht da, er kann nur mit ihr und für sie leben und ohne sie wäre ihm das Leben eine Wüste. Darum erhebt er sein Herz mit Dank zu Gott und preist den Tag seiner Vermählung; jetzt fängt für ihn ein neues Leben an; alles, was hinter ihm liegt und nicht recht war, soll vergeben und vergessen sein. Alle üble Nachrede soll aufhören, unter der sein Weib gelitten hat; sein Lied soll sie rechtfertigen und sie zu Ehren bringen. So belohnt der Dichter die Opfer, die sie ihm gebracht hat,

woran andere Frauen sich ein Beispiel nehmen mögen. Lange hat er sich danach gesehnt, seinen Gefühlen Worte zu leihen, endlich ist es ihm beschieden und so ist dieses Lied entstanden, das ihm selbst als das vortrefflichste erscheint, was er je gedichtet hat und noch dichten wird.

Das ist, deucht mir, ein logisch fortschreitender Gedankengang, dessen Kern sich in einer Apologie seines Verhältnisses zu Molly concentrirt, und ich kann die Ansicht Fr. Horns,* eines sonst umsichtigen Kritikers, nicht begreifen, wenn er meint, es fehle den einzelnen Theilen an Zusammenhang und er sei erbötig, den Kitt nachzuweisen, der sie scheinbar zusammenhielte. Im Gedichte selbst freilich zeigt sich dieser innere Zusammenhang nicht so klar, wie er in unserer prosaischen Analyse erschien, und wird oft durch Episoden unterbrochen. Dafür haben wir es aber auch mit einem Gedichte und nicht mit einer prosaischen Vertheidigungsschrift zu thun, an die man allerdings einen anderen Massstab legen muss. Damit will ich aber nicht leugnen, dass das Gedicht stückweise und nicht aus einem Gusse gemacht ist; nachdem die einzelnen Theile aber fertig waren, hat der Dichter sich das Schema gebildet, nach welchem sie zusammengesetzt werden sollten.

Ich gehe jetzt zur Erklärung und Kritik der einzelnen Stellen über, bei der ich nur das Schwierigere und einzelne Besonderheiten ins Auge fasse, weil ich sonst allzu weitläufig werden müsste. Die Varianten sind möglichst ausführlich mitgetheilt, da eine Sammlung derselben uns einen Blick in die Geisteswerkstatt des Dichters thun lässt. Ich wiederhole noch einmal die Zeichen. B. ist die Ausgabe von Bürger von 1789, V. die Vulgata nach Reinhard's Ausgaben, Gr. die Ausgabe von Grisebach, die auch dem Commentar zum Grunde liegt. Wo die V. mit Gr. übereinstimmt, ist sie nicht besonders angegeben.

Commentar und Kritik.

Str. 1. Hört von meiner Auserwählten u. s. w. ist ganz gehalten im Tone eines Volksliedes, wie die Bänkelsänger oft beginnen. So Stolberg in den „Bussreden“: „Hört, ihr lieben deutschen Frauen.“ — Wie aus Nacht und Moderduft;

* G. Horn, „die schöne Literatur“ u. s. w. S. 219: Uebrigens ist es mir recht wohl bekannt, dass das genannte Gedicht kein vollständiges und

B. Wie aus Graus u. M. Aehnlich sagt er in der Elegie, Str. 19 (Gr. II, 105): Tief in Kerkers Nacht, belastet Wie von Ketten, centnerschwer.

Str. 2. Zepter, Diademe, Kronen: B. Für Kronen die falsche Form Thronen. — Schmuck erkauft für Millionen; B. Silber, Gold und Perlenkronen mit lästiger Wiederholung von Silber und Gold. — Ihren Namen den mein Lied u. s. w., keine Nacht umzieht; B. Ihrem Nahmen (wie natürlich die Orthographie die des vorigen Jahrhunderts ist, was ich nicht weiter anmerken werde) den mein Lied Schüchtern sonst zu nennen mied, Will ich schaffen Glanz und Leben Durch mein höchstes Feyerlied. Ihren Namen, den mein Lied Lange zu verrathen mied. Die Ausgabe von 1778 enthält den Namen Molly noch nicht, erst in der von 1789 kommt er vor.

Str. 3. Murmelbach; für „murmelnder Bach", ich bemerke dies, weil das Gedicht reich ist an zusammengesetzten Substantiven, die der Dichter zum Theil neu gebildet hat und die in der Prosa durch Umschreibungen der Adjectiva in Verbindung mit Subst. gegeben werden, so: Silberwogen, Göttermuth, Wunderheil, Geierpein, Himmelsschein, Graziengestalt, Wonnebeben, Taumelkreis, Liebesodem, Magnetenstrom, Zauberschranken, Himmelsgeist, Schmeichelflut, Seelenauge, Purpurbeere, Halmenjungfrau u. v. a. — Winde, lasst die Flügel fallen; dass die Winde mit Flügeln abgebildet werden, ist aus den alten Dichtern hinlänglich bekannt (madidis Notus evolat alis); die Flügel fallen lassen, sie nicht mehr ausgebreitet zum Fluge halten, wie die Segel fallen lassen. — Halt den Odem an, Natur; der höchste Grad feierlicher Stille.

Str. 4. Des Aethers Bogen; ohne Zweifel die Wölbung des Aethers, das Himmelsgewölbe, nicht der Regenbogen. — Denn hinab bis zu den Tagen u. s. w. B. Denn bis zu den letzten Tagen, die der kleinste Hauch erlebt . . . . . Sollst du deren Nahmen tragen.

Str. 5. Jubelvoll auch offenbaren — Heimath ruht; B. Ja, zum himmelfrohen Gotte, Der nun, frey und

zusammenhängendes Ganze sei, und wir sind allenfalls selbst erbötig, die Fugen und den Kitt nachzuweisen, mit dem sie (?) verhüllt werden sollten.

wohlgemuth Vor des Tadels Ernst und Spotte, Wie in seiner Göttin Grotte Nach dem Sturm Odysseus, ruht! Der Vergleich mit dem Dulder Odysseus ist sehr passend; wie jener 20 Jahre lang vom Unglück verfolgt wurde und ausdauerte, bis er endlich seine Heimath erreichte, so hat der Dichter 11 Jahre lang (vom 23. Nov. 1774 bis 27. Juni 1785) sein Leben unter Qualen hinschleppen müssen, bis er sein Ziel erreichte. — Zonen, kalt und feucht, dürr und glühend; die unangenehmsten Gegensätze der Witterung; man achte auf den Chiasmus in der Stellung der Adjectiva, eine Figur, die der Dichter auch sonst anwendet, s. zu Str. 26 und 33.

Str. 6. Alles Oel war ausgetrunken; das Bild ist den Dichtern namentlich des vorigen Jahrhunderts geläufig; im Zechlied (B. I, S. 143) heisst es: Aechter Wein ist ächtes Oel zur Verstandeslampe.

Str. 7. Wonne weht u. s. w. Die fünf ersten Zeilen werden oft angeführt als schönes Beispiel für die Alliteration; ob diese in des Dichters Absicht lag, möchte ich bezweifeln;* wenigstens kannte er die genaueren Gesetze der nordischen Alliteration nicht, und die späteren Gedichte dieser Art, z. B. das Rolandslied von Rückert und das Lied von Thrym von Chamisso unterscheiden sich bedeutend von unserer Stelle. — Piloten; des Steuermanns, Lotsen, kann allgemein genommen werden, doch glaube ich, dass der Dichter sich selbst gemeint hat, da er schon vorher das Bild der Seefahrt gebrauchte, mit der er sein bisheriges Leben vergleicht und im Gedicht „Verlust“ (Gr. II, S. 129) ganz ähnlich sagt: „Wonnelohn, ... Dem ich mehr als hundert Monden lang, Tag und Nacht, wie gegen Sturm und Drang der Pilot dem Hafen, nachgerungen.“ Die letzten fünf Zeilen sind eine offenbare Verbesserung von B.: „Ihr Gefieder, nicht mit Aschen (?) Trauriger Vergangenheit Für die Schmähsucht mehr bestreut, Glänzet rein und hell gewaschen, Wie des Schwanes Silberkleid.“

* Es ist indess nicht zu läugnen, dass Bürger in Nachahmung des Volkstones auch sonst, vielleicht unbewusst, die Alliteration anwendet, so am Ende der „Lenore“: Des *L*eibes bist du *l*edig, *G*ott sei der Seele *g*nädig;

Str. 8. Nah' in diesem Lustgefilde u. s. w.; B.: „In dem Paradiesgefilde, Wie sein Aug' es nimmer sah", was mir besser gefällt, da man bei den Worten „diesem Lustgefilde" nicht recht sieht, worauf sie gehen sollen. — Adonid-Urania; das Wort Adonide als femin. von Adonis, jenem schönen Jüngling, braucht Bürger häufiger in der Bedeutung eines Ideals weiblicher Schönheit. So in „Abendphantasie eines Liebenden" vom Frühling 1774* (Gr. 2, S. 86): „Schläft meine Molly-Adonide"; ferner in dem Gedicht „An Adoniden" (B. L. 206, falsch pag. 119): „O Adonide, welche Kraft", wo jetzt bei Gr. II, 116 steht: „O Molly, welche Zauberkraft" — Urania: die Himmlische, Beinamen der Aphrodite als Sinnbild edler Liebe im Gegensatz zu Aphr. *πάνδημος*, der rohen Sinneslust; an die Muse gl. N. ist nicht zu denken. Seine Geliebte ist ihm eine Göttin. — Sang ihr holder Flötenton; B. Sang ihr Filomelenton. Die V. hat die Stelle so: Froh hat sie ihn aufg. in der Labungsregion. . . . Froh mit lieblichem Willkommen in Aëdons Flötenton.

Str. 9. Oder von dem Rabenstein; Rabenstein geläufig im vorigen Jahrhundert von dem auf steinernen Säulen errichteten von Raben umschwärmten Galgen, so in „des Pfarrers Tochter in Taubenhain" (Gr. II, S. 17): Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein; Allnächtlich herunter vom R. In Sprüche Sal. 26, 8 bedeutet es im Gegensatz zu Edelstein einen von Raben umschwärmten beliebigen Steinhaufen. — In der Liebe Flaumenbette; B. In der Wollust Fl., wo Wollust indess nicht in der schlimmen Bedeutung zu fassen ist: Wollust kommt für hohe Lust, Vergnügen, Behagen auch sonst bei Dichtern des vorigen Jahrh. vor. Die V. hat die Stelle so: Das ist süsser, als der Kette, Süsser als der Geierpein An Prometheus rauhem Stein, Auf der Ruhe Flaumenbette u. s. w. Schiller hatte in seiner Rec. den Ausdruck in der Wollust

---

in „Lenardo und Blandina" (Gr. II, S. 40): Wol schwellen die *W*asser, wohl hebet sich *W*ind, Doch *W*inde verwehen, doch *W*asser verrinnt. *W*ie *W*ind und *w*ie *W*asser ist *w*eiblicher Sinn u. s. w.

* Erst am 23. Nov. 1774 heirathete Bürger die Dorette.

als Charakteristikon für die gesammten Mollylieder herausgegriffen.

Str. 10. goldne Berge: das lateinische montes auri (argenti) polliceri; in Träumen scheint oft Gold aus der Luft herunterzuregnen und ganze Berge zu bilden.

Str. 11. Hohe Namen zu erkiesen; für sie glänzende Namen zu wählen — erkiesen, alterthümlich mit der Nebenform küren, erküren, woher das noch gebräuchliche Imperf. erkor. — Mehr als hundert Monden lang. Nach dem Vorgang der Alten (ter centum Fabii, ter cecidere duo, bis quinque, octavum lustrum u. s. w.) lieben es die Dichter, statt der gewöhnlichen Zahlenangaben Umschreibungen eintreten zu lassen, zum Theil, um der Phantasie einen grösseren Spielraum zu gewähren; so Schiller im „Kampf mit dem Drachen“: dreimal dreissig Stufen, was uns die Mühe des Aufsteigens und die nöthigen Ruhepunkte besser malt, als wenn er neunzig gesagt hätte. Die Zeit seiner Leiden dauerte, wie angegeben, elf Jahre, also mehr denn hundert Monate. Denselben Ausdruck gebraucht der Dichter in dem oben angeführten Gedicht „Verlust“.

Str. 12. Hatt' ich etwa Krösus Thron u. s. w. ist eine offenbare Verbesserung für die Lesart in B.: Konnt' ich, wie der Grosssultan, Ueber Millionen schalten? War ich unter Mannsgestalten Ein Apoll des Vatican? — Latonens Sohn, Apollo, das Ideal männlicher Schönheit, am besten dargestellt im Apollo von Belvedere.

Herzog grosser Geister; ein Führer derselben, also an ihrer Spitze stehend. — Strahlend; B. Prangend.

Str. 13. Der Dichter traut sich wohl zu viel zu, wenn er meint, eine glückliche Liebe würde ihn zum grossen Gelehrten gemacht haben. Bei entschiedener Anlage und zeitweilig unverdrossenem Fleisse, wo er das Versäumte rasch nachholte, fehlte es doch in seinen Studien an Stetigkeit und Ausdauer; so führte er namentlich in Halle ein freies lustiges Leben, das auf seine Entwicklung nicht günstig einwirken konnte. Der Preis als Gelehrter scheint ihm mit Recht erreichbarer als der als Dichter, weshalb er hier nur Hundert, dort

Tausend nennt, mit denen er zu wetteifern sich erbietet. Das Bild von der Rennbahn und den Kämpferwagen kommt schon bei alten Dichtern vor, so Juven. sat. 1, 19, 20. — Meiner Palmen Keime; die Palme ist gewählt als edler Baum, zugleich, weil sie das Symbol des Sieges ist und dem Sieger als Preis zuerkannt wird.

Str. 14. Alcibiaden; ist der Plural, Leute, wie Alcibiades, das Ideal der Schönheit und Kraft. — Sie vor ihren Schwestern allen; B. Hymen hätte zur Belohnung Sie im Freuden-Chor umschwebt. Wie es in Kronions Wohnung — die Ehe des Herakles mit Hebe, das Ideal einer in jeder Hinsicht glücklichen Verbindung, ist auch angedeutet bei Schiller „Ideal und Leben“ am Ende.

Str. 15. Käm' ihr ganzes Heil auch um, u. s. w.: V. Wo auch Liebe sinken lässt, Hielt sie an dem armen Kranken, So mit Wünschen und Gedanken, Wie mit ihren Armen fest. — Die alte Lesart in B. ist viel kräftiger und sinnlicher, der Ausdruck Liebe Ranken ist vom Weinstock, dem Epheu und ähnlichen Gewächsen hergenommen. — Liebend, voller Kümmernisse, B. Schmelzend im Bekümmernisse ist unklar und gesucht. — Eumeniden, Sinnbilder der Gewissensqualen und der inneren Unruhe; die Mythologie kennt nur drei; ob der Dichter sich mehrere denkt, oder mit dem Worte Schaar die Wesen andeuten will, die in ihrer Begleitung sind, ist ungewiss. Schaar kann übrigens auch von einer kleinen Zahl stehen.

Str. 16. in meiner Schuld; indem ich meine Schuld bekenne; des geweihten Lautenschlägers; sacri vatis, die Dichter stellten sich gern als heilige Priester dar.

Str. 17. Des Hartsinns Tadel; der Tadel, der aus einem harten Sinn hervorgeht. — Wölke sich die Stirne milder Huld; möge auch ein sonst mild urtheilender Mann unmuthig mich tadeln und die Stirne umwölken; die Wolke, Bild der finstern Stimmung, des Unwillens.

Str. 18. Ach, sie strebte sich zu schirmen — Brust. B.: Ha, nicht linder Weste Blasen, Wehte mich zu Lieb

und Lust! Nein, es war des Sturmes Rasen! Flamme, Steine zu verglasen, Heiss genug, entfuhr der Brust. — Wieder eine der Stellen, welche Schiller bei seinem Tadel im Auge gehabt haben mag; der Ausdruck ist zum Theil steif (wehte mich zu Lieb und Lust), zum Theil übertrieben, wie der ganze Gedanke. — verglasen; nicht mit Glas überziehen, sondern zu Glas machen. — In Plutons grausen Landen, im Hades, Hätten mit der Brust von Erz, B. Hätten, eisern in der Pflicht, Welche keine Noth zerbricht — Doch die zarte Holdinn nicht — (Noth zerbricht nach dem Sprüchwort: Noth bricht Eisen). — Unholdinen die Furien, die kein menschliches Gefühl rührt; so wie andere ihnen ähnliche Wesen. — Es ist der Gegensatz von dem folgenden Holdin, d. h. ein freundliches und liebes Wesen mit der Nebenform Huldin, die oft dafür gebraucht wird, obschon diese Form mehr die Huldgöttin, die Grazie bezeichnet. Holdin kommt oft bei Bürger vor, so in der Elegie (Gr. 2, 108) Selbst, o Holdin — kannst es glauben — Brust von Erz, *θυμὸς σιδήρεος*, ferrea corda, aes triplex circa pectus bei alten Dichtern. — eisern in der Pflicht erinnert an den kategorischen Imperativ.

Str. 19. Unglückssohn, warum u. s. w.; die Frage geschieht natürlich im Sinne eines Andern, daher auch nachher der Ausdruck Frevler. In der Antwort gesteht der Dichter selbst, dass er krank war. Aber, sagt er, wenn du Gesunder mit meinen Sinnen die Sache ansiehst, dann wirst du dich nicht mehr wundern, dass ich so gestimmt war. Die Form der Rede in abgebrochenen Imperativsätzen ist der lateinischen Sprache entlehnt und kehrt bei Bürger häufiger wieder; wir gebrauchen in der Prosa dafür Conditionalsätze mit wenn. Wie hier Steine — Stürme, so in den folgenden Strophen: Sieh — verlange nie — Sieh — fühle nicht.

Str. 20 u. 21. Auf diese Strophen bezieht sich zum Theil der Tadel Schillers in der angeführten Recension, dass die Gemälde, die der Dichter aufstellt, mehr ein Zusammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale zu nennen seien. „Es kann nicht fehlen", sagt er, „dass dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreisst

und blendet, Leser besonders, die für das Sinnliche empfänglich sind und den Kindern gleich nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn zu, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt.“ Das heisst wieder, eine Poesie von Abstraktionen fordern und ist ein Beweis, dass der reflektirende Schiller den realen Bürger nicht zu fassen und gerecht zu beurtheilen verstand. Wir, die wir denn nach Schiller mehr einen kindlichen Geschmack in der Poesie haben, lassen uns diese schillernden Schilderungen gerne gefallen, besonders wenn sie eine solche Fülle von Bildern in einer schönen harmonischen Sprache entrollen. — Sieh, die Blüthe dieser Wange; B.: Sieh die Pfirsichzier der Wange, Sieh nur halb, wie auf der Flucht, Dieser Lippe Kirschenfrucht, Ach, und werde von dem Drange Deines Durstes nicht versucht! — ist freilich noch bildlicher, aber doch bietet die neue Lesart eine Verbesserung. — Blöder, entweder der es kaum wagt die Schönheit anzuschauen, oder, was mir besser scheint, dem es an Sehkraft und scharfer Auffassung fehlt, wie das Wort diese Bedeutung in dem Compositum blödsinnig hat. — Ich seh nur eine Frau! Ich finde nichts Besonderes an ihr, sie ist ein weibliches Wesen wie alle Andern.

Str. 22. Kamöne; der lateinische Name für die Musen, die Göttin des Gesanges und alles Schönen. — Aufgethan, geöffnet, empfänglich, gehört zu Ohr. — Die ins Freudenmeer des Schönen; B. Die in Leid- und Freudenthränen (mit falschen Reimen). In der folgenden Zeile giebt Gr. in den Varianten aus B. an: aus dem Busen; in meinem Exemplar steht: aus den Busen. — Dass sie in der Flut verglimme; ein ungemein kräftiges Bild, die Seele geht in diesem Freudenmeer unter, wie ein schwacher Funke im grossen Weltmeer.

Str. 23. Wo ihr Liebesodem; B. Wo ihr Nelkenathem weht; schmeckt allerdings etwas nach Don Quixotes Lobpreisungen seiner Donna. — Nach Magnetenstromes Weise; sehr bezeichnend und prägnant; die Liebe ist ein geheimer Zug, von dem man sich keine Rechenschaft geben kann, und

wirkt mit einer unerforschten Kraft, wie der Magnet. — Wo die letzten der Gedanken; drastischer und sinnlicher in B., wie schon oben angeführt ist, weshalb wir es hier nicht wiederholen. Die Satzbildung in B. ist sehr frei und kühn; der Nachsatz „Ha, du bist ein Salamander“ ist eingeschoben, und dann der Vordersatz mit Wenn noch einmal aufgegriffen — Salamander, dem Volksglauben nach ein feuerfestes, unverbrennliches Thier.

Str. 24. Doch — empor vom Erdenthale; B. Steig' empor vom Erdenthale, Was auch Florens Hand es kränzt. Sonne dich, o Lied, im Strahle. — Ob die Lesart bei Gr. sich auf Ueberlieferung gründet, oder darin Verbesserungen des Herausgebers sind (so Wie auch für Was auch?) kann ich nicht entscheiden. So viel ist sicher, dass Bürger an der Redaktion dieser Stelle viel gearbeitet hat; unsere ganze Strophe nämlich und der Anfang der folgenden lautet in den V. ganz anders, was nicht etwa auf Rechnung von Reinhard zu schreiben ist; sie heisst so:

Doch — dein Auge blickt bedenklich,
Und ich ahnde (ahne) was es schilt.
Irdisch nennt es und vergänglich,
Was mit Lust so überschwenglich
Nur der Sinne Hunger stillt. —
Wohl! Verachtend mag es schelten,
Was aus Erde sich erhebt,
Und zur Erde wieder strebt.
Nur der Himmelsgeist soll gelten,
Der den Erdenstoff belebt.
Ach, nur Ein, nur Ein Mal strahle
Ihn, der mich nicht fassen kann,
Wesen aus dem Göttersaale,
Nur von fern und Ein Mal strahle
Diesen kalten Tadler an!

Im Folgenden steht hier (Selig) wer — Selig, was —. Man sieht, dass in B. (u. bei Gr.) derselbe Gedanke ausgedrückt ist, nämlich dass über der realen Erscheinung der irdischen Dinge, die vergänglich sind, ein Höheres, Ewiges, Unvergängliches steht, nur dass hier dieser Gedanke poetisch und in Bildern dargestellt ist, während die V. eine matte versificirte

Reflexion im Schillerschen Sinne enthält. Wenn die Sonne, der ewige Segensborn Gottes, als nie versiegend den Wonnen des Mai und der Fülle des Herbstes als vergänglichen Dingen entgegengestellt wird, so ist dieser Gedanke philosophisch schwach, da die Sonne ja nach den Ergebnissen der Wissenschaften auch Materie ist, mithin vergehen kann, aber poetisch schön; denn dem Volksgefühl ist die Sonne der Abglanz der Gottheit, das Bild der Ewigkeit und Unwandelbarkeit. Mit ihr, als dem ewig Schönen, Guten, Wahren, vergleicht er die Seele seiner Molly. Diese, ein Lebensgeist von Gott gehauchet, ist ihm d. h. giebt ihm Licht zum Rathe und Kraft zu jeglichem Guten, sie ist ihm ein Labebad für seine Seele. — Florens Hand, Diesen Frühling und des Maien Wonne deuten auf die Blüthezeit des Jahres, in die ohne Zweifel der Ursprung des Liedes fällt (die Heirath fiel auf den 27. Juni). — Autumnus Horn; die Fülle der Früchte im Herbste, der oft mit dem Füllhorn (cornu copiae) abgebildet wird; die Gaben beider Jahreszeiten gehen unter oder werden verbraucht, aber die Sonne, die Schöpferin derselben, bleibt immer dieselbe.

Str. 26. Schmeichelflut; ein neugebildetes Wort von der Categorie der zu Str. 3 angeführten; schmeichelnde Wogen, Wasserfluten kommen auch sonst vor; Göthe Johanna Sebus: „Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf". — Frost und Schwüle, Wärme und Kühle, man bemerke wieder den Chiasmus. — Gottesseher; ein von Gott begeisterter Seher; Seelenaug', das geistige Auge.

Str. 27. Purpurbeere, uva purpurea. — Fittich böser Stürme ist etwas sonderbar gesagt. Da wir bei Fittich eher an etwas Freundliches, Schützendes denken, wie in Str. 38: Schwing als Ehrenfahne Deinen Fittich u. s. w. — Dies Elysium; Elysium der Aufenthalt der Seligen, wo kein Leiden, keine Trübsal ist; sie wird selbst ungenau ein Elysium genannt, während er den Ort nennt, wo sie weilt, und ihre Nähe.

Str. 28 u. 29. Genauere Schilderung des Elysiums, in der ersten Strophe von der negativen Seite, indem alle irdischen Mängel aufgeführt werden, die dort nicht sind, in der anderen von der positiven, indem er die Wonne daselbst ausmalt. —

Auch hier hat der Dichter seinem Drang nach sinnlicher und abundanter Darstellung nachgegeben. Zuletzt fühlt er, dass ihm die Kraft ausgehe, in würdiger Schilderung die Sache darzustellen. — So das Lächeln von der Wange u. s. w.; So für welches, wie oft im v. J., Hölty Elegie: Schlummert Röschen, so des Dorfes Freude. — V. Keins, das deiner Brust und Wange Ruh' und Heiterkeit entneckt — entnecken, durch Necken und Quälen nehmen. —

Str. 30. Zur Genossin seiner Zeit; zur Lebensgefährtin. — Seinem Wunsch ist feil, es ist nichts für ihn unerreichbar, er braucht blos zu wünschen, und er hat es. —

Str. 31. Starker Ausdruck seines Glückes, das ihm im Sinnengenuss besteht. — es, das Leben, für die lebende Person.

Str. 32. Nattern und Molche; giftige und widerwärtige Thiere, das Bild des Ekels und des Schauders — Molche, Wassereidechsen, in der Phantasie des Volkes grausig ausgemalt. Ueber den Gedanken haben wir schon oben gesprochen.

„Mit der Stimme der Empörung
Konnt ich furchtbar: Sie ist mein!

Hiermit vergleiche man eine Stelle aus einem Briefe an Boie (16. März, 1786) bei Grisebach I, S. 25: „Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen; in meinem Wahnsinn hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit, als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, dass Sinnenlust der kleinste Theil meiner unaussprechlichen Liebe war." In demselben Briefe findet sich eine Stelle, die auf Str. 17 Bezug hat, wo er sagt: Schuldlos war ihr Herz und Blut u. s. w.: „Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es, und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heissen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser bei so hinreissenden Gefühlen auf ihrer Seite zu

widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchst reinste wirkliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag.“ Es wird überhaupt sehr nützlich sein, diesen Brief zur Aufhellung mancher Stellen des Gedichtes sorgfältig zu vergleichen; es möchte aus demselben auch hervorgehen, dass der Dichter später zum hohen Liede, dessen Ursprung, wie gesagt, in das Jahr 1785 fällt, manche Zusätze gemacht hat. Wenn Jördens übrigens in seinem „Lexikon deutscher Dichter und Prosaiker“ berichtet, dass das Verhältniss zu Molly bereits während der Verlobung mit Dorette begonnen habe, so scheint dies richtig zu sein, obschon er keine Quelle angiebt. Nach einer schon gemachten Bemerkung nämlich kommt schon in dem Liede, „Abendphantasie eines Liebenden“ (Gris. II, S. 86) der Name Molly vor; dieses Lied fällt aber nach Bürger's eigener Angabe in das Frühjahr 1774, während die Heirath erst am 23. November statt fand.

Str. 33. Andre ziehen Andrer Herzen, B. Andre füllen Andrer Herzen, Andre reizen Andrer Sinn . . . Dann sind Andrer Lust und Schmerzen, Mir Verlust und auch Gewinn — wieder mit chiastischer Wortstellung. — In der V. fehlt die ganze Strophe. Etwas störend ist die gehäufte Wiederholung des Wortes Andre; ein ähnlicher Gedanke in der Elegie, Str. 9 (Gr. S. 103): Andre mögen andre loben — andre Lust zur Abwechslung für Andrer L., wie in B. steht.

Str. 34. Ihrer Liebe Nektar missen, B. Lässt, so ganz nach allen Fernen, So von Allem abgetrennt, Was die Sehnsucht möchte körnen (locken), Schwebend zwischen Meer und Sternen, Von des Dunstes Glut verbrennt — mit schleppender Construktion, unklarem Ausdruck, falschem Reim und der falschen Form verbrennt; daher hat Gr. mit Recht die Variante aufgenommen. — Nur noch einen Quell erspähn, B. Eine Labung nur erspähn. Der Ausdruck Liebe Nektar kam schon oben Str. 27 vor, „süsse Liebe“. — Tod erschmachten, kühn gesagt für verschmachtend den Tod erleiden, wie oben „Heiterkeit entneckt“.

Str. 35. Herr des Schicksals; die Gottheit in christlicher Anschauung, während er in Hymen gleich nachher eine heidnische Vorstellung einmischt, wie das bei den Dichtern des v. J. oft der Fall ist; hier um so eher zu entschuldigen, als Hymen in ganz gewöhnlicher Metonymie für Ehe steht. In solchen Sachen gingen schon die Alten voran, wie wenn Ovid sagt, die Götter hätten ihre Penaten auf der Himmelsburg aufgestellt. — Sonnenwende, eig. die Umkehr der Sonne von den Wendekreisen, hier für eine neue Epoche des Lebens — benedeien; segnen aus dem latein. benedicere, eig. ein kirchlicher Ausdruck.

Str. 36. Fackelschwinger; Hymen trägt nach antiker Vorstellung die Brautfackel und den Hochzeitsschleier in der Rechten. Man bemerke übrigens die Häufung der Epitheta, „Himmelsgast, Fackelschwinger, Schuldversöhner, Gramerzwinger, Wiederbringer“ nach der Weise der Orphischen und Homerischen Hymnen. — Freudenchor; er ist von anderen Genien begleitet, die als Symbole der Freude mit ihm erscheinen. — Huld; hier wohl in der Bedeutung eines holdseligen Wesens und der persönlichen freundlichen Stimmung; oder ist es die Gunst, die Andere gegen ihn hegten? — Alles, was nicht recht geschehn; hier liegt zum ersten Male eine Andeutung des Dichters vor, dass er selbst sich seines nicht reinen Verhältnisses zu Molly bewusst ist.

Str. 37. niedre Schmach; für Schmähung, Verläumdung, unter der sie hat leiden müssen. — Frommer Unschuld nicht dem Ruhme; V. Fromme Unschuld, nicht zum Ruhme. — verworfne Schlange; die Schlange das Bild der Bosheit, Falschheit, List und Verleumdung; diese Vorstellung führt ihn gleich zur Erinnerung an Apollo, den Gott des Lichts, der den Python, das Symbol der Finsterniss und mithin alles Argen, erlegte. Ein schönes Bild führt der Dichter noch ein, indem er den Retter einem Adler gleich, dem Könige der Vögel und dem siegreichen Kämpfer, heranrauschen lässt.

Str. 38. Deinen Fittich; der Fittich als etwas Schirmendes, Schützendes gedacht, auch in der Bibel, er wird zugleich als eine Ehrenfahne dargestellt. — auf lichtem Plane,

B. erstatte trotz dem Wahne; — was der Dichter sich unter dem lichten Plane gedacht hat, ist mir nicht ganz klar, ist es die helle klare Fläche der Fahne, auf der ihr Bild gleich einer Mutter Gottes auf katholischen Kirchenfahnen gemalt ist? Dies stimmte mit dem folgenden: „Strahl' in dies Panier gemahlt" überein. — Drachenzähne: der Zahn als etwas Beissendes, Verwundendes, der der Schlange zugleich als etwas Vergiftendes gedacht. — Staubgewimmel, was im Staube wimmelt, Erdgezüchte, niedrige Seelen. — Längst des Unwerths Busse zahlt; zur Strafe der gerechten Vergessenheit anheimgefallen ist. — Panier; Banner, Heeresfahne, oben „Ehrenfahne". — Halmenjungfrau; B. Halmen-Jungfrau, das Sternbild virgo, die mit einem Garbenbündel abgebildet wird.

Str. 39. Faunen; als Symbole geiler Wollust. — Opferungen; die sie ihm durch ihre unverbrüchliche Liebe besonders an gutem Rufe unter den Menschen dargebracht hat.

Str. 40. Er hätte gerne schon längst ihre Rechtfertigung vor den Menschen in einem Liede ausgesprochen, aber jetzt erst fand sich die Gelegenheit dazu. — Segensstand, man denke an den vulgären Ausdruck: sich in gesegneten Umständen befinden.

Str. 41. Du bist mir geboren; Du, Lied, bist entstanden; das Wort „geboren" ist vielleicht durch den Schlussgedanken der vorigen Strophen veranlasst. — Adon; das Bild alles Schönen — daher hier geistiger Adon. Bekannt ist jener Adonis, der von Aphrodite geliebte Jüngling, nach asiatischer (syrischer) Auffassung das Bild des Lebens in der Natur, das im Frühling erwacht, im Herbst wieder erstirbt. — Der Liebe goldne Horen, die Horen Göttinnen der Ordnung in der Natur, der regelmässig wechselnden Jahreszeiten; sie erlangten schon bei Hesiodus eine sittliche Bedeutung als die Wesen, die im Menschenleben Ordnung und Gesetzmässigkeit schaffen und erhalten. Den Menschen sind sie freundlich und gnädig als heitere, liebliche Göttinnen, sie sind die Genossinnen jeder Freude und daher gerne in Begleitung der Musen, Grazien und besonders der Aphrodite, daher hier „der Liebe goldene Horen". — mein Sohn; mein Lied. — Pierinnen, die Musen (Pierides),

sogenannt von der Landschaft Pieria in Macedonien. — Melodie und Harmonie sind Schwestern; Harmonie, Eintracht, Einklang, Uebereinstimmung in der Mischung auf einander folgender Töne findet noch eine höhere Stufe in der Melodie, dem lieblichen Gesange. — Götterphantasie, deutet auf die höchsten Anforderungen, die man an ein poetisches Werk stellt; das Lied soll die höchsten Ansprüche befriedigen.

Letzte Str. Das Meistersiegel der Vollendung; Die Werke des Künstlers werden, wie die Weine, mit Merkmalen versehen, die ihren Werth bestimmen sollen; das Meistersiegel ist die Bezeichnung des höchsten Werthes und bedeutet, dass das Werk das eines Meisters ist; der Vollendung ist abundant hinzugefügt. — strahlen dir die Flügel; das Lied als ein edler Vogel, Adler oder Schwan gedacht. — Ewig meiner Seele Spiegel u. s. w. B: Ewig strahlen dir die Flügel, Meines Geistes helle Spiegel, — wo in unpassender Weise die Flügel die Spiegel der Seele genannt werden, während dies vom Liede sehr gut gesagt werden kann.* — Wie der Liebe Nachtgestirn; V. wie Uranions Gestirn; es ist der Abendstern, der Venus geweiht, gemeint, der vor allen andern Sternen glänzt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht. — Stolz hinab den Strom der Zeit; diese Worte enthalten denselben Gedanken, der in Str. 4 ausgesprochen war, dass er seinem Liede ewige Dauer verspricht. — Keiner; ist Dativ, Pomp, Nominativ — ein Lied von gleicher Erhabenheit in Gedanken und Ausdruck wird von mir nicht mehr gesungen werden.

Zum Schlusse möge noch die Bemerkung statt finden, dass der Text, den Grisebach giebt, das beste unter den überlieferten Redaktionen und am meisten im Geiste des Dichters gehalten ist. Mit sehr wenigen Ausnahmen stimme ich vollständig überein. Uebrigens habe ich diese Arbeit um so lieber unternommen, als Bürger und seine Poesien in der neuesten Zeit vielfach die Thätigkeit der Literatur in Anspruch genommen haben und er immer mehr der unverdienten Vernachlässigung entrissen wird.

---

* In dem Briefe an Meyer (Gis. 1, 3) steht schon die neue Redaktion, doch glaube ich, dass dies eine Aenderung des Herausgebers ist.

Geht doch Arth. Schopenhauer so weit, ihn ein ächtes deutsches Dichtergenie zu nennen, dem die erste Stelle nach Göthe gebühre und dann zu bemerken: „Schillers kalte und gemachte und Uhlands schlechte (!!) Balladen haben hundert Leser gegen einen, der Bürgers unsterbliche Balladen wirklich kennt.“

Elberfeld.

Zur Stellung des Unterrichts in der französischen Sprache und Literatur.

Von

Dr. Alb. Wittstock.

In der Politik wird die öffentliche Meinung durch den Erfolg bestimmt; dasselbe Gesetz kann man häufig auch auf dem Gebiete der Wissenschaften beobachten. So lässt sich nicht läugnen, dass mit den absprechenden Urtheilen über Frankreich und die Franzosen, welche, schon früher von unserem nationalen Selbstbewusstsein getragen, durch die letzten politischen Ereignisse noch eine bedeutende Verstärkung erhalten haben, auch die Ansichten über den Bildungswerth der französischen Sprache und Literatur in ein bedenkliches Schwanken gerathen sind. Zwar bei den Männern der Wissenschaft, namentlich bei den Altphilologen, hat das Französische nie in hohem Ansehen gestanden: die fast an Vernachlässigung gränzende geringe Beachtung, welche man der französischen Sprache und Literatur auf Gymnasien und Universitäten von jeher zollte, ist der deutlichste Beweis dafür. Mochte auch, unter Begünstigung des politischen Uebergewichts, zu dem sich Frankreich seit Ludwig XIV. erhob, die französische Sprache, an Stelle des bis dahin gebräuchlichen Lateinischen, die Sprache der Diplomatie, die Umgangssprache der höheren Gesellschaft Europa's und somit in gewissem Sinn eine Weltsprache werden — vor den Augen der deutschen Gelehrten fand sie darum keine Gnade. Nach wie vor galt das Latein als Grundpfeiler der allgemeinen und

als Kanon der Schulbildung, und die classische Philologie und Alterthumskunde wurden fortwährend als der Born angesehen, aus welchem alle höhere Bildung geschöpft werden müsse. Durch Lessings scharfe Kritik in der Dramaturgie, welche die französische Unkenntniss des Aristoteles aufdeckte, liess man sich sogar zu der Meinung verleiten, als fehle es der französischen Literatur überhaupt an Classicität. In jenen Zeiten der literarischen Abhängigkeit unseres Vaterlandes, da bei den deutschen Dichtern „den Franzosen nachahmen ebenso viel gewesen als nach den Regeln der Alten arbeiten", war es allerdings Lessings Verdienst, die richtig erklärte Poetik des Aristoteles gegenüber der falschen Auffassung Corneille's und dessen Nachfolger uns wiederzugeben, als die unumstössliche Grundlage aller tragischen Dichtkunst. Allein Lessing zielt hauptsächlich nur auf Corneille und Voltaire, und es wäre zu weit gegangen, wollte man darum über die ganze französische Poesie das Todesurtheil sprechen.

Aber auch bei den Männern der entgegengesetzten Richtung, bei den Vertretern der modernen Sprachen, auf die ja eine ganze Reihe in neuerer Zeit entstandener Lehranstalten vorzugsweise angewiesen ist, scheint sich eine Schwenkung zu Ungunsten des Französischen vollziehen zu wollen. Wahrscheinlich hat ein gewisser frivoler Zug in der französischen Roman-Literatur der Gegenwart auch die begeisterten Freunde des französischen Geschmacks etwas kälter gestimmt. Unkenntniss, die manchmal ohne weitere Untersuchung alles was aus Frankreich kam verurtheilte, kann hier wenigstens nicht als Grund angeführt werden. Es sind nämlich seit kurzem hie und da Stimmen laut geworden, welche, von der Behauptung ausgehend, dass die romanischen Völker im Sinken begriffen, die germanischen dagegen zum Herrschen bestimmt seien, verlangen, dass den germanischen Sprachen fortan der Vorzug vor den romanischen eingeräumt werde; dass z. B., wenn an Lehranstalten nur eine lebende Sprache getrieben wird, dies ihrer grösseren Verbreitung wegen die stamm- und geistesverwandte englische und nicht mehr die französische sein möge. Sollen für die Berechtigung eines Lehrgegenstandes nur Rücksichten auf das praktische Leben massgebend sein, so ist die Frage freilich schnell

erledigt. Die englische Sprache kann durch die Thatsache, dass Grossbritannien die ganze Erde mit seinen Colonien und Stationen besetzt hat, in Wahrheit eine Weltsprache genannt werden; sie wird in Europa, Asien, Afrika, in Amerika und Westindien, in Australien und Neuseeland von mehr als 90 Millionen Menschen gesprochen. Die französische Sprache dagegen, d. h. die zur Herrschaft gelangte und ausgebildete langue d'oui, hat noch nicht einmal im Land ihrer Geburt das ganze Volk ergriffen. Ausser ihr sprechen in Frankreich noch: 1,070,000 Einwohner bretonisch, 14,000,000 provençalisch,* 160,000 baskisch, 200,000 italienisch, 100,000 catalanisch, 200,000 flämisch. Die Zahl der in den französischen Besitzungen ausserhalb Europa's, Algier u. s. w., das Französische Redenden und Schreibenden wird auf höchstens $1^1/_2$ Millionen angenommen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus kann man jedoch jenen Ansichten nicht ohne weiteres beistimmen; vielmehr ist erst zu bedenken, ob denn das Französische nur durch das politische Uebergewicht Frankreichs so viele Anhänger fand, oder ob nicht in der französischen Sprache selbst viele Eigenschaften liegen, als Klarheit, Bestimmtheit, Lebendigkeit, leichtere Construction u. s. w., welche sie zu einer Weltsprache geeignet machten, und es müsste ferner erst untersucht werden, ob denn das Eigenthümliche der literarischen Entwickelung Frankreichs keinen wissenschaftlichen Werth hat, und ob die Impulse, die wir wiederholt von daher empfangen haben, fördernd oder schädlich gewesen sind. Hauptsächlich aber kommt der pädagogische Werth des Französischen in Betracht, und es wird damit die alte Frage berührt: inwieweit die französische Sprache im Vergleich mit den alten Sprachen, namentlich dem Lateinischen, ein formales Bildungsmittel ist.

Man kann häufig und sogar in wissenschaftlichen Werken der irrthümlichen Ansicht begegnen, als habe die französische Sprache erst nach dem dreissigjährigen Krieg in Deutschland Eingang gefunden. Mag sie auch erst im 17. und 18. Jahr-

* Diese Zahl ist offenbar zu hoch gegriffen. Nach den neuesten Angaben im Gothaischen Hofkalender sprechen nur 10,655,000 Einwohner provençalisch. D. Red.

hundert als öffentlicher Unterrichtsgegenstand allgemeiner werden: sie wurde doch schon im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland gelernt und gesprochen, und ihre internationale Bevorzugung datirt schon seit den Kreuzzügen, auf welchen fast nur französich gesprochen wurde. Dass die Einwirkung des Französischen sich in Deutschland schon sehr früh geltend machte, kann am besten ein Vergleich der altfranzösischen Literatur mit der von ihr so sehr beeinflussten deutschen bestätigen, und es zeigt auch unsere mittelalterliche Literatur genugsam, namentlich im Epos, selbst im Nibelungenlied (welches ebenfalls Spuren der französischen Sprache enthält), die innigen Wechselbeziehungen zu Frankreich. Für die Bedeutung, welche man wissenschaftlich der französischen Sprache in Deutschland beilegte, ist bemerkenswerth, dass an der Universität Wittenberg 1572 ein Lehrstuhl für das Französische errichtet und Wilhelm Rabottus als Professor für dieses Fach angestellt wurde. In seiner Antrittsrede sprach er von der Verwandtschaft der Deutschen und der Franzosen, bemerkte: der Deutsche Kaiser müsste nach der lex Carolina französich verstehen, und lobte den Kurfürsten, dass er für das Französische einen besonderen Lehrer berufen habe. Des Rabottus Nachfolger hiess Dulcis. Auch an der Leipziger Hochschule fand das Französische bald eine besondere Vertretung, 1607 war hier Phil. Garnier linguae francicae professor ordinarius. In die Schulen wurde der französische Unterricht allerdings erst später eingeführt; seit 1670 findet er sich an den Gymnasien zu Heidelberg und Durlach, seit 1685 in Stuttgart. Je mehr das Französische zugelassen wurde, desto mehr sank dafür das Griechische; von letzterem wurden die Schüler, namentlich die vornehmen, dispensirt. Das Görlitzer Gymnasium hatte für die adeligen Schüler einen besondern Lectionsplan, auf dem das Griechische fehlte. In Hersfeld und Kassel wurden (im Anfang des 18. Jahrhunderts) die griechischen Classiker aus dem Gymnasium verbannt und ward der Unterricht im Griechischen auf das neue Testament beschränkt, dagegen wurde der Unterricht in den Anfängen der neueren Sprachen eingeführt. Zum entschiedenen Durchbruch kam der französische Sprachunterricht an den öffentlichen Schulen durch A. H. Francke und durch seine Idee der Realschule,

die von seinem Schüler Hecker weiter ausgebildet wurde. Als dann beim Ausgang des 18. und beim Eintritt des 19. Jahrhunderts die protestantischen Gymnasien in ihrer Organisation einen neuen Aufschwung nahmen, und Männer wie Reisewitz zu Kloster Berge, Gedike, Meierotto und Bernhardy zu Berlin dem Französischen das Bürgerrecht an den Gymnasien verliehen hatten, war das letzte Wort wegen Aufnahme dieses Unterrichtsfaches in den Lehrplan der gelehrten Schulen gesprochen. Der später eintretende Rückschlag hatte nur vermeintliche pädagogische Gründe für sich, in Wahrheit aber waren rein äusserliche Gesichtspunkte, oder sagen wir lieber gleich Befürchtungen, massgebend gewesen. Es hatte sich nämlich durch die unermessliche Einwirkung der grossen französischen Revolution auf unser ganzes politisches und literarisches Leben, mit der Umgestaltung und Knechtung Deutschlands in ihrem Gefolge, der Glaube gebildet und auch noch nach den Freiheitskriegen erhalten, dass die französischen Einflüsse äusserst gefährlich seien, und dass der französische Unterricht die letzten Reste des Nationalen vollends zu untergraben drohe. Ja, man wies mit einiger Unruhe darauf hin, dass, während der französische Einfluss in Deutschland durch die moderne Bildung ein immer grösserer werde, umgekehrt in Frankreich das Deutsche durchaus kein Hauptbildungsmittel sei. Und als unter dem zweiten Kaiserreich die Franzosen wieder in ihren alten Traum von der „Weltherrschaft“ und vom „Marschiren à la tête de la civilisation“ zurückfielen und in ihrer Sprache mit der ihnen eigenen Eitelkeit und Selbstüberhebung immer zuversichtlicher auftraten, da wurden die Befürchtungen der deutschen Patrioten nur noch lauter. Allein obgleich gerade in den letzten Jahrzehnten der französische Unterricht eine stets steigende Ausdehnung gewann, haben doch die Jahre 1870 und 1871 deutlich bewiesen, dass darin durchaus keine nationale Gefahr lag. Die Erlernung einer fremden Sprache ergreift nicht dermassen das Gemüth, dass dadurch die Vaterlandsliebe schwindet. Es war eben eine ungenaue Auffassung, den Grund der kosmopolitischen Richtung des deutschen Geistes in einem angeblichen Sinken des nationalen Bewusstseins unseres Volkes zu suchen. Aber jene Befürchtung hat thatsächlich existirt, und sie ist sogar amtlich

documentirt worden; das preussische Ministerium hatte durch „die Anweisung über den Unterricht der öffentlichen Schulen im preussischen Staate“ (von 1816 §. 2, 3, 6) das Französische aus dem Kreise des öffentlichen Unterrichts ausgeschlossen. Erst 1831 wurde es wieder zugelassen; doch erklärte eine spätere Ministerialverfügung vom 24. Oct. 1837 ausdrücklich: die französische Sprache verdanke ihre Erhebung zu einem Gegenstand des öffentlichen Unterrichts nicht ihrer innern Vortrefflichkeit und der bildenden Kraft ihres Baues, sondern nur der Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für das weitere praktische Leben. In Bayern wurde nach langem Sträuben erst 1854 das Französische in den Stundenplan der Gymnasien wieder aufgenommen.

Ueber jene amtlich ausgesprochene geringschätzige Meinung von dem innern Gehalt der französischen Sprache kann man sich freilich nicht wundern, wenn schon einer unserer Koryphäen, Herder (in den Briefen zur Beförderung der Humanität), obwohl er dem Einfluss der französischen Sprache auf die deutsche volle Gerechtigkeit widerfahren lässt, über sie u. a. aussagt: „Sie lässt die Seele leer von Begriffen oder gibt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen unseres Vaterlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde Bilder und Affectationen.“ Dieses Thema wurde dann in der Folge von einer Reihe namhafter Männer, wie Fichte (Reden an die deutsche Nation, besonders Rede 4 und 5), F. M. Arndt (dem Feind aller Wälschen), der aber doch den denkenden Diderot in einem Werke gewürdigt hat, Beneke u. a., mit Eifer weiter ausgeführt. Allein alle derartigen Aeusserungen können nur als Ergüsse des deutschen Patriotismus angesehen werden, vor einer wissenschaftlichen Untersuchung halten sie nicht Stand.

Wirft man zunächst einen Blick auf den Wortreichthum, da Wort- und Ideen-Reichthum einer Sprache in engem Zusammenhang stehen, so dürften diejenigen, welche der französischen Sprache noch immer den alten Vorwurf der Wortarmuth machen wollen, aus ziemlich alten Quellen schöpfen. Einige Kenntnissnahme von den lexikalischen Arbeiten der Académie française zeigt zur Evidenz die ungeheure Vermehrung des französischen Sprachschatzes bis in die neueste Zeit, während gleichzeitig

constatirt ist, dass der Fortschritt der Wissenschaften gerade im 19. Jahrhundert zum guten Theil sich der französischen Sprache als Dolmetschers bediente, und schon von diesem einen Gesichtspunkt aus kann ihr wissenschaftlicher Werth nicht bestritten werden. Wohl hat man der Akademie den Vorwurf gemacht, dass sie eine jede freie Entwicklung hemmende Sprachpolizei ausübe; allein dies hat weit weniger die Akademie, als vielmehr eine missverstandene Auffassung ihrer Aufgabe verschuldet. Die Akademie kann weiter nichts als den herrschenden Sprachgebrauch constatiren, nicht aber damit zugleich ein unumstössliches Gesetz, eine feste Schranke hinstellen. Thatsächlich ist durch die Akademie die Entwicklung des Wortschatzes nicht gehemmt worden. Wer den Ausbau der neuen französischen Sprache von den ältesten Zeiten bis zu den Spracherweiterungen der Neuromantiker verfolgt, und namentlich aus *Littré*, „Histoire de la langue française“ (Paris 1863) jenen Entwicklungsprozess genauer kennen lernt, der wird zu der Ueberzeugung kommen, dass das Französische, wie alle Sprachen, in einer stetigen, wenn auch langsamen Weiterbildung begriffen ist und auch in lexikalischer Beziehung fort und fort treibt. Es giebt eine Menge neuer Bildungen, die sich bei Corneille, Racine, Voltaire, Rousseau und bei allen übrigen früheren Schriftstellern nicht finden. Ueberhaupt kann der aufmerksame Sucher manch neues Wort aus den Druckwerken der Gegenwart herausfinden, und durch diese Entwickelungsfähigkeit in Bezug auf die Bildung von Neuformen ist es eben wieder zu erklären, dass die französische Sprache als dienstbares Organ der Wissenschaften benutzt wurde.

Mit Recht rühmt man die Kraft, den Reichthum und die Geschmeidigkeit der germanischen Sprachen — welche Eigenschaften am deutlichsten hervortreten, wenn man die Werke deutscher Dichter in das Französische übersetzen will — und so wahr es ist, dass die Wortbildungsfähigkeit des Deutschen von keiner modernen Sprache Europa's übertroffen wird, so muss man dabei etwaige gute Eigenschaften anderer Sprachen nicht verkennen. Jacob Grimm (Deutsche Grammatik II. 963) bemerkt: „Die Compositionsfertigkeit aller deutschen Mundarten ist ein schätzbarer Vortheil, wir besitzen dadurch eine grosse

Zahl lebensvoller dichterischer Ausdrücke, die sich oft gar nicht in andere Sprachen übersetzen lassen. Die fremden Sprachen übertreffen uns gleichwohl nicht selten an einfachen Wörtern und Ableitungsmitteln. Die Zusammensetzung ist äusserlicher, schleppender und anmassender als die Ableitung und der Ueberfluss abstracter Compositionsformeln auf Kosten untergegangener Wörter scheint nur ein Nachtheil."

Ueberhaupt pflegen viele bei jeder Gelegenheit, wenn sie von den Vorzügen der deutschen Sprache sprechen, letztere der französischen Sprache in einer Weise gegenüberzustellen, als wären es zwei im Hader liegende feindliche Parteien; allein es kommt hier gar nicht darauf an, wie sich das Französische zum Deutschen verhält, der Streit wegen Zulassung des französischen Unterrichts zu den gelehrten Studien in Deutschland war vielmehr aus dem Gegensatz zu den altclassichen Sprachen, namentlich dem Lateinischen, entstanden, und die bei den Pädagogen unermüdlich erörterte Frage drehte sich um den Werth des Französischen als eines formalen Bildungsmittels entweder ohne Latein oder neben dem Lateinischen.

Das Material in dieser Frage, welches in Büchern und Zeitschriften zerstreut ist, kann bereits unübersehbar genannt werden. Nur so viel lässt sich durch einige Sichtung herausfinden, dass in der Frage, ob Latein oder nicht, die Stimmen für das Latein in der Mehrheit sind, obgleich durch vorzügliche Arbeiten mehrerer Neuphilologen nachgewiesen ist, dass auch das Französische bei wissenschaftlicher Behandlung eine geistige Durchbildung gewähren könne.

Geht man auf einen allgemeineren Standpunkt zurück, so zeigt sich freilich, wie namentlich gestützt auf Bopp (Vergleichende Grammatik) mit der Erweiterung unseres sprachlichen Gesichtskreises auch die Frage nach einem formalen Vorzug irgendeiner unter den vielen stammverwandten indo-europäischen Sprachen in ein ganz anderes Stadium der Beurtheilung treten musste. Die Zahl derjenigen Schulmänner, welche einen formalen Unterschied in didaktischer Hinsicht nicht zugeben wollen, ist nicht klein, während eine andere Partei die Behauptung aufrecht erhält, dass jeder Unterricht neben der realen Bildung und durch dieselbe die formale schon ganz von selbst erzeugt. Wir

wollen darauf hier nicht weiter eingehen, sondern uns nur an die Frage nach der formalen Bildungskraft des Französischen halten. Vorweg muss bemerkt werden, dass es einseitig ist, nur immer von der Verwandtschaft des Französischea mit dem Latein zu sprechen. In der Lehre vom Verbum z. B. tritt das Französische an logischer Schärfe dem Griechischen weit näher als dem Lateinischen. Ueberhaupt ist die Verwandtschaft mit der griechischen Sprache, welche nach Reichthum, Nachdruck, Deutlichkeit und Wohlklang für die vollkommenste gehalten wird, für die Beurtheilung des formalen Werthes von grosser Bedeutung. Die Beziehungen des Französischen zum Altgriechischen sind keineswegs nur indirecte, vielmehr lässt sich annehmen, dass die Einflüsse der Colonie Massilia nicht unbedeutend gewesen sein müssen. Bei den Franzosen war man sich der sprachlichen Uebereinstimmungen schon sehr früh bewusst. (Vgl. *Henri Estienne:* Traicté de la conformité du langage français avec le Grec. 1539.) Fauriel in seiner Histoire de la poésie provençale (Paris, Labitte) hat nachgewiesen, wie entschieden das griechische Element im südlichen Gallien zur Zeit der Unterwerfung durch die Römer vorherrschte. (So soll ferner nach Du Méril der Erzählung von „Flore und Blanceflor“ ein verloren gegangener griechischer Roman zu Grunde liegen.)

Schon öfter ist die Meinung ausgesprochen worden, dass das Gymnasium, da es hauptsächlich formale Bildung durch die alten Sprachen anstrebt, von Rechtswegen mehr Zeit und Kraft auf das Griechische als auf das Lateinische verwenden müsste, denn jenes besitzt noch einen grösseren Formenreichthum und eine noch ausgebildetere Grammatik, des schöneren Wohlklanges, der grösseren Durchsichtigkeit, Geschmeidigkeit und Bildsamkeit und hauptsächlich der Vorzüge der griechischen Literatur für die Richtung nach dem Idealen nicht zu gedenken. Wahrscheinlich erklärt sich aus der durch die grösseren Schwierigkeiten, welche allerdings die griechische Sprache bietet, nothwendig werdenden vermehrten Stundenzahl einerseits, sowie andererseits aus dem Umstande, dass früher das Lateinische die Gelehrtensprache der ganzen Welt war, die Hintansetzung des Griechischen. Daraus würde aber hervorgehen, dass die Gymnasien früher ebenso dem Utilitätsprincip huldigten, als es jetzt

die Realschulen mit den modernen Sprachen ihrer grösseren Verbreitung wegen thun. Allerdings entbehrt auch das Griechische, gerade so wie das Lateinische, des Vorzugs des lebendigen Wortes. Seitdem das Lateinische nicht mehr wie früher an den Universitäten gesprochen wird, sondern nur noch als todtes Schriftdenkmal in Büchern fortlebt, hat es als geistige Turnübung viel verloren. Und das ist eben ein formaler Vorzug des Französischen, dass es als lebende Sprache sofort das Interesse der Schüler erweckt und durch Sprechübungen, welche schnelle Ueberlegung und Schlagfertigkeit erfordern, in hohem Grad ein Mittel zu geistiger Bildung wird.

Uebrigens sollen hier nicht die Stimmen derjenigen überhört werden, welche auf manche Unfertigkeiten in der französischen Grammatik hinweisen, und dies mit als Hauptgrund für den Vorzug der als abgeschlossenes Ganzes fest dastehenden lateinischen Grammatik anführen. Dass eine noch nicht zum Abschluss gekommene Sprache, welche auf vielen conventionellen Bestimmungen beruht, und in der das cela se dit und cela ne se dit pas häufig als oberste Richtschnur gilt, ihre Mängel haben wird, lässt sich nicht bestreiten. Unendliche Schwierigkeiten bietet namentlich die grosse Verschiedenheit zwischen Orthographie und Aussprache. Dadurch dass in einer Zeit des Werdens für die Sprache die Orthographie das gesprochene Wort nicht fixirte, ist ein Missverhältniss entstanden, welches die seit drei Jahrhunderten so vielfach erörterte Frage der französischen Orthographie noch kaum um einen Schritt weiter gebracht hat, als dass die orthographischen Inconsequenzen immer noch die Meinung aufrecht erhalten: die französische Sprache werde wohl nie zu einer rein phonetischen Schrift kommen. Wie gross die Schwierigkeiten in diesem Punkt, das beweisen schon am besten die vielen orthographischen Arbeiten, welche die Franzosen für ihren eigenen Gebrauch geschrieben, vom 16. Jahrhundert an bis auf die neuesten Werke von Napoléon Landais, Malvin-Cazal und Littré, und welche mit ihren Abweichungen und Schwankungen zeigen, dass die lebenden Sprachen sich auch in der Aussprache stets fortentwickeln. Die Unbestimmtheiten und Schwierigkeiten der französischen Aussprache in der Präcisirung der einzelnen Laute, in der Bindung, Quantität, Beto-

nung etc. haben bereits eine keineswegs unbedeutende Aussprache-Literatur zu Tage gefördert und die Lösung des Widerspruchs zwischen Etymologie und Aussprache, indem der Franzose Laute schreibt, die gar nicht mehr gesprochen werden, wird die Geschichte der französischen Sprache vermitteln müssen, namentlich wird ein Zurückgehn auf das Altfranzösische manche Aufklärung bringen. Ein thatsächlicher Mangel des Französischen für dessen didaktischen Gebrauch liegt in den Schwankungen der französischen Grammatik. Wenn man selbst in besseren Sprachlehren oft in einzelnen Abschnitten Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit in Fassung der Regeln findet, so muss man der Behauptung, dass die Grammatik zu den schwachen Seiten der Franzosen gehöre, beistimmen. Um den bei manchen Wörtern noch schwankenden Sprachgebrauch ist es schlimm bestellt, wenn selbst die bekannte „grammaire nationale" nur le goût und l'oreille als oberstes Sprachgesetz aufstellt. Den Culminationspunkt aber in der grammatischen Unwissenschaftlichkeit der Franzosen erreicht der höchste wissenschaftliche Gerichtshof, die Académie française in ihrem Dictionnaire selbst. Sie definirt: „La grammaire est l'art qui enseigne à parler et à écrire correctement." Die Akademie fasst also die Grammatik nicht als Wissenschaft, sondern als Kunst auf. Wenn aber auch die französiche Grammatik durchaus nicht fehlerlos ist, so ist doch ihr pädagogischer Werth damit keineswegs vernichtet. Bei richtiger Behandlung kann gerade dieser Mangel der Stärkung der Geisteskräfte zum Vortheil gereichen, indem es hier die Aufgabe ist nach der wissenschaftlichen Vorarbeit klare Erkenntniss aller Wortformen und die Unterscheidung der besonderen Arten zu bewirken, und so trägt auch gerade hierdurch, obwohl indirect, das Französische zur Schärfung und Bildung des Urtheils bei. Im übrigen unterliegt die französische Sprache den Gesetzen der Sprachwissenschaft überhaupt. Es bleibt noch das Ziel zu erreichen, die Sprache als Organismus aufzufassen und neben der historischen und rationellen Bearbeitung der Grammatik die Psychologie herbeizuziehen, vor allem aber die logische Grundlage nicht aus dem Auge zu verlieren. Das ganze Heer der sogenannten Grammatiken und Sprachlehren, die alle nur äusserlich die Wort- und

Satzformen zur Anschauung bringen, sammt dem irreführenden Declinations- und Conjugationswesen mit den tausendfach verschlungenen Ausnahmen, würde durch die Beachtung der sprachlogischen Seite, indem eine rein logische Regel keine Ausnahme gestattet, eine andere Gestalt gewinnen.

Da das Französische eine Fortbildung des Lateinischen ist, so folgt daraus die Wichtigkeit des lateinischen Unterrichts als Grundlage für das Rationelle und Historische des französischen Unterrichts. In jedem höheren Schulunterricht haben daher beide Sprachen nebeneinander zu bestehen. Ueber den Grad der Verwandtschaft beider Sprachen sind freilich die Meinungen getheilt, und wenn wir auch nicht so weit gehn wollen wie Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache), welcher behauptet, dass die lateinische und die romanischen Sprachen nur verschiedene Perioden einer in ihrer Substanz sich gleich bleibenden Sprache sind, so liefert doch das historische Studium der französischen Sprache in den zahlreich erhaltenen Schriftwerken des Mittelalters die vollständigsten Beweise, dass das Französische eine Fortsetzung oder Weiterbildung des Latein, d. h. des gesprochenen Latein, der sogenannten lingua rustica romana ist. Ganz speziell die Verwandtschaft nachzuweisen, dazu würde freilich ein noch weiteres Zurückgehen nöthig sein, indem der Verlauf der Entwicklung des Altfranzösischen aus dem Lateinischen in allen seinen Momenten verfolgt werden müsste: eine unlösbare Aufgabe, da es zur Kenntniss der Vulgärsprache an Schriftwerken fehlt. Das Französische kann des Lateinischen um so weniger entrathen, und es ist das Bestehen beider neben einander um so mehr geboten, als der Unterricht in der französischen Sprache methodisch noch nicht so ausgebildet ist, dass das Französische die Aufgabe mitübernehmen kann, welche dem Latein zugewiesen ist. Die Philologen müssten sich erst Mühe geben, dass ihnen dieser Unterricht ebenso geläufig würde wie jetzt der lateinische, in welchem alle Schritte abgemessen sind. Eine grammatisch und lexikalisch fest abgeschlossene Sprache verleiht Sicherheit wie jede festgefugte Systematik der Wissenschaft, und die Fähigkeit des Lateinischen, die Functionen des Denkens zu üben, erwarb ihm bereits den Namen einer plastischen Logik. Ausserdem macht auch schon die Forderung der

Einheitlichkeit des Unterrichts es nöthig, an das mit den alten Sprachen Uebereinstimmende anzuschliessen. Besondere Erleichterung gewährt die Lectüre durch das Vorkommen vieler altbekannter Wörter, wie es denn eine alte schulmännische Erfahrung ist, dass Schüler ohne lateinische Vorkenntnisse weit weniger geläufig aus dem Französischen übersetzen, als z. B. Gymnasiasten. Eine sehr grosse Schwierigkeit beim Lateinischen bleibt dagegen immer die Aussprachlehre, insofern als aus der bekannten Unsicherheit des Urtheils über Lautung todter Sprachen, welche zum Unterschiede von den lebenden von jeder Nation nach den Gesetzen des eigenen Idioms ausgesprochen werden, nicht herauszukommen ist.

Was im übrigen die Stellung des Französischen zu den alten Sprachen betrifft, so ist die Auffassung veraltet, dass das Französische eine „Desorganisation und Corruption" des Latein sei. Seitdem das grosse Naturgesetz der steten Neubildung und Fortentwicklung auch in den romanischen Sprachen entdeckt ist, sieht die Sprachvergleichung in den letzteren nicht mehr einen blossen Trümmerrest des Latein. Die französische Sprache ist mit nichten eine Corruption der lateinischen, sondern eine Vervollkommnung derselben, die Fortentwicklung zeigt sich sowohl onomatisch als auch syntaktisch. Das Studium des Französischen vermag für die ganze Sprachwissenschaft einen hohen Gewinn herbeizuführen, auch für das Studium der alten Sprachen; die französische Sprache kann als Hülfsmittel dienen, grössere Einsicht in die lateinische zu vermitteln. Um manche lautliche und grammatische Erscheinungen gerade in der ältesten Latinität, wie in den Fragmenten des Ennius und in den Komödien des Plautus, zu verstehen, bedarf es der Herbeiziehung einer romanischen Sprache zur Vergleichung, etwa wie Dialekte theilweise zum Verständniss der Schriftsprache beitragen. So ist das Französische von besonderer Wichtigkeit für die Sprachwissenschaft an und für sich. Speciell die historische Seite der französischen Sprache ist höchst ergiebig: hier bietet sich ein grosses Feld echt wissenschaftlicher Forschung, die in die Geschichte der einzelnen Wörter, in die Geschichte der Aussprache und Schreibart, sowie auch der Syntax Licht zu bringen hätte. Das Gebiet dieser Sprachgeschichte ist ein so grosses, dass sie

selbstverständlich keine Schuldisciplin sein kann, sondern mit vollem Bürgerrecht der Wissenschaft, der Universität angehört.

Für das Verständniss der geschichtlichen Entwicklung der Sprache ist die französische Literatur von grosser Wichtigkeit, und es bedarf der genauen Kenntniss der verschiedenen Richtungen, um den Weg zu verfolgen, den die französische Sprache genommen, um zu einer Vollendung, Klarheit und Gefälligkeit zu gelangen, wie diese Eigenschaften keiner andern neueren Sprache eigen sind. Mag auch ihr poetischer Werth oft bestritten worden sein: in der französischen Prosa dagegen findet sich die Anschaulichkeit der Alten mit Schärfe des Begriffs, Ordnung und Gedrängtheit vereinigt. Seit Montaigne wurden die edelsten Gedanken, die sonst nur in lateinischem Gewand erschienen, auch in die französische Sprache niedergelegt. Geht man noch weiter zurück, so ist Rabelais, trotz seiner schwankenden Orthographie, seiner Willkür auf dem grammatischen Gebiete und trotz der Auswüchse in seiner Diction, für die Entwicklung der französischen Prosa von grosser Bedeutung. An ihm haben wir ein Beispiel für das Eigenthümliche in der Entwicklungsgeschichte der französischen Sprache. Montaigne, La Bruyère, Lafontaine, Boileau, Voltaire, Sainte-Beuve, Guizot sagen: dass ihnen Rabelais für das philologische Studium der französischen Sprache Haupthülfsmittel gewesen sei. Wie ganz anders hätte sich die französische Sprache entwickeln können, wenn die Nachfolger Rabelais' und Montaigne's auf dem Felde dieser beiden Heroen der französischen Prosa des 16. Jahrhunderts fortgebaut hätten! Rabelais, der tief in den Geist seiner Nation eingedrungen, wusste, dass es kein sichereres Mittel gebe, um auf denselben einzuwirken, als die Dinge lächerlich zu machen. Hierdurch lässt sich wohl zum grossen Theil sein bedauerlicher Hang zu lasciven Ausdrücken, jedenfalls aber der groteske Styl im Gargantua und Pantagruel bei einem Schriftsteller erklären, der, wie Rabelais, gewiss in einem hohen Grade die Fähigkeit besass, in einem bessern Idiom zu schreiben. Aus der neuern Zeit ist der Romanticismus insofern wichtig, als dessen literarische Reform auch der Spracherweiterung zu gute kam.

Es muss aber die französische Literatur nicht bloss vom

Standpunkt ihres Werthes für das Sprachstudium betrachtet werden; sie zeichnet sich auch durch grossen Gedankenreichthum aus, und wurde die Trägerin philosophischer Ideen. Frankreich hat seine eigene reiche, viel gutes und schönes bietende Literatur von pädagogischem Werthe, die neben der Literatur der Alten jedenfalls auch als ein Bildungsmittel betrachtet zu werden verdient. Ein Wort von Macaulay sei hier angeführt: „We believe that the books which have been written in the languages of western Europe during the last two hundred and fifty years — translations from the ancient languages of course included — are of greater value than all the books which at the beginning of that period were extant in the world.“ Man kann nicht nur bei den lateinischen, sondern auch bei den französischen Autoren Lectüre finden, die Gewinn für Geist und Leben zurücklässt, Autoren, die einen charaktervollen Styl schreiben, Repräsentanten des französischen Nationalcharakters, an eigenthümlichen Gedanken und Thatsachen reich sind, welche einen reinen Geschmack und ein reines sittliches Urtheil haben. Dass nur die antike Literatur für die Jugendbildung Werth haben soll, ist jedenfalls einseitig. In der Poesie wird die französische von vielen weit höher gestellt als die lateinische, welche letztere, weniger ausgebildet, im ganzen nur ein Nachhall der griechischen bleibt, und wenn man häufig in der französischen Lyrik mehr Eleganz der Form als tiefes und wahres Gefühl finden will, so zeigt doch die Thatsache, dass viele Dichter ohne wissenschaftliche Bildung (illettrés) aus dem Volke hervorgegangen sind, wie im französischen Charakter die Anlage für Poesie in hohem Grade vorhanden, und es ist bezeichnend, dass Frankreich bis auf Béranger eine grössere Zahl Volksdichter aufzuweisen hat als Deutschland seit Hans Sachs, obwohl das drakonische Gesetzbuch der französischen Versification, deren Regeln genau beachtet werden müssen, dem dichterischen Geist abschreckende Schranken in den Weg legt.

Von besonderem Werth ist das Studium der französischen Literatur in ihren Beziehungen zur deutschen. Während die Literatur in Frankreich in höchster Blüthe stand, waren in Deutschland noch kaum die ersten Keime der neuen classischen Periode an das Tageslicht getreten, so dass Friedrich II. über

das deutsche Drama das herbe Urtheil fällen konnte: „L'homme des bords de la Seine, instruit à l'école des Corneille, des Molière, des Voltaire et des Racine, ne faisait que sourire à l'aspect de ce chaos etc.“ Von den deutschen Classikern hatte sich namentlich Schiller sehr eingehend mit der französischen Literatur beschäftigt. In einem Briefe vom 27. August 1784 sagt er: „Ich nähre insgeheim eine kleine Hoffnung: der deutschen Bühne mit der Zeit durch die Versetzung der classischen Werke Corneille's, Racine's, Crebillons und Voltaire's auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen.“ Im Jahre 1799 hat sich seine Ansicht von Corneille geändert: „Ich bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit seiner Werke, die ich seit 20 Jahren rühmen hörte, in Erstaunen gerathen. Handlung, dramatische Organisation, Charakter, Sitten, Sprache, alles, selbst die Verse, bieten die höchsten Blössen etc.“ Dagegen schrieb er über Racine: „Um nicht ganz müssig zu sein, habe ich die Phädra von Racine übersetzt — ein Stück, welches viel Verdienste hat,und wenn man einmal die Manier zugibt, sogar vortrefflich sein könnte. Es ist lange Zeit das Paradepferd der französischen Bühne gewesen, und ist es zum Theil noch; wir werden nun sehen, wie es sich einem deutschen Publicum gegenüber behaupten wird.“ Ueber Voltaire finden sich zwei Urtheile: erstens in seinem Gedichte an Goethe, als dieser den Mahomet auf die Bühne brachte, und dann sehr bezeichnend das Urtheil über Voltaire's „Pucelle“ in dem Gedichte „die Jungfrau von Orleans.“ Dagegen hatte Schiller eine hohe Verehrung für Jean Jacques Rousseau, dem er ein besonderes Gedicht widmete. Auch bei unsern übrigen Classikern, namentlich bei Herder, Lessing und Goethe, hat die Kenntniss des Französischen vielfach zur Herbeiführung unserer grossen classischen Literaturepoche beigetragen. In neuerer Zeit hat sich der literarische Verkehr zwischen beiden Völkern, wie ein Blick auf die Uebersetzungsliteratur zeigt, in einer Weise gesteigert, dass heute kein Buch von einiger Bedeutung mehr unübersetzt bleibt. Ein nicht zu verwischender französischer Einfluss sind die vielen Gallicismes in unserer Literatur, die sich bei den Classikern wie bei den Epigonen, überhaupt bei den Schriftstellern des verschiedensten Ranges, finden, und in einer Weise, dass die oft getadelte Participial-Construction

des Königs Ludwig von Bayern gering erscheint gegen die Licenzen, von denen sogar unsere Koryphäen nicht frei sind, z. B. Herder „Cid," Rom. 2.: „Angehört den Schimpf des Hauses geht gedankenvoll Rodrigo" u. v. a. — Die Beziehungen der deutschen Literatur zur französischen führen uns bis auf die altfranzösische zurück. Letztere hat für uns den wissenschaftlichen Werth, dass wir durch ihre Kenntniss genau zu bestimmen vermögen, wie weit in der ersten Blüthe-Periode unserer Literatur das ritterliche Epos von den französischen Vorbildern beeinflusst worden, und als Resultat dieser Forschung ergiebt sich, wie schon eine Vergleichung der Gedichte der Artus- und Gral-Sage zeigt, dass die Deutschen in ihrem universalen Streben niemals das Fremde nur äusserlich nachahmten, sondern sie verwandelten es in ihre Nationalität und erhoben sich dadurch auf den Culminationspunkt menschlicher Cultur und Wissenschaft. So hat der Iwein Hartmanns von Aue die altfranzösische Quelle weit übertroffen und kann ein Musterwerk der mittelalterlichen Kunst-Epik Deutschlands genannt werden. Es war eigenthümlich, dass die kaum ein halbes Jahrhundert alte wissenschaftliche Behandlung des Altfranzösischen nicht französisches, sondern deutsches Verdienst wurde. Die Franzosen fassten bis in die neueste Zeit das Altfranzösische geradezu als eine barbarische Sprache auf, nach der Autorität Voltaire's: „Notre langage s'est formé du latin en abrégeant les mots parceque c'est le propre des barbares que d'abréger tous les mots," und Helvétius (de l'esprit, liv. II. chap. 19) klagt mit einem Hinblick auf das Altfranzösische über mittelalterliche Geistesnacht. Vieles im Altfranzösischen macht freilich nicht der poetische Gehalt oder die poetische Form beachtenswerth, wohl aber ist es durch sprachliche und orthographische Eigenthümlichkeiten gerade für die Franzosen höchst wichtig.

Es ist demnach der französische Unterricht nicht nur nach der Nützlichkeitstheorie zuzulassen, oder etwa wegen des Einflusses des Französischen, das uns so viele gesellschaftliche und technische (besonders militärische) Ausdrücke lieferte, auf unsere Sprache, während auch die Blüthe des französischen Hoflebens im 18. Jahrhundert und sodann die politischen Einwirkungen der französischen Revolutions-Epoche den nachhaltigsten Ein-

druck in Deutschland zurückliessen; sondern es ist die französische Sprache, welche sogar die Vergleichung mit dem Griechischen nicht zu scheuen braucht, mit ihrer Deutlichkeit in Begriff und Rede, in hohem Grade das Gepräge der Logik tragend und mit Bezug auf formale Bildungskraft hinter dem Lateinischen nicht zurückstehend, um ihrer selbst willen würdig das Object eines ernsten Studiums zu sein, und bietet durch ihre sehr ausgebildete und feine Grammatik, und als geschmeidiges und ausdrucksvolles Organ einer bedeutenden und alle Genres umfassenden und für das Studium der Culturgeschichte besonders wichtigen Literatur, ein treffliches Mittel der Geistesbildung. Soll aber das Französische historisch und comparativ betrieben, der Geist durch die Gymnastik der Form tüchtig zugerichtet, überhaupt jeder für formale Geistesbildung so fruchtbare Theil der französischen Grammatik mit Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt werden, dann ist klar, dass diesem Unterrichtsgegenstande bedeutend mehr Zeit auf deren Lehrplan eingeräumt werden muss, als dieses bisher der Fall war.

Ueber

Lauten u. Verstummen des s nach Joinville's Chartes.

Von

Franz Scholle.

N. de Wailly hat 1867 in der Bibliothèque de l'École des Chartes einunddreissig von Joinville, dem bekannten Zeitgenossen Ludwigs des Heiligen, ausgestellte Originalurkunden veröffentlicht,* und im folgenden Jahr ein Mémoire sur la langue de Joinville in derselben Zeitschrift und im Separatabdruck erscheinen lassen, in dem er über die Flexion, die Orthographie und Aussprache dieser Texte Untersuchungen anstellt. Der Zweck der folgenden Zeilen ist nicht, die ganze Abhandlung Wailly's einer Prüfung zu unterziehen, sondern nur einen Punkt der Aussprache, nämlich das Lauten und Verstummen des *s*, genauer zu untersuchen. Bevor jedoch auf diesen Punkt selbst eingegangen wird, ist es nöthig, einige allgemeine Gesichtspunkte zu besprechen, die bei Forschungen über die Aussprache des Altfranzösischen wichtig sind.

Wailly neigt mit manchen seiner Landsleute der Ansicht zu, dass das Afr. einerseits ziemlich eben so gesprochen wurde, wie das Nfr., andrerseits aber auch eine noch grössere Anzahl von zwar in der Schrift vorhandenen, für das Ohr jedoch verstummten Buchstaben auf-

---

* Ausserdem ist unter o auch noch eine Urkunde, die nicht mehr im Original vorhanden ist, nach einer Copie aus dem vorigen Jahrhundert beigegeben.

zuweisen habe, als die jetzige Sprache. So sieht er z. B. das *e*, ohne eigentliche Gründe anzugeben, ganz nach Maassgabe des Nfr. für stumm, dumpf, geschlossen und offen an. Er hält sich dabei an den Grundsatz (S. 65): „en l'absence d'indications contraires c'est la conformité de la prononciation ancienne avec la moderne qui est l'hypothèse la plus vraisemblable.“ Dies mag als richtig zugegeben werden; dann aber kommt es darauf an, solche Anzeichen auch richtig zu erkennen. So hat G. Paris im Alexisliede (S. 49 f.) durch Untersuchung der Assonanzen nachgewiesen, dass der geschlossene und offene Laut des *e* im Alt- und Neufranzösischen durchaus nicht zusammenfallen. Solche Anzeichen liegen mitunter gar nicht in der Sprache vor, um die es sich handelt. So dürfte sich im Afr. selbst wohl kaum ein Beweis dafür finden, dass *g* vor *e* und *i* ursprünglich *dǵ* lautete; aber aus dem Vulgärlatein und aus dem Englischen können wir auf das Vorhandensein dieses Lautes auch im Afr. schliessen, da dies Vermittler zwischen jenen beiden Sprachen war.

Andrerseits sieht Wailly, wie schon erwähnt, manche Buchstaben für stumm an, die jetzt noch lauten, und geht hierbei wol auch von der gegenwärtigen Sprache aus. Da z. B. nfr. in chevaliers das *r* stumm ist, so erscheint es ihm fraglich, ob in clers, mer u. s. w. das *r* so deutlich gesprochen wurde wie jetzt (S. 65). Dagegen hält er für wahrscheinlich, dass in chier das *r* gehört wurde, weil es nfr. noch lautet. Ueber diesen und andere Punkte hätten ihm Beza und Palsgrave, die er nirgends berücksichtigt, Aufschluss geben können. Ersterer sagt von *q* und *r* ausdrücklich (S. 79 der Ausgabe von Tobler, Berlin 1868): Hae literae nunquam quiescunt, und Palsgrave (S. 24) lehrt, dass finales *r* nie, auch nicht vor folgendem Consonanten, stumm ist. Da nun in den Chartes das *r* stets geschrieben wird, da wir zwei ausdrückliche Zeugnisse haben, dass es im 16. Jahrhundert stets gesprochen wurde, und da es noch jetzt nicht immer verstummt ist, so ist es wol gerathener anzunehmen, dass es auch im 13. Jahrhundert stets lautete. An einer anderen Stelle (S. 70) hält es Wailly sogar für wahrscheinlich, dass das *r* der Infinitive auf *ir* stumm war, und stützt sich dabei auf die jetzige Aussprache dieser Infinitive in der Umgegend von Joinville. Nun kann uns die jetzige Aussprache des Volkes allerdings vielfach Aufschluss über die Aussprache früherer Zeiten geben. Doch ist dabei nicht zu vergessen, dass in der Volks-

sprache die Lautwandlungen theils langsamer vor sich gehen, als in der Schriftsprache, theils aber auch schneller, wozu beitragen mag, dass durch die Schrift auch die Laute bis zu einem gewissen Grade fixirt werden. Nur in ersterem Fall kann von der jetzigen Volkssprache auf die frühere Sprache zurückgeschlossen werden. So geben uns z. B. die süddeutschen Mundarten mancherlei Aufschlüsse über Aussprache des älteren Hochdeutsch; Niemand wird aber daraus, dass im ganzen Südwesten Deutschlands ein finales *n* stumm ist, und nur vor Vocalen lautet, zu ihnen ähnlich wie stummes finales *s* oder *t* im Nfr. hinübergezogen wird, schliessen wollen, dass auch im Mhd. das finale *n* nur vor Vocalen lautete.

Um jedoch kein falsches Licht auf Wailly's Arbeit zu werfen, so sei hier ausdrücklich erwähnt, dass derselbe auch oft seine Ansichten auf genaue Vergleichung der in den Urkunden vorliegenden Schreibweisen gründet. Jene Punkte mussten jedoch hervorgehoben werden, um zu zeigen, wie leicht eine zu grosse Berücksichtigung der modernen correcten oder nur volksmässigen Aussprache zu Fehlschlüssen führen kann.

Darf also die noch jetzt in Frankreich vielfach geltende Ansicht, das Afr. sei ziemlich eben so wie das Nfr. zu sprechen, für genauere Untersuchungen nicht massgebend sein, so ist ebenso der von anderer Seite aufgestellte Grundsatz, die afr. Schreibart sei phonetisch gewesen, nur mit mancherlei Einschränkungen richtig. Die ersten Schreiber, die afr. schrieben, hatten die Kunst des Schreibens am Lateinischen gelernt, und die lat. Orthographie konnte nicht ohne Einfluss auf die ihrige bleiben. Als Beweis dafür sei hier nur der Gebrauch des *qu* und ebenso die Beibehaltung des *h* in den lat. Wörtern erwähnt, da letzteres doch längst verstummt war. Ferner musste sich aber auch bald, wie in allen anderen geschriebenen Sprachen, eine gewisse traditionelle Orthographie bilden, die gewiss, wie G. Paris (Al. S. 35) sagt, um so strenger beobachtet wurde, je unterrichteter der Schreiber war.

Neuere Forscher, in Frankreich wie in Deutschland, haben daher auch nach anderen Anhaltspunkten bei ihren Forschungen über die Aussprache afr. Texte gesucht. Sie sprechen nicht mehr von der Aussprache des Afr. überhaupt, sondern unterscheiden dabei Zeit und Ort

der Abfassung jedes einzelnen Stückes. Ferner legen sie ihren Untersuchungen namentlich die Assonanzen oder Reime zu Grunde. Letzteres ist aber nicht möglich, wenn es sich um Texte in Prosa handelt. Bei diesen ist man immer wieder auf die Orthographie allein angewiesen. Doch werden sich wol auch für Prosatexte gewisse Grundsätze aufstellen lassen.

Zunächst darf man wol annehmen, dass Buchstaben, die sich stets geschrieben finden, auch noch lauteten. Da auch die besten Schreiber eine ziemlich grosse Anzahl von nachweislichen Schreibfehlern und Versehen machten, so ist es nicht wahrscheinlich, dass sie orthographische Gewohnheiten, die nicht mehr in Uebereinstimmung mit ihrer Aussprache waren, ohne Ausnahme stets beobachtet haben sollten. Im Gegentheil ist wol eher anzunehmen, dass Buchstaben, die nur in ganz ausnahmsweisen Fällen fehlen, noch gesprochen wurden, und ihr Ausfall auf einem Versehen des Schreibers beruht. Da Joinville's Urkunden Originale sind, die Schreiber also nicht durch ein älteres orthographisches Vorbild beeinflusst werden konnten, so dürfte für sie dieser Grundsatz um so eher anwendbar sein.

Ferner darf man wohl nach den Kenntnissen, die wir von der Entwicklung der Sprachen überhaupt haben, als sicher annehmen, dass in derselben nie eine Rückwärtsbewegung stattgefunden habe, dass also auch Buchstaben, die zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprache nicht verstummt sind, auch in allen früheren Zeiten lauteten, abgesehen, natürlich, von dialektischen Verschiedenheiten. Allerdings könnten gerade diesem Grundsatz leicht gewisse Thatsachen entgegengehalten werden, die aber doch bei genauerer Betrachtung denselben nicht zu entkräften im Stande sein dürften. Theils beweisen nämlich mancherlei Reime,* dass gewisse Buchstaben nicht gesprochen wurden, die jetzt lauten (z. B. précepte im Reim mit faite), theils ist uns dies durch Orthoepisten ausdrücklich überliefert, so sind z. B. nach Beza S. 72 f. das *b* in obstiner, das *c* in dicton, das *d* in adjuger stumm, während sie jetzt wieder ausgesprochen werden. Hier ist nun zunächst zu bemerken, dass die meisten der Wörter, in

* Man vgl. z. B. Weigand, Traité de Versification Française. Nouv. Ed. Bromberg 1871. S. 77, N. 2. — Von einem andern in dieser Anm. und auch S. 68 Anm. berührten Punkt wird später die Rede sein.

denen sich eine derartige Rückwärtsbewegung zeigt, nicht der alltäglichen, populären, sondern der gebildeten, der Schriftsprache angehören. Wie nun die Gelehrsamkeit neben den eigentlich richtigen mots populaires die sprachlich falschen mots savants geschaffen hat, z. B. fragile neben frêle, wie sie eine latinisirende Orthographie eingeführt, z. B. faict, escript, so kann sie sehr wol auch eine latinisirende Aussprache zur Geltung gebracht haben, die zuerst in gelehrten Kreisen herrschte, aus diesen aber auch in die gebildeteren Schichten der Gesellschaft überhaupt drang. Im Volke dagegen musste sich die nicht gelehrte Aussprache viel länger erhalten, und hat sich zum Theil bis heute erhalten; so sagt das Volk noch jetzt ostiner nicht obstiner, espliquer nicht expliquer u. ä. m. In diesen Fällen hätte man es also mit einer Aussprache zu thun, die durch übel angebrachte Gelehrsamkeit aus ihrer natürlichen Bahn geleitet worden. Aehnlich dürfte es sich mit der bekannten Regel Palsgrave's verhalten, wonach mit gewissen Ausnahmen von zwei aufeinanderfolgenden Consonanten nur der letzte gesprochen wurde. In einigen Fällen hat sich allerdings nur eine afr. Tradition erhalten, z. B. wenn er fi(l)z, lou(p)s, quo(q)z gesprochen haben will, eine Erscheinung von der später noch die Rede sein wird; wenn er aber ju(s)ques, morte(l) péril als mustergültige Aussprache hinstellt, so haben wir es wol nur mit einem gezierten Streben nach Eleganz zu thun, das damals in den höheren Kreisen herrschte, und nicht mit einer allgemeinen sprachlichen Erscheinung. Dies wird dadurch noch wahrscheinlicher, dass in Beza von einer der Palsgraveschen ähnlichen, allgemeingültigen Regel nichts zu finden ist, und dass auch Du Guez (S. 899) diese Regel nur für die Endconsonanten *s*, *t*, *p* gibt, also für die Fälle, wo sie auch nfr. gilt.

Was nun den eigentlichen Gegenstand dieser Untersuchung, das Lauten und Verstummen des *s* anbetrifft, so sind drei Fälle zu unterscheiden: 1) das stammhafte End-*s*, 2) das flexivische End-*s* und 3) das inlautende *s* vor anderen Consonanten.

Das stammhafte *s* im Auslaut ist 99 Mal richtig geschrieben, so allein im Casus obliquus des Singularis des Wortes mois* 28 Mal

* Hier wie später, immer abgesehen von orthographischen Verschiedenheiten, die nicht das *s* betreffen. Bei den Zahlen ist das von Wailly selbst zusammengestellte Vocabulaire zu Grunde gelegt.

und zwar ohne Ausnahme; ebenso 11 Mal in tens, 8 Mal in lous etc. Unregelmässige oder schwankende Schreibung findet sich nur in folgenden Fällen: im Casus obliquus sing. ru l 39 neben rus r 27; doch schwankt bekanntlich gerade in diesem Wort aus etymologischen Gründen der Gebrauch (S. Diez, Wörterb. II³, 420); tier i 91 neben tiers e 6; und allerdings sehr auffälliger Weise decest u 23, und decet ebis 13 für deces. Doch können diese beiden Fälle bei der sonstigen ausnahmslosen Regelmässigkeit, die sich in Bezug auf stammhaftes auslautendes *s* findet, wol nichts beweisen; dazu kommt, dass beide Urkunden, namentlich aber u in phonetischer Beziehung nicht recht maassgebend sind, wie sich später noch zeigen wird.

Was zweitens das flexivische auslautende *s* betrifft, so ist zuerst kurz zu erwähnen, dass sich in der Conjugation die grösste Regelmässigkeit in Setzung des *s* zeigt; in der 1. p. s. findet sich *s* nur, wo es etymologisch gerechtfertigt ist, mit Ausnahme von ein Mal suis neben zwei Mal sui, eine Unregelmässigkeit, die sich auch sonst findet; in der 1. und 2. p. pl. (bei dieser meist als *z*) fehlt es nur ein Mal in some i 117 neben 6 Mal somes, in anderen Verben nie, die 2. p. s. kommt nicht vor.

Auch in der Nominalflexion zeigt sich sehr grosse Regelmässigkeit, wie Wailly selbst hervorhebt. Er berechnet (S. 32), dass im Nom. Sing. und Plur. sich unter 1436 Fällen nur 13 fehlerhafte Formen finden. Zieht man hiervon aber die sechs Fälle ab, die allein die Copie aus dem vorigen Jahrhundert aufweist, und einige andere, in denen, wieder nach Wailly selbst, eher Ungenauigkeiten als wirkliche Fehler vorliegen, so bleiben sogar nur fünf Verstösse gegen die Regel übrig.* Allerdings bezieht sich diese Berechnung nur auf die männlichen Substantiva, und hierbei hat Wailly geins x 40 und 42 als regelmässigen Acc. Sing. betrachtet. Steht dies aber für gains, wie chatelein l 65 für chatelain, so hätten wir noch zwei Fehler mehr. Doch ist zu bemerken, dass im ersten Falle geins sehr gut Acc. Plur. sein kann (vgl. x 27), und dass in der zweiten Stelle le geins et le

* Eine Ausnahme macht der Artikel; durch seine proklitische Natur wird das End-*s* beinahe inlautend, daher mitunter selbst in den phonetischen Urkunden d 15, g 13 au statt aus vor Consonanten, doch nie le für les. Ueber einzelne Ungenauigkeiten s. Wailly, S. 6.

vin das folgende le den Schreiber leicht veranlasst haben kann, vor geins le für les zu setzen. Ferner führt Wailly im Vocabulaire acht Mal riens neben zwei Mal rien als Acc. Sing. auf. Dies wären offenbar Fehler gegen die Declination; man könnte dies riens jedoch stets auch als Acc. Plur. auffassen; noch besser thut man aber wol, wenn man es als Adverbium ansieht, wie ja nach Littré's sehr annehmbarer Meinung das bei Adverbien sich so häufig findende *s* aus dem Casuszeichen des Acc. Plur. entstanden ist. Auf dieselbe Art erklärt sich wol das auch in anderen afr. Texten häufige *s* in meismes in Fällen, wo die Declination kein *s* verlangt; in den Chartes findet sich vier Mal meismes gegen zwei Mal meisme im Acc. Sing.; dieses Wort nahm früh die Bedeutung von gerade, sogar an, und das *s*, das ihm in diesem Falle zukommt, blieb dann auch in Fällen, wo das Wort adjectivisch gebraucht wird, wie in en ce meesmes bois h 75. Dasselbe *s* zeigt sich auch im adverbialen premiers, welches Wort aber in den Chartes nicht mit dem adjectivischen verwechselt wird.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, dass das stammhafte und flexivische *s* mit beinahe ausnahmsloser Regelmässigkeit geschrieben wird. Wailly sagt nun zwar nicht ausdrücklich, dass er dieses *s* für stumm hält, da er aber stets nur davon spricht, dass die Schreiber der Joinvilleschen Kanzlei die Regeln der Declination kannten, und grosse Sorgfalt auf ihre Arbeiten verwandten, da er ferner bei Gelegenheit der Aussprache des *e* (S. 60) sagt, peuples und causes seien wie peuple und cause gesprochen worden, ohne des *s* weiter zu erwähnen, so ist wol anzunehmen, dass er im Einklang mit seinen sonstigen Ansichten über Verstummen der Laute auch dieses *s* für stumm ansieht. Dieser Ansicht steht aber zunächst die grosse Regelmässigkeit im Gebrauch dieses Buchstaben entgegen. Sollten die Schreiber wirklich so viel grammaticalische Kenntniss besessen haben, um Subject und Object stets zu erkennen und denselben die in den beiden Geschlechtern verschiedene Bezeichnung richtig zukommen zu lassen, wenn in der Aussprache diese Unterschiede vollständig verschwunden gewesen wären? Zeigt doch sonst die Orthographie derselben, mitunter selbst in ein und derselben Urkunde, ein grosses Schwanken; den Namen ihres eigenen Herrn Joinville schreiben sie, nur in Bezug auf die erste Silbe desselben, auf zehn verschiedene Arten (S. 79), eine Zahl, die noch etwa verdoppelt wird, wenn man den Wechsel zwischen

einfachem und doppeltem *l* in Betracht zieht; wir finden ferner in der Urkunde w, die nach Wailly (S. 5) ein Meisterstück der Kalligraphie, also gewiss mit Sorgfalt geschrieben ist, so verkehrte Schreibungen wie toulz (Zeile 2, 8, 27) und coulz (102) neben den richtigen tous (8, 160), couz (160) und coust (163), wahrscheinlich herbeigeführt durch den Gleichklang mit soulz (75, 95), in dem das *l* Ueberlieferung einer früheren Sprachperiode war. Abgesehen von vielen anderen Schwankungen und auffälligen Schreibungen finden wir auch so offenbare Schreibfehler wie jardrin, aumonsei, arbritres (l 7, x 11, h 174). Und diese Schreiber sollten ohne Unterstützung durch das Ohr die verschiedenartige Bezeichnung der Casus fast ausnahmslos richtig getroffen haben? Da ist es doch wol glaublicher, dass dieselben das *s* setzten, weil sie es sprachen, und dass die wenigen Verstösse gegen die Regel durch Unachtsamkeit herbeigeführte Versehen sind.

Dazu kommt ferner, dass noch später das End-*s* nachweislich gehört wurde. Palsgrave lässt es nur vor Consonanten verstummen, am Versende aber (S. 60) soll es gesprochen werden, und wahrscheinwol auch wie *t* am Satzende (S. 54). Auch Beza (S. 79) lässt es nur vor Consonanten verstummen, und dem Wortlaut nach wurde in den Beispielen les cas, les bons hommes das *s* in cas und hommes gehört, wenn nicht wieder ein Consonant folgte, also auch wenn sie am Satzende standen. Ja noch heute werden die verschiedenen *s* in manchen Wörtern noch gehört, wie in sens, ours, fils, jadis, puisque, lorsque u. s. w., weniger allgemein in gens, mœurs, tandisque, und populär sogar in deux, trois, eux, ceux etc. Nach den früher aufgestellten Grundsätzen können wir also aus der regelmässigen Schreibung des *s* und aus dem nachweisbaren noch später stattfindenden Lauten desselben schliessen, dass es zur Zeit, wo die Urkunden geschrieben wurden, noch nicht verstummt war.

Für das Lauten des *s* der Declination lässt sich aber noch ein anderer Beweis führen. Gewisse stammhafte Endconsonanten, die im Acc. Sing. geschrieben werden, verschwinden vor dem *s* des Nom.; so schreibt man z. B. le duc, le chief, aber li dus, li chies. Was kann dieses durch den Ausfall bezeichnete Verstummen anders herbeigeführt haben, als eben das noch lautende *s*? War das *s* stumm und nur graphisches Zeichen des Nom., so war gar kein Grund für

das Verstummen des *c* oder *f* vorhanden, oder man müsste annehmen, entweder dass man auch den nicht geschriebenen Laut hätte hören lassen, also li duc(s), li chief(s) gesprochen habe, oder dass auch im Acc. *c* und *f* verstummt waren und nur aus etymologischen Gründen geschrieben wurden, dass man also le duc, le chie sprach. Wenn aber im Acc. solche etymologische Rücksichten maassgebend gewesen wären, warum nicht auch im Nom.? Ferner ist zu bemerken, dass noch jetzt viele solcher Endconsonanten lauten, wie gerade in den als Beispielen gebrauchten Wörtern, und man müsste also wiederum eine sehr durchgreifende Rückbewegung in der Lautentwicklung der Sprache voraussetzen. Eine solche will allerdings Weigand (S. 68, n. 1 und S. 77, n. 2) Mätzner gegenüber annehmen, und führt dafür die alten Plurale chies, Turs, dus an, in denen früher *c* und *f* stumm waren, jetzt aber wieder lauten; er zieht dabei aber nicht in Betracht, dass auch die ältere Sprache diese Laute im Acc. Sing. und Nom. Pl. bewahrte, dass dieselben zwar vor dem lautenden *s* verstummten, wenn dieses selbst aber nicht mehr gehört wurde, auch kein Grund mehr zu diesem Verstummen vorhanden war, sondern dass das Wort dann in der lautlichen Form auftrat, die es seit langen Zeiten stets gezeigt hatte, sobald kein lautendes End-*s* Einfluss auf dieselbe übte, d. h. im Acc. Sing. und Nom. Plur.

Ein Wort jedoch bedarf zur vollständigen Klärung der Frage noch einer besonderen Besprechung. Wailly zieht nämlich daraus, dass im Acc. Sing. sich neben priour auch prious findet, dass das Wort auch im Acc. Plur. prious lautet, und dass das Femininum prieuse heisst, wie wenn das Wort von einem priosus käme, den Schluss, dass das *r* stumm war; vom *s* spricht er weiter nicht, da er dessen Verstummen offenbar für selbstverständlich hält. Nun nimmt das Wort priour aber unter den Wörtern, die von lateinischen Masculinen auf or, oris kommen, in so fern eine besondere Stellung ein, als erstens die anderen wegen der Verschiebung des lateinischen Accentes für den Nom. und Acc. Sing. eine besondere Form gebildet haben, z. B. emperere und empereor, prior dagegen nie in einer solchen Nominativform erscheint, die etwa preire oder proire gelautet haben müsste. Ferner bilden die übrigen Wörter dieser Classe afr. ihr Femininum auf -esse; afr. hiess es nicht buveuse, chanteuse sondern buveresse, chanteresse (S. Littré); prieuse ist wol das älteste

Beispiel eines derartigen Femininums, das im 13. Jahrhundert schon durchaus gebräuchlich sein musste, wenigstens führt Littré ausser unserem Fall (y 2) noch ein anderes Beispiel aus dieser Zeit an. Ob zu der Anlehnung solcher Feminina an lat. -osus der im Französischen mitunter vorkommende Uebergang des *s* zwischen Vocalen zu *r* (Diez, Gr. I³ 239) beigetragen hat, so dass aus prieur zuerst ein prieure, dann erst ein prieuse entstanden ist, mag als Hypothese hier wenigstens erwähnt werden. Jedenfalls zeigt das Wort priour eine doppelte Abweichung von den Wörtern die aus lat. Masc. auf or entstanden sind. Hiermit konnte auch leicht eine Verdunklung des Gefühls seines Ursprunges eintreten, und da priour wie prieuse sich in ihrer ersten Silbe an die nicht stammbetonten Formen des Verbums prier lautlich und der Bedeutung nach anlehnten, so konnten sie leicht in dem Sinn von Beter und Beterin genommen werden, und aus prieuse gleichsam rückwärts ein prieus entstehen. Uebrigens erklärt auch Wailly's Annahme, dass das *r* stumm gewesen, die Form prieuse keineswegs. Wären die Endungen our und ous gleichlautend gewesen, so wäre die Verwechslung zwischen den Femininen beider gewiss viel häufiger gewesen, während prieuse wol das erste und für lange Zeit das einzige Beispiel dieser Art ist.

Was nun den dritten Fall, das inlautende *s* vor anderen Consonanten betrifft, so zeigt sich im Gebrauch desselben grosses Schwanken; wir finden pasturage j 13 neben patoraiges l 23, giste h 45 neben gite j 14, maistres t 3 neben maitre k 9 etc.; ja in derselben Urkunde finden sich solche verschiedene Schreibungen neben einander, so esveke und esvesque h 135, 167. Aus diesem Schwanken wäre zunächst jedenfalls der Schluss zu ziehen, dass auch die Aussprache schwankend geworden, dass man das *s* bald gesprochen, bald nicht gesprochen habe. Ein solches Schwanken muss auch bei derartigen Lautwandlungen stattgefunden haben, denn ein Laut kann nicht plötzlich, wie auf Commando, aus dem Munde aller Individuen verschwunden sein. Sehen wir aber ferner ein *s* sich auch in Wörter einschleichen, in denen es keine etymologische Berechtigung hat, wie in dem schon aufgeführten esveke, ferner in esglise b 6, c 27, e 2,* lestre l 2 und 65, transcrist (subst.) u 28, ostroié und

* Das Vocabulaire gibt auch für z 61 esglise, der Text hat aber eglise.

ostroi x bis 18, so ist wol anzunehmen, dass es schon vielfach wirklich verstummt und zu einer Art orthographischen Schnörkels geworden war.

Vergleicht man in Bezug auf diesen Punkt die Schreibung der einzelnen Urkunden, so findet man, dass in einzelnen eine Neigung ein *s* zu schreiben vorherrscht, das zum Theil zwar etymologisch gerechtfertigt ist, sich aber in anderen Urkunden in denselben Wörtern oder unter ähnlichen Bedingungen nicht findet, zum Theil aber auch wie in lestre, sprachlich unmöglich ist. In anderen Urkunden dagegen finden sich gewisse Wörter nie mit *s* geschrieben, andere dagegen stets, so dass letztere also in allen Urkunden ein *s* aufweisen, erstere aber schwankenden Gebrauch zeigen. Die Schreibung der letzteren Art von Urkunden könnten wir also als eine im Ganzen phonetische bezeichnen; sie sind für die vorliegende Untersuchung besonders wichtig. Als solche am meisten phonetische Urkunden sind zu betrachten: d, e bis, f, g, k und auch o, die aber als Copie aus dem vorigen Jahrhundert nicht recht maassgebend ist; doch finden sich auch in diesen Urkunden einige auffallende Schreibungen; am wenigsten phonetische Orthographie zeigen dagegen b, l, u, w, x bis, z; die anderen zeigen sich mehr oder weniger schwankend in der Orthographie.

Da sich nun Schreibung oder Verschwinden des *s* nicht vor allen Consonanten in gleichem Maasse zeigt, so sind die Consonantengruppen einzeln zu untersuchen.

st. Die Silbe est im Anlaut findet sich stets so, nie ohne *s* geschrieben: establisse g 8; estabiiz g 9 und 12, und noch 7 Mal in anderen weniger phonetischen Urkunden; estable e bis 27 und sonst noch 6 Mal; restitution x bis 18; die mit est anlautenden Formen von estre finden sich über fünfzig Mal so geschrieben, darunter auch in e bis, in g und k; nur e schreibt zwei Mal, Zeile 5 und 8 et für est und zwar ein Mal in der Formel s'et a savoir, wo vielleicht gerade das formelhafte die Aussprache des *s* verflüchtigt hat; das andere Mal heisst es: pais et escorde et faite, wo wol das voraufgehende et einen Schreibfehler herbeigeführt hat;* weniger gut

* Ueber den phonetischen Wert dieser Urkunde wird noch später S. 189, die Rede sein.

durch den phonetischen Charakter der Urkunde beglaubigt sind: estant (= nfr. étang) i 93, l 45 und estrument n 29, sie stehen aber im Einklang mit anderen Wörtern gleichen Anlautes.

Ausser diesem Falle ist ferner zu bemerken, dass, abgesehen vom Verbum, *st* sich in der Tonsilbe mit wenigen Ausnahmen geschrieben findet, wogegen in der nichtbetonten Silbe grosses Schwanken zwischen *st* und *t* herrscht; in betonter Silbe: nostre e bis 25, 38, d 5, g 2, 4, k 2 und noch etwa dreissig Mal, und dem entsprechend auch vostre allerdings nur in aa 7, 21; cist, cest u. s. w. d 7, 9, e bis 13, f 12, 14, k 42 und noch etwa vierzig Mal; feste d 12, k 46, z 72; requeste e bis 25, f 15 und noch etwa ein Dutzend Mal; weniger häufig oder gut beglaubigt, aber nie mit blossem *t* geschrieben finden sich: host w 112; hoste w 128, 129; coste i 14, q 16, s 51; coust w 163 aber coutz 102, und couz 161 wegen des antretenden flexivischen *s*; Baptiste k 46; Crist a 15, preste i 103; tost w 128, aa 15; beste l 24, 28, w 137 (nfr. bête aber bestiaux); Creste e 31, 45, l bis 5, 11. Schwankungen in der Tonsilbe zeigen nur: maitre k 9 neben maistre t 3; foret l 52 neben forest h 109, i 35, 92, z 38 und gite j 14 neben giste h 45. In nichtbetonter Silbe zeigen stets *st*: apostole, apostoile g 4, s 101, wo sich das *s* leicht durch Einfluss der Kirche halten konnte; ostel s 8, v 15, w 161; ostages r 20; ospitaul t 3; costé s 51; mestier h 41, 62, 103, w 25; Crestien i 15, k 9, o 46, Christofle x bis 46, Cystes, Cystels d 5, z 4; auch justice findet sich zwar neun Mal mit *st*, darunter ein Mal in der Form jostisse q 19, aber auch ein Mal ohne s: jotisse d 9.* Andere Wörter zeigen sich schwankend: chastel h 64, w 6, chastelerie w 169, aber chatelein l 65; forestier h 100, 115, 148 aber foretier x 14, w 178; pasturage j 3, pasture z 58, pasturer r 54, 55 aber paturage l 23; Moster e ter 48, i 4, z 27, 50 aber Mouter f 6, 11, h 120, l 42, 55, 69, x 67 und auch Monteir l 53, sestier c 10, c 6, j 16, p 10, x bis 14, y 6, aber setier m 5, x 29, 62, z 44, 60; coustume h 32, 102, i 120, n 9, q 10, r 61, w 69 und acostumei x 32 aber coutume l 27. Mit verstummtem *s* in der Tonsilbe finden sich also in den

* Auffällig ist das *o*; auch Littré bringt aus dem 13. Jahrh. ein joustice bei; das lat. Positions-*u* scheint danach in diesem Wort zwischen *u* und *ü* geschwankt zu haben.

phonetischen Urkunden nur maitre k 9 und allenfalls gite j 14, mit *s* in tonloser Silbe nur apostole g 4, Crestien k 9, Cystes d 5; dagegen zeigt sich blosses *t* in tonloser Silbe vielfach in Urkunden, deren Schreiber zwar suchen etymologische Orthographie zu beobachten, aber doch öfter durch das Ohr verleitet werden phonetisch zu schreiben, so chatelein l 65, foretier w 78, paturage l 23, Mouter l mehrmals, setier z 44, 60, coutume l 27. Es lässt sich aus diesen Thatsachen schliessen, dass noch vielfach, wenn auch nicht immer, das *s* vor *t* in der Tonsilbe bewahrt wurde, dass es jedoch in tonloser Silbe leicht schwand.

Was die Verba anbetrifft, so ist von denen schon gesprochen worden, die mit est anlauten; für die anderen, die ein *st* aufzuweisen haben, finden sich folgende Beispiele: aquester l 11, x bis 19; aqueste l 65, x bis 24, 33; aquestiens w 84; arrestez w 104; amonetés v 9, connoistera s 75; constraindre h 53 neben contraindre v 47, x 25; fist (perf.) u 11 neben fit e 5, 11; fuist (perf.) u 15, doch steht diese Orthographie ganz vereinzelt 26 Fällen gegenüber, wo diese Form ohne *s* aber auch meist ohne *t* geschrieben ist; gist u 11; moustrer w 92, 189; plait x 48; osteir v 15, x 51, ostoit x 43; vest w 106, devestu n 20, envestu n 22; ausserdem findet sich die 3. p. s. Imperf. Conj. ein Mal ohne *s* geschrieben in e 2,* aber 21 Mal mit *s*, darunter auch f 12, k 3. Auffallend ist zunächst, dass e, eine Urkunde, in der schon zwei Mal et für est erwähnt wurde, auch zwei Mal fit für fist und ein Mal fut für fust** schreibt; daneben findet sich mehrfach ein *s* wo andere Urkunden keins haben, z. B. esglese, sestieres, chiescun; aber auch noch andere Eigenthümlichkeiten weist diese Urkunde auf, die weder auf phonetische noch etymologische Schreibung hindeuten, wie die sich sonst nirgends findende Gemination in aumonnes drei Mal, und deimmes, dor für dou fünf Mal (die umgekehrte Schreibung quatouze für quatorze findet sich allerdings auch u 4, wo sich aber auch manche andere Eigenthümlichkeiten, wenn nicht Nachlässigkeiten zeigen); sez für ses, und das eigenthümliche escorde

* Ausserdem auch in o 29, 30; doch kann diese Urkunde als Copie aus dem vorigen Jahrhundert nicht als maassgebend betrachtet werden.

** Cum descors fut meuz e 2; dies causale cum ist sonst in den Chartes stets mit dem Conjunctiv construirt.

(Eintracht), vielleicht für acorde. Dies berechtigt wol, den Schreibungen von e keinen entscheidenden Wert beizulegen. Sieht man auch vom Perf. fuist ab, theils wegen der weit überwiegenden Schreibung ohne *s*, theils wegen der geringen Zuverlässigkeit von u, so bleiben nur amonetés, contraindre und plait als Schreibungen ohne *s* für etymologisch *st* in Verben übrig.

In den Verben findet eine Verschiebung des Accentes statt, indem derselbe bald die Endung, bald aber auch die letzte Silbe des Stammes trifft; diese letzte Silbe ist aber auch zugleich die Trägerin der Bedeutung des Verbums; beides konnte dazu beitragen, ihrem Lautbestand mehr Festigkeit zu geben. Mit Ausnahme von contraindre, das wol schon das *s* in der Aussprache verloren haben mag, und der 3. p. s. Imperf. Conj., handelt es sich in allen obigen Fällen um diese letzte Silbe des Stammes. Man darf also annehmen, dass *s* vor *t* in Verben noch stets lautete in der 3. p. s. Imperf. Conj., und dass auch noch eine Neigung vorhanden war, es in der letzten Silbe des Stammes zu bewahren. Bei letzterem Punkt ist jedoch nicht zu übersehen, dass zufällig sämmtliche Urkunden, die solche Formen aufweisen, nicht zu den phonetisch zuverlässigen gehören, dass also die Erhaltung des *s* in Verben nicht so gut beglaubigt ist, wie bei der Tonsilbe der Substantiva. Gerade aber die Analogie mit diesen dürfte für das Lauten des *s* in der Stammsilbe der Verben sprechen.

sk. Zunächst ist zu erwähnen, dass die Formen les, des des Artikels ihr *s* vor dem Relativum quel wahrten, diese Formen finden sich wenigstens etwa 25 Mal mit *s* geschrieben; nur 1 38 findet sich auques. Vielleicht hielt *s* sich auch in der anlautenden Silbe es, wenigstens findet man escuiers 2 Mal, escrit 3 Mal,* Escuré 8 Mal; allerdings kommen diese Wörter in den phonetisch geschriebenen Urkunden nicht vor; doch hat vielleicht Verwechslung mit der Vorsilbe *es* = *ex*, von der später die Rede sein wird, zur Erhaltung des *s* beigetragen. Von anderen Wörtern ist jusque zu erwähnen, das sich 13 Mal und stets mit *s* findet, und dessen *s* zu Beza's Zeit (S. 81) und noch jetzt lautet; vielleicht lautete es auch in dem nur

* Hier sei auch transcrist u 28 erwähnt, das als gelehrte Form nicht in Betracht kommt.

l 28 vorkommenden tresque, in dem man auch noch die beiden Wörter fühlte, aus denen es entstand. Dagegen liest man Paques v 68 neben Pasques e ter 95, s 35, w 18, wo also das *s* selbst in der Tonsilbe geschwunden zu sein scheint; und paaquiz r 23, 26 neben pasquiz i 66; chascuns mit *s* 11 Mal aber nur in phonetisch nicht zuverlässigen Urkunden, dagegen ohne *s* 10 Mal, darunter auch in f 4; dass in diesem Wort das *s* nicht mehr gehört wurde, dafür ist wol ein sicherer Beweis, dass w, eine Urkunde, die sonst gern etymologisch schreibt, chaucun schreibt, das Wort also etymologisch zu aucun stellt, was nicht gut möglich wäre, wenn der Schreiber noch ein *s* gesprochen hätte.

sn. In dieser Gruppe war *s* schon verstummt; wir finden zwar aumonsnei x 11, dagegen 8 Mal aumone etc. ohne *s*, darunter auch d 4 und g 14; ferner chaine (= nfr. chêne) h 109, j 7; dagegen kann das vereinzelte maisnies x bis 26 nicht in Betracht kommen, sollte auch wirklich der Zusammenhang mit maison dem *s* hier mehr Halt gegeben haben.

sm. Die Wörter tesmong, tesmoignage, finden sich nie ohne *s*, dagegen 17 Mal mit *s*, darunter auch d 9, k 47; aber meismes, disme und dismé sind bald mit, bald ohne *s* geschrieben. In diesen letzteren Wörtern ist also das *s* als verstummt anzusehen, wogegen es in tesmong sich noch erhalten zu haben scheint. Sousmetre h 134 und forsmener x 42, 46 sind zu vereinzelt, als dass sich ein Schluss ziehen liesse; vielleicht hat die noch gefühlte Zusammensetzung das *s* erhalten.

sf. Fourfait 3 Mal ohne *s*, tresfonz, mesfaire und die davon abgeleiteten Wörter bald mit bald ohne *s* zeigen, dass in dieser Verbindung *s* verstummt war.

sp. Diese Gruppe findet sich in Joinville's Urkunden nur in der anlautenden Silbe esp, und in trespasser w 167. Letzteres Wort, als nur ein Mal und noch dazu in der etymologisirenden Urkunde w belegt, bleibt zweifelhaft. Im Anlaut findet sich esp in esperit h 1, u 22 und especialment 6 Mal in nicht sehr zuverlässigen Urkunden. Die Analogie mit anlautendem est macht aber die Erhaltung des

s wahrscheinlich. Uebrigens hat sich esp im Anlaut auch nfr. noch vielfach erhalten (Vgl. Beza, S. 80 f.).

sch. Senechaus findet sich 14 Mal ohne *s*, darunter in e bis 1, k 2, g 1, und 20 Mal mit *s*, darunter d 1; die anderen Wörter, in denen ein *ch* vorkommt, weisen 8 Mal *sch* auf, auch da wo ein *s* etymologisch nicht gerechtfertigt ist wie in empeschier h 126, y 13, und nur ein Mal *ch* in empeecher s 71. Diese acht Fälle kommen aber nur in phonetisch nicht zuverlässigen Urkunden vor. Das Vorwiegen der Schreibung *sch* würde zwar für ein Lauten des *s* sprechen; da aber die mehr phonetisch gehaltenen Urkunden drei Mal *ch* und nur ein Mal *sch* schreiben, da ferner *ch* damals wol schon den Laut des deutschen *sch* statt früher *tsch* angenommen hatte, was aus Analogie mit dem Laute *ç* geschlossen werden kann, der in unseren Urkunden zuweilen mit *s* verwechselt wird, also auch schon wie scharf *s* und nicht mehr wie deutsch *z* lautete, so kann man wol annehmen, dass das *s* in den ähnlichen Laut *ch* = deutsch *sch* aufgegangen war.

Die Vorsilben *des* und *es*. Eine grössere Anzahl von Wörtern, in denen sich ein *s* vor Consonanten findet, sind bisher absichtlich nicht in Betracht gezogen worden, da sie sich besser unter einem anderen Gesichtspunkt betrachten lassen; es sind dies Wörter, die mit *des* und *es* = lat. *dis* und *ex* anfangen. Wörter mit der Vorsilbe *des* zeigen stets ein *s*: descors, descorde u. s. w. k 18 und noch etwa 15 Mal; descombrés v 39; desdomagier h 126; despens w 110, 155; despandre p 34; despars r 45, desplaise aa 17, destruite o 29. Ein Mal, l 57, findet sich auch desfendre, das sich gegenüber deffendre w 120, x 33 und deffois h 64 vielleicht nur als etymologisirende Schreibung erweist, vielleicht aber auch zeigt, dass nach Analogie mit den andern Wörtern sich auch hier ein *s* eingeschlichen hatte. Aehnlich wie mit *des* verhält es sich mit der Vorsilbe *es*: escluse h 84; escuminiez 8 Mal, darunter auch e bis 13; rescourre x 46; esleuz h 10, k 17, w 25, 26 und esliront w 19; expressement n 30; estendent r 41; esgart a 13, w 110; resgardai u 4, aber regarda t 10. Die mit einer Ausnahme beständige Schreibung des *s* zeigt hier wol, dass es noch lautete. Weniger maassgebend ist exceptions 5 Mal, da hier das *x* mit dem *c*, wenn dies schon wie scharf *s* lautete, verschmolzen sein musste. Nach Analogie

findet sich auch esmendes v 7, und vielleicht ist so auch die Schreibung esveke h 135, 167 zu erklären. Ob *s* vor *ch* noch lautete, ist eben als zweifelhaft hingestellt worden; man findet zwar escheoite b 11; eschangie etc. e bis 4, 13, 20, m 4; aber in e quater eschange 20 neben zwei Mal achangié 4, 13, welche Schreibung das Aufgehen des *s*, auch wenn es der Vorsilbe *es* angehört, in das *ch* wahrscheinlich macht.

Es würde sich demnach aus dem Vorstehenden Folgendes ergeben:

1. Stammhaftes und flexivisches End-*s*, letzteres mit Ausnahme des Art. plur. *au* für *aus* vor Consonanten, wurden stets gesprochen.

2. Inlautendes *s* wurde gehört in den Vorsilben *des* und *es* = lat. *dis*, *ex*; in den anlautenden Silben *est*, *esp* und vielleicht *esk*; in den Wörtern jusque und tesmoin nebst den davon abgeleiteten, und vielleicht in Zusammensetzungen wie forsmener, sousmettre und trespasser.

3. Inlautendes *s* hielt sich noch vielfach in der Tonsilbe oder der Stammsilbe der Verba vor *t*, fing jedoch hier schon an zu verstummen.

4. Inlautendes *s* war ganz verstummt, oder zeigte wenigstens sehr grosse Neigung zum Verstummen in tonloser Silbe vor *t* und *k*, und namentlich stets vor *f*, *n*, *m*, *ch*, ausgenommen die unter 2. erwähnten Fälle.

Ueber den in den vorstehenden Seiten behandelten Gegenstand hat der Verfasser vor etwa zwei Jahren einen Vortrag in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gehalten. Er hatte damals die Absicht, Alles, was sich aus Joinville's Urkunden für die Aussprache ergibt, einer Untersuchung zu unterziehen; durch andere Arbeiten wurde er an der Ausführung dieses Vorsatzes gehindert. Da er aber glaubte, die Frage dürfte auch trotz der unvollständigen Lösung, die versucht worden, von Interesse sein, so hat er sich entschlossen, den Vortrag, wenn auch nicht der Form, so doch dem Inhalte nach so zu veröffentlichen, wie er damals gehalten worden; nur an zwei Stellen sind Hinweisungen auf das seitdem erschienene Alexislied von G. Paris eingeflochten worden. Manches Mangelhafte

der Abhandlung dürfte vielleicht Entschuldigung in der Art ihrer Entstehung finden. Verf. ist sich wol bewusst, dass Fragen über die Aussprache des Afr. ihre endgültige Lösung kaum anders als durch Untersuchung der Reime finden können. Da aber Wailly den Versuch gemacht hatte, aus Prosastücken Schlüsse auf die Aussprache zu ziehen, und dabei nach des Verfassers Ansicht auch Irrthümer begangen hat, so wollte er versuchen, diese von denselben Grundlagen aus zu berichtigen.

Berlin, Nov. 1873.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Nouvelle grammaire de la langue allemande adaptée à l'enseignement public et privé, d'après la méthode pratique et théorique de Robertson par Auguste Boltz, ancien professeur. Tome 1. X 177; tome 2, 3. 336. Berlin, Rodolphe Gaertner, libraire-éditeur.

Herr Auguste Boltz, ancien professeur, bekannt durch eine Reihe von Uebungsbüchern zur Erlernung der modernen Sprachen, giebt in der Vorrede zu seiner Nouvelle grammaire de la langue allemande als Ziel seiner Arbeit an, nicht allein ein einfach praktisches Lehrbuch zu schreiben, sondern auch ein Werk zu schaffen, welches in möglichst vollständiger Weise das deutsche Leben in seinen Offenbarungen nach aussen hin wie in seinen inneren Aspirationen umfasse ('il s'agissait de créer un ouvrage qui embrassa [Hr. Boltz meinte wol embrassât] ... la vie allemande dans ses manifestations extérieures et dans ses aspirations intérieures').

Mit Recht macht dann der Verfasser geltend, dass man eine moderne Sprache sprechen, gut sprechen müsse, wenn man Anspruch erheben wolle sie zu verstehen. Hierzu genüge es nicht, dem Lernenden eine gewisse Anzahl stehender Redensarten aus dem gewöhnlichen Leben einzuprägen, man müsse vielmehr ihm die sorgfältig gesammelten und methodisch geordneten Elemente der Bildung darreichen, die der treue Spiegel des nationalen und intimen Lebens unter den interessantesten Gesichtspunkten seien.

Diesen Principien gemäss sollen in dem Lehrgang enthalten sein:

1) alle gebräuchlichsten Wurzelwörter,
2) alle Vor- und Nachsilben,
3) alle grammatischen Formen ohne Ausnahme,
4) alle syntaktischen Regeln, sorgfältig verglichen mit den entsprechenden Formen der fremden Sprache.

Dies Alles soll sich in 60 Lectionen anschliessen an den interessanten Text des Grimmschen Märchens vom Dornröschen und an die Tiecksche Novelle 'des Lebens Ueberfluss.'

An der Hand dieser Lectionen soll sich der Schüler nicht allein in rationeller Methode die Worte der deutschen Sprache aneignen, sondern, da jedes Wort des Textes verglichen wird mit den entsprechenden Ausdrücken

der indoeuropäischen Hauptsprachen 'bis zu ihren idealen und primitiven Formen hin' (als Quellen seiner etymologischen Aufstellungen haben dem Verfasser besonders Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, Aug. Fick, vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen und F. G. Eichhoff, Grammaire générale indoeuropéenne gedient): so wird der Schüler eine solche Fertigkeit in der Auflösung des längsten [wir verstehen zusammengesetztesten] Ausdrucks (facilité à décomposer la plus longue expression) gewinnen, dass ihm die leidige Mühe das Lexikon zu wälzen so gut wie erspart bleibt (qu'il gagnera le temps précieux qui est généralement et malheureusement perdu à compulser le dictionnaire).

Diese Vorrede machte hohe Erwartungen in uns rege; gleichzeitig aber stutzten wir etwas bei den grossen Verheissungen, da wir nicht sogleich einsahen, zu welchem Zweck in einem lectionsweise abgetheilten Lehrgange, der doch zunächst der Erlernung der deutschen Sprache dienen will, der gelehrte Apparat sprachvergleichender Anmerkungen aufgestellt wäre. Doch dachten wir, dass eine geschickte Hinweisung auf Verwandtes in den europäischen Hauptsprachen nicht bloss die Trockenheit des grammatischen Stoffes mindern, sondern auch die Bildung des Schülers im Allgemeinen fördern und der Erlernung der deutschen Sprache insbesondere entschieden Vorschub leisten könne.

Indem wir das Buch nun im Einzelnen durchgehen, betrachten wir zunächst den Abschnitt von der Aussprache und von der Geltung der Vocale und Consonanten, p. 3—11.

Es wäre unbillig, auf so geringem Raum Vollständigkeit zu erwarten; manche Regeln aber und manche Beispiele scheinen in hohem Grade geeignet, dem jungen Ausländer eine falsche Aussprache einzuprägen.

Gleich zum Buchstaben A auf S. 3 wird als Beispiel für a angeführt, 'dass que, mais das ce, cela est long'.

Bekannt ist ja aus Grimm DW. 2, 955 die lebendige Motivierung der Länge durch Luther: 'das ist ein pronomen und lautet der buchstab a drinnen stark und lang, als wäre es geschrieben also 'dahas' wie ein schwäbisch oder algawisch daas lautet; und wer es höret, dem ist als stehe ein finger dabei der darauf zeige.' W. Grimm fügt hinzu: 'dieses das ist noch heute in südlichen wie in nördlichen Landschaften gebräuchlich.' Bekannt ist ferner, dass J. Grimm schon Gr. I² 527 die Aussprache dâs tadelnd anerkannte: 'einen nichtswerthen, sogar schädlichen unterschied zwischen dem pronomen dâs und der conjunction dass haben wir uns aufgedrängt.' Allgemeingültig ist dieser 'nichtswerthe' Unterschied aber keineswegs, und wir sind überzeugt, dass J. Grimm während der letzten Jahrzehnte seines Lebens in Berlin sehr selten durch denselben gestört worden ist. Weigand in Gießen nimmt das a ebenfalls als lang an, indem er zu dem Artikel das schreibt (Wb. 1², 304) 'ursprünglich kurzes a, welches Adelung noch verlangt.'

Wenn nun aber Sanders Wb. I, 283a mit Beziehung auf Luthers Aussprache hinzufügt: 'jetzt gilt dagegen die Aussprache dâs' (d. h. kurzes a), wenn ferner Heyse in Grammatik und Wörterbuch nicht von einer Verlängerung des Vocals, sondern nur von einer Verstärkung des Tons in dem pronominalen das redet, so erkennen wir leicht, dass man das fragliche Wort in Hessen und auch wohl anderswo eben anders ausspricht als in Obersachsen und in niedersächsischer Gegend.* Dem deutschlernenden

* Man vergleiche auch Grimms Bemerkung über an DWB. 2, 284 'Die heutige Aussprache unseres an schwankt, eigentlich gebührt ihm Kürze, doch wird es oft gleich dem niederl. aan, gedehnt und lang her-

Ausländer biete man in diesem Falle das einfach Richtige und verschweige ganz den 'nichtswerthen' Unterschied der Aussprache zwischen das und dass, zumal da die Gefahr nahe liegt, dass der Ausländer dann auch den einfachen Artikel mit langem a sprechen wird, unbekümmert um Luthers Regel (DWB. 2, 973) 'aber das ander das lautet kurz verhawen das man den buchstaben kaum höret'.

Auf S. 4 lehrt Hr. Boltz ä se prononce comme ê dans être und führt als Beispiel an jämmerlich, jährig, rächen, zählen. Werden denn wirklich jämmerlich und rächen heute mit breitem ä = frz. ê gesprochen?

Die Angaben über die Aussprache des *e* sind ebenfalls geeignet, den Ausländer irre zu leiten; denn mit gleichmässig langem *e* werden angeführt eben, Esel, beginnen, jeder, Gefühl. Sollte Herr Boltz nicht wissen, dass diese fünf Beispiele dreierlei *e* aufweisen, dreierlei für unsere heutige Aussprache, ganz abgesehen von den in früherer Sprachperiode zu Grunde liegenden Lauten? Dass auch das lange *e* im Deutschen noch heute eine doppelte Aussprache fordert, müsste in einem Lehrbuch für Ausländer bemerkt werden, wenn auch eine übel gezierte Aussprache den Unterschied verwischt. Vgl. den berechtigten Seufzer Hildebrand's DWB. 4. 1. Abth., Sp. 1106.

Die Angabe, dass *e* particulièrement bref sei in der Infinitivendung, wird ebenfalls den Ausländer wenig fördern, so lange man ihm nicht klar macht, dass dies *e* heute ein tonloses ist; mit dem Danebenschreiben von blüh'n zu blühen ist die Sache nicht klar gemacht, denn blühn unterscheidet sich in der Aussprache von blühen.

Dass Wörter wie Soest, Coesfeld, deren *e* völlig stumm ist, ausgelassen worden, finden wir in der Ordnung; nicht weil man auch in vielen Theilen Deutschlands diese Städte falsch ausgesprochen findet,* sondern weil solche Einzelnheiten nicht in eine nur wenige Seiten umfassende Anweisung zu richtiger Aussprache deutscher Wörter gehören.

Die Bemerkung 'ei comme aï dans Laïs (nom propre)' ist völlig werthlos. Denn Laïs wird französisch doch (Lesaint, Traité complet de la prononciation française 2. Aufl. S. 274b) figuriert = La-îss, das deutsche ei aber macht eine Silbe aus, nicht zwei, da die provincielle Aussprache der östlicheren Hinterpommern und besonders der Ostpreussen mit ihrem (trochäischen) né-in oder nä-in hier doch nicht in Betracht kommen kann.

Noch befremdlicher ist die Angabe 'ai se rencontre seulement dans le mot Mai', zumal da Hr. Boltz auf S. 112 zu dem Worte Hain eine ganze Reihe von Zusammensetzungen anführt und die Worte Maid und Kaiser wiederholt bei ihm vorkommen. Sind ihm denn ausserdem Mainz, Bai, Hai, Laie, Mais u. a. m. gänzlich unbekannt?

Sehr förderlich wäre dem jungen Franzosen ohne Zweifel eine kurze Bemerkung darüber, dass das kurze *i* im Deutschen nur vor *m* und *n* seinen hellen Laut unbedingt bewahrt, dass aber vor *ck*, vor *l*, *r*, *p*, *s*, *t* mit folgendem Consonanten, also in Wörtern wie dick, milde, wird, kippen, kiste, kitzlich, kitten nur das südliche und südwestliche Deutschland etwas von dem hellen Ton behalten hat, in Mittel- und Norddeutschland hingegen ein dem *e* sich zuneigender Vocal gehört wird.

---

vorgebracht.' Wir fügen dem aus eigener und fremder Erfahrung hinzu, dass dies ä̈n den meisten Norddeutschen aus dem Munde hessischer Professoren, z. B. Hupfelds, doch zuerst sehr fremdartig klang.

* Auch der wackre Lesaint stellt in seinem Traité compl. et méth. ungehöriger Weise Coesfeld mit Cöslin zusammen und figuriert Kèssfeld wie Kèsslain.

Der scharf hörende Lesaint hat diesen unreinen I-laut im Auge, wenn er in seinem Traité p. 80, 2. Aufl. bemerkt: L'i quand il s'entend, a toujours un son très aigu. Pourtant, si cette voyelle est devant une consonne, comme dans *que j'acquisse*, *Philippe* etc, les Allemands lui donnent souvent un ton qui tient de l'i et de l'è: c'est une faute.

Neben hoch mit langem *o* wird richtig Hochzeit mit kurzem o angesetzt: vielleicht wäre es auch gut gewesen, zu dem unmittelbar davorstehenden vor das Adv. vorwärts mit kurzem *o* zu fügen.

Dass wir im ersten Theil einiger Compositia sowohl Verkürzung einer ursprünglichen Vocallänge als auch Bewahrung ursprünglicher Kürze gegenüber sonst eingetretener Länge haben, ist allgemein bekannt (Gr. I³ 214, 218), und die Aussprache mancher Wörter schwankt in verschiedenen Landschaften. So führen Grimm und Weigand vorwärts nicht mit kurzem o an, während in den meisten Gegenden Norddeutschlands, besonders in der Mark, nicht bloss der alte Marschall Vorwärts, sondern auch das einfache Adverbium kurzes *o* fordern. Pedanten allerdings pflegen auch hier mit bewusstem Nachdruck der Consequenz halber vōrwärts zu sprechen. Das für unsere Gegenden Richtige bietet Sanders Wb. III, 1492b.

Die Regel o est bref devant deux consonnes wird auch zu Irrungen führen. Denn wenn Hr. Boltz richtig Schloss anführt, so wird der Schüler auch gross, Stoss, Kloss etc. mit kurzem *o* sprechen, ganz zu geschweigen davon, dass doch keineswegs Jedermann mit Hrn. Boltz blos schreibt, so dass auch hier der Schüler ein ihm aufstossendes bloss als Kürze zu behandeln angewiesen wäre. Was endlich fängt der Schüler mit Wörtern wie Kloster, Ostern, Trost an?

'Ö comme eu en Europe' lautet die einzige Regel über diesen Laut; demnach werden möge und möchte, zwölf und Ölfass, störend und störrig, trösten und frösteln mit gleichem Vocal zu sprechen sein!

U est bref devant deux ou plusieurs consonnes lehrt Herr Boltz weiter; und wir wollen trotz Wust [die poetischen Wörter Dust und Blust machen wir vollends nicht geltend], spult, geschult u. ä. die Regel, da sie für die Mehrzahl der unter sie fallenden Wörter richtig ist, nicht angreifen: viel wichtiger aber wäre es (vgl. oben zu i) gewesen, auch hier auf den Unterschied zwischen dem hellen *u* in munter oder Kummer und dem dumpferen in Lust, Kuss etc. aufmerksam zu machen.

Die Regel S. 6, ü se prononce comme u dans le mot sur hat eigentlich keinen Werth. Ist es denn Hrn. Boltz nicht eingefallen, dass wir im Deutschen dreierlei ü haben, die den drei *u* entsprechen, in Bruder Brüder, jung, jünger, Brust Brüste? Ja, als er sur anführte, musste er nicht unwillkürlich an sûr denken?

Bei den Consonanten giebt es ebenfalls mancherlei zu erinnern:

Statt der Bemerkung B se prononce comme le français b, wäre förderlicher gewesen, darauf hinzuweisen, dass *b* am Schluss eines Wortes [die apostrophierten Formen kommen nicht in Betracht] unbedingt, und am Schluss einer Silbe meistentheils den Ton von *p* hat; denn ohne diese Bemerkung wird der Schüler gab, gelb, Kalb sprechen wie franz. gâbe, guelbe, kalbe u. s. w. Eine entsprechende Bemerkung wäre auch über *d* und *g* erwünscht; denn der Franzose spricht doch sein sud [ganz abgesehen von der Schifferaussprache = su] anders aus als wir Süd. Vgl. Lesaint 135, 136.

Die vage Angabe sp se prononce entre sp et chp kann auch Niemand fördern, der Deutsch nicht aussprechen hörte. Wollte Hr. Boltz nicht auf den zwischen dem nordwestlichen und dem übrigen Deutschland in Bezug auf das sp hervortretenden Unterschied aufmerksam machen, so musste wenigstens gesagt werden, dass das *s* seinen scharfen Laut

behält, wenn zwischen ihm und *p* Silbentrennung eintritt: Kaspar, Raspe, Wespe, Wisper, wispern.

Dass die Regel über *ch* nicht genügt, fällt weniger auf, weil sich des Unterschiedes zwischen dem palatalen und dem mehr dentalen *ch* selbst viele Deutsche nicht deutlich bewusst sind, auch wenn sie denselben in der Aussprache jederzeit hervortreten lassen. Wenn Hr. Boltz sich überlegt hätte, dass in Koch und Köchin, in Sprache und sprechen, in Lachen und lächeln, in Buch und Büchlein, in Rauch und räuchern sich zwei verschiedene *ch* einander gegenüberstehen, so würde er nicht das deutsche *ch* einfach mit *kh* très doucement prononcés abgethan haben.

Auch die Regel, dass das *ch* in Fremdwörtern griechischer Abkunft = *k* sei, erleidet weitere Ausnahmen als Hr. Boltz zugesteht. Denn man spricht doch wohl nicht *K*äronea, *K*alkis (oder *K*alcis), *K*arikles, *K*ariten; bei solchen Leuten freilich, die bei einem Fremdwort sogleich an französische Aussprache (oder vielmehr überhaupt an nichts) denken, findet man ja vielfach unberechtigte *K* oder *sch*: für das letztere ist der arme Don Quichote (Quixote, Quijote) ein vielcitiertes Beispiel.

Im Interesse des Reichs müssen wir auch protestieren gegen die Regel, dass *chs* = *K-s* français sei.

Denn da hier das *s* nicht zur folgenden Silbe gehört (welchen Fall Hr. Boltz ausgenommen hat), so müsste man sprechen Rei*k*sfreiherr, Rei*k*sgraf, rei*k*sunmittelbar, Rei*k*sstadt, Rei*k*srath, Rei*k*shofen, Rei*k*sthaler u. s. w.

Wie die französische Aussprache der letzten vier Wörter schwankt, sehe man bei Lesaint S. 183, dazu die besondere Anmerkung über das durch Napoleons I. Sohn den Franzosen geläufige böhmische Reichstadt.

Um nicht durch Weitläufigkeit zu ermüden, übergehen wir, was uns von S. 7—11 des vorliegenden Buches missfallen hat, und erwähnen nur, dass die letzte Zeile auf S. 11 *tz* se trouve seulement dans des noms propre [lies propres] uns völlig unverständlich ist. Hr. Boltz meint entweder *tz* nach einem Consonanten oder *tz* im Anlaut und denkt dabei wol an seinen eigenen Namen und an *Tz*etzes, Tzschirner, Tzschucke, Tzschoppau. Der erstere Fall hätte dann zu *tz* S. 9 gehört, *tz* im Anlaut aber verdiente auf den paar Seiten überhaupt keine Erwähnung.

Aus diesen wenigen Bemerkungen wird klar geworden sein, dass die von Hrn. Boltz für die Aussprache gegebenen Regeln grossentheils ungenau, irreleitend, bisweilen sogar geradezu falsch sind.

Es wird ferner einleuchten, was es mit der Profession auf sich hat, in Kürze brauchbare Regeln über deutsche Aussprache aufzustellen, welche mit ihren mannichfachen Schattierungen dem Ausländer wenigstens ebenso viele Schwierigkeiten bereitet, wie uns die französische. Unter diesen Umständen wünschten wir die Regeln über die Aussprache bei Hrn. Boltz entweder noch kürzer gefasst, etwa wie Plötz in der neuesten Auflage seiner französischen Schulgrammatik eine Tabelle über die Aussprache auf einer kurzen Seite giebt, oder gänzlich beseitigt und durch gelegentliche Regeln ersetzt. Wir setzen dabei voraus, dass der Lernende immer den Rath und das lebendige Wort des Lehrers zum Muster und Correctiv seiner Aussprache habe; denn es wird wie für das Französische so auch für das Deutsche sehr schwierig, fast unmöglich bleiben, denjenigen, welcher die Sprache niemals correct und national aussprechen hörte, die Aussprache durch schriftliche Mittheilung vollständig zu lehren.

Von S. 12 an folgen nun die eigentlichen Lectionen, im ersten Bande zwanzig, in den beiden folgenden vierzig, so dass das Lehrgebäude mit der sechzigsten vollendet wird.

Die Methode ist die bekannte: an der Spitze jeder Lection steht ein kurzer deutscher Text (im ersten Bande je 5—8 Druckzeilen lang), darunter

wörtliche französische Linearversion mit deutscher Wortstellung, genaue Angabe, wie man die Lection verarbeiten müsse, dann eine traduction française, weiter eine Conversation über den Inhalt der Lection, wesentlich auf Einprägung der in derselben vorkommenden Wörter und Wendungen gerichtet, sodann Anfänge der Satzbildung deutsch und französisch, von der dritten Lection an auch Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische und reichhaltige Vocabelreihen. Der zweite Theil jeder Lection, die sogenannte partie théorique wird durch eine sogenannte lexicologie eröffnet und meist zur Hälfte eingenommen; als 2, 3, 4 figurieren grammaire, syntaxe, exercices.

Von dem theoretischen Theil sagt Hr. Boltz am Schluss der ersten Lection selber, dass er denjenigen gewidmet sei, die sich gern Rechenschaft geben wollten über das was sie ihrem Gedächtnis anvertrauen; für Kinder, für Damen und für diejenigen, welchen es auf ein schnelles Erfassen der Sprache zum Zweck praktischer Verwendung ankomme, genüge die partie pratique der Lectionen; indessen räth Herr Boltz doch in der Vorbemerkung zu dem theoretischen Theil der ersten Lection dem Lehrer, die Paragraphen dieses Abschnitts mit allen Schülern schnell durchzugehen, sich aber nur über die Punkte weiter zu verbreiten, die im einzelnen Falle ein besonderes Interesse gewähren. Hr. Boltz hat also sein Buch bestimmt

1) für Kinder,
2) für Damen,
3) für diejenigen, welche schnell eine Fertigkeit im Gebrauche der deutschen Sprache erstreben,
4) für solche, die ein tieferes (wissenschaftlich-philologisches?) Interesse an dem gebotenen Sprachstoff nehmen.

Hr. Boltz setzt ferner (vgl. die Wendungen auf S. 13, 15, 20 u. öfter) einen Lehrer voraus, wenngleich er ihn nicht ganz unbedingt fordert. Demgemäss soll das Buch vornehmlich von Schülern benutzt werden zum Lernen und Üben, erst in zweiter Linie von Erwachsenen zum Nachschlagen. Setzen wir aber die praktische Verwendung des Buches als die zunächst beabsichtigte voraus, so scheint uns gar viel aus der jedesmaligen partie théorique ungeeignet, d. h., da wir es hier mit einem Lehrbuch zu thun haben, verwerflich und schädlich. Damit meinen wir hauptsächlich die etymologischen Zusammenstellungen, in denen nicht bloss auf das Althochdeutsche, Gothische, Angelsächsische, auf Slavisches, Romanisches, Keltisches, auf Sanskrit und Uralisches, Phönicisches und Umbrisches verwiesen wird, sondern selbst unerwiesene und nur problematische Wurzeln der Erläuterung eines Wortes dienen müssen. Wozu denn in aller Welt dient dem Anfänger 'l'origine probable des mots primitifs et les variations qu'ils ont subis' (lies übrigens subies)? Unseres Bedünkens nur zur Verwirrung. Wozu also gleich in der ersten Lection zu dem Worte Kind die Notiz: du vieux verbe kennan procréer, duquel vient aussi chunne? Die schwierige Etymologie dieser Wurzel wäre besser unberührt geblieben; dem Anfänger genügt Kind = enfant, und der Gefördertere wird mit der Notiz ken-nan = procréer auch wenig anzufangen wissen. Wollten wir alle etymologischen Ansätze besprechen, die uns unpassend und unpraktisch, unsicher oder falsch erscheinen, so müssten wir uns endlos wiederholen: wir werden daher auf diese Herleitungen nur zurückkommen, wenn sie Unwissenheit des Herrn Verfassers im Deutschen und auf noch anderem Gebiet offenbaren.

S. 26. Es heisst den Unterschied der schwachen und starken Conjugation im Deutschen gründlich verkennen, wenn praet. wandte, part. gewandt als zur forme forte gehörig bezeichnet werden. Hat Hr. Boltz denn nicht vom Rückumlaut gehört? Grimm Gr. I² 987 fg., oder wenn das dicke Buch zu unbequem ist, Koberstein, Laut und Flexionslehre S. 30.

S. 30. Nur leitet Hr. Boltz von ahd. nuer, nuwer, neware ab. Wenn man es für nöthig hält, dem jungen Franzosen die Entstehung des deutschen nur vorzuführen, so biete man wenigstens etwas Richtiges: nuer und nuwer sind gar seltene althochdeutsche Formen. Da müssen wir doch wieder (und werdens auch in der Folge thun) auf Gr. 3, 244 fg. 726 verweisen und auf Mhd. Wb. III, 767 b. Wie war es nur möglich, an ni-wâri vorbei zu laufen und dann Formen des späteren Mhd. für ahd. auszugeben!

S. 28. Zwölf. Herr Boltz setzt 'le vieux gothique lif = zehn'. Das klingt ja, als ob im Got. lif getrennt = zehn vorkäme. Dass die Ableitung eine schwierige ist, lehrt das Schwanken Grimms Gr. 2, 946, 947 und GDS. 246. Im Wörterbuch 3, 109 begnügt er sich, auf diese letztere Stelle zu verweisen als auf eine 'Vermuthung'. Unter diesen Umständen durfte Hr. Boltz nicht mit dem Ton der Gewissheit da auftreten, wo nur unsichere, wenn auch höchst annehmbare (vgl. auch Bopp vergl. Gramm. § 319) Vermuthungen vorliegen.

S. 31. 'von, ahd. fana'. Ist dies Druckfehler oder Unwissenheit? Liegt hier oberflächliche Lectüre von Gr. 3, 262 u. 4, 781 fg. vor, wo als Uebergang aus dem got. afana zu dem ahd. fona ein fana vermuthet wird? Dass fana im Ahd. wirklich vorkommt, weiss man, aber es ist sehr selten. Vgl. Holtzmann, Altd. Gramm. I, S. 235.

S. 48. Harfe wird zum Stamm Karb gestellt, also die 'tönende'. Dass die Ableitung des Wortes keineswegs sicher ist, lehren Gr. 3, 468. Diez etym. Wb. I, 33 fg. Grimm DWB. IV, 2. Abth. 474 fg. Weigand Wb. I² 652.

S. 50. Hr. Boltz deckliniert Nachbar, Nachbares, Nachbare. Nachbar hat ja im Sing. starke und schwache Flexion; aber die Formen Nachbares und Nachbare dürften doch kaum heute statt Nachbars und Nachbar vorkommen. Auch der Unterschied starker und schwacher Declination scheint Hrn. Boltz nicht klar zu sein, denn er fügt zu der starkflectirten Genetivendung -es des Adjectivums in Klammern -en. Nun vertritt bekanntlich die schwache Form des Adjectivums im Gen. Sing. masc. und neutr. mehr und mehr die starke Form, ist und bleibt aber darum schwache Form.

Zu Knüppel S. 49 und 51 vergl. DWB. 5, 1522: in der schrift wird knüttel vorgezogen, wie auch von gebildeten in mitteldeutschen landen'. Knüppel ist, abgesehen von der technischen Sprache des Forstwesens, ein 'Kraftwort'. ebd.; über Knüttel und Knittel ebd. 1531., vgl. jedoch auch Weigand I² 830, 831.

S. 62. 'Lassen got. letan, engl. to let', d'où dérivent l'it.: lasciare et le français: laisser'. Wir erlauben uns, Hrn. Boltz aus seiner Sicherheit zu stören durch Verweisung auf Diez etym. Wb. I, 245.

S. 66. 'Er befahl, dass alle Spindeln sollten abgeschafft werden'; Hr. Boltz meint, die Voraufstellung des sollten gäbe eine 'construction littéraire'; — abgeschafft werden sollten wäre 'plus familière'. Die Wortstellung mit dem nachgesetzten sollten ist etwas schleppender, aber nicht volksthümlicher. Dass Hr. Boltz hier das bestimmtere verbrannt des Grimmschen Märchens in das blassere abgeschafft umgeschrieben hat, gehört in ein später zu behandelndes Kapitel.

Zu I, 82 Ueber Flachs wird bemerkt: 'le vieux flahs signifiait aussi cheveux'. Wo denn? Wo in aller Welt hat das Wort (ahd. flahs, mhd. vlahs) die Bedeutung Haar? Eine kleine Verwechselung liegt vor mit ahd. fahs, mhd. vahs, doch was geniert beim Etymologisieren ein lumpiger Buchstab!

Die schöne Ableitung von emsig auf derselben Seite, mit der Entdeckung eines alten Wortes äms = travail, ouvrage müssen wir Liebhabern zum eigenen Nachlesen überlassen.

Rühmend gibt Hr. Boltz S. 77 das Uebungsbeispiel: 'Die Sprachver-

gleichung hat wahre Wunder enthüllt. Ihre Gesetze sind jetzt so sicher, wie die der Mathematik'. Allerdings; aber wie die Sicherheit der mathematischen Gesetze einen schlechten Rechner nicht vor grobem Verrechnen schützt, so wird auch trotz der sicheren Gesetze der Sprachvergleichung ein linguistischer Stümper bei jedem Schritt stolpern und seine Armseligkeit kläglich offenbaren.

Die Bemerkung zu Schalk (I, 87) gibt ein Beispiel besonderer Dreistigkeit des Naturalisierens. Hr. Boltz lehrt nämlich: 'le vieux (gothique) skalk signifiait le serviteur d'une personne de haute importance, comme on peut voir des mots composés: mhd. mar-schalch, écuyer, grand écuyer'.

Dass das got. Wort skalks heisst und nicht skalk, kann für Herrn Boltz nicht in Betracht kommen; beruht der Unterschied doch wiederum nur auf einem Buchstaben.

Wir finden im Ulfila skalks immer als Uebersetzung von *δοῦλος*, aber von der 'haute importance' des über demselben stehenden *ἄνριος* haben wir an den zahlreichen Stellen nichts gefunden. Weil aber das mhd. marschalc auch schon einen Hofbeamten bedeutet, der die Aufsicht über die Pferde und das Gesinde hat etc. und überleitet zu unserm Marschall (Hofmarschall und Feldmarschall), so legt Hr. Boltz flugs auch dem got. skalks die Bedeutung unter: Diener eines hohen Herrn. Mit demselben Recht könnte man dem Worte minister für das class. Latein die Bedeutung 'serviteur d'une personne de haute importance' geben, weil in moderner Zeit ein 'Minister' doch nur unter dem Staatsoberhaupt, eventuell unter dem Premierminister zu stehen pflegt!

S. 96 bietet uns das bisher nicht bekannte ags. Wort œgh = Auge. Welcher Vocal dem got. au und dem ahd. ou regelrecht entspricht, weiss Hr. Boltz natürlich nicht; und Gr. I³ 366 fg. nachzulesen ist unbequem. Die Creierung eines ags. Vocals *œ* und einer ags. Consonanz *gh* qualificirt Hrn. Boltz einfach als Ignoranten, mag immerhin Graff I, 122 als ags. Form aegh vor dem in Klammern hinzugefügten eag, (besser eág oder eáge) ansetzen.

S. 98. Zum Worte Pferd gibt Hr. Boltz die heitere Anmerkung: 'les noms purement allemands de cet utile animal sont: Ross, Mähre et (dans l'Allemagne méridionale) der Gaul d'où cheval'. Die Ableitung von Gaul, das zunächst wol auf das mhd. seltene Wort gûl zurückgeht (Eber, Thier, Ungeheuer; vgl. Gr. 3, 325), ist bekanntlich dunkel. Das französische cheval aber wird allgemein seit A. W. Schlegel (siehe Diez, etym. Wb. I², 120) auf caballus zurückgeführt. Weiss Hr. Boltz eine bessere Ableitung, so möge er dieselbe uns nicht vorenthalten; aber die Zurückführung des Worts cheval (also auch des provenzal. caval und des span. caballo auf das deutsche Gaul ist doch zu abenteuerlich und zeigt wiederum, wie dürftig Hr. Boltz seine etymologischen Notizen ohne Kenntniss der Sprachgeschichte zusammenstoppelt. Hätte er nicht den Vocal *au* des neuhochdeutschen Gaul im Sinne gehabt, hätte er an das *u* in gûl gedacht, so würde ihm nicht in den Sinn gekommen sein cheval aus Gaul herzuleiten.

S. 101. 'Das sind verhängnissvolle Redensarten', Hr. Boltz meint gewiss verfängliche Redensarten; aber nein, es ist eine Einübung von verhängnissvoll — fatal. Dann heisst es deutsch 'verhängnissvolle Worte' nicht Redensarten; denn zu diesem Nomen passt das Adjectivum verhängnissvoll nicht.

S. 115. Die Stelle des Grimmschen Märchens 'dass gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dache', ändert Hr. Boltz in seiner zwölften Lection ab in die Worte: dass gar nichts mehr, selbst nicht die Wetterfahnen auf den Dächern, zu sehen waren, indem er behauptet die erste Wortstellung

sei 'moins dans le génie de la langue que la construction avec une proposition intercalée'. Ob Herr Boltz wirklich glaubt tiefer dans le génie de la langue allemande eingedrungen zu sein als die Brüder Grimm?

Zu I. 136. Herr Boltz führt unter neun Verben, die nach seiner Meinung 'les plus usités' derjenigen sind, welche den Genetiv fordern, auch belehren und überzeugen auf. Grimm DWB. I, 1443 bemerkt allerdings, dass belehren 'gewöhnlich mit dem Gen. der Sache' gebraucht werde und führt dafür ein Beispiel aus Wieland und sechs aus Goethe an; die Construction belehren von belegt er mit zwei Beispielen aus Schiller und die Construction belehren über wird gar nicht erwähnt. Man muss gestehen, dass Heyse und Sanders mehr in Uebereinstimmung mit dem heutigen Gebrauch sind, wenn sie belehren über als das Gewöhnliche bezeichnen und den Genetiv bei belehren, abgesehen von den Wendungen eines Andern, eines Bessern (und adverbiell des Nähern, des Weitern) als 'im allgemeinen nur noch in gehobener Rede üblich' hinstellen.

Ebenso verbindet man in der Prosa unserer Tage überzeugen gewöhnlich mit von; der Genetiv bleibt auch hier, abgesehen von eines Andern, eines Bessern überzeugen, dem gehobenen Stil aufbehalten. Einen Beweis dafür giebt der Umstand, dass man statt des alten correcten des bin ich überzeugt aus Missverständnis des Genetivs nicht selten ein das bin ich überzeugt hören und selbst lesen muss, gerade wie das vielgebrauchte das walte Gott! bekanntlich nichts ist als eine incorrecte Vergröberung des alten des walte Gott!

S. 156. Kreucht et fleucht, fleugt, poétique pour kriecht und fliegt'. Dass in dem Schillerschen Liede, welches hier citiert wird, nicht fleucht steht (wie Hr. Boltz zweimal schreibt) sondern fleugt, versteht sich von selbst. Hr. Boltz aber scheint den Unterschied von fleucht und fleugt nicht zu kennen, vielleicht verführt durch manche Dichterstellen, wo fleucht und fleugt ohne Störung des Sinnes miteinander vertauscht werden könnten, während sie doch nimmer von demselben Verbum herkommen.

S. 162. Wenn gesagt wird, die Deutschen sängen das Lied von der Loreley, wenn ihnen recht wohl ums Herz sei, so ist diese Behauptung ein Scherz, aber kein Wortspiel, wofür sie Hr. Boltz ausgeben will. Ein Wortspiel besteht darin, dass mit einem oder mehreren bestimmten Wörtern gespielt wird, wie Hr. Boltz II. 117 Nr. 19 ein bekanntes und zierliches Wortspiel als Uebungsbeispiel anführt, dessen dralle Uebersetzung ins Französische freilich nicht leicht sein dürfte.

I. 168. Hr. Boltz glossiert beim Abdruck des Liedes 'der Wirthin Töchterlein' den Pluralis drei Bursche durch ein hinzugesetztes 'statt Burschen'; er bezeichnet also den Plur. Bursche mindestens als ungewöhnlich, wenn nicht als unrichtig.

Grimm DWB. I, 549 gibt ausser dem bekannten 'Wie sich die platten Bursche freuen'! noch mehrere Beispiele für den starken Plur. Bursche aus Goethes Prosa. Ebenso sagt noch Lassalle, Herr Julian Schmidt neue Auflage Lpz. 1872 S. 29: 'all die unfertigen Bursche von Goethe bis auf Hegel'. Dass der vulgären Rede von heute der Pluralis Burschen mundgerechter ist, wissen wir: findet man doch die vorliegende Stelle des Uhlandschen Gedichts in incorrecten Liederbüchern häufig genug mit der schwachen Form Burschen gedruckt. Desgleichen schwankt der Singularis des Worts zwischen starker und schwacher Form; erstere zeigt sich wohl noch am meisten in der Bezeichnung des älteren Studenten gegenüber dem Fuchs, doch haben wir ja neben dem allbekannten 'So wird der Fuchs ein Bursch'! das nicht minder bekannte 'Bemooster Bursche zieh' ich aus'. In herabsetzender Bedeutung und als Schelte überwiegt heute wol die schwache

Form des Singularis, vgl. Lassalle, Herr Julian Schmidt S. 26 'Unnützer Bursche, der Sie sind!' ebd. S. 73: 'und nun sehen Sie, Bursche!' dazu 'der Friedrich Schlegel war ein oberflächlicher Bursche' S. 30 und 'ja, ja, das ist auch wieder so ein unfertiger Bursche, dieser Hegel!' S. 71.

II, 9. 'bis ich zwei Glas (nicht zwei Gläser) kalt Wasser getrunken hatte'. Dass Wörter, die Mass oder Gewicht bedeuten, nach einer Cardinalzahl vielfach im Sing. statt im Plural stehen, ist bekannt genug (Gr. IV. 285); aber streng durchgeführt ist dieser Gebrauch nicht, und 'zwei Gläser Wein' statt zwei Glas Wein dürfte nur in der Kellnersprache verpönt sein.

II, 15. 'klügste probablement du type — luk'. Lexer mhd. Wb. nennt es ein Wort dunkler Abstammung. Wackernagel im Lesebuch stellt es zu *γλυκύς*. Hildebrand DWB. 5, 1269 sagt ebenfalls 'der ursprung liegt im dunkel; doch Wackernagels zusammenstellung mit *γλυκύς* wird vielleicht das licht bringen'. Vermuthungen, meinen wir, über ein so schwieriges bis jetzt unableitbares (Weigand I² 814) Wort gehören nicht in ein praktisches Lehrbuch.

Mit der Logik scheint Hr. Boltz nur sehr entfernte Beziehungen zu unterhalten. II, 17: 'Der Klügste kann oft nicht den Phantasien des Einfältigsten folgen; denn der Dichter sagt: 'Was kein Verstand der Verständigen sieht' etc. Solche 'denn' sind eine Hauptplage für den Lehrer des Deutschen in den unteren und mittleren Classen und werden nachdrücklich verpönt. Will Hr. Boltz sich Fehler gestatten, die einem Tertianer schon Beschämung zuziehen?

II, 22. 'Renommist bretteur, ferrailleur'. Renommist bezeichnet aber heute gewöhnlich nicht mehr den Rautbold 'celui qui aime à se battre à l'épée', sondern hauptsächlich den Prahlhans, der sich seiner Thaten, seiner Kräfte, seines Vermögens rühmt.

II, 24. jetzt adv. — quelquefois aussi itzt (vieilli) mhd. iezu iezont, pop. jetzund, du goth. hita, même sens'.

Wenn Herr Boltz die Form itzt anführt, die ja allerdings heute in der Prosa völlig veraltet ist, so verdiente doch noch eher die Form jetzo Aufnahme, die, wenn auch ungehöriger Weise durch H. Düntzer (siehe dessen Bemerkung Bd. 17, S. 572 der bei Hempel erscheinenden Goetheausgabe) aus einer Reihe von Goethischen Prosaschriften ausgemerzt, in der Poesie bis in die neueste Zeit, durch das Metrum geschützt sich gegen den meisternden Vandalismus gleichmachender Editoren behauptet. Zu den bei Sanders I, 839[a,b] gegebenen Beispielen (unter denen man ungern Schillers 'jetzo mit der Kraft des Stranges' vermisst) füge ich folgende allein aus Platens Gabel und Oedipus (Bd. 4 der fünfbändigen Gesammtausgabe): jetzo hat man sie (die Langeweile) bei Krug, S. 11; jetzo scheint sie ganz verklärt und heiter, 84; jetzo geh ich nach Arkadien, 85; Aber, ruft der König jetzo, 110; denn jetzo wills (das Scepter) gehalten sein, 115 Selbst itzt hat Platen im Oedipus noch zweimal: O wie mancher der so linkisch itzt den Himmel klimmt hinan, S. 147; das Jüdchen Raupel erst begann zu singen, das itzt als Raupach trägt so hoch die Nase, 153.

Hr. Boltz gibt uns ferner die mhd. Formen iezu und iezont, doch wohl als die gewöhnlichsten, an. Dass zunächst statt der mhd. Form üblichen iezuo die sonst vorkommenden iezû, itzû, ietzû (itzu) nicht rein mittelhochdeutsche, sondern mitteldeutsche Formen und erst im Passional wie in der Elisabeth und in der Erlösung nachgewiesen sind, kann aus Lexer, mhd. Handwörterbuch I, 1418 ersehen werden.

Die Form ferner ietzont ist wahrscheinlich — kaum direct — aus Gr. 3, 120 geflossen, wo sie mit 'Gotfr. Minnel. 2, 47, 48' belegt wird. Das war vor mehr als 40 Jahren. Seitdem hat man sich den vermeintlich Gotfriedischen Lobgesang auf die Maria (denn auf diesen bezieht sich Grimms Citat) genauer angesehen. Haupt hat ihn in seiner Zeitschrift IV. S. 514—548 in besserer Ordnung und vollständig herausgegeben und bei ihm lesen wir

nun str. 90 u. 91 iezunt; das iezont ist beidemal als Eigenheit des Schreibers der Pariser Liederhandschrift in die varia lectio p. 555 verwiesen. Demgemäss finden wir weder im Mhd. Wb. von Müller u. Zarncke noch in Lexers Handwörterbuch die Form iezont auch nur erwähnt, welche Hr. Boltz uns mit Uebergehung der gewöhnlichen, also doch wol als die üblichste vorfü[illegible]t. Dass endlich Hr. Boltz schlankweg jetzt u. s. w. 'du goth. hita', ableitet und diesem auch ohne Weiteres dieselbe Bedeutung beilegt, muss gegenüber den starken Zweifeln Grimms Gr. 3, 120 u. 177 als höchst naiv erscheinen.

II, 68. 'er (Diogenes) verfolgte die Bedürfnisslosigkeit aufs äusserste'. Soll wohl heissen trieb die Bed. aufs äusserste.

II, 114. 'Au lieu de Graben on emploie aussi die Grube, fosse, duquel vient le verbe grübeln, se creuser l'esprit'. Demnach wäre Grube einfach eine Nebenform von Graben; man könnte also z. B. für Chausseegraben, Grenzgraben, Laufgraben nach Belieben setzen Chausseegrube, Grenzgrube, Laufgrube. Will denn Hr. Boltz jeden Kutscher gleich in die Grube fahren lassen, der einmal vom Wege ab in den Graben fährt? oder soll umgekehrt Orestes sagen 'dieses schuldge Haupt senkt nach dem Graben sich und sucht den Tod'? Ueber die Ableitung von grübeln belehre Hr. Boltz sich eines Bessern bei Weigand Wb. I² 623.

Der Ausdruck se creuser l'esprit würde im Lehrbuch auch besser ersetzt durch das gewöhnl. se creuter le cerveau; wenngleich jenes bei der Frau von Sévigné vorkommt.

II, 117. In der Ballade . . . beginnt Schiller also: 'Ein frommer Knecht' u. s. w. Wir meinen 'Schiller beginnt seine Ballade, oder Schillers Ballade beginnt'.

II, 121. witzig leitet Hr. Boltz von wetzen ab; dass wetzen im ahd. *hv* im Anlaut hat (hwezjan Graff IV, 1239) kümmert ihn nicht.

II, 121. Poët. 'le propre mot allemand est 'der Dichter' de 'dichten, trouver, composer'. Darnach muss man doch annehmen, dass die Herkunft des 'propre mot allemand Dichter' Herrn Boltz verborgen geblieben ist.

II, 127, 128. Hr. Boltz leitet das span. Hidalgo ab von hijo adaligo = fils noble. Kann in so alter Zeit, wo das Wort hidalgo schon vorkommt, adaligo bereits verkürzt sein in algo? Warum hat Hr. Boltz denn nicht Diez, rom. Wb. II, 139 aufgeschlagen?

II, 128. Universität. 'l'ensemble des professeurs et des étudiants depuis le XIII. siècle.' Da Herr Boltz auf derselben Seite Webers Weltgeschichte empfiehlt, so ist zu bedauern, dass er sich aus dem Buch nicht selber etwas besser über die Universitäten unterrichtet hat; er würde doch leicht gefunden haben, dass Salerno seine Bestätigung erhielt durch Roger II., welcher 1154 starb, dass Friedrich I der Rechtsschule zu Bologna 1158 die ersten Privilegien und einen besonderen Gerichtsstand gab, ferner dass diese Universität schon um 1200 gegen 10000 Studierende gezählt haben soll; dass endlich die theologisch-philosophische Hochschule zu Paris nicht jünger war, bedarf wohl keiner Erwähnung.

II, 138. In Goethes Spruch 'Es irrt der Mensch, so lang' er strebt' wird aspirer à gefügt. Streben ist doch hier absolut = ringend seine Lebensziele zu erreichen trachten und steht nach dem Zusammenhange (Faust, Prolog im Himmel) im Gegensatz zu der thatenlosen Ruhe des Gestorbenen. Wir wissen darum nicht, was hier der Schüler mit dem zu aspirer gesetzten *à* anfangen soll, wo wenigstens in der Construction kein Ziel des Strebens angegeben wird.

II, 153. Der übliche Ausdruck ist nicht Krokodillenthränen, sondern Krokodilsthränen, siehe DWB.

II, 168 haben wir Thalía für einen Druckfehler gehalten; Hr. Boltz möge uns verzeihen, dass wir nach genauer Prüfung seines Werkes einen

groben Irrtum über die Quantität der mittleren Silbe nicht mehr für unmöglich halten.

II, 180. 'Sprüchwort, minder gut Sprichwort, weil von Spruch'. Leider ist die Sache umgekehrt richtig, vgl. Gr. I³ 221, wo verwiesen wird auf W. Grimms Vorrede zum Freidank S. LXXXIX (erste Ausgabe). Gr. II, 679 erklärt Sprichwort als Sprechwort (nnl. sprêkwôrd) und fügt hinzu 'nhd. sprüchwort zu schreiben scheint ganz tadelhaft'. vgl. auch Schulze in Haupts Zs. VIII, 378. Um der Wahrheit die Ehre zu geben bemerken wir, dass Hr. Boltz die 'minder gute' Form Sprichwort selber recht häufig anwendet, so in den Uebungsbeispielen zur 38sten Lection gleich dreimal.

II, 180. Lateinisch von Lateiner, Bewohner von Latium, ἡ *Λατίνη*, die mittlere der drei westlichen Landschaften Mittelitaliens, mit der Hauptstadt Roma auf sieben Hügeln zu beiden Seiten des Tiber'. Wie störend ist solche Bemerkung für Quartaner, welche lernen, dass das Septimontium auf dem linken Tiberufer lag und dass Janiculum und Vaticanus nicht zu den 'sieben Hügeln' gehören.

II, 181. In der Zeile 'ists wo der Märker Eisen reckt' wird Märker glossiert durch 'Bewohner der Mark'. Wir sind so unbescheiden, unter der Mark zunächst die Mark Brandenburg zu verstehen. Jedermann verstand, wohin Goethe mit seinen 'Musen und Grazien in der Mark' zielte, und jedermann weiss heute, was 'die märkischen Regimenter' bedeuten. Hr. Boltz hätte also sagen müssen: 'Bewohner der westfälischen Grafschaft Mark'.

II, 193. Gränze mit ä fordert Hr. Boltz wegen der Ableitung aus dem Slavischen (das russ. Wort wird hinzugeschrieben). Darauf fährt Hr. Boltz richtig fort: 'das germanische Wort war Mark, s. II, 13 unter bemerken'. Bemerkt denn Hr. Boltz nicht dass man nach dieser Analogie wegen des a in Mark auch bemärken schreiben müsste. Ueber die Ableitung des Wortes Grenze ist man ja einig, und fast einig ist man darüber, es mit e zu schreiben wie es nach Weigand I² 617 'üblicher und hergebracht' ist.

II, 195 wird als regelmässig angeführt 'War einst ein Riese Goliath' ohne Hinweisung darauf, dass das ohne es an die Spitze des Satzes gestellte Praeteritum doch nur dem traulichen Stil in der Poesie angehört. Uebrigens wäre das Citat besser mit 'Claudius' als mit 'Volkslied' bezeichnet worden.

II, 237. Kien. Hr. Boltz ist gleich mit der Wurzel kin bei der Hand, 'der schwebende Baum mit Hangeästen'. Hildebrand DWB. 5, 683 führt eine Reihe von Wörtern an, die 'zur Ermittelung der Herkunft zu bemerken' sind; er stellt also diese Ermittelung als ein noch unerreichtes Ziel hin.

II, 238. Höchstens wird erklärt als 'Superl. vom Adverb höchst'! Weiss Hr. Boltz nichts von genetivischer Adverbialbildung? das Nähere muss er schon bei Grimm gr. 3, 90 Anm. u. 3, 92 nachlesen.

II, 265. 'Schlämmend (gegen diese Orthographie vergleiche man Weigand Wb. 2, 588 u. 593) und prassend verlebt so mancher nicht nur die Mittel zu späterer sorgenfreier Existenz, sondern auch die besten Jahre seines Lebens'. Ein unangenehmes Zeugma; verbringt oder vergeudet statt verlebt würde ein glatteres Deutsch geben.

II, 276. 'Er curirte sein Zahnweh mittelst eines sonderbaren Mittels'. Dass 'mittelst eines Mittels' so schlechtes Deutsch ist wie etwa kraft besonderer Kraft sieht man leicht ein. Uebrigens ist auffällig, dass der so gern etymologisierende Herr Boltz die eigentlich correcte Form mittels (die auch in allen offiziellen preussischen Erlassen längst angewendet wird) nicht einmal erwähnt.

II, 276. 'Da nicht nur die Deutschen eine ungeheure Reiselust entwickeln, sondern auch die abertausende von Fremden nach allen Rich-

tungen hin circuliren'. Grimm DWB. I, 30 führt allerdings zwei Stellen aus Goethe an, wo abertausend ohne voraufgehendes Zahlwort steht; doch fügt er ausdrücklich hinzu: 'kühn ist hier die erste Zahl unausgedrückt'. Eine Sprechweise, die Grimm in Goethischer Poesie kühn findet, durfte Hr. Boltz nicht in einem Übungssatze adoptieren, mag immerhin das abertausend ungenauer Weise auch sonst noch ohne voraufgehendes Zahlwort vorkommen, wie ja Sanders Wb. I, 5ᵉ ein Beispiel aus Gotfr. Keller anführt.

II, 291. Donnerkiel. Ich finde im mhd. Wb. u. bei Lexer nur Donnerkeil. Grimm Myth. 1171 'in der heutigen Sprache Donnerkeil'; in den gebräuchlichen Wörterbüchern von Passow, Rost, Georges u. s. w. wird nur Donnerkeil aufgeführt. DWB. 5, 447 liest man 'die kegelförmigen belemniten führen daher noch heute den namen donnerkeil', vgl. daselbst 448. Auch Bd. 2, 1244 unter Donnerkeil führt Grimm die niederdeutsche Nebenform Donnerkiel nicht auf.

Wer mit Westfalen und Leuten vom Niederrhein verkehrt hat, erinnert sich ja ihres häufigen 'Dunnerkiel'! (vgl. DWB. 5, 448) aber darum ist diese Form doch nicht die correct hochdeutsche und aus einem Lehrbuch der deutschen Sprache für Ausländer durchaus zu verbannen.

II, 292. Zu Horaz bemerkt Hr. Boltz: 'Horatius Flaccus ein eleganter römischer Schriftsteller, dessen herrliche Oden, Satyren (sic) und Episteln öfters ins Französische übersetzt worden sind'. Dann wird eine in Frankreich besonders geschätzte Horazübersetzung namhaft gemacht.

Wer über Horatius noch nichts weiss, wird durch eine so läppische und nichtssagende Notiz nicht gefördert; wer vom Horatius irgend etwas gehört hat, wird durch dies schale Zeug nur angewidert.

Von S. 310—318 führt Hr. Boltz ein Verzeichniss auf von sogenannten unregelmässigen d. h. starken Verben, an dem auch mancherlei auszusetzen ist, mehr als wir hier nur beispielsweise anmerken.

Gleich zu backen erinnern wir, dass der Aussprache zufolge buk büke statt buck bücke zu schreiben ist.

Das prät. ind. begonnte ist jetzt nur noch altertümlich. vgl. Grimms Bemerkung DWB. 2, 1297 über Goethes Gebrauch: 'in der ersten hälfte seines lebens wird dem Dichter begonnte, in der andern begann geläufig gewesen sein'.

Von bersten heisst der regelm. imp. birst, durfte also nicht völlig unerwähnt bleiben.

bewegen heisst doch nicht allein émouvoir, sondern auch mouvoir; in der sinnlichen Bedeutung sagt man bewegte u. s. f. und nicht bewog.

braten. Hr. Boltz schreibt bratete und setzt briet in Klammern; Beispiele für bratete gibt es allerdings viel mehr, als man nach den wenigen Belegen DWB. 2, 310 fg. vermuthen könnte; indessen bleibt doch auch heute briet die gewöhnliche Form der buchmässigen Rede.

Über das Praeteritum von dingen widersprechen sich Grimm und Sanders. Für Norddeutschland hat letzterer wol Recht, wenn er die schwache Form als die 'im allgemeinen geltende' hinstellt. Auf keinen Fall durfte diese, wie Hr. Boltz thut, ganz übergangen werden. s. Weigand I² 328.

Von empfehlen ist zunächst conj. praet. empföhle aufzustellen, daneben als schlechter empfähle, nicht aber das erste ganz auszulassen.

erschrak erschräke nicht mit ck.

Unter fechten ist imp. 'fecht oder fichte' wol Druckfehler für 'ficht oder fechte'.

Die öfters vorkommende Form du fichst statt fichtst ist nicht die übliche, noch weniger die allgemein giltige. Auch zu flechten gibt Hr. Boltz flichst an. ohne des regelmässigen flichtst auch nur zu gedenken; letztere ist beizubehalten, wenn auch Goethe Iph. 2, 1 (Hempel 7, 136) sagt: Mit seltner Kunst flichst du der Götter Rath . . .; und wenn auch in der prosaischen Bearbeitung der Iphigenie (Hempel 11, 2te Abth. S. 231)

ebenfalls die Form flichst ohne Variante steht. Wenn zu fliege die Formen fleugst fleugt in Klammern beigefügt werden, so mussten auch zu fliehen die Formen fleuchst fleucht erscheinen.

Zu gebäre sind zunächst gebierst gebiert anzuführen, daneben gebärst gebärt in Klammern zu setzen. Der grammatisch untadelige und von Sanders Wb. I, 86a aus Vossens Theokritübersetzung nachgewiesene conj. praet. gebäre dürfte, weil er mit dem ind. u. conj. praes. zusammenfällt, besser durch 'würde gebären' zu ersetzen sein.

Von genesen schreibe genas genäse statt genaß genäße.

Zu glimmen war die schwache Form nicht zu übergehen.

hangen pendre ist missverständlich. Hr. Boltz meinte, wie das praet. hing u. s. w. zeigt, zunächst das intransitive: darum wäre besser gewesen 'être suspendu'. hänge hängte u. s. w. wird gänzlich übergangen.

Zu hebe wird nur das praet. hob gegeben, im conj. dann neben höbe auch hübe angeführt. Bd. I, 168 glossiert er hub durch 'poet. pour hob'. Dass jetzt in der Prosa hob üblicher ist als hub, leidet keinen Zweifel, 'doch dauert hub neben hob bis in die neueste Zeit', DWB. 4, 2 Abth. 721: vgl. Sanders Wb. I, 716 b, c mit der Bemerkung: 'das ipf. hub ist, wie die Belege zeigen, bei guten Schriftstellern noch eben so häufig wie hob, welche letztere Form z. B. bei Schiller meist auf Rechnung eines „verbessernden" Correctors zu setzen ist. vgl. Herrig 24, 209'. Leider muss zu diesen Correctoren auch Heinrich Düntzer in der Hempelschen Goetheausgabe gerechnet werden, welcher (Bd. 17, S. 572) ausspricht: 'die noch ein paarmal vorkommenden veralteten Formen zwo und jetzo wurden in das viel häufigere gangbare zwei und jetzt verbessert (!), überall hob statt des einigemal vorkommenden hub gesetzt'. In dem 17ten Bande nun der Hempelschen Goetheausgabe gibt Düntzer zum Schluss, wenn ich richtig zählte, zwölfmal die Verbesserung von hub in hob an, was doch etwas mehr ist als 'einigemal'. Rechnet man hinzu, dass vielleicht schon vom Setzer manches erhub in erhob gebessert war, so scheint die consequente Herstellung des erhob noch bedenklicher. Goethe gebrauchte eben beide Formen ohne Consequenz und die Hempelsche Goetheausgabe bietet auch noch manchmal hub, hübe, z. B. Iph. V, 6 (Bd. 7, S. 178): 'Und hübe deine Rede jeden Zweifel'. Wollte man aber hub hübe gerade als die poëtische Form hinstellen, so würden dem zahlreiche hob hoben in den Gedichten gegenüberstehen; so heisst es überall 'Ein Adlersjüngling hob die Flügel' und: 'der junge Tag erhob sich mit Entzücken'.

Wir kehren zu Hrn. Boltz und seinem Verzeichnis zurück.

keife kiff gekiffen. Im DWB. 5, 443 lesen wir, dass die schwache Form jetzt vorherrscht. Herr Boltz erwähnt sie nicht einmal.

küren schreibt man ohne *h*.

laden. Das praet. ladete in der Bed. il invita scheint Hr. Boltz für falsch zu halten; denn Bd. 1, 22, Lection 2 finden wir bei ihm lud, wo das Grimmsche Märchen ladete bietet, wenigstens in der uns vorliegenden Ausgabe (Berl. 1872 bei W. Hertz). Auch in der Lexicologie I, 27 erwähnt Hr. Boltz die Form ladete gar nicht, und sie wäre doch wohl für den Deutsch lernenden Franzosen ebenso wichtig wie manche russische oder urarische Form.

melken; auch melkte, gemelkt verdienten Erwähnung.

pflegen ist wie auf S. 200 ungenügend behandelt, da es hier auch auf eine Auseinanderhaltung der Bedeutung ankam; Hr. Boltz übersetzt es im Verzeichniss durch soigner und gibt dazu als praet. in erster Linie pflog an!

quellen musste ein Sternchen haben zur Bezeichnung, dass es im factitiven Sinne die schwache Flexion hat. Von quellen sourdre heisst der imp. nicht quelle sondern quill. Dies also war voranzustellen, jenes höchstens in Klammern hinzuzufügen oder besser ganz zu übergehen. Dass

Boltz quillen = quellen (welches Weigand für niederdeutsch erklärt) nicht aufgenommen hat, finden wir in der Ordnung trotz der reichen Belege, welche Sanders II, 624c zu dieser Form gegeben hat.

rinnen hat heute im conj. praet. statt des dem urspr. rünne näheren rönne gewöhnlicher ränne; dieses also müsste voranstehen.

Wenn Gotter an Goethe über die Vorlesung des Götz von Berlichingen schreibt:

Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen —kerl rann,

(bei Hempel 3, 141 unter dem Text), so ist das ein dem Vers zu liebe gemachter Fehler statt rannte.

saugen hat auch (nach Weinhold 'gewöhnlich, aber ungut') saugte gesaugt; diese Formen wären angesichts der zahlreichen Belege bei Sanders III, 869a in Klammern hinzuzufügen.

Zu schinden sind ja freilich schund schünde die correcten Formen. Sanders III, 927c führt (freilich aus L. Mühlbach!) schindete an; ich füge hinzu aus Lassalle, Herr Julian Schmidt S. 78 (neue Ausgabe Lpz. 1872) 'Er schindete (conj. praet.) Sie heilig, Herr Schmidt, wie einst den Marsyas'!

schleifen ist nur in der Bedeutung aiguiser aufgeführt; die anderen beiden Bedeutungen traîner (par terre) und démolir oder raser (des murs, des fortifications), in denen das Wort schwachformig geht, haben keine Berücksichtigung gefunden.

schmelzen, der correcte imp. des intrans. Verbums heisst schmilz, muss also ohne Klammer und vorauf gesetzt werden; schmelze fällt am besten ganz fort, es gehört zum schwachen Verbum.

schnieben führt Gr. I², 983 allerdings neben schnaufen an. Richtig bemerkt Weigand: 'schnieben, schniebe u. s. w. scheinen wegen der starken Bildung von schnaufen nach der Aehnlichkeit von schieben schob im nhd. gebildet, sind aber nicht durchgedrungen, sondern ausser der schlesischen Mundart . . . . . auf die Grammatik, das Wörterbuch und die Schule beschränkt geblieben'.

schwären hat im praet. schwor, nicht schwur; schwören hat im praet. schwur, weniger gut schwor. Hat Hr. Boltz oder der Setzer die Verwirrung in den beiden Wörtern angerichtet?

Zu spalten ist die Form spälst gänzlich zu beseitigen.

stecken hat nach heutiger Orthographie stak stäke, nicht mit ck. Das in Goethes Götz und sonst mehrfach vorkommende stickst, stickt ist in der Tabelle mit Recht übergangen.

Von stehen ist stund allerdings veraltet; stünde aber konnte ohne Klammer hinter das in moderner Prosa allerdings üblichere stände gesetzt werden.

verderben (gâter) hat regelrecht im imp. verderbe, z. B. Schillers Semele (Schluss): verderbe sie wieder. Goethe Clavigo (Hempel 6, 165): So bleib und verderb uns alle! Daneben in der Iphigenie (Act 5, Sc. 3; Hempel 7, S. 173): verdirb uns, wenn du darfst. Dass die starke Flexion auch in das praet. und in das part. praet. des transitiven Verbums eindrang, dem eigentlich die schwache Flexion zukommt, ist bekannt; zunächst aber ist das regelrechte auch für den Ind. praes., für das praet. und für das part. praet. aufzustellen, damit nicht der Ausländer glaube, Schiller habe einen Sprachfehler begangen mit seinem 'ja der Zorn verderbt die Besten' und sein 'Pfui doch, Schweizer! du verdirbst ihm ja das Concept! sei das allein Richtige. Hr. Boltz musste einfach das Wort verderben mit einem Sternchen versehen, statt gâter aber périr schreiben, dann war alles in Ordnung, bis auf verdärbe, wofür verdürbe zu setzen ist. Wollte er dann verdärbe in Klammern hinzufügen, so ist dies das äusserste Mass von Beachtung, das diese schlechte Form in einem Lehrbuch fordern könnte.

verhehlen hat im part. praet. besser und gew. verhohlen (unbedingt die starke Form in dem adjectivischen unverhohlen). Wie Sanders Wb. I, 724ª dies Participium 'alterthümelnd' nennen kann, sehe ich nicht ein.

Zu verlöschen, effacer, gehört nicht verlischst verlischt, verlosch, verloschen. Hr. Boltz denkt gar nicht an (v)erlöschen, s'éteindre, welches als Intransitivum die starke Flexion hat. Wer so grobe Schnitzer macht, sollte doch lieber keine Grammatiken schreiben, nicht einmal für Franzosen.

verwirren, embrouiller, ist doch ein transitives Verbum und hat schwache Flexion, also verwirrte, verwirrt; daneben das part. verworren. In verwirrt scheint die participiale, in verworren die adjectivische Bedeutung vorzuwiegen. Auf welches modernen Schriftstellers Gebrauch sich das von Hrn. Boltz aufgestellte praet. verworr, conj. verwörre stützt, kann ich nicht sagen.

wägen, peser, hat doch zweierlei Bedeutungen: 1) avoir un certain poids, 2) examiner la pesanteur d'une chose; nur in der ersten Bedeutung wird das deutsche Verbum stark flectiert, in der andern lautet es wägte, gewägt; doch in der Zsstzg. erwog, erwogen.

Zu werben und werfen sind die Conjunctive wärbe und würfe durch die correcten Formen würbe und würfe zu ersetzen.

Wir sind somit auf die letzte Seite des Boltzischen Buches gelangt und wären froh, wenn wir hier unsere Besprechung schliessen könnten. Leider aber bietet das Buch noch so vielen Anstoss nach verschiedenen Richtungen hin, dass nachdrückliche Rügen unvermeidlich sind.

Wenn wir mit Ausstellungen gegen die Orthographie des Hrn. Boltz beginnen, so ist dies allerdings etwas verhältnismässig weniger Wichtiges: man wird tolerant in diesem Punkt, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr selbst ein so eifriger Verfechter der richtigen Schreibung wie Jacob Grimm während seines ganzen Lebens in der orthographischen Praxis geschwankt hat. Innerhalb eines Lehrbuches indessen muss auch in der Orthographie ein festes Princip herrschen und anerkannt schlechte Schreibungen dürfen sich nicht mehr blicken lassen.

Grossen Verdruss nun erregt uns zunächst die an unzähligen Stellen überflüssige ja falsche Verwendung des Apostrophs. Dahin gehören ausser der Schreibung an's, in's, auf's, über's, unter'm u. s. w. die Formen deß', laß' zweimal (II, 289 richtig), sieh', steh', lauf', Saphir's, bald Schiller's, bald Schillers; dich lieb' ich noch heut'; and're, II, 26, 27; had're; gold'nen; im verborg'nen; ferner die Infinitive oder Praesensformen blüh'n, zieh'n, steh'n, gesteh'n, aufsteh'n, versteh'n, wiederseh'n; steh'st, klag'st u. s. w. Anlangend die eigentliche Orthographie fällt auf holperich S. 5 u. 7, während sonst, z. B. S. 42, 67, 78, 79, 84 holprig oder holperig geschrieben wird. Hr. Boltz hatte wohl holpricht im Sinn, das z. B. bei Platen nicht selten ist (der schülerhaft holprichte Versbau mangelt. Oedip. Holpricht ist der Hexameter zwar. ders. Epigramme). Sprichwort S. 6 und wenigstens zehnmal; dass sich aber Hr. Boltz für Sprüchwort erklärt, haben wir schon gesehen und auch für diese Form gibt es reichliche Belege in dem Lehrbuch. Meiffel S. 49 statt Meißel. Ohne Consequenz wird bald studieren, bald studiren geschrieben; Ambos statt Amboß steht II, 215; erwiedern S. 64 und öfter; frägt S. 77; Parthie S. 77 und 162, um so verwunderlicher als Hr. Boltz II, 5 die Orthographie Abentheuer mit Recht als falsch abweist: sechszig, sechszehn S. 90, 91 und oft. Vgl. Weigand 670 'Nach der hier schon im 8. Jhdt. auftauchenden Ausstossung des s aber noch sechszehn, sechszig schreiben zu wollen, würde eine abgeschmackte Pedanterie sein'; spatzieren 93, 101; Spatziergang II, 15; Naturfuscher, fuschen = gâter 138. Dass Fuseher nur die niederdeutsche Form ist, lehrt DWB. Will Hr. Boltz Goethe, Platen und andre corrigieren,

die doch nur pfuschen, Pfuscher etc. bieten? Wurst wider Wurst S. 144. Die Schreibung des wider ohne *e* bietet einen ganz guten Sinn, also Wurst gegen Wurst; da ich aber diese Redensart immer nur habe mit einer Pause nach der ersten Wurst und mit dem Hauptton auf dem mittleren Worte gehört habe, so glaube ich, dass man richtiger schreibt Wurst — wieder Wurst, so dass das erste Wurst eine Abkürzung aus einem Bedingungungssatze darstellt. In dieser Auffassung bestärkt mich der Umstand, dass der volksmässigen Rede von heute das Wort wider = gegen so gut wie abhanden gekommen ist. II, 56 steht allmählig, II, 117 allmählich, II, 91 Pieke, 'wegen des langen i auch Pieke', Weigand, doch ist Pike die üblichere Schreibung. II, 108 Strassburg, wie Hr. Boltz an anderer Stelle (I, 31) auch schreibt, ist die deutsche Orthographie, mögen die Franzosen bei Strasbourg bleiben. II, 123 Erndte, Erndtefest ist veraltete (veraltende) schlechte Schreibung; noch schlechter ist Satyren (II, 292) statt Satiren.

Hr. Boltz citiert mit Vorliebe Gedichte oder Stellen aus Gedichten, so dass man ihn für einen grossen Freund der Poesie halten möchte. Leider aber fehlt es ihm an demjenigen Respect vor den Dichtern, der sich zunächst in einer treuen Wiedergabe ihrer Poesien zeigt. Offenbar citiert Hr. Boltz vielfach nach dem Gedächtnis und dies spielt ihm selbst bei den allerbekanntesten Gedichten recht böse Streiche. So lesen wir Bd. 1, 51:

Und Marmorbilder sehn mich fragend an —
Du armes Kind, was hat man dir gethan?

statt:

stehn und sehn mich an —
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?

Ebendaselbst bietet Hr. Boltz:

die Vöglein schlafen im Walde
warte nur, warte — balde
schlummerst du auch.

Goethe hingegen schrieb:

schweigen im Walde,
warte nur, balde
ruhest du auch.

Hr. Boltz setzt hinzu: 'ein gar herrliches Lied von Goethe'; gut, so verherrliche er es nicht mehr durch unnütze Aenderungen!

Auf eigenthümliche Unkenntnis deutet S. 60 das Citat 'Sohn, da hast du meinen Speer (sprach der König); meinem Arm wird er zu schwer'. Wer der Sprechende in dem Liede ist, weiss jeder, der auch nur die Ueberschrift des so bekannten Gedichtes im Gedächtnis hat.

In dem Höltyschen Liede 'Wer wollte sich mit Grillen plagen' auf S. 68 ändert Hr. Boltz Jugend in Wonne, Blütentagen in Blütetagen, winkt in lacht; die durch dies Pilgerleben gehn in die wir durchs Pilgerleben gehn, wobei wir die entstellenden Apostrophe stillschweigend fortlassen.

S. 101 citirt Hr. Boltz:

Hangen und bangen in endloser Pein

statt:

Langen und bangen in schwebender Pein!

S. 115 contenti estote:

Seid zufrieden mit eurem Commisbrote

statt:

Begnügt euch mit eurem Commisbrote.

S. 116. 'Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unser Menschengeist sich träumen lässt, sagt Hamlet'.

Der vielcitierte Ausspruch findet sich zwar auch sonst etwas entstellt; wenn man aber ein ausdrückliches 'sagt Hamlet' dabei findet, so erwartet man, zumal in einem Lehrbuch, ein genaues Citat, also nach Schlegel:

Es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden
als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.
(There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.)

S. 122:

Leise zieht in mein Gemüth
statt: durch mein Gemüth.
'wo die Veilchen spriessen'
statt: wo die Blumen spriessen.

Auf derselben Seite gar: Es war ein König zu Thule . . . er leert' ihn bei jedem Schmaus! Das ist ohne Zweifel einfache Ungenauigkeit, nicht etwa Reminiscenz an die erste Gestalt des Liedes (gedr. 1782), wonach die zweite Strophe beginnt:

Den Becher hätt' er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus.

S. 123 wird das schöne Volkslied 'Es ist bestimmt in Gottes Rath' kläglich entstellt durch die traurige Variante:

Wiewohl doch nichts auf dieser Welt
dem Menschen so beschwerlich fällt
statt: Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt.

Auf derselben Seite wird Schillers Pentameter (Jetzige Generation):

Denn sieh, das Alter ist jung, ach und die Jugend ist alt

holpriger gemacht durch die Umstellung: und, ach die J.

Paul Gerhardts Lied 'Befiehl du deine Wege' auf S. 138 muss sich auch die Variante deß (sic) der die Welten (statt: den Himmel) lenkt, desgleichen: wo dein Fuss wandeln (statt: da dein Fuss gehen) kann gefallen lassen.

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu, lesen wir bei Heine; Hr. Boltz muss wenigstens ewig statt immer setzen.

S. 138 finden wir:

Ihr werdet nie von Herz zu Herzen schaffen,
statt: doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen schaffen.

Was ist denn eigentlich 'von Herz zu Herzen schaffen'?

S. 150. Warum ist in dem Liede 'Du bist wie eine Blume' Heine's schau dich an in: seh' dich an und am Schluss so rein und schön und hold in so schön, so rein, so hold verwandelt?

Auf S. 162 vernehmen wir: 'das Lied von der Loreley kennt in Deutschland absolut Jeder'; wir fügen hinzu 'mit Ausnahme des Hrn. Auguste Boltz', denn der citiert 'er schaut nur hinauf auf die Höh'.

S. 168. Uhland schrieb: und küsste sie an den Mund so bleich, nicht auf den Mund. Hr. Boltz konnte dies als alterthümlich bezeichnen, aber ändern durfte er es nicht.

Bd. II, 9 citiert Hr. Boltz:

Der Winter ist ein harter Mann,
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an.

Warum die dazwischenstehende Zeile 'kernfest und auf die Dauer ausgelassen ist, sieht man nicht; auch wäre die Bezeichnung Claudius statt Volkslied vorzuziehen.

II, 18. Der Mensch soll nicht müssen, sagt Lesing u. s. w. ist wol Bruchstück eines anderswoher entnommenen Citats; darum wollen wir Hrn. Boltz nicht die Entstellung der bekannten Worte Natans an den Derwisch zur Last legen.

II, 157. Das Rheinweinlied von Claudius wird in seinem Zusammenhange unklar durch Auslassung der vierten Strophe. Denn wenn Hr. Boltz als vierte Strophe abdruckt: Thüringens Berge zum Exempel bringen Gewächs, sieht aus wie Wein, ists aber nicht: so fragen wir billig, was denn hier exemplificiert wird; doch gewiss die in der ausgelassenen Strophe hervorgehobene Thatsache:

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche,
und viele Berge, hört!
sind wie die weiland Kreter faule Bäuche
und nicht der Stelle werth.

II, 168:

'Gemach, gemach, wenns Herz auch bricht;
Mit Gott im Himmel had're (sic) nicht'.

Gemach, gemach! Herr Boltz; Sie citieren offenbar Bürgers Lenore, in deren letzter Strophe die Worte stehen:

Geduld, Geduld! wenns Herz auch br.

II, 182. 'Das Land und Volk gefiel' mir wohl' ist nicht richtig. Arndt schrieb gefiel und drückt damit aus, dass er die Schweiz wie Tyrol wirklich gesehen hat. Hr. B. bringt durch den unglücklichen Apostroph einen recht prosaischen Sinn in das Gedicht, etwa 'würde mir eventuell nicht übel gefallen'.

II, 215 empfiehlt Hr. Boltz unter den 'herrlichen Romanen' Spielhagens auch 'Zwischen Hammer und Ambos'. Wir erwähnen nur flüchtig, dass in dem uns vorliegenden Exemplar des Romans richtig Amboss gedruckt ist, nicht Ambos. Aber der Titel heisst ja überhaupt nur 'Hammer und Amboss', nicht 'Zwischen H. u. A'. Also nicht einmal die Titel kennt Hr. Boltz, wird er sich mit dem Inhalt bekannt gemacht haben? Vor seinen Ohren tönte offenbar der Titel von Otto Ludwigs Roman, 'Zwischen Himmel und Erde', und ohne Besinnen änderte Hr. Boltz, vielleicht weil ihm die Situation 'zwischen Hammer und Amboss' besonders interessant vorkam, den Titel des Spielhagenschen Romans!

II, 240:

'Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Kränze' —

Was haben Sie gegen Schillers himmlische Rosen, Hr. Boltz?

II, 247:

Dir ist der härtre Kampf gelungen,
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

So wird ausdrücklich citiert mit den Worten: 'Merken Sie sich die Schlussverse, in welchen es heisst: Dir ist pp.

Hr. Boltz, merken Sie sich die Schlussverse, welche heissen:

Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

Vgl. oben zu S. 9. Dass Schiller den 'Kamppf mit dem Drachen', den Hr. Boltz als 'herrliche Ballade' preist, zufällig Romanze genannt hat, wollen wir nicht weiter urgieren, da bekanntlich Schillers Theorie über Ballade und Romanze in fortwährendem Fliessen war.]

II, 253. Schmal, heisst es in der Schrift, ist der Weg zur Tugend. Mit der Schrift meinen Sie doch wol die Bibel. Zeigen Sie mir gefälligst die Stelle, denn mit Matth. 7, 14 kann ich Sie nicht durchlassen: zeigen Sie mir überhaupt in der Bibel die Wendung der Weg zur Tugend. Ueber den an dies Citat gehängten faulen Witz sprechen wir später.

II, 258 lesen wir wörtlich: [Die Sätze] 'sind beigeordnete, wenn sie ohne nähere Verbindung neben den Hauptsatz treten, wie im Lied von der Glocke:

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind,
Vom Mädchen reisst sich stolz der Knabe,
Greift fröhlich nach dem Wanderstabe u. s. w.

Welch ein Sammelsurium! Hr. Boltz weiss nicht, dass Schiller schrieb:

Vom Mädchen reisst sich stolz der Knabe,
Er stürzt ins Leben wild hinaus,
Durchmisst die Welt am Wanderstabe;
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.

Aber als Reim auf Knabe schwebte Hrn. Boltz das Wort Wanderstabe vor; ferner klang in seinem Ohre Zeile 222 des Gedichts, wo es vom abgebrannten Hausvater heisst:

Greift fröhlich dann zum Wanderstabe,

und flugs wird diese Zeile an die unrechte Stelle gefügt, natürlich nicht ohne Verhunzung des Textes und Sinnes durch

Greift fröhlich 'nach dem' Wanderstabe.

Versteht denn Hr. Boltz nicht den Unterschied zwischen greifen zu und greifen nach, zwischen nach dem Schwerte greifen und zum Schwerte greifen? Vgl. Gr. IV, 854.

Auf derselben Seite lesen wir noch

Es schwelgt das Herz 'vor' Seligkeit.

Das Herz ist also so selig, dass es anfängt zu schwelgen! oder wie will Herr Boltz sonst seine Verballhornisierung erklären?

Erlaube uns Herr Boltz nun auch ein Citat: Boltz, Nouvelle Grammaire de la langue allemande, I, 98, Satz 23: 'Sprich nie affectirt und blamire dich nicht durch zu vieles Citiren'.

Noch schlimmer als mit Schiller, Goethe und Consorten springt Herr Boltz mit dem Grimmschen Märchen um, das er im ersten Bande seiner Grammatik als Sprachstoff zu Grunde legt. Wollten wir diese Veränderungen veranschaulichen, so müssten wir das ganze Märchen und daneben den Text des Herrn Boltz abdrucken. Wir begnügen uns mit einigen — nicht den schlimmsten — Beispielen:

Grimm: sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen.	Boltz: sprach das Fräulein, nahm die Spindel und wollte sich mit Spinnen amüsiren.
Grimm: der den Küchenjungen – in den Haaren ziehen wollte.	Boltz: züchtigen wollte.
Grimm: besah Stuben und Kammern.	Boltz: besah Stuben, Zimmer und Kammern.

Bd. I, S. 70 sagt Hr. Boltz richtig selber, dass Stube und Zimmer 'im Deutschen fast von gleicher Bedeutung' sind und dass 'Zimmer ein etwas höherer (vornehmerer) Ausdruck' sei. Wozu also hier die Tautologie!

Grimm: eine wunderschöne Königstochter.	Boltz: Königsfräulein.

Das Wort Königsfräulein finde ich nicht bei Grimm, Weigand, Heyse, Sanders, noch sonst irgendwo. Ein Lehrbuch aber für Anfänger darf keinen Ausdruck enthalten, der nicht in gangbaren Wörterbüchern zu finden wäre. Ueberdies kennen Sie doch wol das Gesetz 'Berümpft soll und muss werden jeglicher Knecht, kleines oder grosses Rufs, vom Haupt bis zun Füssen, ders waghalset auch nur zwei bis drei neue Wort in unsere liebe deutsche Sprache einschalten zu wollen'.

Grimm: auf dem Dache sassen	Boltz: auf den Dächern der Hinter- und Nebengebäude sassen

Das Märchen wendet sich an die kindliche Phantasie. Ein Kind aber denkt sich unter dem Schloss zunächst ein grosses prächtiges Gebäude, aber eins; die Hinter- und Nebengebäude sind prosaischer Zusatz. Ebenso denkt das Kind auch nur an die Fahne auf dem Dache, nicht an die Wetterfahnen auf den Dächern; genügt denn nicht dem grossen Schloss eine Fahne?

Grimm: sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und oben bei dem Throne lag der König und die Königin.	Boltz: sah den Hofstaat da liegen und oberhalb des Saales auf einem kostbaren Teppiche den König und die Königin.

Was heisst denn im Deutschen oberhalb des Saales? doch wol so viel als in einem Zimmer oder auf einem Bodenraum, der sich über dem Saale befand. Gemeint aber ist mit 'oben' bei den Brüdern Grimm die erhöhte Stelle im Saal, wo der Thron stand, oder einfach ist 'oben' zu fassen als 'an der würdigsten Stelle des Saales', natürlich da, wo der Thron stand. Setze dich nicht obenan verstehen wir auch heute ganz gut und brauchen dabei nicht an einen erhöhten Platz bei Tafel zu denken. Herr Boltz ändert hier also nicht bloss ohne Noth, sondern macht auch noch einen Sprachfehler.

Einige Aenderungen hat Herr Boltz wol vorgenommen, um ein bestimmtes Wort in den Text hineinzubringen und dann dies in den Anmerkungen zu besprechen. Wie sehr aber durch solche Aenderungen der eigentümliche Duft des Märchens zerstört wird, das bedarf für einsichtige Beurteiler keines Wortes mehr. Herrn Boltz jedoch erlauben wir uns auf die Vorrede zu der Märchensammlung hinzuweisen, wo es auf S. VII heisst: 'Wir haben aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen hatten'.

Wenn aber Jacob Grimm Gramm. I[3] Vorwort (an Savigny) von Luthers Verdeutschung der Bibel behauptet, dass an ihr, die für uns mit jedem Menschenalter köstlicher und zum heiligen Kirchenstile werde, geflissentlich kein Wörtchen geändert werden sollte: so empfinden wir es auch als eine schnöde Verunglimpfung des Andenkens der Brüder Grimm, wenn Herr Boltz sich unterfängt, sein leeres Kaff in das volle Korn ihres Ausdruckes zu mischen. Suche er sich zu solcher Arbeit irgend ein Stück aus der modernen Tageslitteratur, die Grimmsche Märchensammlung aber lasse er entweder ganz bei Seite oder lese und benutze sie mit pietätvoller Achtung.

Wir thun Herrn Boltz nicht Unrecht: Hätte er das Grimmsche Märchen nur als ein Substrat angesehen, um an den Sprachstoff desselben seine grammatischen und lexicologischen Erörterungen zu knüpfen, so war sein

Missgriff entschuldigt, mit dem er das Stück behandelte, nach dem Grundsatz 'fiat experimentum in corpore vili.' Da er aber selber in der Vorrede das Grimmsche Märchen 'une gracieuse légende, une des perles de l'imagination allemande' nennt, so war ihm nicht erlaubt, ein so kostbares Denkmal in der geübten Weise gewissermassen als anatomisches Präparat ('texte soigneusement préparé') vorzulegen.

Mit grösserer Gewissenhaftigkeit citiert Hr. Boltz sich selbst, aber wiederum so häufig, dass man fast glauben möchte, er wolle auf diese Weise Reclame für seine Schriften machen. Der unbedeutende Vortrag 'das Fremdwort', 32 Seiten kleinen Formats, wird elfmal angeführt, und zwar mehrfach ziemlich weitläufig mit Verbrauch von jedesmal zwei bis drei Zeilen Raum (I, 29, 87, 98, 140; II, 14, 50, 61, 98, 147, 187, 238).

Auf die 'Beiträge zur Völkerkunde' wird ebenso verwiesen: I, 71; II, 5, 73, 81, 153, 175, 193.

'Die Sprache und ihr Leben' wird citiert I, 88; II, 101, 135, 263, dazu II, 76 Boltz u. Franz, Handbuch der engl. Literatur. Also dreiundzwanzig Verweisungen, deren keine einzige für den Zweck des Lehrbuches erforderlich war! Es wäre ungerecht, wollten wir verschweigen, dass Herr Boltz noch mancherlei Autoren theils citiert, theils zum Studium oder zur Lectüre empfiehlt, freilich eine Gesellschaft sehr verschiedener Extraction: neben Goethe, Schiller, Shakespeare empfiehlt Hr. Boltz Saphirs ausgewählte Schriften als 'gesunde Nahrung für Herz und Verstand'. Während Herr Boltz sich an einer Stelle mit Recht über den vielfach mangelhaften Stil deutscher Schriften beklagt, empfiehlt er II, 295 Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts. Max Duncker muss sich zweimal die Schreibung Dunker gefallen lassen und G. Freytag wird in Freitag verwandelt.

Wenn Hr. Boltz II, 194 sagt, dass das Wort 'himmlisch' besonders viel in Berlin gebraucht wird, so will er doch wol einen Tadel gegen überschwängliche Ausdrucksweise überhaupt aussprechen, einen unseres Bedünkens nur zu berechtigten Tadel. Herr Boltz aber selber citiert II, 156 das 'wunderbar schöne' Buch la Création von Edgar Quinet, empfiehlt II, 15 die reizenden Erzählungen in der Gartenlaube: Goldelse u. s. w. 'die entzückend schön sind'. Er redet II, 231 seinen Schüler also an: 'Uebersetzen Sie das nachfolgende unvergleichlich schöne Gedicht von einem ganz jungen Dichter der Gegenwart, Karl Kalbeck, ins Französische . . . . Dasselbe verbindet das antike Metrum mit dem modernen Reime in nie dagewesener Schönheit und athmet einen hochpoetischen Geist. II, 259 kommt noch einmal 'die unendlich liebliche Novelle, die Goldelse von Marlitt, jedem zu empfehlen, der etwas Gediegenes lesen will'. Mit Anführung der nüchternen Prädicate herrlich und prächtig wollen wir uns hier nicht aufhalten, bitten aber Hrn. Boltz, sich künftig selber von der 'Unzucht des Wortes' fern zu halten, wenn er die Berliner bei ihrem himmlisch fassen will. Ebenso stimmen wir dem Satze bei (Bd. II, S. 240 Nr. 11). 'Eine Masse Menschen' ist ein unrichtiger Ausdruck; es muss heissen: 'eine Menge'; wir nehmen dabei an, dass Herr Boltz den Ausdruck Menschenmasse nicht da verwirft, wo er etwas Anderes ausdrückt als Menschenmenge. Freilich wenn Hr. Boltz II, 141 in der Gesprächsübung sagt 'Sie können solcher Leute (Druckfehler oder soll wirklich ein Genet. partitivus stehen?) massenhaft sehen', so ist dies, da es im Zusammenhange eben nur 'sehr viele' bedeutet, genau so falsch, wie die 'Masse Menschen'. Auch der Ausdruck 'fabelhaft billig' (II, 247 von Schillers Werken) bleibt besser auf die unedle Sprache der Reclame und des Kleiderladens beschränkt, als dass ihm der Einzug in ein Lehrbuch verstattet wird. Mehrfach gibt Herr Boltz entschieden falsche oder schlechte Formen als 'populaire' oder 'provinciel'. In jedem Volk wird von Tausenden resp. Millionen falsch gesprochen, aber darum gehören die Fehler nicht in eine Grammatik, allenfalls in einen Antibarbarus. So wird S. 81 gestochen

als 'pop.' neben gesteckt bezeichnet; nein, falsch ist es, widrig falsch. Ebenso mag wohl irgendwo süddeutsch krische, pract. krischte, vorkommen (Hildebrand und Weigand kennen nur als Nebenformen kreisch, gekrischen und das neuniederl. krijschte), aber es ist doch nur eine schlechte Bildung und verwirrt durch das Dastehen den Anfänger.

Wir finden überhaupt, dass in den Beispielen nicht selten ein Ton herrscht, der wol witzig sein soll, nicht selten aber geschmacklos wird oder in das Platte und Unwürdige fällt; ein Fehler, den wir bei einem Lehrbuch, das doch auch der Jugend gewidmet ist, nur höchst bedenklich finden können.

So werden auf S. 68 Nr. 7 u. 8 zur Uebung folgende zwei Sätze gegeben: Lebe wie du wann du stirbst wünschen wirst gelebt zu haben. Liebe wie du wann du stirbst wünschen wirst geliebt worden zu sein. Dass diese allbekannten Sätze uns aber für gewöhnlich als Beispiele schleppender Ausdrucksweise dienen, davon sagt Herr Boltz dem Deutsch lernenden Franzosen kein Wort; dieser muss sie also als Mustersätze ansehen. Das ist aber auch der erste nicht, trotz Gellert.

Gleich dahinter haben wir folgende Witzelei: Guten Morgen, Herr Fischer. Gott bewahre! Woher kommen Sie denn schon so früh? Ich komme vom Gebirge her, es dampft das Thal, es braust das Meer!

S. 93. Ei du lieber Augustin, Alles ist weg; Geld ist weg, Mädel ist weg, und der Augustin liegt im Dreck.

II, 9. Wer hat nicht schon ein Abenteuer gehabt? Wenn man auf Abenteuer ausgeht so findet man sie leicht; denn blaue Augen, Himmelsaugen; braune Augen, Liebesaugen; schwarze Augen, Diebesaugen! Abgesehen von dem pädagogischen Werth dieses Beispiels erlauben wir uns die rein sprachgeschichtliche Frage, ob denn auch nur heute Abenteuer vorzugsweise im erotischen Sinne gebraucht wird als intrigue amoureuse.

II, 17. Wenn Ihr nicht gleich aufhört solchen Mordslärm zu machen, so werdet Ihr was (etwas) besehen.

Auch die Anweisung II, 104. ('Weitere Gespräche über Ehe, für und gegen dieselbe') macht einen eigentümlichen Eindruck in einem Buch, das auch für die heranwachsende Jugend bestimmt ist.

II, 109. Es gibt sehr viele Artikel, die man bei dieser Gelegenheit (beim Durchlesen einer Preisliste) eigentlich erst kennen lernt, weil die meisten derselben auf den puren Luxus berechnet sind. Dies deutete Hamlet schon an, wenn er sagte: Es gibt zwischen Himmel und Erde (in den Schubläden der Kaufleute) mehr Dinge als unser Menschengeist sich träumen lässt.

S. II, 117 hält Herr Boltz für nothwendig dem Schüler folgenden Satz vorzulegen: Meester, soll ich beede Beene mit der heessen Beeze beezen? also fragte ein berliner Tischlergesell u. s. w. Wir lassen es dahingestellt ob dies Zeug das deutsche Leben in seinen manifestations extérieures oder in seinen aspirations intérieures (préface p. 3) zeigen soll.

II, 240. Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Kränze (darüber oben) ins irdische Leben — selbst wenn sie selber falsche Flechten tragen!

II, 253. Schmal, heisst es in der Schrift, ist der Weg zur Tugend; wie schwer muss es gewesen sein, sagte der Schulmeister und nahm eine Prise, den zur Zeit der Krinolinen immer gewandelt zu sein.

Ferner könnte man doch zweifeln, ob in ein Lehrbuch für Anfänger hineingehören Ausdrücke wie: ein wahrer Gierhammel I, 44; Neidhammel II, 144; die Schönheit ihrer Schwester ist nicht weit her, ebd.

der Dünkel dieses Esels (Flegels, Schlingels) ebd. S. 52; halte den Schnabel ebd. Hier setzt Herr Boltz hinzu: populär für Mund; ist denn aber Gierhammel ein salonmässiger oder akademischer Ausdruck; ich kenne ihn, finde ihn aber nicht in den Wörterbüchern.

Na, was denn. S. 62. Dies na lernt der Franzose gewiss früh genug; man sage ihm lieber, dass es in der Schulsprache und Büchersprache verpönt ist. Der höhere Blödsinn S. 76; eine böse Sieben 76; Hundewetter, Sauwetter (pop.) S. 116. Ein Frauenzimmer das nur an Putz und schöne Kleider denkt, nennt man eine Lappenliese. II, 45; die Cour machen (bekuren) II, 64; Krake, Kracke (la rosse) II, 142; durch seinen dämlichen Gesang II, 142; Gerechter Gott! Ei Herr Jeses (Sachsen)! Kreuzhagelhimmeldonnerwetter! II, 195. (Vier Zeilen später steht Christ ist erstanden!) Und da sagt der Herr Boltz (Introduction p. IX) Les textes de notre cours sont écrits dans la langue la plus pure dont la bonne société d'aujourd'hui se sert dans la conversation! Wir verstehen unter den Texten doch auch die deutschen Uebungssätze, und alles darin Stehende will Herr Boltz der bonne société aufbürden? Darnach schien es als ob Herr Boltz von der guten Gesellschaft so viel wüsste wie von der deutschen Sprache!

II, 202. Herr Boltz lässt folgenden Quark abdrucken:

Der Sänger Zuckerhut an seine Süsse.

Holde Süsse, wenn ich süsse
Deine Honiglippen küsse,
Süssen Hauchs dein süsser Mund
Süss mir spendet süsse Stund',
Wird mir oft so süss im Herzen,
Dass die süssesten der Schmerzen
Schier mich richten süss zu Grund.

Es ist uns unmöglich auch noch die beiden folgenden Strophen abzuschreiben. Herr Boltz überlasse doch solche Poesie den Sternelein und Herzelein in dem Inseratentheil der Kreuzzeitung — und das wird mit abgesetzten Zeilen gedruckt, während z. B. Goethes Fischer und manches kleine schöne Liedchen zur Ersparung von einigen Zeilen Raum sich mit fortlaufenden Zeilen begnügen müssen!

II, 285. Zu Kater lässt sich Herr Boltz den Katzenjammer natürlich nicht entgegen; er hält für nöthig hinzuzufügen: 'selbiger war übrigens schon im indischen Alterthum bekannt unter dem Namen madâtañka, madâtyaya. Nichts Neues unter der Sonne'! Jedesfalls eine für das Erlernen der deutschen Sprache höchst notwendige Bemerkung; denn wie soll der junge Franzose Deutsch verstehen, wenn er nicht die altindische Bezeichnung des 'déboire' kennt! Wir müssen uns nur wundern, dass Herr Boltz nicht auch den persischen Ausdruck aus Goethes Divan herbeizieht:

Perser nennens Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.

Auch mythologische Deutung lag nahe mit Rücksicht auf Geibels Worte:

Der Geist zu Würzburg in der Kammer
Heisst insgemein Herr Katzenjammer.

Vielleicht machen wir Herrn Boltz eine Freude, wenn wir ihm mittheilen, dass im Studentenjargon heutzutage das Wort Kater den schon dem Gebrauch der 'Philister' überlassenen Katzenjammer fast verdrängt hat. Ausser dem incommensurabeln Kater, den Sanders I, 877 aus dem Kladderadatsch anführt, citiren wir Herrn Boltz eine Breslauer Correspondenz in der Beilage der Germania vom 10. Juli 1873, wo es von einer Studentenverbindung heisst: 'Sie hat am 5. d. M. in Zobten commerciert und ist am

folgenden Sonntag auf die Höhe des Zobten gestiegen um dort während des katholischen Gottesdienstes am sogenannten Bergfest vor der Kapelle ihr Katerfrühstück zu halten.' Wir sind auch erbötig, Herrn Boltz auf Verlangen ein akademisches Festprogramm zuzusenden, in welchem für den Morgen nach dem Commers officieller Kater anbefohlen wird. Dies sei genug dem Herrn Boltz nach seiner Weise geantwortet, dass er sich nicht weise dünke.

Welche Begriffe Herr Boltz vom deutschen Studenten hat und demnach seinen französischen Schülern einflösst, zeigt am besten Bd. II, S. 131: 'Die Schüler einer Universität heissen Studenten. Selbige zeichnen sich, neben anderem, auch durch grossen Durst aus. Um ihn zu stillen, trinken sie in Gemeinschaft viel Bier und singen fröhliche Lieder dazu. Eine solche Vereinigung (gemeinschaftliche Kneiperei, Zecherei) heisst Commers. Das Commersbuch enthält eine Auswahl lustiger Studentenlieder' u. s. w.

Als Beispiel eines solchen Commersliedes bringt nun Herr Boltz auf S. 156 J. V. Scheffels tolles Gedicht vom Ichthyosaurus und giebt auch Anweisungen zum Uebersetzen desselben ins Französische, aber wie philiströs! Da wards ihm kreidig zu Muth sagt Scheffel, und der Herr Boltz übersetzt kreidig einfach durch mal: das köstliche Wort: (die ganze) Saurierei, natürlich unübersetzbar, soll nach Herrn Boltz gegeben werden durch famille des lézards antédiluviens!! In der letzten Strophe:

Und der uns hat gesungen
Dies petrefaktische Lied,
Der fands als fossiles Albumblatt
Auf einem Koprolith —

sehen wir gar als Uebersetzung von Koprolith angegeben: ordure pétrifiée des animaux antédiluviens!

Als weiteres Curiosum wollen wir nachtragen, dass Herr Boltz I, 156 sich nicht begnügt in der Reihe der Uebersetzungsbeispiele folgendes Gedichtchen abzudrucken:

Keiner weiss es wie mir ist,
Wenn mich ein Slowake küsst,
Grad' als ob ich Zucker ässe,
Wein tränk' und auf Federn sässe!
So mir ist, so mir ist,
Wenn mich ein Slowake küsst!

Keiner weiss es wie mir ist,
Wenn mich ein Madyare küsst;
Grad' als ob ich kissjel (un met aigre) ässe,
Essig tränk', auf Dornen sässe!
So mir ist, so mir ist,
Wenn mich ein Madyare küsst.

er hält es auch zur Erlernung der deutschen Sprache offenbar für nothwendig, auch den slowakischen Grundtext in einer Anmerkung am Fuss der Seite zu geben!

Bei unseren Ausstellungen haben wir die Methodik des Boltzischen Buches, die Zweckmässigkeit der Anordnung des jedesmaligen Pensums, die Frage nach der Vollständigkeit der gegebenen Regeln mit Fleiss nicht berührt, weil wir hier nicht ein Urteil über die Robertsonsche Methode im allgemeinen geben wollen; wir richteten unsere Aufmerksamkeit nur auf das, was uns der Nouvelle grammaire allemande des Herrn Boltz eigentümlich schien.

Von Deutschen will Herr Boltz, so scheint es, nicht beurteilt werden: denn er bittet (préf. p. VI) nur tous les lecteurs français ihm durch

Vermittelung des Verlegers die ihnen beim Gebrauch dieses Buches kommenden Gedanken und Bemerkungen zugehen zu lassen. Da aber sein Buch in der Hauptstadt des deutschen Reichs bei einem angesehenen Verleger erschienen ist, so wird er auch eine deutsche Beurtheilung sich müssen gefallen lassen, auch wenn er, wie es scheint, mit der unumwundenen Kritik etwas über den Fuss gespannt ist. Denn wir können es nur als eine oratio pro domo ansehen, wenn Bd. II S. 265 in den Übungsbeispielen auf die 'widerwärtige Arroganz' gescholten wird, mit der 'auf dem Gebiet der Sprachenkunde' diejenigen bekämpft werden, die 'eine andere Meinung haben als die allein berechtigten Gross-Wortführer.' Darauf fährt Herr Boltz wörtlich fort 'In den hier einschlagenden Kritiken und Besprechungen zeigt sich oft eine erschreckliche Herzensroheit, und nur selten begegnet man jener sanften Belehrung, wie sie dem wahrhaft weisen und guten Menschen eigen ist.' Demnach werden auch wir dem Vorwurf der 'Herzensroheit' von Seiten des Herrn Boltz nicht entgehen, können aber nicht umhin, unser Gesammturteil über das vorliegende Buch dahin auszusprechen, dass es seinem Zwecke, die deutsche Sprache zu lehren, und in die intimsten Beziehungen des deutschen Lebens einzuführen, nur wenig entspricht, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Wegen der nicht seltenen Verstösse gegen die neuhochdeutsche Formenlehre, auch gegen die Orthographie und den deutschen Ausdruck.

2) Wegen der mit fast krankhafter Vorliebe betriebenen Etymologisierung, die überdies zur Aufnahme mancher höchst unsicheren Ableitungen geführt hat. Dergleichen gehört am allerwenigsten in ein Lern- und Lehrbuch: es ist klar, dass aus den Etymologien des Herrn Verfassers die Schüler verhältnismässig wenig lernen, sich vielmehr nur verwirren werden. Vor dem 'unbefugten Einzug der Etymologie' in die Schule kann man nicht nachdrücklich genug warnen; wir verweisen überdies, was die Stellung und Bedeutung der Etymologie in der Sprachforschung angeht, auf die sehr beachtenswerthen Worte Hildebrands in der Vorrede zu Bd. V des DWB. Sp. IX und X.

3) Wegen der Vorliebe für das Pikante und Burschikose, das nicht in ein Schul- oder Lehrbuch gehört, eine Vorliebe, die bei Herrn Boltz überdies zur Aufnahme von manchen läppischen, geschmacklosen, unwürdigen und unpädagogischen Beispielen geführt hat.

4) Wegen der ungemeinen Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit im Citieren deutscher Dichter.

Wir empfehlen demgemäss dem Herrn Boltz, wenn er einmal eine neue Auflage seiner Nouvelle grammaire de la langue allemande zu schreiben gewillt oder veranlasst ist:

1) Durch ein ernstliches Studium grammatischer und lexikalischer Werke sich über das Sprachmaterial gründlich zu unterrichten und auch nur die Hauptwerke einiger neuhochdeutscher Classiker von Lessing an mit der Feder in der Hand sorgfältig durchzulesen und die Resultate dieser Lectüre in der neuen Auflage zu verwerthen. Für die aus mündlichem Verkehr gegriffenen Beispiele müssen wir Herrn Boltz doch dringend bitten, die Sprache der gebildeten Kreise der Nation, nicht den verderbten Jargon der Strassen — sei es Berlins, sei es Wiesbadens oder irgend eines anderen Orts — zu Grunde zu legen.

2) Alle unnützen Etymologien zu streichen, und unnütz sind sie fast alle.

3) Alles Burschikose und zu Pikante auszuscheiden. Reverentiam deberi pueris ist ein goldener Satz, und was sich an der Wirthstafel und bei einer Flasche Rüdesheimer (den ja Herr Boltz in den Uebungsbeispielen wiederholt rühmt) erzählen lässt, gehört darum noch nicht in ein Lehrbuch.

4) Beim Citieren eines Dichterworts den Autor immer erst nachzuschlagen; denn leider scheint der Herr Verfasser, wie die traurigen Belege ahnen

lassen, kaum eines der bekanntesten Gedichte, selbst solcher die 'absolut jeder Deutsche kennt' (I, S. 162) genau auswendig zu wissen.

Aus purer Theilnahme endlich erlauben wir uns den Wunsch nach Beseitigung der vielen Citate Boltzischer Werke, besonders des unbedeutenden 'Fremdworts'; der so gewonnene Platz liesse sich in der That besser verwerthen.

Sollten wir freilich unser Urtheil noch kürzer zusammenfassen, so würden wir Herrn Boltz rathen, überhaupt keine deutsche Grammatik für Ausländer mehr zu schreiben, sondern dies Geschäft einem Befugteren zu überlassen; wir zweifeln nicht, dass ein solcher, der freilich nicht allein ein tüchtiger Kenner des Deutschen sein, sondern auch die Bedürfnisse französischer Schulen durch mehrjährige Erfahrung kennen gelernt haben müsste, leicht ohne armseliges Renommieren mit russischen, altindischen, urarischen, keltischen und umbrischen Wurzeln, ohne ein slowakisches Liedchen in der Ursprache und ohne Praesentierung eines poetisch verklärten Koprolithen ein praktisch brauchbares und daneben auch dem Inhalte der Uebungsstücke nach belehrendes und interessantes Buch liefern würde.

Königsberg i. d. Neumark. Alb. Gombert.

Programmenschau.

Grundlehrplan für den deutschen Unterricht des Gymnasiums, von Dir. Prof. Dr. Kämpf. Programm des Gymnasiums zu Landsberg a. W. 1872.

Es seien hier nur diejenigen Punkte hervorgehoben, die von den Einrichtungen anderer Anstalten etwas Abweichendes darbieten möchten. Eine besondere deutsche Grammatik wird im Gymnasium nicht gebraucht. Schillers Lied von der Glocke wird in Obertertia gelernt. In Untersecunda werden zuweilen metrische Versuche gemacht. In Obersecunda Anfangsgründe der mittelhochdeutschen Grammatik. In Prima werden mit der Correctur und Besprechung der Aufsätze an geeigneter Stelle rhetorische Erörterungen über Tropen, Figuren u. s. w. verbunden.

Deutsche Rechtschreibung. Von Dr. Franz Zauffs. Programm. der Realschule I. O. zu Köln. 1871. 30 S. 4.

So viele Schriften sind in jüngster Zeit über die deutsche Rechtschreibung erschienen, dass man unwillkürlich bei einer neuen sich fragt: wozu auch die noch? Indess die vorliegende hat einen Rechtstitel aufzuweisen. Sie ist aus dem unmittelbarsten praktischen Bedürfniss hervorgegangen und hat einen allernächsten Zweck im Auge. Sie ist zunächst für die Realschule in Köln bestimmt, nachdem der Entwurf von dem Lehrercollegium genehmigt war; dann liegt die Ansicht zu Grunde, auch in den anderen Schulen der Stadt eine Uebereinstimmung herbeizuführen. Sodann aber verdient die Abhandlung auch besonders eines Punktes wegen Beachtung, in dem sie, ausführlich ihn besprechend, eine Klärung herbeiführen möchte, das ist der Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben, in dem die allerärgste Verirrung herrscht; darin muss man dem Verfasser Recht geben, wenn auch seine Vorschläge wohl noch nicht überall durchdringen werden. Ganz entschieden wird der Satz aufgestellt, um endlich einmal die zahllosen Verschiedenheiten zu beseitigen, dass wo ein Substantiv seiner bevorzugten Stellung untreu wird, und sich als Partikel, Adverb, Präposition u. dergl. benutzen lässt, es nicht mehr mit grossem Anfangsbuchstaben geschrieben werde, und dass bei der Erhebung eines andern Redetheils zum Substantiv sorgfältig man

zusehe, ob nicht diese Erhebung nur scheinbar ist. Daher taugt nichts die mechanische Regel, dass man ein Substantiv daran erkennen werde, dass man ihm den Artikel vorsetzen könne; daher die verkehrten Schreibungen: auf das Schönste, von Neuem u. a., und daneben doch: „am meisten." Richtig daher: „im ganzen (nie in dem ganzen) gut, und im Ganzen ruht auch der Theil." Radical will der Verfasser nicht verfahren, nur dem Missbrauch steuern. Er sagt ferner: Dem Beispiele der Adjektiva sind theilweise auch die Adverbia gefolgt, wenn auch nicht in der Ausdehnung, daher noch: „im Voraus, in Etwa, von Vorn." Ferner schreibt man „stündlich," „zeitlebens" und daneben „Nachts, Behufs, Betreffs." Daher muss man alle Adverbien, auch wenn sie nur die Endung „es" als Merkmal ihrer Natur an sich haben, mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben; doch für die temporale Accusativform mag man den grossen Buchstaben behalten. Bei Ellipsen gelte der kleine Anfangsbuchstabe, also „eines bessern belehren, auf allen vieren gehen, alle neun werfen, den kürzern ziehen u. a." Auch Substantive werden zu Partikeln und sind dann demnach zu behandeln, also in wehthun, kundgeben, preisgeben, theilnehmen, achtgeben, stattfinden, es thut die grösste Anstrengung noth, du hast sehr recht, du hast sehr unrecht, du hast grosses Unrecht, wundernehmen, platzgreifen." Man thut am besten alle Pronomina mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, also wie „du, man," auch: „jemand, niemand, jedermann, etwas, nichts, der erste, der eine, der letzte." Auch die von Städtenamen abgeleiteten Adjektive sind mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, die von Personennamen der Höflichkeit wegen mit grossen. — Ein anderes ebenfalls viel bestrittenes Capitel ist das von der willkürlichen Trennung von Wörtern, man schreibt bald „allzuschwierig," bald „allzu plump;" auch darin sucht der Verfasser Ordnung zu schaffen. — Ein anderes Stück aber, die Interpunction, wird auf Grundsätze gestützt, die wenig Sicherheit gewähren. Zu welchen Ungeheuerlichkeiten kann die Regel führen: Setze da ein Interpunctionszeichen, wo du beim gewöhnlichen Sprechen und beim richtigen Lesen eine Pause machst? Das folgerechte Komma hinter „Sprechen" hat der Verf. ausgelassen. Die übrigen Regeln über die Rechtschreibung lehnen sich an O. Jänickes Schrift über diesen Gegenstand; sie behandeln: den Gebrauch der Vokale: 1) lange Vokale, ie, Dehnung durch h, das th (zu schreiben: Heirat, Zierat, Armut, Demut); 2) kurze Vokale (zu schreiben: Gewinst; der Verf. verlangt selbständig, aber Selbstsucht [?]), Schreibung einzelner Buchstaben (es sei zu schreiben: nämlich, vornehmlich, eichen, die Heide, adlig, oder adlich, Sofa, tödlich, Geissel in beiden Bedeutungen, bloss). Der unmässige Gedrauch des Apostrophs wird gut eingeschränkt. Die Regeln über die Trennung der Silben (z. B. Hoffnung-en, Fing-er) werden angefochten werden. Mit einer kurzen Interpunctionslehre endigt die lesenswerthe Abhandlung.

Zur Erklärung volksthümlicher deutscher Pflanzennamen. Von C. A. Fechner. Programm der Realschule I. O. zu Görlitz. 1871. 26 S. 4.

Weshalb für die Pflanzen immer noch lateinische Namen gebraucht werden sollen, sei, meint der Verfasser, um so weniger zu erklären, als wir so viele deutsche Namen besitzen; die lateinischen Namen blieben immer dem Schüler fremd und würden gar leicht vergessen. Es handele sich jetzt nur darum, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands die gebräuchlichsten Volksnamen für die einheimischen Gewächse zu sammeln, und aus den Sammlungen dann die gebräuchlichsten zu wählen. Vorliegende Abhandlung stellt nun besonders die in der Lausitz dem Volke eigenthümlichen

Benennungen auf. Sie geht aber noch weiter, sie gibt auch eine Erklärung derselben, so weit sie möglich ist, berücksichtigt dabei den Gebrauch und den Glauben, der sich an die Pflanze knüpft, so wie die anderswo üblichen Benennungen. Darin liegt das besondere Interesse, welches die Abhandlung für den Philologen und Culturhistoriker hat. Man bewundert den ausserordentlichen Reichthum unserer Sprache in den Benennungen sowohl, wie das Treffende derselben. Der Verf. hat grossen Fleiss auf sein Werk verwandt, er hat die hauptsächlichsten Wörterbücher, Zeitschriften, die Kräuterbücher benutzt. So ist die Abhandlung verwandt dem noch weitläufiger angelegten Mecklenburgischen Pflanzenbuch von Schiller, welches der Verf. nicht erwähnt, also nicht zu kennen scheint. Die Fülle des dargebotenen Stoffes, wofür dem Verf. Dank gebührt, ist ausserordentlich gross. Manche Erklärungen werden allerdings streitig sein, so erklärt der Verf. z. B. Veronica als Vera unica, übereinstimmend mit den deutschen Ehrenpreis, Grundheil, während sonst auch der Pflanzenname dem griechischen Berenice statt *φερενίκη*, Siegbringerin gleich gesetzt wird; so meint er, der Name Epheu hänge mit dem Evoe des Bacchus zusammen, gewiss sehr bedenklich; die Entstehung des Namens Kiefer aus Kienföhre wird im Grimmschen Wörterbuch nur für möglich gehalten u. a.

Ueber Familiennamen, insbesondere die von Münden, von Oberlehrer Dr. C. Pauli. (Fortsetzung und Schluss der Abhandlung von 1870.) Programm der höheren Bürgerschule in Münden. 1871. 30 S. 4.

Die Abhandlung ist Ergänzung und Fortsetzung des Programms von 1870, über welches im Archiv berichtet ist. Auch hier ist der grosse Fleiss des Verf. zu rühmen, eigene fortgesetzte Sammlungen und Benutzung neuer literarischer Hilfsmittel, von denen der Verf. namentlich Steubs Buch über die oberdeutschen Familiennamen rühmend hervorhebt. Bei solchen Arbeiten ist schon die Sammlung des Materials ein Verdienst; die Gruppirung und Erklärung wird freilich immer ihre Bedenken haben, der Eine erklärt eben so, der Andere so, und für die verschiedenen Auffassungen lassen sich aus der Analogie Beweise darbringen. So werden sich sicher auch die wenigsten der Arbeiter auf dem Felde zu dem Glauben verleiten lassen, ihre Erklärung sei die allein annehmbare, auch nur die beste. Der Verf. gruppirt sein fast unübersehbares Material, das er hier unter die Nummern 87 bis 252 gebracht hat, so: 1) Kirchliche Namen, d. h. aus kirchlichen Vornamen abgeleitete Familiennamen und zwar a) alttestamentliche (von Michael an), b) neutestamentliche (zuerst Johannes), — und hiebei auch Droysen als von Andreas —, c) heilige (von Martinus an) — 2) aus Ortsnamen abgeleitete und zwar a) von Ländern und Volksstämmen, b) von Städten und Ortschaften — hier beweist der Verf. u. a. die Ableitung des Familiennamens Mengersen aus dem Göttinger Dorfe Mengershausen damit, dass derselbe sich sonst nirgends als in dortiger Gegend finde, was irrig ist, da er in Westfalen oft vorkommt wie auch der folgende Namen Holthusen, ebenso Emter, Wüstefeld, Fahrenholz (der lippische Ort wird vom Verf. nicht genannt) — c) von sonstigen Oertlichkeiten, wie von Berg und Thal, Holz und Forst, Busch und Baum, Haus und Hof u. s. w. — 3) von Eigenschaften abgeleitete Familiennamen und zwar a) von Stand und Gewerbe, b) von Eigenschaften des Charakters, des Körpers u. dergl. — 4) sonstige Namen, substantivische, nach Thieren, Pflanzen, Münzen, Speisen u. a., imparativische und mit Präpositionen gebildete. Daran schliesst der Verf. eine Nachlese von

Namen, die er nach Steubs Vorgange aus alten deutschen hervorgegangene nennt, einzelne volle Namen, hauptsächlich aber Patronymika und Koseformen, wobei u. A. Wiese als Verkleinerung von Wigizo bezeichnet wird. Das Meiste, wie gesagt, bleibt mehrfacher Deutung fähig.

Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel. Von Dr. Gust. Dietzel. Programm des Vitzthumschen Gymnasiums. 1872.

Ausgehend von dem Erfahrungssatze, dass die Fabeldichtung, trotzdem sie heute wenig Gnade finde, doch mehrere Jahrtausende beliebt gewesen sei, hat der Verf. die Aesopische Fabel und ihre Geschichte in Deutschland für einen würdigen Gegenstand der Untersuchung gehalten, und legt hiemit eine geistvolle und fleissige Abhandlung vor. §. 1. behandelt die Aesopische Fabel des 6. Jahrhunderts n. Chr. Ob ein Aesop wirklich gelebt habe, lässt er unentschieden. Die Definition der Aesopischen Fabel lautet: die Darstellung, oft auch Lösung eines komischen Contrastes oder Confliktes in Thun und Treiben organischer Wesen. Sie gehörte ausschliesslich zur epischen Dichtung, deren winzigste Gattung in prosaischer Form sie heissen konnte. §. 2. Wie sie didaktisch wurde und blieb. Schon bei Hesiod, also weit vor Aesop, wurde die Fabel zu didaktischen Zwecken verwendet. Am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. wurde sie in Athen beim Elementarunterrichte gebraucht; eine selbständige Geltung behielt sie nicht mehr. Ein zierliches Gewand verlieh ihr noch einmal Babrios. §. 3. Die Römer haben die naive Gesinnung, die Quelle der Aesopischen Fabel, nie gekannt; doch hat Chaldras durch seine unschönen Nachdichtungen mit der Alltagsmoral sich einen Namen errungen. Die prosaische Auflösung unter dem Roman des Romulus ist den folgenden Jahrhunderten, dem ganzen Mittelalter, der wahre Aesop geworden. Der Aesop des Romulus und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Ausgabe und Uebersetzung von Steinhövel wurde die Quelle für alle deutschen Fabeldichter von Sparvogel bis Lessing, sie haben es freilich besser gemacht als ihr Vorbild, im 16. Jahrhundert greift die Fabel in die politischen Verhältnisse mit bitterer Satire ein; daneben bildeten sich seit Stricker der Schwank aus, speziell aus dem Leben der Geistlichkeit seinen Stoff nehmend. §. 4. Im 17. Jahrhundert kennt man die Fabel nicht, allein Philipp Harsdörfer ist mit ihr bekannt, aber er lässt nichts gelten als die Parabel. §. 5. Da nimmt die Fabel einen ungeahnten Aufschwung, seit Gottsched sie in seiner kritischen Dichtkunst zur ersten poetischen Gattung erklärte. Der französische Jesuit Martin du Cygne ist es, der zuerst wieder in seinem Buche le arte poetica 1664 auf die Fabel Rücksicht genommen und ihr eine entschiedene Richtung gegeben hat. 1668 trat La Fontaine auf mit seinen Fabeln, in denen er gradezu auf den poetischen Effect ausgeht. Bedeutend wurde die Poetik des Jesuiten Le Bossu, dem Gottsched in zwei Hauptstücken, in der Vergleichung der Moral in Fabeln und Epen und in der Anweisung, wie beide zu fertigen, folgt, er verlangt einen untadeligen moralischen Satz, eine Einkleidung in eine solche Begebenheit von Pflanzen, Bäumen oder Thieren, dass ihre Wahrheit aus dem Erfolge der Begebenheiten selbst erhellt, Kürze und ungekünstelten Ausdruck. Breitinger dagegen unterscheidet sich darin von Gottsched, dass die Poesie zu ihrem Ausgangspunkte nicht den moralischen Nutzen, sondern das Ergetzen haben müsse. §. 6. Hagedorn hat seine Hauptstärke nicht in der Fabel, sondern in der harmlosen Gesinnung. Bei Lichtwer tritt die Lehre oft weit hinter den eigentlichen dichterischen Effect zurück; die Thierwelt zeichnet er mit Feinheit und sympathischer Herzlichkeit,

die Handlung ist öfters geschickt bis zum scharf ausgeprägten Contrast gespitzt. Gleims Fabeln sind von kalter Empfindung und einem oft kindischen Tone. Pfeffel verfällt oft in das alltägliche. Von Gellert hebt der Verf. (der auch Specialschriften berücksichtigt, über Gellerts Fabeln handeln von Neueren noch Bucher: über Gellerts Stellung in der deutschen Literatur und der deutschen Geistesentwicklung. Berlin, 1870, Ritter: Gellerts Leben und Wirken. Glarus, 1870) mit Recht seine neuerdings öfters übersehenen Vorzüge, die uns seine ungewöhnliche Popularität erklären, hervor, die leichte Eleganz seiner Sprache, dies Mittelding zwischen Poesie und gereimter Prosa, die schnelle Herbeiführung der Katastrophe nach längerer Exposition, seine Fabeln sind graziöse Schwänke, alle Gestalten seiner Erzählung sind urdeutsch, seiner Zeit angehörig. Man muss nämlich den Fabeldichter, den Kirchenliederdichter und den lehrenden Moralisten bei Gellert nicht verwechseln. In seinen meisten und besten Fabeln predigt er die klägliche Lebensphilosophie, die melancholische Weltanschauung seiner gedrückten Zeit. Nachher aber verlässt er, durch seine körperlichen Leiden bewogen, ganz diesen Boden, legt seinen Fabeln einen höheren moralischen Werth bei, ihre ästhetische Bedeutung verringernd, und wendet sich schliesslich einzig zur Vertheidigung und Empfehlung der Moral und Religion. Diese Wendung ist nicht etwa aus dem Einfluss Klopstocks zu erklären; zwischen beiden hat kein näheres Freundschaftsverhältniss bestanden, im Leben, Denken und Dichten waren beide sehr verschieden. §. 7. Lessings Behandlung der Fabel. Lessings ganze Darstellung des Wesens der Aesopischen Fabel geht aus einer Negation fremder Vorstellungen hervor, nicht aus einer vorurtheilsfreien Betrachtung der überlieferten Fabeln Aesops. Er nimmt den Begriff der Fabel in dem seit Aristoteles feststehenden didaktischen Sinn; er hat niemals Aesop nachahmen wollen; er hat ihr das letzte epische Gewand abgestreift.

Der Anfang des Romans von Guy de Warwick. Herausgegeben von G. A. Herbing. Programm des Gymnasiums in Wismar. Mich. 1872.

Der Herausgeber dieser auf der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Handschrift hat bereits im Jahre 1848 eine recht verdienstliche Abhandlung veröffentlicht, in welcher sich derselbe über den Dialekt, Versbau und die Zeit der Handschrift in sehr gründlicher Weise ausspricht. Er recapitulirt in der vorliegenden Schrift, dass das Manuscript (Cod. Aug. No. 78. 4) in dem Kataloge als ‚uralt französisch Liederbuch' verzeichnet ist. Es ist nicht unversehrt erhalten und besteht noch aus 94 Blättern; grössere Lücken finden sich p. 1, 2, 72, 73, 92, 93. Das Ende der Handschrift ist gleichfalls abgerissen und einzelne Löcher finden sich auch hier und da im Pergamente. Die Form der Handschrift ist klein. Folio, 11 Zoll hoch und bei 8 Zoll breit. Das Pergament ist rauh, schmutzig, stark gelblich; die Schrift ist ziemlich fett, an vielen Stellen fast bis zur Unleserlichkeit eingelaufen und zeigt nur wenig Abbreviaturen. Jede Seite der Handschrift enthält zwei Columnen mit je 24 Zeilen. Die Anfangsbuchstaben der letzteren sind abgerückt und die Absätze der Erzählung abwechselnd durch roth und blau gemalte Buchstaben bezeichnet, im letzten Viertel der Handschrift jedoch nur vorgezeichnet, nicht mehr mit Farbe ausgefüllt. Die ganze Handschrift enthält noch 9113 Verse. Auf S. 85 endet der noch aus 8082 Versen bestehende Roman, der sich als Geschichte des Heraud d'Ardenne, Guy's Lehrer und Waffengefährten ankündigt, bald indessen, wenn

das vorhandene Bruchstück von 1031 Versen einen richtigen Schluss erlaubt, die Thaten des Reynbronn, Guy's Sohnes, zu verfolgen scheint.

Von diesem Manuscripte giebt das vorliegende Programm die ersten 1400 Verse, welche Vielen sehr willkommen sein werden, da der Inhalt wie die Sprache in mancher Beziehung von nicht geringem Interesse sind. Wir können überhaupt nur wünschen, dass sich der Verf. entschliessen möchte, eine kritische Ausgabe der ganzen Handschrift zu veröffentlichen, wodurch er sich die Freunde der altfranzösischen Sprache lebhaft verpflichten würde, und die Zahl der letzteren ist denn doch gegenwärtig weit grösser, als Hr. H. anzunehmen scheint.

Syntaktische Studien zu Marot, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Syntax. Von Friedrich Glauning, Professor in Nürnberg. Nördlingen, C. H. Beck. 1873.

In aller Kürze wollen wir auf diese kleine interessante Schrift aufmerksam machen, welche als ein Pendant zu der in dieser Zeitschrift (Bd. 48) von demselben Verf. veröffentlichten Abhandlung über die Sprache Montaigne's angesehen werden kann. Nach einer Einleitung, welche uns ein recht gelungenes Bild von Clément Marot und seiner Zeit giebt, werden nach den einzelnen Redetheilen mit grosser Vollständigkeit und Gründlichkeit alle Abweichungen in der Sprache des Dichters von der Syntax des neueren Französisch und zugleich von dem Sprachgebrauche Montaigne's, also des letzten Drittels vom 16. Jahrhundert, dargestellt.

Zum Schlusse fasst der Verf. das Ergebniss seiner Untersuchung folgendermaassen zusammen: „Die Verschiedenheit in dem syntaktischen Sprachgebrauche Marot's und Montaigne's beruht im Wesentlichen auf der Verschiedenheit des Artikels und des Pronomens und auf der Anordnung der Satzglieder. Stoffnamen und Abstrakta, Ländernamen und sehr oft Apellativa entbehren bei Marot des Artikels, während er bei Montaigne in der Regel demselben vorantritt; umgekehrt hat sich die bei Marot so häufige Verbindeng des bestimmten Artikels mit den possessiven Fürwörtern mien u. s. w. bei Montaigne verloren. Die Fürwörter sind bei Montaigne in ihrer grammatischen Function bereits schärfer geschieden als bei Marot; dieser gebraucht soy, celuy und cestuy noch als verbundene Fürwörter, die Form je dagegen noch als selbstständige Form.

Die Unterdrückung des persönlichen Fürworts als Subject ist bei Marot noch weit mehr verbreitet als bei Montaigne, wo sie sich auf die erste und dritte Person beschränkt. Die bei Marot ganz gewöhnliche Vertauschung des Possessivpronomens mit dem Genitiv des Personale ist bei Montaigne aufgegeben. Dasselbe gilt von der Vertauschung des attributiven Genitiv mit dem Dativ, und von der Umschreibung des activen Verbums durch être mit dem participe présent. Auch das Gebiet des reinen Infinitivs ist bei Montaigne im Vergleich zu Marot ganz erheblich eingeschränkt.

Der eingreifendste Unterschied liegt jedoch in der Wortstellung: eine ganze Reihe von Fügungen, wie die Stellung des Accusativ-Objects und des reinen Infinitivs vor dem regierenden Verbum, beim Prädicat die Stellung des participe passé vor dem Hilfszeitwort, des Prädicatnomens vor der Negationspartikel, endlich die Trennung des Adverbiums, so wie des nachfolgenden possessiven Genitivs vom Beziehungsworte durch das zwischentretende Verbum — sie alle sind der Sprache Montaigne's abhanden gekommen, so dass dieselbe hierdurch ein ganz anderes, specifisch französisches Gepräge an sich trägt, während Marot's Sprache in dieser Beziehung noch weit mehr den allgemein roma-

nischen Charakter bewahrt, ja selbst mit romanischer Construction zahlreiche Vergleichungspunkte darbietet.

Erwägt man nun, dass Marot also im J. 1544 die Feder aus der Hand legte, Montaigne aber seine schriftstellerische Thätigkeit im J. 1572 begann, dass somit ein Zeitraum von nur 28 Jahren das Ende der literarischen Wirksamkeit bei dem einen und den Anfang derselben bei dem andern von einander scheidet, so muss die Verschiedenheit in dem syntaktischen Sprachgebrauche beider bedeutend genug erscheinen, zumal wenn man auch den stationären Charakter des syntaktischen Sprachelements in Anschlag bringt und die weit langsamere Entwicklung desselben in anderen, früheren wie späteren Perioden der Sprache vergleicht. Ist aber die Syntax der getreueste Ausdruck nationaler Denkweise, so bezeichnet jene Verschiedenheit auch einen wichtigen und bedeutenden Schritt in der Entwicklung des französischen Geistes." H.

Beiträge zur alt-provenzalischen Literatur: Le roman de Jaufre (I). Von Otto Patry. Progr. der Realschule in Remscheid. 1873.

Der Verfasser hat hier eine Einleitung zu seiner von ihm in Aussicht gestellten Ausgabe des Jaufre veröffentlicht. Da das Programm nicht im Buchhandel erschienen ist, so wird Freunden der provenzalischen Literatur eine kurze Besprechung der Abhandlung an dieser Stelle nicht unwillkommen sein.

Nachdem der Verfasser in den einleitenden Bemerkungen zunächst ganz kurz das Verhältniss der provenzalischen Lyrik zur provenzalischen Epik besprochen, wendet er sich bei näherer Betrachtung der letzteren gegen die Ansicht Fauriel's, der zufolge den Provenzalen der Ruhm der Originalität auf dem Gebiete der die Karls- und Artussage behandelnden Epik gebühre. Die schwächsten Punkte in Fauriel's Beweisführung findet der Verfasser einmal in der Geringschätzung, womit Fauriel die vorhandenen wälschen Quellen nach ihrem stofflichen Gehalte behandle, und sodann in dem Vorurtheil, als ob alle Anspielungen der Troubadours auf die umfangreichen Sagengebiete sich auf einst vorhanden gewesene provenzalische Originalpoesien beziehen müssten. Nachdem darauf der Verfasser bei speciellerer Betrachtung der Artussage den Bewohnern von Wales und der Bretagne einen grossen Theil der Arbeit vindicirt hat, den Fauriel für Südfrankreich in Anspruch nimmt, beantwortet er die Frage, ob sich Nord- oder Südfrankreich zuerst in den Besitz dieses brauchbaren Stoffes gesetzt habe, zu Gunsten des ersteren. Er stützt sich dabei auf die Beweisführungen der Gelehrten, welche die ausser dem Girart von Rossilho uns überlieferten epischen Erzeugnisse der Provenzalen auf französische Originale zurückgeführt haben; auch findet er die Ursache der Erscheinung, dass die Dichter provenzalischer Zunge den Artussagenkreis, „der so trefflich zu dem Charakter des Volkes passte und gleichsam zu einer epischen Ergänzung seines dichterischen Schatzes gebieterisch herausforderte," so sehr vernachlässigt haben, in der Alles überwuchernden Lyrik und in dem von Raimon Vidal von Bezaudun bezeichneten Charakter der provenzalischen Sprache, dass sie sich mehr für lyrische Dichtungen eigne, während die französische für die Dichtung von Romanen geeigneter sei.

Der Verfasser wendet sich hierauf zum Roman de Jaufre selbst und bespricht zunächst die drei von ihm benutzten Handschriften (Bibl. nat. f. f. 2164; 12571: Vat. 3206; Abschrift von St. Palaye). Sodann bestätigt er durch Beweisführung die Vermuthung von Raynouard, dass der Roman zwei Dichter zu

Verfassern habe. Gegen Fauriel und Raynouard führt der Verf. aus, dass die Abfassung nicht in die Blüthezeit der provenzalischen Dichtung, sondern erst in die zweite Hälfte des 13. Jahrh. falle. Nachdem er sodann noch über den Ort der Abfassung einige Bemerkungen gemacht, die Geschichte des Romans kurz besprochen und angeführt hat, dass Hofmann in seinen Ergänzungen (Sitzungber. d. Münch. Akad. 1868) zu Raynouard (Lex. rom.) noch einigen Lücken unausgefüllt gelassen habe; giebt er eine genaue Inhaltsangabe des Ganzen, für die ihm Freunde der mittelalterlichen Literatur gewiss Dank wissen werden. Auch im Interesse der Studirenden der provenzalischen Sprache glaubt Referent dem Verfasser rathen zu dürfen, dass er diese Inhaltsangabe auch seiner hoffentlich bald erscheinenden Ausgabe des Romans vordrucken lasse. Der Jaufre wird von Anfängern seiner leichteren Sprache wegen gewiss dem Girart von Rossilho vorgezogen werden.

A. Lüttge.

Miscellen.

Die Namen auf der ostfriesischen Insel Norderney.

Einem Norderneyer Badegast, der nicht in der Nähe der Insel zu Hause ist, mögen die Eigennamen, welche die Insulaner zum Theil führen, auffallend und eigenthümlich erscheinen. Vielleicht verdienen sie ein allgemeineres Interesse; eine Sammlung derselben soll hier folgen. Auf unbedingte Vollständigkeit macht sie keinen Anspruch, jedoch enthält sie den grössten Theil der auf der Insel üblichen Namen (die zugleich ostfriesische Namen überhaupt sind), da alle lesbaren In- und Aufschriften der Grabmäler des Kirchhofs, die Steuerrolle und das Verzeichniss der Schüler des Ortes genau eingesehen, die Kirchenbücher wenigstens zum Theil benutzt sind. Männliche Vornamen: Agge, Arnd (Arnt), Ammo, Argen (Arjen), Amel, Ameling, Asmus, Boje, Boye, Beuye (alle drei Formen sind verschiedene Schreibungen eines wie Beue gesprochenen Namens), Bend, Bonno und Bonne, Dirk, Ebe (Ebbe), Ede (wie es scheint hier keine Abkürzung von Eduard), Ehme, Eilert und Eielt (wohl verwandt; für Eielt liest man auch Eilt und im Kirchenbuche von 1750 Aylt), Engelke (ke und je oder tje sind Verkleinerungssilben und sonst meist die Endungen von Frauennamen; Engelke ist indess Mannsname, der weibliche dazu ist „Engel"), Evert, Fokko und Focke, Frerich und Frerk (aus Friedrich), Folker (Folkers), Gerhard mit der Aenderung Gerrelt und der Abkürzung Gerd (gedehnt gesprochen), auch Gerrels, Gent (Gents), Gerjet (Gerjets), Harm, Hajo, Heie (Heye), Haiko und Haike (Heike), Halle, Heere, Hedde, Hilrich, Jan (Jann; aus Johann), Ihbe, Ihnke, Joost (aus Justus oder Jobst?), Jurke, Karsten und Kassen oder Kasjen (Kassens), Klaas (aus Nikolaus), Lühr, Menno, Mense, Menssen (Menßen), Mamme, Ommo und Omme, Onno und Onne, Ontje, Otte (aus Otto), Poppe, Remmer, Reiner, Reins, Reemt, Rindelt, Right (gesprochen Richt), Rikus allein neben Henrikus und Hinrikus, Roelf (ausgesprochen Rohlf), Siebell (Siebels, Siebelt, Siebolds), Siefke, Siemens, Siebo, Sicke, Tönjes (aus Anton?), Tiemann (Tiemen und Tiemens), Tamme, Tido, Tiabbo, Tjardts, Tjarl, Thees (wohl aus Matthias, Matthies), Ubbo und Ubbe, Udo und Ude (Uhde), Ulfers, Vollrath, Warner, Waltje, Weert neben Wiard und Weierd (Weiert), Willm (aus Wilhelm), Wessel. — Weibliche Vornamen: Afke (Aafke), Aaltje, Alida, Anke, Antje (aus Anna), Antony, Dirtje, Ehmina, Engel, Erme, dazu Ernke und Ermina, Edelich (Edlich) Elmerich, Ebbe, Elske, Ettje, Eberika, Enke, Eduardine,

Folke (Volke), Frauke (die kleine Frau), Feeke (an Fee zu denken ist doch wohl gewagt), Fenna, Follina, Gerhardine (auf einem Grabstein falsch Geradine), Gertje, Geseke, dazu Geeske und Gesina, für Gretchen die Formen Greta und Gretje, Gebke, Hima (Hyma), verkleinert Himke (Hiemke), Harmina (zu dem männlichen Namen Harm), Hilrika (Hillricka), Hilke, Hilta, Hester (Esther?), Hieske, Heikea (Ton auf der vorletzten Silbe), Heikelina, Heikemina, Haaske, Heinrika (Henrika, Hinderika) und Hinnerina, Ide (Ida), Jantje und Janna (gleich Johanna), Jakobine, Jakobmina, Iddel, Icke, Icker, Lücke, Klaaske, Leentje (gleich Lene oder Lina), Meentje und Müntje (in der Aussprache zusammenfallend), Meta und Metje, Metta und Mettje, Menna, Miena neben Minna, Nantje und Nanthea (Ton auf der drittletzten Silbe), Nona und None, Neelke, Reemde, Rindeltje, Remmertje, Rika, Seeke, Siebke, Siemtje, Tale (Thale), dazu Taalke, Thalea (Ton auf der vorletzten Silbe), Taletta und Talkea (oder bloss Kea, das auch von Heikea stammen kann), Tatje, Tätje, Tätze, Thiede, Tietje, für Katharine Trina und Trientje, Theda, Tiebe, Tina (Ernstine), Wübke, Wübeta. — Die Schreibung der Namen ist, wie man sieht, zum Theil sehr schwankend, und zwar nicht blos auf den Grabmälern, deren Aufschrift oft unorthographischen Händen anvertraut wird, sondern auch sonst. Der Einfluss der regulirenden Schriftsprache hat hier wohl noch nicht so durchdringen können, wie bei den allgemeiner verbreiteten Namen, die in der Literatur schon ein Bürgerrecht haben.

Was die Namengebung angeht, so ist dieselbe auf Norderney bis in dieses Jahrhundert hinein in der uralten, auch im griechischen und jüdischen Alterthum geübten Weise gehandhabt worden, so nämlich, dass jeder nur einen einzigen Namen trug, dem zur Unterscheidung der Name des Vaters hinzugefügt wurde, während ein erblicher Haus- oder Familienname noch unbekannt war. Das Kirchenbuch von 1759 zählt z. B. zu einer Taufe folgende Pathen auf: Frerich Siebolds. Gerd Janssen, Mensse Frerichs, Karsten Remmers, Greetje Hinrichs, None Daniels, Jantjen Eilers. Der jedesmal an zweiter Stelle stehende Name ist nicht Hausname, sondern Frerich Siebolds ist Frerich, Sohn des Siebold, Gerd Janssen gleich Gerd, Sohn des Jan u. s. w. Mit Vorliebe gab man nach alter, auch sonst vorkommender und noch immer gepflegter Sitte dem ältesten Sohne den Namen des Grossvaters von Vaters Seite; ein Mann Namens Otto nennt z. B. seinen Sohn Jan. Dieser heisst nun Jan Otten, Jan, der Sohn des Otto; dieser Jan wiederum benennt seinen Sohn nach dem Grossvater Otto, Otto Janssen; so wechselt in dem Stammbaum Jan Otten beständig mit Otto Janssen. Unter primitiven Verhältnissen reicht diese einfache Bezeichnungsweise aus, auf der Insel hat sie thatsächlich ausgereicht bis zum Jahre 1810, als Napoleon die Grenze seines Reiches bis an die Elbe vorschob. Damals bestimmte ein französisches Decret, dass die Insulaner fortan einen erblichen Hausnamen zu führen hätten. So entstanden theils Namen, die von Berufsarten herkommen — es giebt jetzt etwa hundert Personen auf der Insel, welche den Namen Visser, d. h. Fischer, führen; theils und hauptsächlich wurde der bisher hinzugefügte Vatersname von jetzt an erblich; so entstanden Hausnamen wie Remmers (eigentlich Sohn des Remmer), Frerichs, Heeren, Uhden, (Sohn des Heere, des Uhde). In der oben beispielsweise angeführten Familie des Jan Otten ist Otten Familienname geworden; trotzdem wollte ein Jan seinen Sohn nach dem hergebrachten Brauch Otto Janssen nennen; er erreichte das dadurch, dass er Otto Janssen nunmehr beide als Taufnamen für das Kirchenbuch angegeben hat. So ist es erklärlich, dass Janssen jetzt theils als Vorname, theils als erblicher Hausname erscheint, ebenso Folkers, Gents, Heien, Hedden u. s. w., so finden sich als Vor- und Zuname Verbindungen wie Ommo Ommen, Lühr Lührs, Hedde Hedden, weiblich Remmerje Remmers. Erloschen ist, wie man sieht, die Erinnerung an die alte Sitte noch immer nicht; Hilrich

Visser muss zwar den Hausnamen Visser officiell führen, aber er ist gewohnt, dass die Nachbarn ihn Hilrich nennen, und um diesen Namen seinen Kindern zu sichern, lässt er seine beiden Söhne Jan Hilrichs und Hilrich Hilrichs, seine Tochter Frauke Hilrichs taufen; so kennt und nennt man sie, der Hausname Visser „steht nur auf dem Papiere".

Die Frage, ob und in welchem Verhältniss die in Norddeutschland überhaupt üblichen Namen — ein Kreis mit freilich sehr subjectiver Grenze — neben den oben aufgezählten auf der Insel in Gebrauch sind, würde sich dahin beantworten lassen, dass die ersteren erst in neuerer Zeit anfangen einzudringen. Die Inschriften des Kirchhofs geben dafür einen ziemlich sicheren Massstab; abgesehen von den Gräbern der Zugewanderten findet man dort gewöhnliche Namen kaum zehnmal; darunter sind noch einige biblische, wie Daniel, Jakob, Marie, letzteres auch in der eigenthümlichen Form Marecka. In der Schülerliste und in der Steuerrolle dagegen nehmen die gewöhnlichen Namen schon ein gutes Drittel ein. Der Grund dafür ist einmal darin zu suchen, dass bei dem erheblichen Aufschwung, den das Seebad in den letzten Jahren genommen hat, die Bevölkerung durch Zuzug Gewerbtreibender, die sich dauernd ansässig machen, schnell wächst (Zahl der sesshaften Einwohner 1866: 1333, 1872: 1786), dass also neben den alten Namen auch die hier noch neuen sich einbürgern. Dass locale Eigenthümlichkeiten der Sitte mehr und mehr zurücktreten, ist ein Gesetz der natürlichen Entwicklung. Obwohl die Badezeit nur einige Monate dauert, macht sich der Einfluss der Badegäste doch auch in dieser Hinsicht geltend. Dass sie die Namen auf der Insel sonderbar, oft komisch finden, erschüttert bei einem Theile der Bevölkerung die Vorliebe für das Hergebrachte. Sie fangen leider an, sich der alten Namen zu schämen. Das Kirchenbuch weist ergötzliche Beispiele dafür auf, wie solche Leute die Sitte, die Kinder nach den Grosseltern zu taufen, mit der Scheu vor den Namen der letzteren in Einklang zu bringen wissen. Heisst der Grossvater Lühr, so nennt man den Enkel Ludwig, das klingt ähnlich und ist hier modern; aus Heere wird Hermann, aus Ede Eduard. Auf der andern Seite regt sich ein um so entschlossneres, theilweise blindes Festhalten am Alten oder an dem, was dafür gilt. Neuerdings wollte jemand nach der Grossmutter Lina einen Enkel benennen; in der ihm von zuständiger Seite gemachten Vorhaltung, der entsprechende Knabenname sei Carl, witterte er den Geist bedenklicher Neuerung, der Knabe wurde — Linus getauft.

Dass eine solche Fülle eigenthümlicher, nicht kalendermässiger Namen in jener entlegenen Gegend sich hat herausbilden und erhalten können, dürfte sich zum Theil aus der ausgeprägten Individualität einer auf sich selbst gestellten Bevölkerung, die nur auf dem Meere oder im Heimatsdorf lebt, sowie aus der Geringfügigkeit kirchlichen Einflusses in alter Zeit erklären lassen.

Dr. Schulte.

Arrest de la Cour de Parlement donné par la Chambre des vacations, pour le rabais des chapeaux de castor.

Dies, wie ich glaube, ziemlich unbekannte, aber in mehrfacher, sowohl sprachlicher als sachlicher Beziehung beachtenswerthe Schriftsück ist ein im Jahr 1634 vom Pariser Parlamentshofe ergangener Bescheid in Sachen eines Pariser Bürgers Nicolas Libert, die gerichtliche Beschlagnahme von Kastorhüten und die Anfertigung derselben betreffend. Wie aus dem unten folgenden Text ersichtlich, hatte er im Namen einer Handelsgesellschaft (Compagnie de la Nouvelle France) den Process geführt und Aufhebung der Be-

schlagnahme, sowie Schadenersatz verlangt. Wir haben also eine sogenannte cause commerciale vor uns, und zwar eine solche, die für die damalige Pariser Industrie von Bedeutung gewesen sein muss, weil sie in der Chambre des vacations, d. h. während der Gerichtsferien, zur Verhandlung kam. Diese Behörde, welche eigens für die Dauer der Gerichtsferien (September und October) ernannt wurde, pflegte nämlich nur über dringende, sofort zu erledigende Angelegenheiten (affaires urgentes) zu entscheiden. Da das betr. Actenstück so zu sagen einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Castorhüte liefert und diese sich auch heute noch eines ziemlichen Beifalls unter der Gelehrtenwelt zu erfreuen haben, so dürfte es immerhin seinen Platz im Archiv verdienen. Es ist 1634 in Paris bei Edme Martin (in-12) im Druck erschienen, und von diesem nur in wenigen Exemplaren vorhandenen Schriftchen hat Louis Lacour 1867 einen wortgetreuen Abdruck von nur 200 Exempl. veranstaltet, die ebenfalls fast vergriffen zu sein scheinen.

Extrait des Registres de Parlement.

Entre Nicolas Libert, marchand mercier, bourgeois de Paris, l'un des directeurs et associez en la Compagnie de la Nouvelle France, prenant le faict et cause pour M. Robert Regnault, commis au bureau de ladite Compagnie, appellant de la saisie et enlevement tant des chapeauz de castor que des trente livres de poil de castor et de l'apposition du scellé fait à une armoire estant au bureau de ladite Compagnie, par le commissaire Le Vacher, et demandeur en lettres de conversion d'appel en opposition du sixiesme septembre mil six cens trente quatre, et des sentences renduës au Chastelet de Paris, à l'encontre dudit Regnault, depuis ladite saisie, et demandeur en requeste du seiziesme septembre mil six cens trente quatre, afin que lesdites saisies, transport et scellé soient declarez nuls, injurieux et tortionnaires, et que du tout main levée et restitution leur en sera faite, avec reparation, dépens, dommages et interets contre les jurés chapeliers de présent en charge en leurs noms: defenses de plus user de telles voyes, ny de faire saisir et sceller audit bureau ny ailleurs, sinon en cas de marchandise defectueuse, et qu'il fust permis au demandeur d'informer des traittez et conventions secrettement accordez par monopole entre les maistres chapeliers qui travaillent en castor et Matthieu d'Ustrelo, estranger de nation, de ne vendre par ledit d'Ustrelos et peaux de castor sinon à eux, et de ce que eux, au reciproque, ont promis audit d'Ustrelo de n'achepter des peaux de castor d'autres que de luy; et d'informer pareillement des faussetez qu'ils commettent en la manufacture desditz chapeaux, mettant une premiere couche de castor qui fait le dedans du chapeau, puis une seconde qui n'est que de poil de lapin d'Angleterre, et par dessus une troisiesme couche qui est de castor; et encores afin que pour parvenir à un reglement general, que les maistres chapeliers seront tenus faire declaration s'ils veulent travailler en castor ou en laine et poil de lapin et defenses de travailler contre les termes de leur option; et qu'il soit enjoint aux maistres chapeliers qui auront fait l'option de travailler en castor de mettre à chacun chapeau leur marque particuliere avant qu'ils soient mis en teinture, suivant les statuts et les arrests, à peine de confiscation et d'amende. Et encores qu'il soit permis audit Libert de faire continuer dans l'Hospital de la Trinité, ou tel autre lieu qu'il plaira à la Cour designer, la manufacture des chapeaux de castor par tous les maistres et compagnons qui voudront y travailler, et qui en seront capables, aux offres que fait ledit Libert de leur fournir de castor appresté, et leur en payer pour la façon de chacun shapeau bien et denement fait (qui est le travail d'une demie journée) la somme de quarante sols, et de distribuer dès à present au public les

chapeaux de castor fins et loyaux à la somme de quarante-quatre livres, et dans le mois de janvier prochain les donner à quarante livres et, selon l'abondance qui en arrivera les années suivantes, en moderer le prix à proportion; permis audit Libert de faire saisir et arrester tant es boutiques des chapeliers que autres lieux les chapeaux de castor qui se trouverront mélangez, defectueux, falsifiez et non marquez de la marque ordinaire des maistres qui les auront faits, et que les confiscations et amendes seront jugées moitié au profit du demandeur et l'autre moitié au profit des pauvres enfants de la Trinité, les fraiz deduits, et au surplus ordonner tel reglement pour le public qu'il plaira à la Cour, d'une part, et les maistres jurez chapeliers de cette ville de Paris, inthimez et defendeurs d'autre. Sans que les qualitez puissent nuire ne prejudicer aux parties. Apres que Pinette pour le demandeur a conclu, en sa requeste, à ce que sur les appellations les parties auront audience au premier jour et cependant main levée des marchandises et choses saisies dont est question, à sa caution juratoire. Et Brodeau pour les maistres jurez chapeliers, defendeurs empesche la main levée requise. Et Choppin pour le procureur general du roy dit qu'il estime y avoir lieu sur le principal de regler les parties, et cependant faire main levée, et baillant caution suffisante: mais pour le public requiert commission leur estre delivrée pour informer du monopole qui se fait en la marchandise des chapeaux de castor. La chambre ordonne que sur les appellations les parties auront audience au premier jour d'apres la Sainct Martin, cependant fait main levée au demandeur les marchandises et choses sur luy saisies, en baillant pour luy bonne et suffisante caution, visitation préalablement faite desdites choses saisies, par experts, tant suivant les statuts de la Ville que de la Trinité. Et ayant égard aux conclusions du procureur général du roy, ordonne commission luy estre delivrée pour informer des monopoles pretendus faits en la marchandise des chapeaux de castor. Fait en vacations le septiesme octobre mil six cens trente quatre. Signé, Guyet.

Dr. C. Hölting.

Ueber Verwendung von Zahlbegriffen in einzelnen Redensarten bei Shakspere.

I.

In Shakspere's Richard the Second II., 2. 122, lesen wir die Worte:

— — — — — —; all is uneven,
And every thing is left at six and seven.

Es wird wohl kaum einen Leser geben, der sich nicht fragt, wie der Ausdruck „to be at six and seven" zu der von Delius angegebenen Bedeutung „in Unordnung und Verwirrung sein" gekommen sein mag. In Folgendem soll, wenn auch keine Lösung der Frage, doch wenigstens eine Andeutung zu Vermuthungen darüber gegeben werden.

Um das Material vollständig zur Hand zu haben, bemerken wir nach Delius, dass ausser dem schon Sh.'s Zeitgenossen bekannten „six and seven" auch „six and five" von Bacon gebraucht wird, und dass die Redeweise noch jetzt familiär ist, und zwar fast ausschliesslich in der Pluralform sixes and sevens. Dieser letztere Umstand gab die Veranlassung zur Vergleichung obiger Stelle mit „a Midsummer-Night's Dream" III, 1 im Anfang, wo es heisst: Well, we will have such a prologue, and it shall be written in eight and six — No, make it two more, let it be written in eight and eight. Wenn Delius hierzu bemerkt, dass hier abwechselnde Verse von

acht und sechs Sylben gemeint sind, das gewöhnliche Metrum der englischen Ballade, wie sie von Bänkelsängern gesungen wurde, so ist es in der That fast verlockend, den vorerwähnten Pluralis sixes and sevens in ähnlicher Weise aufzufassen, also abwechselnde Verse von sechs und sieben Sylben. Dem Ohre, welches an den Vortrag und Gesang von Liedern gewöhnt ist, die mit einem achtsylbigen Verse beginnen, auf welchen unmittelbar ein sechssylbiger folgt und so fort, würde ein mit einem sechssylbigen Verse beginnendes Lied in Abwechslung mit einem sieben- oder gar fünfsylbigen wie eine grosse Disharmonie und Verwirrung vorkommen müssen. Ganz mit Absicht wäre also zu dem Zwecke, die Disharmonie recht charakteristisch zu machen, die Abweichung des „six and seven" oder „six and five" von „eight and six" eine doppelte. — Inwieweit dieser Erklärungsversuch Berücksichtigung verdient, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls dürfen wir zur Stütze desselben bemerken, dass sprüchwörtliche Redensarten, dem Gebiete der Musik und Verskunst entnommen, durchaus nichts Seltenes sind. Der Aufgabe, dieselben zu sammeln, soweit unsere gegenwärtige Zeit die Gelegenheit und die Quellen dazu bietet, hat sich seit Jahren schon Ludwig Erk in Berlin unterzogen. Die Veröffentlichung derselben durch einen solchen Mann wird zweifelsohne von hohem Werthe für die Literatur sein.

II.

Delius sagt zu „You know, sometimes he walks four hours together..." Hamlet II, 2. Anmkg. 46: „four hours ist nicht gerade buchstäblich zu nehmen; es bezeichnet eine Reihe von Stunden." In Merry Wives of Windsor III, 1 Anmkg. 4 heisst es zu „I have lived fourscore years and upward...:" Malone weist nach, wie Sh. die letztere Zahl, ohne sie grade buchstäblich zu nehmen, als gewöhnliche Bezeichnung eines Greisenalters anwendet. In Henry VIII, III, 2 Anmkg. 50 wird gradezu gesagt (forty hours): „Forty gebraucht Sh. wie auch andere mit vier gebildeten Zahlen, four, fourscore, forty thousand als eine unbestimmte Zahlengrösse..." Uebereinstimmend mit letzterer Ausdrucksweise finden wir bei W. Wackernagel im Altdeutschen Handwörterb. „vier" sowohl als „vierzec" als eine grosse Zahl bezeichnend; bei Müller und Zarncke ist „vier" angeführt als eine unbestimmte Zahl bezeichnend. Da an keiner der eben genannten Stellen eine Andeutung zur Aufklärung über diese Gebrauchsweise gemacht ist, so wird sie wohl als bekannt und selbstverständlich vorausgesetzt. Es dürfte indessen nicht uninteressant sein, der Sache etwas eingehender zu folgen, wenn auch weniger mit Rücksicht auf ihren ganz bestimmten Ursprung und Ausgangspunkt, als mit Rücksicht auf Uebereinstimmung in verschiedenen Sprachgebieten.

Nach Max Müller (Vorles. II, 292) gibt es Sprachen, welche über vier hinaus keine Zahlwörter besitzen; alles, was über vier hinausgeht, wird als „Vieles" in einen Kasten zusammengeworfen. Dass die Quadrupeden als unmittelbarste Umgebung zu dieser Beschränkung wesentlich beigetragen, lässt sich wohl vermuthen. Das dolce far niente des Hirtenlebens in seinen allerersten Anfängen liesse sich hierbei wohl in Erwägung ziehen, insofern, wie M. Müller fortfährt, obige Erscheinung nicht aus der Stumpfheit der Sinne entspringt, sondern aus geistiger Trägheit. Zur Constituirung der Zahl „vier" in übertragener Bedeutung wird ebenso wesentlich beigetragen haben der Ackerbau mit seiner Eintheilung der Felder und die Architectur in ihren rohesten Elementen. Diese übertragene Bedeutung finden wir im lat. quadrare = in Ordnung bringen, vervollkommenen, quadratum = das Schickliche, die Schicklichkeit u. a. Von dem Begriffe „vollkommen, schicklich" etc. ist gewiss kein weiter Weg zu „gründlich,

genug, reichlich“ etc., was wir doch in den Eingangs erwähnten Stellen Sh.'s zu verstehen haben. —

Eine fernere Frage wäre nun noch die, in wieweit die Sprache der Bibel, des alten wie des neuen Testamentes, Einfluss gehabt habe auf die Ausdrucksweise Sh.'s und auch seiner Zeitgenossen. Die Zahl „vier“ (viertäg. Fasten, 4 Tage Verwesungszeit u. s. w.) und „vierzig“ (40 Tage Sündflut, 40 Jahre Regierungszeit: Saul, David, Salomon, u. s. w.) kommt in der Bibel so häufig vor, dass F. Nork in seinem Realwörterbuch mit Recht sagt: „Wie die „vier“ die Signatur des Masses, so ist sie auch die der Zahl überhaupt.“ Bei den vielen schon früh beginnenden und lange anhaltenden religiösen Wirren in England aber wird es gewiss nicht zu verwundern sein, wenn die Landessprache bis auf den heutigen Tag noch deutliche Reminiscenzen aus der Bibelsprache in sich birgt.

III.

Die Zahlbegriffe spielen eine ziemlich bedeutende Rolle auf dem Gebiete des komischen oder besser des bei Sh. reichlich vertretenen derben Witzes. Zur charakteristischen scharfen Bezeichnung von komischen Widersprüchen aber, an denen grade das gewöhnliche Volk, das die Dinge einfach nimmt, wie sie sind, besondere Freude hat, eignen sich vorwiegend die Zahlbegriffe, indem sie durch ihre Bestimmtheit und unveränderliche Bedeutung Gegensätze in ein recht grelles Licht zu setzen vermögen. Es ergibt sich ganz von selbst eine zweifache Art solcher Gegensätze: 1) Die geringe Zahl wird spott- oder scherzweise gesetzt für die grössere oder überhaupt das, was nach gewöhnlichen normalen Verhältnissen viel sein muss; 2) umgekehrt.

Für die erste Art erwähnen wir folgende Stellen aus Shakspere: All's well that ends well, IV, 5, Anmkg. 18 bei Delius: His left cheek is a cheek of two pile and a half. Die Bruchzahl ist hier recht bezeichnend, indem die mit dem Sammetpflaster zum Theil bedeckte Wange einen Bart von wenigstens 2½ Haaren trägt, während die rechte Wange ganz bartlos ist. Das Wortspiel mit „Sammet,“ was sonst threepiled heisst, (Love's L. L. V. 2, Anmkg. 88) war hier sehr an der Stelle. — Das kärgliche, spärliche Vorhandensein von Kopf- und Barthaar ist vielfachen Angriffen des Witzes ausgesetzt; bei uns spielt die Zahl „drei“ hierin eine grosse Rolle. — In Henry IV, Theil I: 2, 1, Anmkg. 20 wird der sixpenny-strikers erwähnt, welche mit einem langen Stecken bewaffnet den Leuten sechs Pfennige abnehmen (Beutelschneider). Man sieht, dass selbst die Diebessprache, der die Bezeichnung entstammt, der Bescheidenheit und Genügsamkeit ihre Anerkennung zollt. — In King Lear II, 2, Anmkg. 10 finden wir „one-trunk-inheriting slave = ein Wicht, der nur einen Koffer besitzt. Unwillkürlich wird man erinnert an das deutsche: Er hat nur einen Rock und einen Gott und ein Gebot. — An derselben Stelle in Lear, Anmkg. 5: a hundred-pound knave ist — nach Delius — vielleicht Einer, der hundert Pfund Sterling besitzt oder so viel jährlich zu verzehren hat; vielleicht Einer, der hundert Pfund wiegt, also ziemlich leicht ist... — Hundert Pfund jährlich zu verzehren zu haben mag im Vergleich zu der vorwiegend sehr reichen Aristocratie in England zum Spott gereichen, wenn eine grosse Dosis Arroganz, tölpelhaftes Vornehmthun u. dergl. damit verbunden sind. Im Uebrigen stimmen die hundred pound zu den vorher erwähnten bescheidenen six-pence nicht auf dem Gebiete des Scherzes und Schimpfes. Man möchte daher eher geneigt sein, die zweite von Delius ausgesprochene Vermuthung aufrecht zu halten. Ein deutsches Witzwort, das hiermit einigermassen in Einklang steht, ist folgendes: „Neun und neunzig Schneider, die wiegen hundert Pfund — Und wenn sie das nicht wiegen, dann sind sie nicht gesund.

Ganz an derselben Stelle in Lear, Anmkg. 4 ist das Umgekehrte von den bisher verzeichneten Fällen zu finden, nämlich dass die grössere Zahl scherz- oder spottweise für die kleinere gesetzt ist: „Three-suited = mit drei Anzügen versehen, kann nicht, wie die Herausgeber erklären, die Armuth und Bettelhaftigkeit, sondern nur, wie glass-gazing die Geckenhaftigkeit bezeichnen, welche so oft mit den Kleidern wechselt oder sie zugleich trägt.“ Diese letzten Worte von Delius characterisiren das innormale Zuviel in Bezug auf Zeit und Raum. Welche von beiden Beziehungen hier verstanden werden muss, kann nicht zweifelhaft sein. Ein Bursche, der nur hundert Pfund wiegt, sucht sein Gewicht durch die mehrfache Zahl der Anzüge, die er natürlich zugleich trägt, zu vergrössern, wobei die Geckenhaftigkeit nicht ausgeschlossen zu werden braucht. Schneider, scheint es, die stolzierend von Kleidungsstücken soviel wie möglich am dünnen Körper verwerthen und damit prunken, und Stutzer aus der Barbierzunft, die an obiger Stelle ausdrücklich erwähnt wird, bilden hier die Zielscheibe des Sh.'schen Witzes. Vereinigen wir die drei an bezeichneter Stelle erwähnten Eigenschaften zu einem Gesammtbild, so haben wir den dünnleibigen, mit massenhaften Kleidungsstücken behangenen fahrenden Schneider- oder Barbierhandwerksbursehen, das Felleisen (one trunk) auf dem Rücken, wie er gleich Roderick Random auf der Landstrasse einherschreitet.

Eine dritte Art des komischen Gegensatzes ist schliesslich noch zu verzeichnen in der Verwechslung von Gegenständen oder Begriffen, die als natürliches oder durch traditionelle Verhältnisse gegebenes Attribut zufällig dieselbe Zahl unmittelbar mit sich verbinden. In Henry VI, Theil 2, I, 3, Anmkg. 20: I'd set my ten commandments in your face.. werden die zehn Gebote scherzhaft für die zehn Finger gebraucht. Der allgemeinere Sinn der deutschen Ausdrucksweise „das kann man sich an den fünf Fingern abzählen“ = Etwas klar und deutlich einsehen — ist hier auf eine specielle Einzelhandlung mit nicht zu verkennender Manipulation zurückgeführt. Analogien aus dem Deutschen werden, wenn sie auch augenblicklich nicht zu Gebote stehen, doch höchst wahrscheinlich auch hierfür vorhanden sein.

Dr. Mieck.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Der europäische Filolog, oder das doppelte Alphabet. (Wien, Kirsch.) 2 Bde. 1 Thlr. 6 Sgr.

F. Delitzsch, Studien über indo-germanisch-semitische Wurzelverwandtschaft. (Leipzig, Hinrichs.) 1 Thlr.

H. Wagner, Der Unterricht im Deutschen mit Rücksicht auf die österreichische Mundart. (Wien, Kubasta-Vogt.) 12 Sgr,

Lexicographie.

J. & W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 5. Bd. 12. Lfrg. Bearbeitet von R. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

L. Dieffenbach u. E. Wülcker, Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit. 2 Bde. 1. Lfrg. Frankfurt a. M. 24 Sgr.

G. H. F. Nesselmann, Thesaurus linguae prussicae. (Berlin, Dümmler.) 2 Thlr.

Sachs' Encyclopäd. Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Schulausgabe. (Berlin, Langenscheidt.) $1^1/_2$ Thlr.

Grammatik.

M. Heyne, Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik. (Paderborn, Schöningh.) 15 Sgr.

E. Maetzner, Englische Grammatik, I. Thl. Die Lehre vom Worte, II. Abthlg. (Berlin, Weidmann.) $1^2/_3$ Thlr.

W. Begemann, Das schwache Praeteritum der germanischen Sprachen. (Berlin, Weidmann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

J. Jolly, Geschichte des Infinitiv's im Indo-germanischen. (München, Ackermann.) 2 Thlr.

Erhardt, Grammatikalien zum Verständnisse des Nibelungen-Liedes. II. Abth. Syntaktisches. (Tübingen, Fues.) $6^2/_3$ Sgr.

V. Hintner, Beiträge zur tirolischen Dialektforschung. (Wien, Beck.) 8 Sgr.

Literatur.

Wolfram v. Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von San Marte. (Halle, Waisenhaus.) 2 Thlr.

M. Lexer, Ueber Walther v. d. Vogelweide. (Würzburg, Stahel.) 7½ Sgr.

C. Meyer, Die Nibelungensage. (Basel, Schneider.) 1 Thlr.

Hartmann von Aue. Mit vollst. kritischen Apparat, herausgegeben von H. Paul. (Halle, Lippert.) 1 Thlr. 10 Sgr.

K. Steiger, Die verschiedenen Gestaltungen der Siegfriedssage in der germanischen Literatur. (Hersfeld, Hoehl.) 15 Sgr.

L. v. Hörmann, der heber gât in litum. Ein Erklärungsversuch dieses althochdeutschen Gedichtes. (Innsbruck, Wagner.) 16 Sgr.

G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 18. Jahrhunderts. II. Bd. Die romantische Schule in Deutschland. (Berlin, F. Duncker.) 1½ Thlr.

C. A. Diezel, Ungedruckte Briefe Goethe's. (Leipzig, Wartig.) 20 Sgr.

F. T. Bratanek, Neue Mittheilungen aus Goethe's handschriftlichem Nachlass. 3 Bde. (Leipzig, Brockhaus.)

J. G. Findel, Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrh. 2. Aufl. (Leipzig, Findel.) 1⅓ Thlr.

K. Goedeke, G. A. Bürger in Göttingen und Gellinhausen. (Hannover, Rümpler.) 15 Sgr.

Romanische Studien. Hersg. v. Ed. Boehmer. III. Romanische Texte: Engadinisch, greizerisch, altfranzösisch. (Strassburg, Trübner.) 1⅓ Thlr.

P. Albert, La littérature française au XVIIe siècle. (Paris, Hachette.) 5 fr.

Crestien von Troies, li romans del Chevalier de la Charette. Krit. Text mit Anmerkungen von W. Foerster. (Leipzig, Teubner.)

A. Stimming, Der Troubadour Jaufre Rudel, sein Leben und seine Werke. (Kiel, Schwers.) 24 Sgr.

E. Philipson, Der Mönch von Montaudon, ein provenz. Troubadour. Sein Leben und seine Gedichte. (Halle, Lippert.) 25 Sgr.

G. Strümpell, das franz. Madrigal vom 16.—19. Jahrh. (Braunschweig, Meyer.) 12 Sgr.

H. Bischoff, Biographie des Troubadours Bernhard von Ventadorn. (Berlin, Dümmler.) 20 Sgr.

J. F. Alaux, Etudes esthétiques. L'art dramatique, la poésie; l'esprit de la France dans sa littérature. (Sandoz, Neufchatel.) 24 Sgr.

D. Bonnefon, Les écrivains modernes de la France en biographies des principaux écrivains fr. depuis le premier empire jusqu'à nos jours. (Sandoz, Neufchatel.) 20 Sgr.

E. Laur, Louize Salé. Zur Geschichte der französischen Litteratur des XVI. Jahrhunderts. (Strassburg, Trübner.) 16 Sgr.

Life and conversations of Dr. Samuel Johnson; by Alex. Main. With a preface by G. H. Lewes. (Berlin, Asher.) 3 Thlr.

The life of Charles Dickens; by John Forster. III. (Berlin, Asher.)

L. Noiré, Zwölf Briefe eines Shakespearomanen. (Leipzig, Veit.) 12 Sgr.

G. Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Darstellung ihrer älteren Perioden. (Graz, Leuschner & Lubensky.)

Hilfsbücher.

R. v. Muth, mittelhochdeutsches Lesebuch. (Wien, Beck.) 24 Sgr.

B. Schmitz, Deutsche Grammatik für gebildete Deutsche. (Greifswald, Bamberg.) ⅚ Thlr.

F. J. Günther, Deutsches Lesebuch für Schullehrer-Seminarien. (Mälzer, Breslau.) 1⅔ Thlr.

E. Walther, Syntaktische Regeln der französischen Grammatik über Verbe und Participe. (Ansbach, Junge.) 3 Sgr.
Verbes auxiliaires. (Königsberg, Hartung.) 2 Sgr.
Q. Steinbart, Das französische Verbum z. Gebrauch f. Schulen. 4. Aufl. (Berlin, Guttentag.) 4 Sgr.
E. Weisser, Extraits choisis et histoire résumée de la littérature fr. (Breslau, Gosohorsky.) 28 Sgr.
Molière's Werke mit deutschem Commentar. Hersg. von A. Laun. II Bd. (Berlin, v. Muyden.) 1 Thlr.
F. Bouissier, Finishing course. Method. Lehrgg. für die Erlernung der engl. Sprache. (Wiesbaden, Feller.) 15 Sgr.
H. Th. Traut, Grundzüge der engl. Grammatik. (Leipzig, Körner.) 15 Sgr.
Sunbeam-stories. (Cassel, Wigand.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Schiller, William Tell. A histor. play from the german with notes by W. Peter. (Luzern, Gebhardt.) 1 Thlr.
C. Marryat, Masterman Ready. Zum Schulgebrauch eingerichtet von K. Bülau. (Hamburg, Mauke.) $\frac{3}{4}$ Thlr.
A. C. Pavissisch, Conversations-Taschenbuch der italienischen u. deutschen Sprache. (Wien, Lechner.) $\frac{3}{4}$ Thlr.

Die Weltanschauung der deutschen Klassiker und der Straussische neue Glaube.

Von

Gustav Hauffe, Pfarrer.

I. Der Straussische Darwinismus.

Strauss hat seinem Werke „der alte und der neue Glaube" einen Anhang „von unsern grossen Dichtern" beigegeben, den er, wie er versichert, für den gegenwärtigen Zweck und für diese Stelle geschrieben hat. Auch sonst in seinem Buche kommt er mehrmals auf diese Männer, namentlich auf Göthe, zu sprechen. Er geht dabei offenbar von der Voraussetzung aus, dass die Weltanschauung derselben mit der seinigen übereinstimme. Die nachstehende Untersuchung verhält sich zu der Strauss'schen Darstellung theils ergänzend, theils berichtigend, theils bekämpfend. —

Betrachten wir zuerst die von Strauss S. 182 f. angeführte Aeusserung Göthes gegen den Naturforscher v. Martius über die Entstehung des Menschen. Göthe verwirft hier die Annahme, dass zuerst nur ein Menschenpaar geschaffen worden sei. Strauss hätte auch den Schluss dieses Gesprächs anführen können, und zwar in seinem eigenen Interesse. Göthe sagt: „Die heilige Schrift redet allerdings nur von einem Menschenpaar, das von Gott am sechsten Tage erschaffen ward. Allein die begabten Männer, die das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke

zu thun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Die andern aber hatten gewiss auch andere Urväter.“ Diese Worte werfen ein Licht auf einen bis jetzt noch nicht aufgehellten Spruch im „Westöstlichen Divan“. Dieser heisst:

„Ihr lieben Leute, bleibt dabei
Und sagt nur: Autos epha!
Was sagt ihr lange Mann und Weib?
Adam, so heisst's, und Eva!“

V. Löper in seiner Ausgabe des w. D. bemerkt dazu: „Wir sind alle von Adams Geschlecht. Deshalb können Adams Kinder, Männer oder Weiber, für uns keine Autorität abgeben, und der Einfältige allein mag sich mit dem Autos epha beruhigen.“ Das Gezwungene dieser Erklärung springt in die Augen und Löper selbst beruhigt sich nicht dabei. Von Adams Kindern im Gegensatz zu Adam selbst steht nichts im Text und ähnliche sprichwörtliche Redensarten von Adams Kindern und Sippschaft, die der Herausgeber aus Göthe beibringt, mischen etwas ganz Fremdartiges ein.

Dünzer nimmt an, der Spruch sei gegen das gedankenlose Nachsprechen fremder Urtheile gerichtet, solche adoptire man von den unbedeutendsten Menschen, von Hinz und Kunz, von Adam und Eva. Wie gesucht! Dass „Adam und Eva“ in diesem Sinn gebraucht werde, kann Dünzer nicht beweisen. Eine bekannte Stelle aus dem zweiten Gesang von „Hermann und Dorothea“ gehört nicht hieher; denn diese meint den Unterschied zwischen weltlich freier und geistlich beschränkter Bildung. Warum „Adam und Eva“ verächtlicher sein soll, als „Mann und Weib“, und welcher Gegensatz zu dem letzteren Ausdruck darin liegen soll, ist ganz unklar. Löper hält nur das für sicher, dass der Spruch gegen den Autoritätsglauben ziele. Allerdings; aber wie kommen Adam und Eva herein? Nach der oben beigebrachten Parallele enthält der Spruch offenbar eine ironische Aufforderung an die urtheilslose Menge, am Autoritätsglauben überhaupt und insbesondere an der Angabe des Schöpfungsberichtes in der Bibel festzuhalten, dass Adam und Eva die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechtes seien.

„Als die Erde bis zu einem gewissen Punkte der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünte, trat die Epoche der Menschwerdung ein und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuliess und vielleicht auf den Höhen zuerst," sagt Göthe in dem schon erwähnten Gespräch mit Martius. Nach dem einfachen Wortlaut ist Göthe hier der Meinung, dass die Natur, wie Strauss sich ausdrückt, sich erst in diesen, dann in jenen Gestaltungen versucht, jede derselben aber aus freier Hand, nicht aus den vorhergehenden heraus, gebildet habe. „Dachte sich Göthe," fährt Strauss fort, „die Sache in der letzteren Form, insbesondere also den Menschen nicht aus einer höheren Thierwelt hervor entwickelt, sondern gleichsam aus dem blanken Boden auf einmal hervorgetreten, so ist dies freilich eine Vorstellung so ungeheuerlicher Art, dass es rathsam ist, einen Vorhang darüber zu werfen." Ueber die Entstehung der Thierwelt spricht sich Göthe allerdings in den von Strauss angeführten Stellen so aus, dass man versucht sein könnte, ihn zu den Vorgängern Darwins zu zählen. Ist uns aber hier schon sein Darwinismus zweifelhaft, so ist er nach meiner Auffassung in Betreff des Menschen unbedingt abzuweisen. Er beruhigt sich dabei, wie aus dem Schluss des erwähnten Gesprächs hervorgeht, dass der Mensch als Schluss und Krone der Schöpfung von Gott erschaffen sei; über das Wie der Erschaffung wagt er nichts Bestimmtes zu behaupten. Dazu kommt ein anderer Grund. Die Darwinische Ansicht von der Entstehung des Menschen widerspricht durchaus dem Charakter der Humanitätsperiode. Unmöglich konnte diese in einem so wichtigen Punkte eine Ansicht hegen, die mit ihrem Ideal der Humanität unvereinbar war. Ich berufe mich hauptsächlich auf den Priester der Humanität, den edlen, fein fühlenden und scharf denkenden Herder. Dieser Mann, den ich freilich in dem „alten und neuen Glauben" nur einmal ganz beiläufig erwähnt gefunden habe, war von wesentlichem Einfluss nicht allein auf die poetische, sondern auch auf die naturwissenschaftliche Richtung Göthes, und bekam hinwiederum von diesem manche Anregung. „Unser tägliches Gespräch, sagt Göthe, beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von altersher sich

entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz durch wechselseitiges Mittheilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert.“ Durch dieses Gespräch wurde Göthe die mühselige, qualvolle Nachforschung erleichtert, ja versüsst, und in dem Hauptwerk Herders, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die er damals aufzuzeichnen unternahm, finden wir gewiss Manches, was auf Rechnung Göthes kommt. In Herders Sinne kann nun von einer Bestimmung des Menschen zur Humanität nur dann die Rede sein, wenn er sich seinem ganzen Wesen nach, durch den aufrechten Gang, die Anlage zur Sprache, Vernunft und Religion über das Thier erhebt; dann kann er aber nicht vom Thier abstammen; der Wesensunterschied führt zum Unterschied des Ursprungs. Ausführlich weist Herder (IV, 2) nach, wie der Affe körperlich ganz anders gebildet ist, als der Mensch. Gleichsam absichtlich und gewaltsam, sagt er, sei ihm durch eigene Seitensäcke, die an seine Luftröhre gehängt wurden, die Gabe der Sprache versagt worden, damit sie nicht im Munde des lüsternen, groben, thierischen Affen entweiht würde, wenn er menschliche Worte mit halber Menschenvernunft nachäffte. Schon im vorhergehenden Kapitel hatte Herder die Verschiedenheit des Affenhirns von dem Bau des menschlichen Gehirns hervorgehoben — eine Auseinandersetzung, die besonders den Naturforschern zu empfehlen ist, die vermuthlich ohne nähere Kenntniss des halbvergessenen Herders bei der Naturforscherversammlung in Stuttgart im Herbst 1872 die Vogt'sche Ansicht von demselben Standpunkt aus bekämpften. Gewisse Unförmlichkeiten unseres Geschlechtes genetisch von den Affen abzuleiten, hält er für ebenso unwahrscheinlich als entehrend. „Den Affen, ruft er aus (VII, 1), hat die Natur in so viel Gattungen und Spielarten vertheilt und diese so weit verbreitet, als sie sie verbreiten konnte: du aber, Mensch, ehre dich selbst! Weder der Pongo, noch der Longimanus ist dein Bruder; aber wohl der Amerikaner, der Neger. Ihn also sollst du nicht unterdrücken, nicht morden, nicht bestehlen; denn er ist ein Mensch wie du bist; mit den Affen darfst du keine Brüderschaft eingehen.“ Man bedenke, dass Herder hier überhaupt

davon spricht, dass Mensch und Affe nicht zu Einem Geschlecht gehören. Der eigentliche Darwinismus vollends lag ihm ganz fern. Man vergleiche ferner die Ideen X, 4 bei der Darstellung der tibetanischen Mythologie. Durch Aeonen von Weltaltern, sagt er, sanken die auf dem Gipfel eines hohen Gebirgs wohnenden Lahen, die Beschauer des Himmels, immer in gröbere Körper, endlich in die Menschengestalt, in der ein hässliches Affenpaar ihre Eltern waren; auch der Ursprung der Thiere wird aus herabgestossenen Lahen erklärt. Eine harte Mythologie, die die Welt bergab in die Meere bauet, diese mit Ungeheuern umpflanzet und das ganze System der Wesen zuletzt einem Ungeheuer, der ewigen Nothwendigkeit in den Rachen gibt! Auch diese entehrende Tradition indessen, die den Menschen vom Affen herleitet, ist mit späteren Ausbildungen so verwebet, dass viel dazu gehörte, sie als eine reine Ursage der Vorwelt zu betrachten." Strauss glaubt, Göthe hätte den Darwinismus, wenn er ihn noch erlebt hätte, mit Freuden begrüsst. Ich bezweifle dies; was aber Herder betrifft, so bin ich überzeugt, dass er, wenn er heut zu Tage lebte, diese Hypothese mit dem Ausdruck der stärksten sittlichen Entrüstung verwerfen würde. Wie in seiner Hauptschrift, den „Ideen", so spricht er sich auch in anderen Schriften über den Affen aus. In dem Werkchen „über den Ursprung der Sprache" sagt er unter Anderem, der Affe könne nicht mit Wahl, Absicht und Besonnenheit nachahmen, sondern bloss nachäffen. In der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" meint Herder, der Affe, unser Halbbruder, habe erst von uns gelernt, aufrecht zu gehen; er ist ja nach den „Ideen" (IV, 135) „nicht ganz zur aufrechten Stellung gebildet und dieser Unterschied scheint ihm Alles zu rauben." Liest man in den „Ideen" die Schilderung des Elephanten, seines geistvollen Auges, seines feinen Gehörs, seiner hervortretenden Stirn, der Vereinigung der stärksten Muskelkraft mit der feinsten Oekonomie seiner Nerven, so kommt man unwillkürlich zu dem Schlusse, dass im Sinne Herders und seiner Geistesverwandten der Elephant ein ehrenvollerer, der Idee der Humanität näherkommender Stammvater für uns wäre, als der verschmitzt boshafte Affe, der sich nur durch seinen aufrechten Gang über den Elephanten zu erheben

scheint — falls nemlich die thierische Verwandtschaft des Menschen um jeden Preis behauptet werden müsste. In der Anschauung Herders ist der Mensch nicht aus dem Affen und nicht nach dem Bilde des Affen entwickelt, sondern der Affe ist einerseits der Halbbruder, andrerseits das Zerrbild des Menschen, durch sein Nachäffen ein seltsames, unseliges Mittelding zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren — eine Anschauung, die sich schon in dem vom Darwinismus gewiss weit entfernten Mittelalter findet. Ganz ebenso denkt über diesen Punkt Göthe. Er leitet (in dem Aufsatz: Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie) das Menschenähnliche beim Affen von dem heissen und trockenen Klima ab, das die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe hervorbringe und allein im Stande sei, selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen. Wenn er in dieser Stelle ausser dem Klima, der Wärme und Kälte, dem Wasser und der gemeinen Luft auch die Berghöhe zur Bildung der Säugethiere sehr nöthig findet, so wird man es begreifen, dass er in dem Gespräch mit Martius die ersten Menschen auf Höhen entstehen lässt; denn auf ihnen ist der Boden trocken und die Luft heiss, während Wärme und Feuchtigkeit aufschwellen und selbst innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervorbringen, also zur Entstehung des Menschengeschlechts sich als untauglich erweisen. Auch hier begegnet er sich mit Herder, der in den „Ideen“ (VII, 3) ausführt, dass durch den Bau der Erde an die Gebirge nicht nur für das grosse Mancherlei der Lebendigen das Klima derselben zahllos verändert, sondern auch die Ausartung des Menschengeschlechts verhütet ward. Nicht in öden Wüsten, nicht am kalten oder feuchten Meeresabhang, aber auch nicht auf den höchsten Gebirgen, die unbewohnbar sind, sondern auf Höhen und Bergrücken oder doch auf dem an Berge angrenzenden Land ist nach ihm unser Geschlecht entstanden. „Die mittlere grösste Breite der Erde, das Land der schönsten Klimate zwischen Meer und Gebirgen war das Erziehungshaus unsers Geschlechts und ist noch jetzt der bewohnteste Theil der Erde.“ Im Verlauf der Zeit hat sodann der Mensch das Klima immer mehr

verändert und „wir können das Menschengeschlecht als eine Schaar kühner, obwohl kleiner, Riesen betrachten, die allmählich von den Bergen herabstiegen, die Erde zu unterjochen und das Klima mit ihrer schwachen Faust zu verändern“. Ganz Herderisch ist ferner Göthes Aeusserung, der Mensch sei nicht für das Thier, das Thier nicht für den Menschen Typus; jedes Thier sei Selbstzweck, eine Welt für sich; ist es doch, wie E. Zeller in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie“ S. 537 sagt, einer von Herders Lieblingssätzen, dass jedes Geschöpf seine eigene Welt habe und nur sich selbst gleich sei, dass dieses Princip der Individuation zwar nicht bei allen Wesen in gleichem Grad wirksam sei, dass aber jedes um so mehr Individuum sei, je mehr Leben und Wirklichkeit es habe. Die Thiere sind nach Herder und Göthe die unvollkommenen Brüder des vollkommensten Geschöpfs, aber bei aller Aehnlichkeit doch eine Welt für sich und vom Menschen, dem ersten Gespräch, das die Natur mit Gott hält, wie Göthe einmal gegen Falk sich äusserte, durch eine tiefe Kluft getrennt. Was insbesondere den Affen betrifft, so beachte man auch die Rolle, welche dieses Geschöpf im „Faust“ und in den „Wahlverwandtschaften“ spielt. Die Affen erscheinen bei Göthe, wie bei Herder, als „garstige Zerrbilder des Menschen“, an denen die wilde Luciane die grösste Freude hat, während die sinnige Ottilie in ihrem Tagebuch bemerkt: „Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen.“ Ein Darwinist unserer Tage, der sich im Roman versuchen wollte, dürfte keine Heldin, die er mit einem Reize ausstattet, wie Göthe seine Ottilie, so pietätslos sich über unsere nächsten Verwandten ergehen lassen. „Das ganze Resultat des Studiums der Naturbildungen ist, dass das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniss der Gottheit an sich trägt“ — diese weitere Aufzeichnung aus Ottiliens Tagebuch ist wieder ganz im Sinne Göthes und Herders und bestärkt uns in der Ueberzeugung, dass Göthe so wenig als Herder, zu den Vorgängern Darwins gezählt werden kann.

Zu der Klasse dieser Männer wird Göthe gerechnet in

einem Aufsatz von Phil. Silvanus in der „Leipziger illustrirten Zeitung“ vom 28. September 1872. Die Gründe, die von der Metamorphose der Pflanzen und von dem os intermaxillare hergenommen sind, übergehen wir; aus der Entdeckung des Zwischenknochens der oberen Kinnlade bei Menschen und Thieren folgt noch nicht die Wahrheit des Darwinismus, wenigstens hat Göthe diese Folgerung nicht gezogen und die oben entwickelten Gründe werden dadurch nicht umgestossen. Wenn aber jener Aufsatz sogar den Monolog „Erhabener Geist“ im „Faust“ zu Gunsten seiner Behauptung beibringt, so kann damit nur die ganz harmlose Stelle gemeint sein:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
An mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“

Herder und Göthe nennen die Thiere unsere unvollkommenen Brüder, unsere Halbbrüder, und Göthe hier unsere Brüder. War Herder ein Vorgänger Darwins, wenn er in den „Ideen“ (II, 3) sagt: „Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere,“ wenn er in seinem Buch „Vom Geist der hebräischen Poesie 1782“ mit Freuden bemerkt, dass die Thiere schon in der ältesten Poesie als Brüder der Menschen betrachtet werden, in einer Poesie, die am Busen der Natur gesäugt und im Schoss der grossen Mutter erzogen ist?

Ist es vielleicht Darwinisch, wenn er in den „Ideen“ (II, 4) in einer trefflichen Parallele zu den obigen Worten des Monologs in Wald und Höhle sagt: „Aus Luft und Wasser, aus Höhen und Tiefen sehe ich gleichsam die Thiere zum Menschen kommen, wie sie dort zum Urvater unsers Geschlechts kamen und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern“? Nach dem Darvinismus ist der Mensch, wie Phil. Silvanus sich ausdrückt, vom letzten der Götter zum ersten der Thiere degradirt. Nach Herder ist hingegen der Mensch einer der sichtbaren Elohim hier auf Erden, ein Erdgott, ja ein Untergott der Erde; der kleine Gott der Welt heisst er im Prolog „im Himmel“ in Göthes „Faust“, und in dem erwähnten Monolog dankt Faust dem erhabenen Geist, der ihm die herrliche Natur zum Königreich gab.

Vollständig ist allerdings die Uebereinstimmung zwischen

Herder und Göthe nicht. Göthe verwirft die Abstammung von einem Menschenpaar, Herder (Ideen X, 2) behauptet sie; Herder neigt sich zu der Annahme einer Erziehung des Menschen durch höhere Wesen, Göthe weiss nichts davon. Diese Ansichten hängen mit dem theologischen Berufsfach Herders zusammen. Ausserdem finden sich in den „Ideen" da und dort, und so auch bei der Naturgeschichte des Affen, irrige Angaben, wie ich hier nur im Allgemeinen andeute. Wenn endlich Göthe nach O. v. Heinemann in der Schrift: „Zur Erinnerung an G. E. Lessing 1870" schon 1780 mit Leisewitz in Weimar über das Alter der Welt und die Narrheit sprach, dieses Alter auf 6000 Jahre zu schätzen, so lässt Herder in den „Ideen" (X, 6) hierin in vermeintlicher Uebereinstimmung mit dem mosaischen Schöpfungsbericht, einem Jeden Freiheit, Epochen zu dichten, wie er will; der Fels der Erde sei sehr alt, durch lange Revolutionen hindurchgegangen, das Menschengeschlecht aber um so jünger.

II. Der Straussische Pankosmismus.

„Es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuliess," sagte Göthe zu Martius. Enthalten die Worte „durch die Allmacht Gottes" eine Anbequemung an den kirchlich befangenen Naturforscher oder war es Göthe Ernst damit? Die Ausdrücke „Gott, Natur, Gottheit, Gott-Natur, die ewige Mutter, Weltseele, die schaffende Gewalt, das gewisse und unzweideutige Genie der hervorbringenden Natur" braucht Göthe unterschiedslos, gerade wie Herder mit den Ausdrücken „Gott, Vorsehung, Vater der Menschen, Natur, Mutter Natur" wechselt; ja in dem Herderschen Gedicht „das Ich" lesen wir: „Du gehörst nicht dir; dem grossen guten All gehörest du." Herder hat sich in der Vorrede zu den „Ideen" gegen den Vorwurf des Naturalismus verwahrt und bemerkt: „Wem der Name Natur durch manche Schriften unsers Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag. H. Hettner, der Herder zum bewussten Pantheisten stempelt, fasst solche Aeusserungen Herders als nicht ernstlich

gedachte Anbequemung an den populären Standpunkt. E. Zeller dagegen in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie“ nimmt sie so, wie sie dem Wortlaut nach genommen werden müssen, im theistischen Sinne. Göthe wollte, wie er an Jacobi schreibt, als Künstler Polytheist, als Naturforscher Pantheist, als sittlicher Mensch Theist sein. Er selbst sagt, in seinem Aufsatze „die Natur“ vom Jahr 1780 zeige sich die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zu Grunde gedacht sei. Schon aus diesen Aeusserungen ergibt sich, dass Göthes Pantheismus nicht ein reiner, sondern ein bald mehr, bald weniger theistisch gefärbter Pantheismus war. Wenn ich aber hier den Theismus nenne, so ist darunter nur der philosophische Theismus zu verstehen, der sich mit der Vorstellung von Wundern nicht befreunden kann. Gott, von Ewigkeit in schaffendem Beruf, schafft nemlich (vgl. besonders den Aufsatz „die Natur“) in reichster Fülle und mit ungebundener Genialität, mit sicherem Takt überall das Richtige treffend, auf eine an das menschliche Genie und seine Wirkungsart erinnernde Weise. Die causae finales sind mit Spinoza beseitigt, aber der Zweck ist so zu sagen der Natur immanent. Die Natur wirkt nicht nur, indem sie das Geschaffene umschafft, sie sprizt auch immer neue Geschöpfe aus dem Nichts hervor. Mit einer Art von religiöser Andacht feiert Göthe in dem genannten Aufsatz die unerschöpfliche Schöpfungskraft seiner Göttin Natur; es fehlt nur wenig, so redet er sie anbetend mit du an; er beugt sich vor ihr, wendet sich aber auch mit vollem Vertrauen ihr zu und gibt sich ganz ihrer Leitung hin. Die religiöse Phantasie wirkt immer personbildend und wenn sich im Naturforscher das Gefühl der Andacht regt, so nimmt sein Pantheismus eine theistische Wendung. Schon das Wort Schöpfung klingt theistisch und dem poetischen Genius sagt diese Vorstellung weit mehr zu, als die langsame Entwicklung. So sagt Göthe von dem alten Kirchenlied; „Veni creator spiritus“, es sei ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen spreche es auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig an. Schiller feiert den schaffenden Geist, der die schwebende Welt einst aus dem Chaos schlug, und lässt das Wahre und Schöne

plötzlich in vollendeter Gestalt, wie Venus aus dem Meer und Minerva aus dem Haupte des Donnerers verkörpert auftreten. Auch Klopstock, der fromme Klopstock, singt (vgl. Strauss a. a. O. S. 245) von der „Mutter Natur", ein Ausdruck, der sich freilich im Messias oder in einem seiner geistlichen Lieder sehr sonderbar ausnähme, ebenso sonderbar, als die „Göttin Freude" in derselben Ode („der Zürchersee"); aber in demselben Athem preist er die gross gedachte, schön erfundene Schöpfung der Natur — und damit lenkt die pantheistische Anwandlung wieder in den Theismus ein. Diess führt uns zu einem zweiten Punkte. Herder und Göthe reden von der Weisheit und Güte dieser schaffenden Kraft, die sie bald Natur, bald Gott nennen. Herders „Ideen" sind voll von solchen Aeusserungen, die sich nur theistisch fassen lassen; von Göthe liessen sich viele ähnliche Aussprüche anführen; ich erinnere nochmals an den Aufsatz „die Natur" und an den Schluss des Gedichts: „Metamorphose der Thiere". In der Welt bemerken wir überall

„Diesen schönen Begriff von Mass und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Mass, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken."

Die harmonisch schöne Gestaltung der Welt ist also ein Werk der schaffenden Natur, die in die Welt nur das legen konnte, was sie selbst in sich trug. Die natura naturata trägt den Stempel der natura naturans. Der Schluss des Gedichts entspricht vollkommen dem Anfang der Klopstockschen Ode.

Von selbst bietet sich hier die Parallele mit Strauss dar. Am Schlusse des zweiten Abschnitts seines Werks betont er unsre Abhängigkeit von der Allmacht der Natur, des als Vollkraft gedachten Universums. In dem rastlosen Wechsel der Welt entdeckt er ein Bleibendes, Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, so dass wir uns, da wir die Anlage zu dem

Vernünftigen und Guten, das wir in der Welt zu erkennen glauben, in uns selbst wahrnehmen, demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, in der Abhängigkeit uns zugleich frei fühlen und sich in unserem Gefühl für das Universum Stolz mit Demuth, Freudigkeit mit Ergebung mischt. Wie freilich der persönliche, selbstbewusste Mensch dem unbewussten und unpersönlichen All gegenüber diese Gefühle hegen könne, ist ein Räthsel. Offenbar nimmt auch hier der Pantheismus eine theistische Wendung. Aber das Universum zu einem Universus, einem Allumfasser und Allerhalter, das ἓν καὶ πᾶν mit Hamann zu einem εἷς καὶ πᾶς zu erheben, ist ihm unmöglich. Zum Theil liegt dies in der Natur der Sache. Die Religion legt das Hauptgewicht auf die Person, die Philosophie auf das Prinzip. Anthropomorphismus religionis lux, theologiae crux. Die Philosophie oder philosophische Theologie sagt: das, die Religion: der oder die. Eine schroffe Scheidung der beiden Mächte ist unmöglich; sie fliehen und suchen einander unaufhörlich.

Strauss ist mit dieser letzten Wendung seiner kritischen Speculation wieder bei dem Manne angekommen, von dem er seinen Ausgang nahm, bei Schleiermacher und zwar besonders bei den „Reden über die Religion". Die Religion fasst Schleiermacher hier als Anschauung des Universums als System (Strauss „das Universum in seiner Vollkraft"); statt „Universum" sagt er auch „Gott" und „der hohe, der ewige und Alles bildende Weltgeist". Der Standpunkt der „Reden" ist Pantheismus — mit mehr oder weniger Selbsttäuschung, wie schon aus den eben angeführten Synonymen des Universums hervorgeht. Immerhin ist sein Pantheismus fast noch konsequenter, als der Göthes. Einen Ersatz für den Mangel eines persönlichen Gottes gibt Schleiermacher durch seinen persönlichen Erlöser. Auf eine Kritik des Systems können wir uns hier nicht einlassen. Bekanntlich hoffte Schiller in einem Brief an Zelter vom Jahr 1804 von Schleiermacher die Erneuerung des religiösen Lebens, die Veredlung des Protestantismus, der zu seinem Lichte auch der Wärme bedürfe. Ist diese Hoffnung erfüllt worden? Kann die eigenthümliche Verquickung von Spinozismus und Herrnhuterei für die von Schiller gewünschte Vereinigung von Licht

und Wärme gelten? Diese Frage muss ich verneinend beantworten. Die Religion des Volks, wie die der Gebildeten, fragt mit Kant vor Allem nach dem persönlichen Gott und der bewussten Fortdauer. Der sittliche Mensch — dies sah Göthe ein — braucht den Theismus.

III. Der Straussische Optimismus.

Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte legt Strauss dem Universum bei. Seine Grundanschauung ist daher — und auch darin erinnert er an Schleiermacher — die optimistische. „Jede wahre Philosophie, sagt er S. 146, ist nothwendig optimistisch, weil sie sonst den Baumast absägt, auf dem sie sitzt“. Vom Optimismus gibt Strauss indessen zu, dass er sich in der Regel sein Geschäft zu leicht mache. Wie kommt es aber, dass der Pessimismus in unsrer Zeit so verbreitet ist und Schopenhauer und Hartmann ihre Anhänger nach Tausenden zählen? Hat nicht auch Strauss sich sein Geschäft zu leicht gemacht, wenn er die Behauptung Schopenhauers, die Welt sei etwas, das besser nicht wäre, durch die Bemerkung zu widerlegen sucht, der Philosoph der die Welt für schlecht erkläre, habe damit sein eigenes Denken für schlecht, folglich die Welt für gut erklärt? Dies ist ganz der Schluss von der Aussage des Epimenides über die Kreter, sie seien immer Lügner, auf die Unwahrheit dieser Behauptung, da ja Epimenides selbst ein Kreter war. Dass dieser Schluss ein Trugschluss ist, lehrt jede Logik. Strauss nimmt den Ausdruck Pessimismus im strengsten Sinne. Es gibt aber verschiedene Stufen des Pessimismus und man kann die Superlativform auch elativ nehmen, wie die Grammatik, oder relativ, wie die Philosophie sagt. In der christlichen Dogmatik sind nach Schleiermacher der Pelagianismus und Manichäismus gleicherweise Abirrungen von der Wahrheit; jener ist, könnte man sagen, der einseitige Optimismus, dieser der einseitige Pessimismus; die Bibel- und Kirchenlehre aber — und diese ist nach Strauss das Christenthum — neigt sich doch weit mehr zu diesem, als zu jenem. Noch viel pessimistischer ist der Buddhismus, und so wurzeln die zwei verbreitetsten Religionen in der Ueberzeugung, dass die Welt eitel und der Mensch schlecht

und unglücklich sei. Kants Lehre vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur, die von Strauss ganz übergangen wird, ist entschieden pessimistisch und bietet einen wichtigen Anknüpfungspunkt für das Christenthum dar. Pessimistisch ist der Ausgangspunkt von Kants Betrachtung, aber zum Optimismus schreitet er fort; denn er glaubt an einen fortwährenden Fortschritt der Menschheit. Lessing hat in den Worten: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren," und in der gramschweren Aeusserung beim Tode seines Sohnes: „Er hatte so viel Verstand, er merkte Unrath und ergriff die erste Gelegenheit, sich wieder davon zu machen," (ganz die bekannten Worte bei Sophokles: „Nie geboren zu sein ist das Beste; das Zweitbeste aber, sogleich nach der Geburt wieder zu gehen dahin, woher man gekommen"), sich so pessimistisch als möglich ausgesprochen, wahre Stich- und Schlagworte des Pessimismus in die Welt geworfen; aber auch er hofft, da er die Menschheit seiner Zeit in Hinsicht auf religiöse Erkenntniss und moralisches Handeln noch eine niedrige Stufe einnehmen sieht, eine Zeit, wo das ewige Evangelium herrschen und die Menschen das Gute um des Guten willen thun werden. Herder hat ein feines Organ für die Leiden der Menschheit, aber er sucht sie als nothwendige Schranke der Endlichkeit und zum guten Theil als selbstverschuldet zu begreifen; am meisten pessimistisch äussert er sich über die Geschichte des Christenthums; aber auch Herder hofft, die Menschheit werde in irgend einem Zeitpunkt das Ziel der Humanität erreichen, die Magnetnadel unserer Bestrebungen werde nach allen Irrungen und Schwankungen ihren Pol finden. Schiller rechnet solche Hoffnungen zu den Worten des Wahns. Das Rechte, das Gute siegt, aber nie so, dass nun ein goldenes Zeitalter anbräche, wo aller Kampf in den Sieg verschlungen wäre; an jedem Sieg entzündet sich ein neuer Kampf, und dieser ununterbrochene, rastlos sich erneuernde Prozess von Kämpfen, Niederlagen und Siegen ist die Weltgeschichte. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, d. h. die Gerechtigkeit zeigt sich im Grossen und Ganzen, in der Weltgeschichte, nicht gerade im Schicksal des Einzelnen. Der Mensch muss daher auf sein Ich verzichten, sich zur Betrachtung des Ganzen

erheben, in ewigen Weltgeschicken sein eigenes Ich vergessen, sein Ich zur Menschheit erweitern; in der Betrachtung des Ganzen heben sich die einzelnen Misskläuge zur Harmonie auf. Diese ewige Gerechtigkeit lebendig darzustellen, ist die Aufgabe des Historikers (vergleiche den Schluss von Joh. Müllers Weltgeschichte, den besten Commentar zu Schillers berühmtem Wort) und des Dramatikers. Göthe ist Optimist und Pessimist zugleich. Schon an den sechsjährigen Knaben trat dieser Gegensatz heran in dem nachher wieder verwischten Eindruck, den das Lissaboner Erdbeben auf ihn machte. Umgekehrt wird in einem berühmten Briefe in Werthers Leiden (am 18. August) die harmonische Betrachtung der Natur verdrängt von der pessimistischen, das Herz untergrabenden, die in dem All der Natur nur ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer sieht. Der Pessimismus, als metaphysischer, physischer und moralischer schreit seinen Schmerz aus im „Faust". Dies ganze Gedicht ist ein Versuch, die pessimistische Betrachtung zur optimistischen zu läutern, und dieser Versuch hat den Dichter sein ganzes Leben hindurch begleitet, während sich bei Shakespeare der gesammelte Weltschmerz ein für allemal im Hamlet abgelagert hat, einem Drama, das nicht mehr Zeit zur Reife brauchte, als irgend ein anderes des Dichters. Aber „die Kunst hat, wie Strauss sagt, in allen ihren Zweigen den Beruf, die im Gewirre der Erscheinungen sich erhaltende, aus dem Widerstreit der Kräfte sich wiederherstellende Harmonie des Universum, die uns im unendlichen Ganzen unübersehbar ist, im beschränkten Rahmen uns anschauen oder doch ahnen zu lassen. Daher die innige Verbindung, worin wir bei allen Völkern die Kunst mit der Religion finden." Allein das Uebel bloss als nothwendiges Entwicklungsmoment in der Verwirklichung des Guten betrachten, dieser Optimismus würde sich sein Geschäft leicht machen. Wer den Jammer der Menschheit nicht bis auf den Grund bloss legt, kann ihn nicht verstehen und nicht heilen. Göthe hat tiefer, als die meisten andern Dichter, in die Abgründe des Lebens geschaut, aber er hat sich auch zur Versöhnung und Klarheit hindurchgerungen und Anderen dazu verholfen. Ein optimistischer Chiliast, wie Kant, Herder, Lessing, war er nicht; dazu kannte er die Menschen-

Seiten weiter lesen, so bedauert Herder, dass die Religion Christi d. i. seines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen grösstentheils in eine Religion an Christum d. i. eine gedankenlose Anbetung seiner Person und seines Kreuzes verkehrt worden sei. In dem Werk: „Von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Nach Johannes Evangelium 1797" sagt der Generalsuperintendent und Konsistorialrath Herder: „Das Bild der ehernen Schlange wäre vielleicht ein besseres Symbol, als das sogenannte Krucifix, welches, meistens elend abgebildet, nur der dürftigsten Sinnlichkeit und dem Aberglauben gedient hat. Hätte Johannes zu seiner Zeit schon Krucifixe gesehen, wie weh würde ihm der Anblick seines Freundes in dieser Gestalt gethan haben! Und sie war ja nur ein vorübergehender Zustand; warum den unsterblichen Herrn der Welt als ein Marterbild verewigen? Die Schlange in der Wüste spricht Genesung und sie hält sich in den Schranken eines Symbols. Sie ist nicht selbst, sondern deutet nur an, sie bedeutet. Eigentlich aber leidet das Christenthum, weil es kein mythologischer Kultus ist, keine Symbole (Joh. 4, 24. 17, 3.)." Seine Verwerfung des Kreuzeszeichens hängt mit seinem verwerfenden Urtheil über die Kreuzzüge zusammen. Schiller dachte von diesen höher; daher verherrlicht der Dichter des Heroismus zweimal, im „Kampfe mit dem Drachen" und in den Distichen „die Johanniter", das Kreuz als Lohn der Demuth, die sich selbst bezwingt und die Religion des Kreuzes als die einzige, welche der Demuth und Kraft doppelte Palme in einem Kranze vereinigt. So hat auch dieses pessimistische Zeichen eine optimistische Kehrseite.

Ebenso charakteristisch als das Kreuz, ist für das Christenthum des Glockentones ahnungsvoller Klang, über dessen Wirkung auf das Gemüth Gustav Freytag im zweiten Bande von „Ingo und Ingraban" vortrefflich spricht. Strauss hält Schillers „Lied von der Glocke" — man verzeihe uns diesen Exkurs — für das vollendetste Erzeugniss der Schillerschen Lyrik, gewiss, zum Theil wenigstens, auch deswegen, weil das specifisch christliche und kirchliche Element in dem Gedicht entschieden vor dem sogenannten allgemein Menschlichen zurücktritt. Wenn aber, wie Strauss erzählt, die romantische Bande in Jena beim Vortrag der Glocke am Theetisch der Frau Karoline Schlegel

vor Lachen von den Stühlen fallen wollte, so erlaube ich mir zur Erklärung dieser allerdings meilenweit über das Ziel hinausschiessenden Missbilligung eines der trefflichsten Gedichte Schillers zu bemerken, dass der Romantiker Uhland im 8. Band seiner „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" die Behandlung des Stoffs, d. h. die Anknüpfung verschiedener Betrachtungen an den Guss der Glocke fast allzunüchtern und die Bezeichnung der Glocke als „herzlos, ohne Mitgefühl" unvolksthümlich d. h. unpoetisch findet; denn dem Volke war die Glocke nicht herzlos, sondern eine beseelte Persönlichkeit. Kein Wunder, dass die mittelalterlich fühlenden oder fühlen wollenden Romantiker von dieser Auffassung angewidert wurden. Auch im Einzelnen tritt manches Störende hervor z. B. die banale Klage über die Stiefmütter und der Weisheitsspruch über die Völker, die so keck sind, sich selbst zu befreien. Die Glocke ist mit einem Wort nicht aus einem Guss und Fluss, weder im Stil, noch im Inhalt. Ich gebe den Preis dem „Spaziergang". Diese Elegie gibt „ein Gemälde aller Situationen der Welt und Menschheit" und begleitet diese, wie die Glocke, auf ihrer Wanderung durch verschiedene Entwicklungsstufen, ist aber philosophischer und tiefer und wendet sich mehr an das Nachdenken. Auch hier wird die Revolution geschildert; aber sie wird so tief innerlich motivirt, dass man ihre Nothwendigkeit einsieht.

IV. Die Straussische Geschichts- und Religionsphilosophie.

Strauss ist Optimist. Wenn aber das Universum und die Entwicklung der Menschheit zwar nicht von der höchsten Vernunft, aber doch auf die höchste Vernunft angelegt sind, so muss, wie Strauss in seiner „Glaubenslehre" II, 384 sagt, vermöge des allgemeinen Uebergreifens des Geistes über die Natur die Entwicklung des menschlichen Geschlechts im Grossen seinem Begriffe gemäss verlaufen. Wir haben oben gesehen, wie bei unseren grossen Dichtern, die zugleich grosse Denker waren, immer wieder die pessimistische Betrachtung der menschlichen Entwicklung in die optimistische übergeht, so dass sie einen Plan, eine Einheit, einen Zusammenhang in der Geschichte der Menschheit nachzuweisen suchen. Strauss selbst fühlt ein

solches Bedürfniss, wenn er in seiner „Glaubenslehre“ I, 21 sagt: „Es liegt eine schöne Humanität in der Hegelschen Ansicht, die Religion als die Form zu bestimmen, in welcher die Wahrheit für alle Menschen ist: bleibt sie gleich, auch ihrem Inhalte nach, nicht ungetrübt durch diese Form, so sind es doch auch in dieser Brechung ihre Strahlen, welche auf alle sich ausgiessen; wenn die Religionen und Kirchen sich auch oft um Hülsen gestritten haben, so sind es doch die Hülsen der Wahrheit gewesen; die Menschheit ‚in ihrem dunkeln Drange war sich des rechten Weges wohl bewusst.‘ Nach der entgegengesetzten Ansicht wäre die Wahrheit nur bei den Philosophen zu finden, und namentlich die Religions- und Kirchengeschichte müsste sich abermals in eine Geschichte der menschlichen Narrheit verwandeln. Wie von diesem Standpunkte aus eine befriedigende philosophische Geschichtsanschauung möglich sei, ist nicht abzusehen.“

Mit diesen Worten tadelt Strauss sein eigenes Verfahren. In seiner „Glaubenslehre“ kommt es nur zum Kampf, aber nicht zur Versöhnung des Glaubens mit der modernen Wissenschaft; schon der Titel des Buchs sagt dies aus. Jedes Dogma wird einer vernichtenden Kritik preisgegeben; es wird mit ihm nicht eine Läuterung, sondern eine Auflösung vorgenommen, und was dem Leser zuletzt in der Hand bleibt, ist nach Form und Inhalt von dem Dogma durchaus verschieden. Das der Religion wesentliche Jenseits erscheint als der Feind, den die philosophische Speculation in allen Formen, namentlich auch in der Lehre von den letzten Dingen, zu bekämpfen und wo möglich zu überwinden hat. Man sieht: die Ausführung entspricht nicht der Ankündigung, die Probe der Rechnung kommt nicht heraus. Ein Wort von Göthe und eins von Lessing hat Strauss in sein Programm aufgenommen. Hat aber die Ausführung der einzelnen Glaubenslehren Recht, so war die Menschheit von Anfang an in ihrem dunkeln religiösen Drange sich nicht des rechten Weges bewusst, sondern von ihm auf Irrwege geführt, und wenn man sich oft um Hülsen gestritten hat, so sind es nicht die Hülsen der Wahrheit gewesen, vielmehr wäre dann eine andere Vergleichung eher am Platze, die Strauss in dem Aufsatz „the king kan not do wrong“ in den „Jahrbüchern der

Gegenwart" angestellt hat. Er vergleicht nemlich hier das Christenthum mit einer Zwiebel, die aus lauter Häuten besteht, ohne einen Kern, einen Mittelpunkt zu bieten. Eine Herder'sche Geschichts- und Religionsphilosophie, so einseitig sie ist, wird dem geschichtlichen Christenthum und seinem Stifter immer noch gerechter und hinterlässt einen harmonischeren Eindruck. Wenn Strauss in der angeführten Stelle fortfährt, die Vernunft sei es, welche auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrsche und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer grösserer Annäherung an die Wahrheit leite, so stellt die Religion des neuen Testaments in der Lehre von den letzten Dingen, wenn man sie mit der des alten Testaments wenigstens vor dem Exil vergleicht, nicht einen Fortschritt, sondern einen wesentlichen Rückschritt dar. Ist das Christenthum vollends, wie es in dem „alten und neuen Glauben" erscheint, die Religion der Bettelei, der Unbildung, der politischen Gleichgültigkeit, dann ist das Griechenthum unbedingt dem Christenthum vorzuziehen und von einem geschichtlichen Fortschritt der Menschheit ist wieder keine Rede.

Zu den grössten Widersprüchen, in die sich Strauss mit sich selbst verwickelt hat, gehört folgender. Im Anhang zum „Leben Schubarts" behauptet er, die Griechen seien das einzige Volk, das die Kunst verstanden habe, die Sinnlichkeit zu humanisiren. Man vergleiche nun in dem „alten und neuen Glauben" die Darstellung des ehelichen Lebens bei den alten Griechen und frage sich, ob nach Strauss in diesem hochwichtigen Punkte die Griechen der Idee der Humanität gerecht worden seien.

Unsere Klassiker* waren nicht so einseitig. Vom Straussischen Gesichtspunkt aus wäre das eine eben nicht löbliche Halbheit; aber das Halbe ist, wie Hesiod sagt, oft besser, als das Ganze. Betrachten wir z. B. die Lehre von den letzten Dingen. Einmüthig empören sie sich gegen die ewigen Höllenstrafen (Lessings Vertheidigung dieses Dogmas ist bekanntlich nicht im kirchlichen Sinne gemeint); andere eschatologische Bestimmungen treten bei ihnen sehr zurück; mit den Sentimentalitäten vom Wiedersehen und dergleichen konnten sie sich

* Dass ich Klopstock ausnehme, versteht sich von selbst.

nicht befreunden, und in diesem Sinne wollte Göthe ein Sadducäer bleiben, weil es drüben doch nur verklärten Klatsch gäbe; aber als den Kern dieses Dogmas betrachten sie das Fortstreben, die Fortentwicklung. Dazu gehört freilich, dass der Mensch etwas Höheres, Ewiges in sich hat, das fortschreiten, sich weiter entwickeln kann, und dass er wenigstens einen Theil seiner Persönlichkeit ablegt. Was Herder betrifft, erinnere ich an die beiden poetischen Fragmente: „das Ich“ und „Selbst“.

„Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei“;

aber

„Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst!
Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
Mein Ew'ges kennet keinen Untergang.“

Dass die Verwerfung der rationalistischen Sentimentalität dem idealen Geiste des Christenthums, in dem Alles auf das Reich Gottes bezogen wird, entspricht, diess leidet keinen Zweifel. Die Idee einer allmählichen, sich bis ins Jenseits steigernden Entwicklung sodann findet sich bei dem geistvollsten Apostel (I. Kor. XIII.).

„Der Kirchenglaube ist das Christenthum,“ sagt Strauss. Ist dies wahr, so waren unsre Klassiker keine Christen, so war auch derjenige unter ihnen, der ein hohes Kirchenamt bekleidete, Herder, kein Christ. Und doch wollte Herder ein Christ sein und Lessing sich nicht aus dem Hause seines Vaters werfen lassen. Schiller und Göthe, von dem Christenthum ihrer Zeit nicht befriedigt, sehnten sich nach einer grossartigeren, freieren und idealeren Gestaltung des Christenthums; sie wünschten nicht seinen Untergang, sondern seine Neubelebung. Auf Harmonie war das ganze Wesen Herders und Göthes angelegt. Wie hätten sie da die Religion und zwar die christliche Religion, die ja ebenfalls den Menschen zur Harmonie führen will, aus der Reihe der Lebensmächte streichen sollen? Sagt Strauss in seiner „Glaubenslehre“ (II, 623), Schillers Aeusserungen über Bibel und Christenthum seien ungleich schneidender, als die Götheschen, so gebietet die Billigkeit, auch andre entgegengesetzte anzuführen z. B. in dem Brief an Göthe vom 17. August 1795, wo Schiller sagt, er finde in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die verschiedenen

Erscheinungen derselben im Leben scheinen ihm blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen des Höchsten seien; halte man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheide, so liege er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben wolle; es sei also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion. Diese Aeusserung zeugt von einem tiefen Einblick in die Lehre des Apostels Paulus, und aus dem Ausdruck „freie Neigung" liessen sich, wie ich hier nur andeuten will, manche Folgerungen ziehen. In der Abhandlung „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" nennt Schiller neben der Kunst die Religion als einen Anker, an dem das Wohl der Menschheit befestigt sei. So feindselig daher auch viele Aussprüche unserer Klassiker über Christenthum und Kirchenthum lauten, so zieht sich doch durch alle ihre Werke als rother Faden das Bestreben hindurch, Christenthum, Philosophie, Kunst und Poesie in ein harmonisches Verhältniss zu einander zu setzen. Das Christenthum trägt ein ideales Gepräge; der Schillersche Idealismus war nicht möglich ohne die Einwirkung des Christenthums. Nur so begreift sich Göthes Aeusserung über Schiller, dass er etwas Christusartiges in seinem Wesen habe. Die Werke unsrer Klassiker sind auf dem Boden des Christenthums und zwar des protestantischen Christenthums erwachsen und tragen das ideale Gepräge des Protestantismus. Von dem berühmtesten unter diesen Werken, von Göthes Faust, sagt Strauss in seiner „Glaubenslehre", der Standpunkt des Kirchenglaubens sei darin ausdrücklich aufgehoben. Aber der Kirchenglaube deckt sich nicht mit dem Christenthum; die Faustschen Geisteskämpfe und Gemüthsschmerzen, die Schwankungen zwischen derbem Realismus und hochfliegendem Idealismus, die Scenen des bis in das Einzelnste, in die tiefsten, verborgensten Abgründe sich uns eröffnenden Seelenlebens konnten nur auf dem Boden der christlichen Innerlichkeit und der protestantischen ideellen Vertiefung sich entwickeln.

Strauss nennt unsre grossen Dichter unter den Ersatzmitteln des alten Glaubens. Er zeigt überall eine genaue Kenntniss und ein feines Verständniss ihrer Werke, hat sie aber doch überschätzt und jene Empfehlung lag offenbar nicht im Sinne dieser Männer selbst. Ich habe im Vorstehenden nachzuweisen gesucht, dass der Straussische Materialismus in sich selber inconsequent ist (eine heilsame Inconsequenz, die eher Lob als Tadel verdient) und dass er der idealen Geistesrichtung unsrer Klassiker in wesentlichen Punkten nicht entspricht.*

Ohmden, im Königreich Württemberg.

* Dieser letzte Abschnitt beschäftigt sich absichtlich nur mit Straussens Glaubenslehre (1841), einem Werk, in dem der augenscheinliche religionsphilosophische Nihilismus des alten und neuen Glaubens schon stark angedeutet ist.

Die neueste Ausgabe von Arndt's Gedichten.

Von

W. Crecelius.

E. M. Arndt hat die neueste sammlung seiner Gedichte (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 2. Aufl. 1865) als eine vollständige bezeichnet; allerdings ist sie weit vollständiger als die frühere von 1840. Allein es fehlen trotzdem noch sehr viele gedichte, die wol die aufnahme verdient hätten. Es ist wünschenswerth, dass eine nachlese erscheine, welche das wichtigste von dem nicht aufgenommenen bringt. So verdient z. B. folgendes lied (in: Lieder für Teutsche von E. M. Arndt. Im Jahre der Freiheit 1813. S. 120 ff.), schon als zeugniss einer grossen zeit, aufbewahrt zu werden. Es steht nicht in den beiden neueren sammlungen von 1840 und 1860 (1865) und der alte druck ist nur sehr schwer zu haben.

Auf die Schlacht bei Gross Görschen oder Lützen,
den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die goldnen Flügel schwingt?
Wie der Schande Centnerschwere
Sich von Teutschlands Nacken löst
Und die alte teutsche Ehre
Hell in Kriegsposaunen stösst?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preussen! Preussen! klingt der Klang;

Tausend Stimmen rufen Amen,
Tausend Herzen glühen Dank,
Millionen Knice sinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesstern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer! —
Dieser Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr ersten Renner
Auf der teutschen Ehrenbahn,
Die der süsse Reitz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Rosenjugend
Lockt der Wonnefackel Roth.

Tapfre Preussen! tapfre Preussen!
Heldenmänner, seyd gegrüsst!
Beste Teutsche sollt ihr heissen,
Wann der neue Bund sich schliesst,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder fest zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grause Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preussen! tapfre Preussen!
Ihr, die Glück und Sieg versöhnt,
Teutschlands Retter sollt ihr heissen,
Wo nur deutsche Sprache tönt;
In der Enkel fernsten Tagen,
Durch der Saekeln Nacht hinaus,
Soll noch jeder Teutsche sagen:
Diese fochten's muthig aus.

Jetzt die edlen Heldenschatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz bestatten
In des Schlachtfelds blut'gem Ring;
Auf! und thürmt den Berg von Steinen!
Thürmt ein teutsches Heldenmal!
Sonne komm mit hellsten Scheinen,
Leuchte drauf den schönsten Strahl!

Auf! und pflanzet grüner Eichen
Ernste Haine rings umher!

Betet, dass in teutschen Reichen
Buben freveln nimmermehr!
Betet, fluchet, dass die Sklaven,
Die den heil'gen Todten nah'n,
Plötzlich alle Himmelsstrafen
Auf das schuld'ge Haupt empfahn!

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geister wandeln gehen,
Alles schauet, alles kennt,
Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längst geschieden seid,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch teutscher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf diesen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt
Und mit Schrecken, Tod und Grauen
Reihen gegen Reih'n bewegt,
Gustav, grosser Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenstein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor diesem Ehrenschein.

Denn das Lied muss schwarz sich kleiden,
Welches euch besingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten still,
Und Germania mag wohl klagen
Um den schweren Hass und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr so gross geworden seid.

Aber selig wer in diesen
Hehren Gottesschlachten fällt!
Der wird ewig hoch gepriesen
Als ein Heiland, als ein Held;
Auf der Freiheit Siegesstätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knie'n.

Aus derselben sammlung, welcher dieses lied entnommen ist, sind noch gar manche andere in die gesammtausgaben von

Arndt's gedichten nicht mit übergegangen. Bei einer reihe von ihnen hat wol der starke ausdruck des unwillens über den feind, der unser vaterland knechtete, und über die untätigkeit des deutschen volkes dem tyrannen gegenüber unseren dichter veranlasst, eine solche ausscheidung vorzunehmen. Wir können uns natürlich durch eine, von seiner seite wohlberechtigte unterdrückung von solchen Gedichten nicht abhalten lassen, wieder manche von ihnen hervorzuziehen: da sie uns das lebendigste bild geben von des dichters und der ihm gleichgesinnten stimmung in jener Zeit des schweren druckes, der auf Deutschland lastete. Sie zeichnen treffender und eindringlicher den tiefen schmerz und ingrimm, wie er damals die brust so manches patrioten durchwühlte, als es eine ausführliche schilderung von später lebenden zu thun vermöchte. Ich führe als beispiel folgendes gedicht aus der oben erwähnten sammlung (S. 20—22) an.

Aufruf an die Teutschen bei der Nachricht von Schills Fall. 1809.

O Teutsche, nicht mehr Teutsche,
Nicht Männer, eitel Weiber!
Was krümmt ihr tief die Leiber
Dem Schlag der Sklavenpeitsche?
Was kriecht ihr gleich dem Hunde
Vor Henkern und Banditen,
Und lernt die Worte hüten
Des Zorns vom freien Munde?

O eure tapfern Väter!
O eure grossen Ahnen!
Die Helden! die Germanen!
Das waren kühne Thäter,
Nicht schöner Worte Sprecher,
Nein, stolzer Freiheit Kinder,
Tyrannenüberwinder,
Entnervter Tugend Rächer.

Ihr aber, Sklavenhorden,
Wie macht ihr Eisen blutig?
Wie seyd ihr kühn und muthig?
Ach! nur, euch selbst zu morden:
Feil steht ihr dem Tyrannen
Zum Brudermorde fertig,
Steht seines Winks gewärtig,
Euch selber zu entmannen.

O Sonne, die noch scheinet!
O Himmel, der noch rollet!
Versteht ihr, was ihr wollet?
Weint euren Wahnsinn, weinet!
Verflucht der Trug, die Schande,
Womit ihr euch zerreisset,
Womit ihr Knechte heisset
In freier Väter Lande.

Zusammen! rasch zusammen!
Es will die Welt vergehen,
Ihr seht sie schon verwehen
In hellen, lichten Flammen.
Ihr habt den Brand entzündet,
Ihr müsst mit Blut ihn dämpfen,
Und mit den Räubern kämpfen,
Bis ihr die Freiheit findet.

Dann auf gethürmten Leichen
Der Schänder schreitend, pflücket
Den Schmuck, der Freie schmücket,
Das Laub der teutschen Eichen;
Dann schwört den Schwur der Treue
Dem lieben Vaterlande,
Dass nie Despotenschande
Die heilige Erd' entweihe.

Noch stärker spricht das gedicht „An den Teutschen, 1812," welches auf S. 40—45 steht, diese stimmung aus. Ich teile als beleg dafür nur die Anfangsstrophen mit:

Und hörst du nicht? und siehst du nicht?
Und willst den Schimpf nicht fühlen?
Und lässest den Franzosenwicht,
Den Affen, mit dir spielen,
Den Ehrendieb, den Freiheitsdieb?
Hast du so sehr die Schande lieb?
Der helle Klang der Schwerdter
War deinen Vätern werther.

Auf deine Wagen setzt er sich,
Du must zu Fusse gehen;
Zu deinen Weibern legt er sich,
Du musst als Schildwach stehen;

Dein Silber und dein rothes Gold
Er höhnelnd sich ins Fäustchen rollt,
Und willst du zürnend blicken,
So bläut er dir den Rücken.

So hat er sich mit Trug und Tand
Der Herrschaft unterwunden,
Er hält das heil'ge teutsche Land
In Knechtschaft angebunden,
Der Wahrheit schlägt er auf den Mund,
Die Ehre kuschet wie ein Hund,
Mit Knochen und mit Brocken
Fast hündisch anzulocken.

Kömmt das von ihm? es kömmt von dir,
Du hast es angerichtet,
Du hast dein Schwert und dein Panier
Für ihn zur Schlacht gelichtet,
Du, Teutscher, sporntest deinen Muth,
Dass flösse freies teutsches Blut,
Du schlugest — o der Schande! —
Dein Vaterland in Bande.

Durch deine Zwietracht ward er stark,
Durch deine Schande ehrlich,
Durch deiner Arme Heldenmark
Machst du den Schwachen wehrlich,
Nun glittert er im Lügenschein,
Und krähet wie der Hahn darein:
Ich trage die Gebärde,
Zu seyn der Herr der Erde.

Am schluss der „Lieder für Teutsche" steht eine übersetzung der gedichte des Kallinus und Tyrtaeus in hexametern. Mit noch grösserer strenge verfuhr Arndt in bezug auf den wiederabdruck seiner jugendgedichte. Von solchen finden wir eine ganze anzahl in Aschenbergs Bergischem Taschenbuche (jahrgang 1798, 1800, 1801, 1802, 1804). Die fünf bände enthalten 35 gedichte von ihm, von allen diesen hat Arndt nur acht in die letzte sammlung seiner gedichte aufgenommen. Zeigen die meisten derselben auch noch die gährung und teilweise die unreife der jugend, so ist es doch von interesse den

dichter in seiner entwickelung zu begleiten — und bei allem mangel, der ihnen insgesammt oder einzelnen ankleben mag, sind sie durch ihre natürliche frische und schwung weit anziehender als die sämmtlichen gedichte von damals hochgerühmten poeten, welche das Bergische Taschenbuch mit ihren produkten bereicherten. Unter den letzteren befindet sich auch L. Th. Kosegarten, durch dessen vermittelung wahrscheinlich Arndt zuerst im fernen westen öffentlich als dichter hervortrat. Der herausgeber des taschenbuches bemerkt darüber in der vorrede zum ersten jahrgang: „In Moriz Arndt hab' ich das vergnügen Deutschland einen neuen rügischen sänger bekannt zu machen. Der schöne strauss heller freudenblüthen den er jetzt zum ersten male darbietet, wird gewiss allgemeinen beifall finden."

Ich teile auch von diesen jugendgedichten Arndts einzelne mit; ihr erneuter abdruck wird um so willkommener sein, als es schwer ist das Bergische Taschenbuch zu bekommen. Ich selbst habe im lande seiner entstehung nur mit grosser mühe sämmtliche Jahrgänge aufzufinden vermocht.

Freudenlied. (B. T. 1798 S. 39 f.)

Freunde geniesset den Frühling des Lebens,
Denn in der Schatten Gebiet
Hascht ihr entflohene Freuden vergebens,
Bald ist die Blume verblüht.

Jubelt beim sprudelnden Nektar der Reben,
Drehet von Wonne durchglüht
Mädchen, die knospende Busen erheben;
Bald ist die Blume verblüht.

Lasset dem Alten die wolkigen Sorgen,
Küsset, wenn keiner es sieht;
Heute ist unser; vielleicht ist am Morgen
Uns schon die Blume verblüht.

Kränze verwelken, und Becher verhallen,
Jugend und Freude entflieht.
Scherzet und spielet, und singet es allen:
Bald ist die Blume verblüht.

Der Traum. (1798, S. 51 ff.)

Es wallt, ein lichter Funken,
Empor der Morgentraum —
So flattert düftetrunken
Die Biene um den Baum;
So schwelget die Cikade
Im weichen Blumenbade,
Berauscht von Himmelsschaum. —

Auf dichtem Frühlingsmoose,
Zum Polster sanft gebläht,
Schläft sie, wie eine Rose,
Auf ihrem Blumenbeet;
Ein Bild der jungen Freude
Liegt sie im Brautgeschmeide,
Von Wollust mild umweht.

Wie haucht mit Harfentönen
Der halbentblühte Mund!
Wie wallt mit leisem Stöhnen
Der Busen weiss und rund!
So glühten Psyches Wangen
Von himmlischem Verlangen
Im sel'gen Amathunt.

Es haben holde Götter
Ihr Blumenbett gemacht;
Sie pflücken Rosenblätter
Und jedes Hügels Pracht;
Sie plündern alle Bäume,
Und haschen lose Träume
Für sie zur süssen Nacht.

Wie lauscht das muntre Völkchen
Im goldnen Ringelhaar!
Und in des Auges Wölkchen
So blau und himmelklar!
Wie säuseln ihre Flügel
Zum weichen Schwanenhügel,
Der Amors Wiege war.

Der raubt, ein schlaues Diebchen,
Den minniglichsten Kuss,
Damit dem zweiten Bübchen

Ein schön'rer schwellen muss;
Der findet zum Verstecken
Ein rundes Marmorbecken
Im vollen Wangenguss.

So schläft in Paphos Hainen
Die hehre Königin.
So flattern ihre Kleinen
Um Aug und Brust und Kinn;
Ein lüsternes Vergnügen
Zerschmilzt aus allen Zügen
Den rauhsten Felsensinn.

O selig, dem das Wallen
Des hohen Busens gilt!
Für den das irre Lallen
Aus heissen Lippen quillt!
Für den ein stummes Sehnen
In wollusttrunkne Thränen
Dies blaue Auge hüllt!

Morgenlied. (1800, S. 4 ff.)

Schon glühts im Osten roth und weiss
Es sprudeln Funken auf vom Meer,
Aus Lüften tönt die Lerche Preis,
Die Nachtigall vom Thale her;
Und jeder Puls des Lebens schlägt,
Und jede Zunge klinget Schall,
Und tausend Jubeltöne trägt
Der Morgen durch das weite All.

Was bist du grosses Herz der Welt,
Das alle Wesen schwellend hebt?
Das Flammen um das Lichtgezelt
Und Blumen um die Erde webt?
Das Sonnen zu den Sonnen zieht,
Und Meere um die Länder schlingt,
Und in der Sphären Jubellied
Ans heisse Herz des Menschen dringt?

Was bist du Glut, die durch die Welt
In heissen Feuerströmen quillt,
Den Busen hoher Wonne schwellt,
Die Lippen süsser Küsse füllt?

Was hauchet in der Quelle Klang?
Was hauchet in der Rose Duft?
Was klinget in dem Frühgesang?
Was summt und säuselt durch die Luft?

Mit tausend Liebesarmen reisst
Es den Entzückten an die Brust;
Mit tausend Jubelhymnen fleusst
Im Orgelklang der Strom der Lust.
O welch ein Seher macht mir kund
Dich, tiefes Leben der Natur?
Dich singt kein Lied, dich nennt kein Mund!
Ich ahnde dich, und zittre nur!

Liebe. (1860. S. 28 ff.)

Liebe flötet aus den Büschen,
Rieselt in dem Silberbach,
Bauet in des Haines frischen
Blüthen sich ein traulich Dach;

In dem Morgenherold schwinget
Sie sich zu dem Sternenthron;
Sie im Abendschatten klinget
Philomelens Silberton.

Liebe klopfet in den schnellern
Frühlingspulsen der Natur,
Liebe glühet in dem hellern
Blick des kühnen Jünglings.

Liebe strömt aus Hippokrenen
Götterkraft und Hochgesang,
Liebe stimmt zu süssen Thränen
Reiner Herzen Saitenklang.

Sanften Händedruck beflügelt
Sie zu starkem Donnerschlag;
Das Verborgenste entsiegelt
Sie in einem leisen Ach!

Schön bekränzte Freuden hüpfen
Rings um ihren Zauberthron;

Ihrem goldnen Netz entschlüpfen
Mochte nie ein Erdensohn.

Mädel mit den braunen Locken,
Mit des Reizes Wonneblick,
Lass die Spindel und den Rocken,
Folge doch der Liebe Glück.

Sieh, schon schnäbelt sich die Taube,
Und der Sperling baut sein Nest;
In der Kirschenblüthentraube
Spielet schon der laue West.

Auch ich baute gern ein Nestchen,
Weich und warm, doch eng und klein,
Raumig für ein liebes Gastchen —
Mädel sprich, willst du es seyn?

Schön Rosemund. (1802, S. 62.)

Im Garten zu Richmond schön Rosemund sass
Und über dem Knaben ihr Leid all vergass;
Die Thränen ihr flossen die Wangen hinab,
Dann sang sie das Lied, das der Kummer ihr gab.

„Komm, Bübchen, und lächle dem Mütterchen dein!
Komm, Herzchen, und lindre die brennende Pein!
Komm, süsseste Gabe der innigsten Lust,
Und lache mir Freude zurück in die Brust!

Die schönste der Mädchen vom Shannon zum Tein
Erklang ich zur Harfe und strahlte in Reih'n,
Viel Ritter mit Knappen, mit Ehren und Glanz
Wohl warben um meinen jungfräulichen Kranz.

Da kam in den Locken der Jugend daher
Dein Vater, der Schöne, von jenseit am Meer;
Mich brannte sein Auge mit zartlichem Licht;
Dem Ritter ergab ich, dem König mich nicht.

Ihm gab ich die züchtige Blume der Schaam,
Die Liebe von Vater und Mutter mich nahm,
Von Clifford, dem Stolzen; er schloss mir sein Haus:
Ich zog mit dem Buhlen, wie freudig! hinaus.

Was hauchet in der Quelle Klang?
Was hauchet in der Rose Duft?
Was klinget in dem Frühgesang?
Was summt und säuselt durch die Luft?

Mit tausend Liebesarmen reisst
Es den Entzückten an die Brust;
Mit tausend Jubelhymnen fleusst
Im Orgelklang der Strom der Lust.
O welch ein Seher macht mir kund
Dich, tiefes Leben der Natur?
Dich singt kein Lied, dich nennt kein Mund!
Ich ahnde dich, und zittre nur!

Liebe. (1800, S. 28 ff.)

Liebe flötet aus den Büschen,
Rieselt in dem Silberbach,
Bauet in des Haines frischen
Blüthen sich ein traulich Dach;

In dem Morgenherold schwinget
Sie sich zu dem Sternenthron;
Sie im Abendschatten klinget
Philomelens Silberton.

Liebe klopfet in den schnellern
Frühlingspulsen der Natur,
Liebe glühet in dem hellern
Blick des kühnen Jünglings.

Liebe strömt aus Hippokrenen
Götterkraft und Hochgesang,
Liebe stimmt zu süssen Thränen
Reiner Herzen Saitenklang.

Sanften Händedruck beflügelt
Sie zu starkem Donnerschlag;
Das Verborgenste entsiegelt
Sie in einem leisen Ach!

Schön bekränzte Freuden hüpfen
Rings um ihren Zauberthron;

Ihrem goldnen Netz entschlüpfen
Mochte nie ein Erdensohn.

Mädel mit den braunen Locken,
Mit des Reizes Wonneblick,
Lass die Spindel und den Rocken,
Folge doch der Liebe Glück.

Sieh, schon schnäbelt sich die Taube,
Und der Sperling baut sein Nest;
In der Kirschenblüthentraube
Spielet schon der laue West.

Auch ich baute gern ein Nestchen,
Weich und warm, doch eng und klein,
Raumig für ein liebes Gästchen —
Mädel sprich, willst du es seyn?

Schön Rosemund. (1802, S. 62.)

Im Garten zu Richmond schön Rosemund sass
Und über dem Knaben ihr Leid all vergass;
Die Thränen ihr flossen die Wangen hinab,
Dann sang sie das Lied, das der Kummer ihr gab.

„Komm, Bübchen, und lächle dem Mütterchen dein!
Komm, Herzchen, und lindre die brennende Pein!
Komm, süsseste Gabe der süssesten Lust,
Und lache mir Freude zurück in die Brust!

Die schönste der Mädchen vom Shannon zum Tein
Erklang ich zur Harfe und strahlte in Reih'n,
Viel Ritter mit Knappen, mit Ehren und Glanz
Wohl warben um meinen jungfräulichen Kranz.

Da kam in den Locken der Jugend daher
Dein Vater, der Schöne, von jenseit am Meer;
Mich brannte sein Auge mit zärtlichem Licht;
Dem Ritter ergab ich, dem König mich nicht.

Ihm gab ich die züchtige Blume der Schaam,
Die Liebe von Vater und Mutter mich nahm,
Von Clifford, dem Stolzen; er schloss mir sein Haus;
Ich zog mit dem Buhlen, wie freudig! hinaus.

Hier hab' ich geliebet, hier hab' ich gelebt,
Wo Richmond mit grünendem Hügel sich hebt;
Hier wiegt' ich, nach blutigen Schlachten und Harm,
Den ersten der Männer in liebendem Arm.

Jetzt ist er gezogen wohl über das Meer,
Dess ängstet das zärtliche Herz sich so sehr,
Die Nachtigal singet, mir singet sie Pein;
Das Bächlein, es murmelt, mich lullt es nicht ein."

So sang die Betrübte und machte das Gras,
Das Gras und die Blumen mit Thränen so nass.
Da rauscht' es im Haine, da sprang es hervor.
Wer war es? die Königin Eleonor'!

Sie hielt in der Rechten das Eisen der Wuth,
Den kältenden Becher, wornach es sich ruht.
„„Stirb, Buhlerin! ab ist dein Leben gespult.
Du hast dir den Tod für die Liebe erbuhlt.

Dein Sternlein geht unter am Himmelsgezelt,
Auf, wähle von beiden, was besser gefällt!
Das Eisen des Todes in blutiger Brust;
Den Becher des Todes für Becher der Lust.""

Und flehend zum Himmel, mit brünstigem Blick,
Ergreift sie den Becher und beugt sich zurück,
Und schlürfet den kalten, den hässlichen Tod,
Dann betet die bleichende Lippe zu Gott:

„Vergib mir die Sünde, du Vater der Huld!
Vergib mir die süsse, die irdische Schuld!
Du gabest den Herzen die Liebe doch ein;
Was wächst dann aus süssester Liebe die Pein?

O Heinrich, mein König, mein trauter Gemahl!
Einst seh' ich dich wieder im himmlischen Saal.
Fahr', heilige Liebe, du Süsse, fahr' wohl!
Du machst noch im Tode den Sterbenden wohl.

Mein freundliches Bübchen, mein holdestes, komm'!
Komm' mit zu den Engeln, so bleibest du fromm;
Da spielst du mit Blumen am rieselnden Quell;
O sei auch im Tode mein süsser Gesell!

Stirb, irdische Erde, verdirb und vergeh'!
Es findet die Liebe die himmlische Höh'.
Zerstört man hienieden ihr heimliches Nest,
So baut sie es wieder auf Sternen sich fest."

So träumte schön Rosemund freundlichen Tod.
Bald sprosseten Rosen am Grabe so roth.
Noch blühen die Rosen bei Richmond im Thal
Am früh'sten, verkündend der Liebenden Quaal.

In den Gesammtausgaben seiner Gedichte von 1840 und 1860 hat Arndt mancherlei änderungen vorgenommen: einzelne stellen sind in der form geglättet, die construction ist hier und da flüssiger geworden, der ausdruck verdeutlicht, manche strophen oder verse sind aus verschiedenen Gründen weggelassen. Bei einem neuen Abdrucke sollten die ursprünglichen lesarten von einzelnen gedichten wenigstens unter dem texte angegeben werden. Ich denke dabei an die bekanntesten lieder aus den freiheitskriegen. Sie haben damals einen mächtigen einfluss geübt und sind dadurch zu historischen documenten geworden, die wir auch jetzt noch in der form kennen möchten, wie sie zu ihrer zeit ans licht traten. Dass z. b. in dem liede: „Was ist des Deutschen vaterland" später eine Strophe wegblieb, hat bereits Hoffmann v. Fallersleben (Unsere volksthümlichen lieder, 3. aufl. s. 139) bemerkt. Für eine reihe der bekanntesten unter den übrigen gedichten darf eine jetzt sehr selten gewordene sammlung als norm gelten: „Lob teutscher Helden von Ernst Moritz Arndt. Neue vermehrte und von dem Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Köln 1815, gedruckt und verlegt von H. Rommerskirchen." Kl. 8°. Arndt hat der sammlung folgende worte vorausgeschickt: „Diese Lieder reichen nicht an die Thaten und Namen, die sie verherrlichen mögten. Nur wegen der Herrlichkeit derselben sind sie bemerkt worden. Einige derselben sind oft einzeln abgedruckt, auch wohl von fremden Händen, wie es oft geschieht, verändert und verbessert worden. Weil einige meiner Freunde sie indessen wünschen, wie sie von mir ausgegangen sind, so gebe ich sie hier, mit einigen neuen vermehrt, in ihrer ursprünglichen Gestalt. Köln, den 1. Julii 1815." Das büchlein enthält im ganzen zwölf gedichte: das

lied vom Schill, vom Gneisenau, vom Dörnberg, vom grafen Chasot, der waffenschmidt der teutschen freiheit, auf Scharnhorsts tod, der tapfere König von Preussen, das lied vom Blücher, vom Stein, die schlacht beim schönen bunde, meine Helden, das lied vom Harald Schönhaar. Als beispiel, wie zahlreich in einzelnen gedichten die änderungen sind, diene das lied vom Blücher, oder, wie es in den ausgaben von 1840 und 1860 überschrieben ist, das lied vom feldmarschall. Mit ausnahme der beiden ersten, später unverändert aufgenommenen strophen, lauten die übrigen in der oben angeführten sammlung:

3. Er ist der Mann gewesen, als alles versank,
Der muthig hin zum Himmel den Degen noch schwang!
Da schwur er bei'm Eisen gar zornig und hart
Franzosen zu weisen die preussische Art.

4. Den Schwur hat er gehalten, als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weisse Jüngling im Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauss,
Dass vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Dass Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend' entschliefen, die nie wachen auf.

6. Am Wasser von der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg,
Da mussten sie springen gar wild über's Feld,
Ihnen nach liess erklingen sein Hussa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane — o herrliche Schlacht —
Da bricht er wohl den Wälschen entzwei Glück und Macht,
Da liegen sie sicher nach blutigem Fall,
Da wird der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Lesarten der ausgaben von 1840 (A) und von 1860 (B). 3, 1 Der Mann ist er gewesen AB.; 3, 2 Der muthig auf gen Himmel AB.; 3, 4 Den Wälschen AB., die deutscheste Art B.; 4, 2 in'n Sattel. 4, 4 eisernen. 5, 3 Viel Tausende liefen dort A, Dass Tausende liefen dort B. 5, 4 nimmer wachen B. 6, 1 Wasser der Katzbach AB. 7, 2 noch Burg AB. 7, 3 springen wie Hasen über's Feld AB. 7, 4 Und hell liess erklingen A, Hinterdrein liess erklingen B. 8, 2 Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht AB. 8, 3 Da lagen AB. 8, 4 Da ward AB, Feldmarschall AB.

In der neuesten ausgabe finden sich übrigens manche grobe druckfehler. So ist z. b. in dem gedichte „die blumen" str. 3 (s. 59) zu lesen:

Da steht das Veilchen bescheiden,
Das Blümchen wunderhold,
Scheint sprechend: Magst du mich leiden?
Ich bin so treu wie Gold.

Die Ausgabe hat: Machst du. Ein seltsames versehen hat sich in folgende strophe des gedichtes an Elisabeth Alexiewna Kaiserin von Russland eingeschlichen (s. 209):

Du kennst die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennst auch diesen Klang;
Was Geister leise Geistern nur erzählen,
Das spricht in zarten Räthseln der Gesang:

Er wohnt mit Herrschern in den Kaisersälen,
Er spielt mit Hirten an des Hügels Hang,
In tausend Bildern, Farben und Gestalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

In der neuesten Ausgabe steht Kaiserseelen. So mag vielleicht eisernen in str. 4, 4 des liedes vom Blücher auch nur auf einem druckfehler beruhen. Selbst die angaben über die entstehungszeit der gedichte können nicht durchaus als zuverlässig gelten. Auf s. 57 z. b. ist das gedicht „die vier alter“ ins jahr 1803 gesetzt; es findet sich aber bereits im Bergischen Taschenbuch auf das jahr 1803, muss also spätestens 1801 verfasst sein.

Elberfeld.

Ueber die epische Poesie der Provenzalen,

besonders

über die beiden vorzüglichsten Epen Jaufre und Girart de Rossilho, so wie über die Ausgaben und Handschriften, worin sich dieselben befinden.

Von

Prof. Dr. Aug. Mahn.

Die provenzalische Litteratur konnte einst eine grosze Menge epischer Gedichte aus allen Sagenkreisen aufweisen, wie wir aus den zahlreichen Erwähnungen bei den provenzalischen lyrischen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts, besonders aber aus den beiden didaktischen Gedichten des Guiraut von Cabreira (Mahn, Ged. der Troub. Nr. 1033) und des Guiraut von Calanso (Ged. Nr. 111) ersehen. Das rasche Aufblühen und die reiche Entwicklung der Lyrik, welche alle Volkspoesie überhaupt und somit auch die epische Poesie in den Hintergrund drängte, und sie zuletzt beinahe ganz verschwinden liesz, bewirkte, dasz auch die Werke selbst untergingen, und dasz nur wenige davon gerettet wurden, und so auf die Nachwelt kamen; besonders da sicherlich manche mehr im Gedächtnisz der Spielleute fortlebten als dasz sie niedergeschrieben waren. Dies veranlaszte einen Grammatiker des 13. Jahrhunderts, Raimon Vidal von Bezaudun, zu sagen, dasz die französische Sprache mehr zu Romanen und Pasturellen, die provenzalische aber mehr zu Versen, Canzonen und Sirventesen geeignet sei, weil ihm zu seiner Zeit keine umfangreiche provenzalische epische Poesie mehr vorlag. Auf ein allgemeines Nichtvorhandengewesensein derselben läszt sich aber aus dieser Aeuszerung des Grammatikers durchaus nicht schlieszen, wie man

wirklich schon fälschlich daraus geschlossen hat. Dies wäre einem Wunder gleich zu achten, da bei allen alten Völkern der spätern lyrischen, didaktischen und dramatischen Poesie eine epische nothwendigerweise voraufgeht, und ja doch noch einige alte provenzalische Epen wirklich übrig geblieben sind. Ein solches unkritisches Räsonnement war einem Grammatiker des 13. Jahrhunderts erlaubt, für uns ist so etwas keine Argumentation mehr. Allerdings sind mehr Pasturellen und Romane der Nordfranzosen vorhanden; aber auch im Provenzalischen giebt es Pasturellen, und zwar ist diese Art der Poesie sehr alt; denn im Leben Cercamon's, eines der ältesten Troubadoure in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, heiszt es, er habe Pasturellen nach der alten Manier, d. h. im einfachen, volksthümlichen Tone, gedichtet. Auch von Marcabrun, dem Schüler Cercamon's, der ungefähr von 1140—1185 dichtete, giebt es Pastoretas. Ueberdies ist die französische Sprache zu Versen, Canzonen und Sirventesen eben so gut geeignet als die provenzalische. Was würde man von jemandem sagen, der die deutsche und italiänische Sprache etwa so vergliche, dasz die italiänische Sprache sich mehr zu Novellen und die deutsche mehr zu Romanen eigne, weil es in jener mehr Novellen und in dieser mehr Romane giebt? Und doch legen moderne Kritiker auf ein solches Räsonnement bei Raimon Vidal noch Werth.

Unter den Epen, die dem Untergang entgingen, zeichnet sich das Epos Girartz de Rossilho vor allen anderen aus, sowohl was das Alter als den Inhalt und die Sprache, so wie auch die Form oder den Versbau betrifft. In der Gestalt, in welcher es uns vorliegt, wurde es wahrscheinlich am Ausgang des 11. oder im Anfang des 12. Jahrhunderts von einem ungenannten Dichter nicht sowohl verfaszt als nach älteren dem 10. Jahrhundert angehörigen Liedern und Traditionen neu angeordnet, überarbeitet und erweitert, wie das das Schicksal aller ältesten Epen war, der Iliade und der Odyssee, des Nibelungenliedes, der Chanson de Roland, und in neueren Zeiten der finnischen Kalewala, wobei ein Gelehrter, Namens Lönnrot, die Rolle des Homer spielte, oder der serbischen Volkslieder, die Wuk Stephanowitsch dem Munde des Volkes ablauschte, und sie dann niederschrieb. Spuren der Entstehung aus einzelnen ver-

schiedenen Liedern, indem ein und derselbe Inhalt in mehreren verschiedenen Tiraden vorgetragen wird, die nun unvermittelt neben einander stehen, finden sich mehrere. Eine solche Eigenthümlichkeit findet sich auch in dem Epos Fierabras und im Chanson de Roland, weil sie eben so aus älteren Liedern, die im Munde der Spielleute fortlebten, zusammengestellt, und sicherlich von dem Zusammensteller auch erweitert wurden. Daher die Kritiker sich dann auch bemühen, solche Verse, Strophen oder Tiraden, die sie für eine Erweiterung oder Einschiebung halten, auszuscheiden, was aber immer nur sehr unvollkommen und sehr unsicher gelingen kann. Seiner historischen Grundlage nach reicht unser Epos aber in das 9. Jahrhundert hinauf. Den Inhalt des Gedichts machen die Streitigkeiten und Kämpfe zwischen dem Grafen Girart von Rossilho als Vasallen mit seinem Lehnsherrn Karl dem Kahlen aus, wofür der Dichter aber entweder absichtlich oder aus Verwechslung der Zeiten den berühmteren Karl Martell setzt. Das Gedicht zerfällt in drei Abschnitte; der erste behandelt Gerhard's Kriege mit dem Könige, die nach anfänglichen Siegen, in Folge deren er sein durch einen Verräther dem Könige überliefertes Schlosz Rossilho wiedergewann, um es durch abermahligen Verrath an den König zu verlieren, nunmehr mit seiner völligen Niederlage und Flucht endigen; der zweite enthält sein Umherirren mit seiner Gemahlinn im Ardennerwalde, wo er als Kohlenträger und sie als Näherinn ihr Leben 22 Jahre hindurch in Dürftigkeit und Niedrigkeit hinbringen; und der dritte seine durch die mit dem König vermählte Schwester seiner Gemahlinn bewirkte Aussöhnung und Wiedererlangung seiner Würden und Länder. Auf das Vorhandensein dieses Epos im Provenzalischen zu ihrer Zeit spielen die beiden oben genannten Guiraut von Cabreira und Guiraut von Calanson, so wie Peire Cardinal, an. Der letztere singt: „Anc Carles Martels ni Girartz Non aucizeron homes tans“ (Mahn, Werke der Troub. II, 194). Das Gedicht empfiehlt sich nicht wenig auch in poetischer Hinsicht. Die Sprache desselben ist bei aller Einfachheit und Schmucklosigkeit ungemein energisch und kräftig, die Schilderungen und Beschreibungen sprechen durch ihre Wahrheit und Natürlichkeit an; ganz besonders sind die Kämpfe

und Schlachten mit Vorliebe und objectiv in Homerischer Weise geschildert; jedoch findet in den Schlachtberichten, und der darin beliebten Beschreibung der Tödtungen und Verwundungen ein gewisses Masz Statt; es werden nicht so viele anatomische Gräuel gehäuft wie in dem Rolandsliede; die Berathschlagungen der beiden Parteien werden genau und beredt dargestellt, überhaupt die Reden der verschiedenen Gegner ausführlich mitgetheilt, und der Gang der beständig rasch fortschreitenden Handlung sorgfältig entwickelt. Die Sprache des Gedichts ist etwas dialektisch gefärbt, und weist auf eine Gränze hin, wo die beiden Sprachgebiete, das südliche und nördliche, die Langue d'oc und die Langue d'oïl, zusammentreffen. Das Gedicht empfiehlt sich auch auszerordentlich in philologischer Beziehung. Kein anderes provenzalisches Gedicht ist mehr geeignet, auf Hochschulen und Akademien gelesen und erklärt zu werden als dieses. Nirgend findet der moderne Philologe einen so vortrefflichen Stoff, sich in der Hermeneutik und Kritik so tüchtig zu üben als hier; denn da der Text in den wenigen Handschriften vielfach verderbt ist, und da so manche Wörter und Bedeutungen in den beiden einzigen Wörterbüchern entweder fehlen oder falsch ausgelegt sind, so wird dem Divinationsvermögen des Lesers und Erklärers eine ganz vorzügliche Gelegenheit geboten, sowohl den bis jetzt noch nicht fest genug stehenden echten Text kritisch herzustellen, als auch den Sinn und die Bedeutung der Wörter durch Vergleichung mit den übrigen romanischen Sprachen, besonders mit dem Altfranzösischen, sowie mit dem Mittellateinischen, dem Deutschen und Celtischen in allen ihren Dialecten, oder endlich oft auch durch blosze Ahnung und Vermuthung ausfindig zu machen. Eine so vortreffliche Gelegenheit zur philologischen Uebung trifft man selbst im Griechischen und Lateinischen nicht mehr so stoffreich und so jungfräulich an. Wir besitzen dieses Epos, oder wie die Provenzalen selbst es nennen, diesen Roman in 4 Handschriften, in einer vollständigen, in einer fast vollständigen, in einer unvollständigen und in einem kurzen Bruchstück. Die fast vollständige ist die rein provenzalische, wenn auch mit etwas dialectischer Färbung, die wir daher A nennen wollen. Es fehlen an dieser die ersten 564 Verse. Sie befindet sich

in Paris auf der groszen zuerst königlichen, dann republikanischen, dann kaiserlichen, dann wieder königlichen, dann wieder republikanischen, dann wieder kaiserlichen und jetzt wieder republikanischen Bibliothek. Es sind im Ganzen 9000 Verse. Die zweite vollständige, deren Sprache nicht so rein provenzalisch ist, sondern in einen sich dem Nordfranzösischen nähernden Text umgeschrieben, befindet sich zu Oxford in der Bodleiana. Wir werden sie B nennen. Sie war Raynouard, Fauriel, Diez und Hofmann noch ganz unbekannt. Francisque Michel theilte in einem Rapport à Monsieur le Ministre (vom Jahre 1839, p. 202) 9 Anfangs- und 12 Schluszverse davon mit. Es scheint aber, als ob niemand Kenntnisz davon nahm; auch ich erfuhr ihr in diesem Rapport angezeigtes Vorhandensein erst später dadurch, dasz ich denselben zufällig käuflich erwarb. Sie wurde für die gelehrte Welt gleichsam von neuem von dem damahligen Doctor und jetzigen Professor an der Berliner Universität Steinthal bei seinem in das Jahr 1855 fallenden Aufenthalt in Oxford entdeckt, welcher, als er mir diese Entdeckung ankündigte, zugleich die Güte hatte, mir die ersten 657 Verse in einer sauber ausgeführten Durchzeichnung mitzutheilen. Die Handschrift scheint auf der ersten Seite etwas gelitten zu haben, und auch sonst sind durch die ungeschickte Hand eines Buchbinders in der Mitte der Handschrift einige Buchstaben vom Rande ganze Seiten hindurch abgeschnitten. Wie schwer die Lesung der ersten Seite dem sonst in Handschriften zu lesen so geübten Fr. Michel gefallen sein musz, beweist der Umstand, dasz derselbe in den 9 ersten Versen 12 Verschiedenheiten von der correcteren Steinthalschen Abschrift aufweist. Ich habe diese 657 Verse in dem ersten Bande meiner Ausgabe der Gedichte der Troubadours vom Jahre 1856 abdrucken lassen, und die Fortsetzung durch andere Abschreiber ebendaselbst und im zweiten und vierten Bande dieser Gedichte bis v. 8998 geliefert, so dasz nur noch etwa 1000 Verse des Schlusses fehlen. Es kommen in der Handschrift viele Schreibfehler vor, manche Wörter sind vollständig verderbt, aber dennoch können wir durch dieselbe viele in A verfälschte und unverständliche Stellen in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherstellen, zumahl A auch viele Zeilen überspringt,

die sich nunmehr in B vorfinden. Die unvollständige, die wir C nennen werden, und die rein altfranzösisch ist, befindet sich im Brittischen Museum, und enthält nur 3529 Verse. Ich habe mir frühzeitig eine vollständige Abschrift davon verschafft; auch ist sie später von Fr. Michel herausgegeben worden. Die vierte, D, besteht nur aus einem Bruchstück von 5 Blättern oder 330 Versen. Zwei von diesen Blättern sind obendrein stark beschädigt. Sie wurde in Passy bei Paris als Deckel eines Notarregisters gefunden, und gehört jetzt Paul Meyer in Paris, oder wie die Franzosen ihn aussprechen Poll Meyère, der, obgleich seiner Väter Geburt nach ein Deutscher, vielleicht ein Elsasser, uns Deutschen jetzt dennoch nicht sehr gewogen sein soll, sonst aber ein vorzüglicher Kenner des Provenzalischen und ganz besonders auch unseres Rossilho ist, von dem er eine französische Uebersetzung in einer südfranzösischen Zeitschrift geliefert hat, die aber sowohl mir als überhaupt wohl den meisten ganz unzugänglich ist, und sich auch nicht auf unserer königlichen Bibliothek befindet. Der rein provenzalische Text von A ist in zwei Ausgaben vorhanden, die erste von Conr. Hofmann in München (vom Jahre 1855), die zweite von Fr. Michel (vom Jahre 1856). Auszerdem hat Raynouard in dem ersten Theile seines Lexique Roman einen 1376 Verse umfassenden Auszug aus diesem Epos geliefert. Die Ausgabe von Hofmann ist eine kritische, so weit dies zu erreichen war, wenn man nur eine Handschrift vor sich hat. Hofmann hat viele Stellen glücklich verbessert, indem seine Verbesserungen durch den später zugänglich gewordenen Oxforder Codex bestätigt wurden; viele andere muszte er unangetastet lassen, die nur durch Vergleichung mit B hergestellt werden konnten, und an noch anderen Stellen müssen seine Conjecturen, wie ja dies nicht zu vermeiden ist, durch andere ersetzt werden. Es ist aber im Ganzen eine äuszerst lobenswerthe Ausgabe. Die Ausgabe von Fr. Michel schlieszt sich mehr an die Handschrift an, und stellt dieselbe überall, wo derselbe richtig gelesen hat, da sie keine kritische sein sollte oder konnte, buchstäblicher als die Hofmannsche dar. Nun ist es aber für einen Erklärer dieses Epos äuszerst wichtig ganz genau zu wissen, nicht nur wie die Handschrift äuszerlich beschaffen ist, ob sie leicht oder

schwer zu lesen ist, wie die Gestalt mancher Buchstaben aussieht, z. B. des c und t und r und e und o, ob manches verwischt und undeutlich ist, sondern ganz besonders auch, was wirklich genau in der Handschrift steht und was nicht, und wo beide Ausgaben von derselben abweichen. Durch die Hofmannsche Ausgabe würde man mehr von der ursprünglichen Lesart der Handschrift erfahren haben, wenn Hofmann damahls den versprochenen Commentar geliefert hätte. Ich hielt es daher für eine dringende Aufgabe, um meine Erklärung des Rossilho an der Berliner Akademie für moderne Philologie zu vervollkommnen und zu vervollständigen, beide Texte mit der Handschrift noch einmahl zu collationiren. Ich begab mich daher im Sommer von 1873 nach Paris, und habe diese Collation in 3 Wochen oder in 108 Arbeitsstunden zu Stande gebracht. Das Resultat war ein bedeutendes; ich bin dadurch in den Stand gesetzt, eine Unzahl von Stellen besser zu verstehen und zu erklären, und mir von vielen zweifelhaften Dingen bessere Rechenschaft abzulegen, was ohne diese Autopsie ganz unmöglich gewesen wäre. Wie wichtig die Zuverlässigkeit der Texte auch für den Etymologen ist, und, wenn es immer anginge, selbst die Autopsie der Handschriften sein würde, will ich nur an einem einzigen Beispiele beweisen. Diez hält in seinem etymologischen Wörterbuche der romanischen Sprachen das aus der Hofmannschen Ausgabe des Rossilho v. 1155 gezogene edelenc für eine Nebenform von dem v. 2183 vorkommenden adelenc (ahd. adaline, ediling, von hoher Geburt); allein dieses edelenc findet sich in der Handschrift nicht; dort steht eben so wie in dem Oxforder Codex de belenc, welches durch gewagt erklärt werden musz. Dieses edelenc war weiter nichts als eine Conjectur Hofmanns, was freilich Diez, im Vertrauen auf die Ursprünglichkeit des Textes, nicht wissen konnte. Wenn dieses edelenc wirklich existirt hätte, so wäre es natürlich ein sehr schöner romanischer Repräsentant des deutschen ediling gewesen; so hat es aber Hofmann, wenn auch sehr sinnreich, nur vermuthet, und keine Gelegenheit gehabt, in dem versprochenen Commentar anzugeben, dasz es nur eine Vermuthung von ihm war.

Das nächste Interesse erregt ein Epos aus dem Sagen-

kreise des Artus und der Tafelrunde, genannt Jaufre,* spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaszt, von zwei verschiedenen, jedoch nicht genannten Verfassern, wie man am Schlusse des Werkes erfährt. Aus V. 60—86 geht hervor, dasz das Gedicht zur Zeit eines Königs von Aragon geschrieben wurde. Raynouard und Fauriel bezogen dies auf Petrus II (1196—1213). Andere riethen auf Jacob I. oder Petrus III. Die diesem Könige von Aragon in dem Gedichte zugeschriebenen Eigenschaften passen aber, wie aus E. A. Schmidt's Geschichte von Aragonien hervorgeht, weder auf Petrus II. noch auf Petrus III., sondern einzig auf Jacob oder Jayme I. (von 1213—1276), unter dessen Regierung also das Gedicht entstanden ist. Schon im fünften Jahre war er König (anc en tan jove coronat), Petrus III. dagegen bestieg erst im 40. Jahre seines Lebens den Thron; im Jahre 1225 fand sein erster siegreicher Feldzug gegen die Sarazenen Statt (ans en la primeira batalha | faita per el, el a venentz | cels per que deus es mescrezutz). Auch O. Petry und Professor A. Tobler erklären sich für Jacob I. Das Gedicht enthält 11000 acht- und neunsylbige Verse, die paarweise gereimt sind. Dasselbe schildert die wunderbaren Abenteuer und Heldenthaten des jungen Ritters der Tafelrunde Jaufre, den Wolfram von Eschenbach mehrere Mahle als einen solchen Ritter erwähnt, seine Liebe zu der schönen ihm geneigten Brunessen von Monbrun, und endlich seine Vermählung mit derselben, die an Artus Hofe mit groszer Feierlichkeit und Pracht begangen wird. Was den poetischen Werth betrifft, so gehört dieses Epos oder dieser Roman zu den vorzüglichsten der älteren romanischen Litteraturen, und der Held desselben erinnert vielfach an den deutschen, aber ursprünglich provenzalischen Parzival. In philologischer Beziehung gehört er zu den leichtesten provenzalischen Gedichten, die man lesen kann, und eignet sich daher ungemein zu einem

* Jaufre ist nicht Gottfried, hat aber ungefähr denselben Sinn; altd. ist es Gôzfrid, und dieses Gôz ist altn. Gautr oder Gauti, goth. Gauts, ags. Geât, ein Beiname Odin's (cf. Grimm, Mythol. 1, 341), franz. Geoffroi. Gottfried ist prov. Godafrei, franz. Godefroi; aber durch das Französische trat eine Verwirrung ein, indem Geoffroi auch für identisch mit Godefroi angesehen wurde. Schlägt man in deutsch-französischen Wbb. den Namen Gottfried nach, so findet man dafür Geoffroi und Godefroi; das erstere ist aber eigentlich falsch.

Lesebuche für Anfänger. Es ist dieses Epos nur in zwei Pariser Handschriften erhalten; auszerdem befindet sich noch ein ausgezogenes Bruchstück in einer Vaticanischen Handschrift. Die älteste ist die eine Pariser, also A zu nennen; sie führt die Nummer Mss. fr. 2164 in klein 4. Sie ist sehr verwahrlost und beschädigt worden. Einzelne Blätter sind herausgerissen, andere befinden sich nicht in der richtigen Aufeinanderfolge, und ganze Seiten sind so verwischt, dasz sie kaum mit einer Lupe und nur mit Hülfe des anderen Manuscripts einigermaszen gelesen werden können. Die Handschrift ist durch zahlreiche, aber ganz kunstlos und roh gemalte Miniaturen illustrirt. Die zweite Pariser Handschrift (B) mit der Nummer Mss. fr. 12571 ist jünger, aber schöner und deutlicher geschrieben, und verdient daher, einer Ausgabe des Jaufre zu Grunde gelegt zu werden. Das Bruchstück befindet sich in der Vaticanischen Liederhandschrift Nr. 3206; es ist eigentlich ein aus vier kleineren Bruchstücken bestehendes gröszeres Bruchstück von ungefähr 1000 Versen, die wegen ihres mehr lyrischen Inhalts in diese Handschrift aufgenommen worden zu sein scheinen. Raynouard hat das Gedicht mit zahlreichen Lücken und Auslassungen, die aber den Gang der Handlung nicht beeinträchtigen, im ersten Bande seines Lexique Roman hauptsächlich nach Handschrift B abdrucken lassen, und Conr. Hofmann hat diese Auslassungen in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom Jahre 1868, II, p. 167—198; 343—366 zu ergänzen gesucht, so dasz das Gedicht vollständig vorliegt; überdies hat Otto Petry in einem anziehenden Programm der städtischen Gewerbeschule zu Remscheid über Jaufre eine neue kritische Ausgabe desselben versprochen. Ich selbst habe ein groszes Stück des Anfangs nach beiden Pariser Handschriften abgeschrieben, welches ich in kurzem herauszugeben und mit Commentar und Glossar zu versehen gedenke. Auszerdem habe ich noch ungefähr 500 von den schon in meinem Besitz sich befindenden Liedern aus der guten Handschrift C, d. i. Mss. fr. Nr. 856, ehemahls 7226, collationirt, und dadurch manchen schlimmen Fehler der von mir beauftragten Abschreiber beseitigt, welche sämmtlich im 5. Bande der Gedichte der Troubadours zum Abdruck gelangen werden.

Wenn also um die Mitte des 13. Jahrhunderts noch ein so umfangreiches rein provenzalisches Epos mit ganz selbständigem Inhalt verfaszt werden konnte, wie durfte man es nur wagen, wie es so viele gethan haben, der früheren Zeit zahlreiche epische Gedichte abzusprechen, weil, obgleich so oft bei den lyrischen und didaktischen Dichtern darauf angespielt wird, aus begreiflichen Ursachen nur eins oder zwei bis auf uns gekommen sind. Es giebt gewisse Kritiker, die nur an die Existenz dessen glauben, was ihnen wirklich vorgelegt werden kann, und was sie also mit den Händen betasten können, so wie es Geschichtschreiber und Geschichtsforscher giebt, die da glauben, dasz die Geschichte erst da anfängt, als man die Thatsachen zu verzeichnen anfing, und so weit diese Verzeichnisse auf uns gekommen sind. Wäre das in nur einer Handschrift erhaltene Fragment des provenzalischen episch-didaktischen Gedichts Boëthius (258 Verse im 10sylbigen epischen Versmasz aus der Mitte des 10. Jahrhunderts) und der ebenfalls nur in einer Handschrift unvollständig erhaltene provenzalische Girartz de Rossilho auch untergegangen, und wie leicht hätte das nicht geschehen können, so würde sicherlich, trotz aller Anspielungen bei den lyrischen und didaktischen Dichtern, ihre ehemalige Existenz von dieser Art Kritikern dreist geläugnet worden sein. Und selbst ein im 13. Jahrhundert entstandenes episches Gedicht ist nur in 2 Handschriften vorhanden, und in einem durch Italien, wo kein handschriftenvertilgender Albigenserkrieg und keine französische Staatsumwälzung wüthete, geretteten Fragment. Selbst von dem noch späteren historischen Gedicht „der Albigenserkrieg“ giebt es nur eine einzige Handschrift und ein Paar Fragmente. Und wie steht es mit den späteren Lyrikern? Sind die Werke keines von ihnen verloren gegangen? Auch hier haben wir den Verlust der sämmtlichen Lieder und Werke gar manchen Dichters, von dessen Existenz wir Gewiszheit haben, zu beklagen; und ist es nicht auch bemerkenswerth, dasz, obgleich wir mehr als 20 Handschriften oder Sammlungen der lyrischen Gedichte der Troubadours besitzen, uns so viele Lieder nur in einer einzigen Handschrift aufbewahrt worden sind? Dasz es provenzalische epische Gedichte von den Thaten Karls des Groszen,

deren Schauplatz in Südfrankreich und Spanien war, gegeben haben musz, liegt in der Natur der Sache. Wenn Guiraut von Cabreira zu dem Spielmann Cabra sagt: „Non sabs ies | de la gran iesta de carlon | con en transportz | per son esfortz | intret en espaigna abandon | de ronssauals | los colps mortals | qe ferol dotze conpaignon | con foron mort | e pres a tort | trait pel trachor goanelon | al amirat | per gran pechat | et al bon rei marselion," also kurz den Inhalt des provenzalischen, aber nur in französischer Version erhaltenen Rolandsliedes angiebt, so hat das für die Kritik denselben Werth als wenn er weiter hin sagt: „Non sabs cos va | del duc augier | ni dolivier | ni destout | ni de salomon | ni de loer | ni de rainier | ni de girart de rossillon." Er kannte also eben so gut provenzalische Epen von Karl dem Groszen und von Roland wie von Girart de Roussillon. Man hat gemeint, dasz in jener Epoche (im 12. und 13. Jahrhundert) die Verbreitung französischer Dichtungen auch im Süden schon sehr grosz war, wofür man den Beweis aus dem Grunde schuldig geblieben ist, weil er überhaupt nicht beizubringen ist. Es wäre doch sonderbar, wenn die Spielleute die von Cabreira und Calanson angeführten vielen Epen ihrem provenzalischen Publicum in nordfranzösischer Sprache vorgetragen hätten und hätten vortragen können. Dasz wohl ein oder der andere epische Stoff von den Nordfranzosen entlehnt wurde, ist einleuchtend, aber in der Originalsprache konnte er nicht vorgetragen werden, er muszte ins Provenzalische übersetzt werden, wie es z. B. mit dem Fierabras geschehen ist. Die Mehrzahl indessen der von den beiden didaktischen Dichtern erwähnten epischen Stoffe war zuerst und ursprünglich in provenzalischer Sprache behandelt worden. Auch der Parzival war zuerst in provenzalischer Sprache verfaszt, indem Wolfram von Eschenbach den Provenzalen Kiot, d. i. Guiot, als seine Quelle anführt, die Sage sich auf Südfrankreich bezieht, daher ein provenzalischer Dichter des 12. Jahrhunderts, Raimbaut von Vaqueiras Parzivals Abenteuer mit Granet, dem rothen Ritter, erwähnt (Anc Persavals, quant en la cort d'Artus | Tolc las armas al cavalier vermelh, | Non ac tal gaug cum ieu del sieu cosselh. Mahn, Werke der Troub. I, 366), und auch einige provenzalische Namen darin vorkommen. Ueberdies ist

Parzival der erste und einzige Ritter, der Tournieren in der Provence beiwohnt. Noch vier andere Anspielungen provenzalischer Dichter beziehen sich alle auf merkwürdige Lagen Parzivals, die nur in Wolfram von Eschenbachs Parzival uns erhalten sind.

Aus allem diesen wird man ersehen, was für einen Werth die dreisten Behauptungen derjenigen Kritiker haben, dasz es keine reiche provenzalische epische Poesie gab, weil nicht genug davon erhalten ist. Gerade eben so vernünftig, als wenn man behaupten wollte, dasz von den 54 Lustspielen des Aristophanes 43 nicht geschrieben worden sind, weil nur 11 erhalten sind.

Die Dramen Jodelle's.

Von

S. Hoffmann.

Das 16. Jahrhundert zeichnet sich durch mehrere grosse Bewegungen aus, welche die Gestalt der Gesellschaft verändert und die moderne Cultur in Europa geschaffen haben. Die Factoren dieser Veränderung sind in erster Linie die religiöse Reform und das Wiederaufblühen der alten Wissenschaften. Die Reformation zerstörte das Ansehen des Clerus und den Aberglauben des Mittelalters, das Wiederaufblühen der alten classischen Wissenschaften vertrieb aus den Schulen die barbarische Philosophie der Mönche, die Scholastik. Auch die französische Litteratur empfand diese allgemeine geistige Erschütterung und selbst die Poesie nahm Theil an dem grossen Kampfe gegen die Vorurtheile. Die religiös-politischen Bürgerkriege der Guisen und Hugenotten haben freilich unsägliches Elend über die damaligen Bewohner von Frankreich gebracht, aber aus ihnen ist die neuere Zeit, gereinigt von den Schlacken aller nur denkbarer Laster,* hervorgegangen. Die Beschäftigung mit dem griechischen und römischen Alterthum lenkte die stark versumpften und verdummten Geister wieder in neue Bahnen. Und wie sich die Wohlthaten des Studiums der classischen Sprachen auf alle Verhältnisse erstreckten, so ergoss sich sein Einfluss namentlich auch auf die Reform des damaligen französischen Theaters.

* Vergl. Fr. v. Raumer's Geschichte Europa's. (16. Jahrhundert) 2. Bd. pag. 190.

Schon vor den Kreuzzügen wurden in den Kirchen Versuche von frommen Dramen eingeführt und eingebürgert, und interessirten sowohl Laien als auch Geistliche,* wiewohl man die erste Entstehung der Mysterien den von Palästina kommenden Pilgern zuschreibt, die ihren Klagen und Berichten die natürliche Form eines kleinen Drama's gaben. Bald wurde es üblich, bei allen grossen und festlichen Gelegenheiten, bei Leichenbegängnissen von Aebten und Aebtissinnen gewisse Arten von Hirtengedichten mit theatralischer Action und in lateinischer Sprache aufzuführen. Messen und Märkte, sowie der Verkauf der Klosterweine, boten den frommen Mönchen nicht weniger Gelegenheit ihre theatralische Kunst zu zeigen, um von den Käufern ihrer Weine bessere Preise zu erzielen.** Diese Anfänge lassen sich nun nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt fixiren, nur so viel steht fest, dass das erste französische zugleich permanente und regelmässige Theater in Paris erst im Jahre 1402 eröffnet wurde. Da beginnt erst die Geschichte der dramatischen Kunst, wenn überhaupt das Wort Kunst auf solche Versuche angewendet werden darf. Vom Jahre 1402 datirt das Patent, welches Carl VI. nach 4jährigem Einhalten von Seiten des Prévôt von Paris den „Confrères de la Passion" bewilligte, „de jouer à Paris Dieu, la Vierge et les Saints."*** Darauf bildete sich die heitere Gesellschaft der „Enfants sans souci," junger Leute von Familie, geistreich und derangirt; sie sind die ersten, denen die Geschichte theatralische Vorstellungen von einem possenhaften und satirischen Charakter zuschreibt.† Sie erlangten leicht von Carl VI. die Erlaubniss, de représenter leurs „sotties" sur des échafauds en place publique. Drittens endlich nehmen die Clercs de procureurs unter dem Namen der Bazoche†† die Gewohnheit an, an gewissen Feiertagen, moralités und farces zu spielen, deren Inhalt gewöhnlich Scherz und Satire ausmachten. Die beiden letztgenannten Genossenschaften hatten die meisten Beziehungen zu einander, sie ergänzten

* Sainte-Beuve, tableau hist. et crit. de la poésie fr. et du théâtre fr. au XVIe siècle. Paris 1869. pag. 170. not. 1. entnommen aus dem Journal des Savants, juin 1836, article de M. Raynouard.

** Sainte-Beuve, a. a. O. p. 170.

*** Ebendas. p. 169.

† Herrig, la France littéraire, pag. 56.

†† Basoche auch mit s geschrieben, cf. Sachs, dictionn. Die Basoche vom lat. basilica ist ein ehemaliger Gerichtshof der Schreiber des Pariser Parlaments, gegründet 1303; clerc de la basoche ist Mitglied dieser Körperschaft.

sich gewissermassen und hielten Frieden. Das beste aller Stücke der Bazoche ist die berühmte farce vom Advocaten Pat(h)elin von unbekanntem Verfasser, die im Jahre 1480 zum ersten Male gegeben wurde. Die Franzosen haben sie nicht vergessen, man spielt sie noch heute, ein wenig nach der neuen Mode zugestutzt, auf den kleinen Theatern von Paris. Die Enfants sans souci, die sich seitdem mit den Confrères de la Passion vereinigt hatten, um den Ernst der Mysterien durch Zwischenspiele von burlesker Komik zu mildern, wodurch sie gewissermassen an die Karnevalsscherze in Köln und andern deutschen Städten erinnern, blühten bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts, geschützt durch die Gunst des Publicums und der Fürsten. Franz I., „der Vater der Wissenschaften," der ihren Spott fürchtete, verbot ihre Vorstellungen. Später traten sie mehrmals wieder zusammen, um dann, gegen Ende des Jahrhunderts, dem Elende der Bürger- und Religionskriege und der Umwandlung des litterarischen Geschmacks zu weichen, welche auch in Frankreich die Wiedergeburt der Wissenschaften herbeiführte.*

Das war der Stand der Dinge, als man mit Macht in das classische Alterthum zurückgriff. Die alten Mysterien, Farcen und Moralitäten, welche über 150 Jahre hatten vorhalten müssen, befriedigten das gebildete Publicum nicht mehr. Ein Beschluss des Parlaments und des Hofes gestattete den Confrères de la Passion nur noch, les sujets „licites", profanes et honnêtes und verbot ihnen ausdrücklich die mystères tirés des saintes Ecritures (1548).** Das Studium des antiken Theaters begann seit einiger Zeit neue Ideen anzuregen und bereitete unvermerkt die ausgezeichneten Geister zu einem regulären System dramatischer Composition vor. In dieser Art, wie in der anderen, gingen Uebersetzungen den Nachahmungen voraus und riefen letztere hervor. Man übersetzte wörtlich die Tragödien des Seneca und die Komödien des Plautus und Terenz. Ronsard's poetische Uebersetzung des Plutus des Aristophanes war die erste klassische Vorstellung, die in Frankreich stattfand (1549).*** Bald folgten andere.

---

* Kreyssig, franz. Nationallitt. Berlin 1873. pag. 101.

** Dieser Beschluss erklärt sich genügend aus dem religiösen Zustande Frankreichs und den drohenden Fortschritten der Reformation. Vergl. Sainte-Beuve, p. 196: Ce qui peut sembler singulier, c'est qu'en Angleterre, vers cette époque, Henri VIII interdisait les mêmes représentations „comme favorables au culte catholique."

*** Herrig u. Burguy, la France litt. p. 110.

Nicht wenig trug auch zu der dramatischen Reform bei Joachim Du Bellay's Illustration de la langue française, welche unter den Auspicien Ronsard's erschien und offen Nachahmung der Griechen und Römer predigte.* Auf die Mysterien, ganz christliche Stücke in Bezug auf den Inhalt und französisch in Rücksicht der Form, folgten nun plötzlich Tragödien einer gelehrten Berufsgenossenschaft (der sog. Plejade**), die ganz mythologisch und heidnisch waren. Als der erste Repräsentant dieser Originaltragiker erscheint Jodelle. Seine Kenntniss des Latein und Griechisch setzte ihn in den Stand, die alten Dramen zu lesen und er fasste den Entschluss sie nachzuahmen. Es bedurfte ohne Zweifel eines grossen Muthes, um sich gegen ein Schauspiel zu erheben, das eben so sehr durch eine falsch verstandene Devotion wie durch eine lange Gewohnheit accreditirt war. Jodelle aber brach kühn und mit einem Wurf und vollends mit seiner Zeit und umarmte das Antike, um seiner Nation eine ganz neue Welt und eine neue Sprache vorzuführen.***

Etienne Jodelle† wurde nach übereinstimmenden Angaben 1532 zu Paris geboren. Von seinen Aeltern und seiner Kindheit ist uns nichts überliefert, ausser dass er von einer vornehmen Familie stammte und Herr des Landgutes Lymodin†† war. Schnell wie Jodelle lebte

---

* Du Bellay établit en principe que, sans l'imitation des Grecs et des Latins, les Français ne pourraient donner à leur langue „l'excellence et la lumière des autres plus fameuses".

** Die 7 Dichter der Plejade, genannt nach der alexandrinischen *Πλειάς* (dem Canon von 7 Tragikern) (cf. Lübker's Reallexicon), deren nominelles Haupt der alte Dorat war, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, in allem die alten Classiker nachzuahmen. An ihrer Spitze stand Ronsard, ferner gehörten dazu Joachim du Bellay, Antoine de Baïf, Amadis Jamyn, Belleau, Jodelle und Ponthus de Thiard; cf. Demogeot, hist. de la litt. fr. 2. éd. Paris 1855. pag. 337: ou par variante Scévole de Ste Marthe et Muret. (Ste-Beuve p. 65.)

*** Goujet, hist. de la litt. fr. Paris 1748. tom. II. pag. 168. Franz I. hatte schon den 10. August 1539 die franz. Sprache zur officiellen erhoben, „en bannissant le latin de tout acte public, malgré les opiniâtres résistances des gens de robe."

† Sein Name wurde von seinen Zeitgenossen gefeiert durch das Anagramm: Jo, le Délien est né! Vergl. Ed. Fournier, Théâtre fr. au XVIe et au XVIIe siècle. 1 vol. gr. 8, illustré. Paris 1871. pag. 1.

Ferner vergl. besonders Pasquier, Recherches sur la France, Amsterdam et Leide 1723. liv. VII. chap. 6. pag. 704 und Pierre Bayle, dictionn. historique et critique 4. éd. 1730.

†† Nicht zu verwechseln mit Limousin, alter frz. Provinz. In Betreff der Abstammung von adliger Familie sagt Fournier a. a. O. c'est plus que douteux: le Lymodin me semble un fief des pays imaginaires, que la fortune de Jodelle habita tout aussi assidûment que son esprit.

(1532—1573), schrieb er auch. Die längste Tragödie hat ihn nicht länger beschäftigt als 10 Vormittage und seine Komödie Eugène wurde gemacht in 4 Absätzen.* Bei so grosser Fruchtbarkeit hat uns Jodelle nur 3 Stücke hinterlassen, 2 Tragödien: Cléopâtre captive und Didon se sacrifiant oder auch mourant, und die Komödie l'Abbé Eugène oder La Rencontre.** Den Grund, weshalb er so wenig geschrieben, giebt Jodelle selbst in folgenden Worten an: „J'avois des Tragedies et des Comedies, les unes achevées, les autres pendues au croc, dont la plûpart m'avoient esté commandées par la Roine et par Madame, soeur du Roi, sans que les troubles du tems eussent permis d'en rien voir et j'attendois une meilleure occasion" (es war im Jahre 1558, als er diese Antwort gab und er fügte noch ziemlich poetisch hinzu „que cette année la fortune avoit trop tragiquement joué dedans ce grand échafaut de la Gaule, sans faire encore par de faux Spectacles, reseigner les véritables playes."*** Aber statt Tragödien schrieb er lieber, oder vielmehr er schlug vor, dass man ihm erlaubte zu erfinden „quelques mascarades† ou muettes ou parlantes, accommodées au tems, au lieu et aux circonstances." Kein Wunder, dass diesem talentvollen Dichter angesichts der Gräuel der bürgerlichen Religionskämpfe die Lust verging, etwas Ernstes und Bedeutendes zu schaffen. Die Geschichte mit dem, in Folge des glänzenden Erfolges der Cleopatra vor Heinrich II., ihm zu Ehren in Acueil geopferten Bock zog ihm einerseits vielerlei Gehässigkeiten von Seiten der Geistlichkeit zu, und brachte ihn andererseits in den Ruf eines Atheisten.†† Vielleicht war dies auch die Veranlassung und der Grund zu seiner Komödie Eugène, um darin durch die Verspottung des Clerus Rache an ihm zu nehmen. Den Ruf eines Atheisten hätte sich wohl Jodelle auch ohnedies durch seine Anschauungen und seine Lebensweise zugezogen. Den Vergnügungen

* Le Mercier et Saillant, hist. du théâtre françois. tom. III. Paris 1745, aus der Vorrede de la Motte's an der Spitze der Poesien Jodelle's: „Mesme la Comedie d'Eugene fut faicte en quatre traites."

** Pasquier, Jodelle's Zeitgenosse, macht aus diesem Titel 2 Komödien, indem er statt „en" „et" setzt.

*** Goujet, pag. 172. Le Mercier a. a. O. Beide schöpfen aus derselben Quelle, nämlich aus Pasquier.

† Sein „désastre" in Folge der Verwechslung, wo die Decorateure in der mascarada „Navire des Argonautes" clochers statt rochers herbeibrachten, erzählt er selbst in einer Art apologetischer Broschüre: „Recueil des Inscriptions, Figures, Devises et Mascarades, ordonnées en l'Hôtel de Ville de Paris 1558." Vergl. Ste-Beuve, pag. 209. Anm. 1.

†† Ausser Anderen giebt besonders Bayle dieses Abenteuer ausführlich,

in ausgelassener Weise hingegeben ging er mit seinem Leben wie mit seinem Vermögen verschwenderisch um. Ein wenig Cyniker beklagte er sich stets, dass man ihn vernachlässigte. Doch mag es wohl unwahrscheinlich sein, dass er Hungers gestorben.

Er machte, wie wir bereits bemerkt haben, den ernsten Versuch, das Theater der Alten wiederzuerwecken. Schon mehrere Uebersetzungen waren im Französischen erschienen, die Andria des Terenz, die Hecuba des Euripides, die Electra des Sophocles; Ronsard hatte 1549 den Plutus des Aristophanes übersetzt. Da endlich im J. 1552 brachte Jodelle eine Tragödie auf die Bühne, nicht übersetzt, sondern nachgeahmt von den Alten. Diese Nachahmung war für damals ein grosser Ruhm. Die Cleopatra wurde (mit einer Komödie desselben Dichters l'Abbé Eugène ou la Rencontre) dargestellt vor dem Könige Heinrich II. zu Paris, im Hôtel de Reims, „avec un grand applaudissement de toute la compagnie. Je le dis comme celui, sagt Pasquier,* qui y estoit présent avec le grand Turnebus en une mesme chambre et les entreparleurs (= interlocuteurs = acteurs) estoient tous hommes de nom. Remi Belleau et Jean de la Péruse jouoient les principaux rollets." Jodelle selbst spielte die Cleopatra. — Der Stoff ist also entlehnt aus der alten Geschichte. Die auftretenden Personen sind folgende: l'Ombre d'Antoine, Cleopatre, Eras und Charmium, Kammerfrauen der Königin, Octavian César, Agrippe und Proculée, Feldherren Octavians, der Chor alexandrinischer Frauen und Seleucus. Der Prolog, der den Zuschauer mit dem historischen Inhalt bekannt macht, wendet sich an Heinrich II. und ist nicht frei von servilen Schmeicheleien gegen denselben (z. B. ô Roy! des roys la crainte! . . . De la grandeur de ton sainct nom . . . u. s. w.). Das Stück ist in fünf kurze Acte getheilt, am Ende eines jeden Actes tritt der Chor auf, ausserdem singt er innerhalb des 3. u. 4. Actes einige Lieder und betheiligt sich am Dialog. Die grosse Eintheilung der alten Tragödien in Prolog, Epeisodien und Exodus ist also nicht mehr stricte festgehalten und von einer genauen Nachahmung des Chors als Parodos, Stasimon und Kommos ist gar keine Rede mehr.** Ebenso angelegt ist Didon se sacrifiant, nach dem 4. Buch der Aeneis. Die handelnden oder vielmehr stets redenden Personen sind hier: der

* Recherches, VII. 6. cf. Demogeot p. 338.

** Vergl. Racine, frgm. du premier livre de la poétique d'Aristote, tome II. pag. 238. Paris. Hachette. 1856.

treue Achates, des Aeneas Sohn Ascanius, der nach den klugen Reden, die er führt, kein Knabe mehr ist, der Steuermann Palinurus, Aeneas, der Chor der Trojaner, Dido, ein zweiter Chor von Phönicierinnen, Anna, Dido's Schwester, und Barce.* Den hier fehlenden Prolog ersetzt die ausführliche Auseinandersetzung des Achates. Die äussere Einrichtung ist fast ebenso wie bei der Cleopatra. Eine geringe Abwechselung in die Monotonie der athemlosen, mit allerdings kräftigem Pathos gewürzten Tiraden bringt an zwei Stellen eine ziemlich gelungene Nachahmung der griechischen sog. Stichomythien zwischen dem Chor und Aeneas im 2., und zwischen Aeneas und Achates im 3. Acte.

Das Metrum ist in beiden Stücken im Dialog meist der Alexandriner; in den drei letzten Acten der Cleopatra wechselt er mit dem 10sylbigen Verse ab. Die Komödie Eugène ist in Versen von 8 Sylben, mit willkürlich gemischten männlichen und weiblichen Reimen. In den Chorliedern sind Verse zu 8, 6 und 4 Sylben angewendet. In Dido sind am Schluss des 3. u. 4. Actes Chorlieder, das eine zu 18, das andere zu 12 Versen, und zwar in der Art, das auf je 2 Alexandriner ein 6sylbiger Vers folgt und so dass die Alexandriner unter sich und die 6sylbigen Verse ebenfalls nur mit einander reimen. Ueberhaupt wechseln männliche und weibliche Reime ganz nach Willkür und Belieben, ausser im 1. Act der Cleopatra, der nur weibliche Reime enthält.** In Betreff der metrischen Gesetze ist noch zu erwähnen, dass hier die Grammatik zu Gunsten des Versmasses manche Einbusse hat erleiden müssen. Das stumme e am Ende der femininen Form, welches aber, wenn eine Sylbe mit einem Consonanten folgt, ein betontes wird, wird häufig des Metrums wegen abgeworfen, z. B. à grand force, grand rage, mit auch ohne Apostroph geschrieben; überhaupt wird derselbe oft angewendet, um ein Wort, um eine Sylbe zu verkürzen,

* Man vergl. Schiller's freie Uebersetzung des 4. Buchs der Aeneis, in gereimten fünffüssigen Jamben, in der mehr dramatische Handlung ist, als in Jodelle's Dido.

** Gen. vers baïfin in Rücksicht des Reimes: der vers baïfin scandirt wie der alte Hexameter und endigt stets auf einen weiblichen Reim. Vergl. Herrig, La France litt. pag. 104. Sachs, dictionn. nennt s. v. Baïf diesen Dichter geradezu „den Einführer der reimlosen Verse in die frz. Dichtkunst und vers baïfins reimlose Verse.“ Vergl. darüber auch Demogeot, litt. fr. p. 337.

Das Gesetz für den regelmässigen Wechsel von je 2 Versen mit männlichen und je 2 Versen mit weiblichen Reimen, deren die franz. Poesie nun einmal nicht entbehren kann, gab erst Garnier (1545—1601), cf. Herrig, a. a. O. pag. 111.

z. B. or' statt ore, ores; oncq' statt oncques, avecq' statt avecques. Spacieux gilt für 3sylbig und reimt mit cieux, welches an der betreffenden Stelle (Abbé E. p. 9) für einsylbig gilt, u. dergl. m.*

Nach Aristoteles** ist die Tragödie Nachahmung einer ernsten, vollständigen Handlung von einem gewissen Umfange, welche in verschönerter Sprache von Handelnden, nicht durch Erzählung, geschieht, und durch Mitleid und Furcht die Reinigung (*κάθαρσις τῶν τοιούτων παθῶν*) derartiger Leidenschaften vollbringt. Nach dieser Definition scheint Jodelle sich gerichtet zu haben, denn in seinen beiden Tragödien wirkt er durch die Darstellung einer tragischen Schuld und ihrer Sühne; in der Cleopatra liegt die tragische Schuld in der Verführung des Antonius, der zudem seine rechtmässige Gattin verstossen hat. Ein Triumphzug durch die Strassen Rom's soll ihr Verbrechen bestrafen, sie sühnt ihre Schuld durch freiwilligen Tod. In Dido ist die tragische Schuld nicht so gross, daher unser Mitleid stärker; es ist nur die unbezähmbare Liebesgluth zu Aeneas, die ihre Schuld ausmacht; sie sühnt dieselbe durch freiwilligen Feuertod. So haben auch die Zeitgenossen Jodelle's Tragödien aufgefasst, deshalb haben sie ihn gefeiert, wie es selten einem Dichter geschehen ist, sie haben ihn mit Begeisterung gefeiert als Regenerator des classischen Schauspiels; und mit Recht, denn er gab ihnen in der That etwas Neues, Vollkommenes im Vergleich zu dem Bisherigen; er ahmte die Alten nach oder suchte ihnen nachzuahmen, und er, nicht erst Corneille, wurde in Wahrheit der Begründer des neuen classischen Drama's, wie es seitdem durch Racine auf den höchsten Gipfel der Vervollkommnung gebracht worden und wie das unvergängliche Verdienst dieses grossen Dichters selbst inmitten des aufblühenden Romantismus die grossartigen und genialen Leistungen einer Rachel genugsam bewiesen haben.*** Freilich hatte Jodelle das Wesentliche, worauf es gerade ankommt, was eben das Wesen des Schauspiels ausmacht, die Handlung, *τὸ δρᾶμα*, noch nicht erfasst, er hatte sich an die äussere Aehnlichkeit mit der antiken Tragödie gehalten und darüber den Inhalt vernachlässigt oder vergessen.

* In Betreff des Metrischen verweisen wir überhaupt auf die Abhandlung von Gustav Weigand. Schulprogramm, Bromberg 1863 und Büscher, La versification de Ronsard, Weimar. Progr. 1867.

** *Περὶ ποιητικῆς*, c. b. vergl. Racine, p. 238.

*** Demogeot, a. a. O. p 339. Le système classique du théâtre fr. a eu pour fondateurs, non pas Corneille et Racine, mais Jodelle, La Péruse et Garnier.

Wenn man an und für sich und nach ihrem innern Werthe die Tragödien Jodelle's abschätzt, die doch eine gewaltige Revolution in die ganze dramatische Dichterwelt brachten, so erscheint uns Ste-Beuve's Urtheil* zwar hart, aber doch richtig. Er sagt: „Es ist keine Erfindung in den Charakteren, in den Situationen und in der Anlage des Stücks, eine scrupulöse Reproduction, eine vollkommene Nachbildung griechischer Formen; einfache Handlung, Personen nicht zahlreich, sehr kurze Acte bestehend aus 1 oder 2 Scenen, untermischt mit Chören; die lyrische Poesie dieser Chöre bedeutend besser, als die des Dialogs; die Einheiten der Zeit und des Orts beobachtet, weniger aus künstlerischer Rücksicht, als in Folge des Strebens nach Nachahmung; ein Styl, der nach Adel und Würde strebt und der ihrer nur dann ermangelt, wenn ihn die Sprache im Stiche lässt . . . so ist die Tragödie Jodelle's und seiner Zeitgenossen." Die Stärke des Dialogs liegt im Pathetischen und er wird oft schwülstig; reich ist er an Antithesen und an den Figuren, die man Anaphora,** Epiphora und Epizeuxis nennt. Gern zieht er das Mythologische herbei, liebt Vergleiche in der Weise des Homer und Virgil und bringt antike Sitten auf die Bühne.*** Ort der Handlung, obwohl es nirgend ausdrücklich gesagt wird, ist in dem ersten Stücke offenbar Alexandria.† Nach der unglücklichen Schlacht bei Actium, nachdem sich Antonius auf den Wunsch seiner Buhlin selbst den Tod gegeben, fällt Cleopatra in die Hand des siegreichen Octavian. Sie soll seinen Triumph in Rom verherrlichen, tödtet sich aber vorher, nachdem sie vergebens versucht hat, den Sieger durch ihre Reize zu bestricken. Einen komischen Eindruck macht im 3. Acte die lange Geschichte von dem versteckten Schatze der Cleopatra, den Seleucus dem Octavian verrathen; diese geht nun dem Seleucus zu Leibe; den Schatz vermacht sie schliesslich der Livia, der dritten Gemahlin Octavian's und seiner Schwester Octavia („Octavienne"), der Gattin des Antonius, die dieser schon im Jahre 36 verstossen hatte. Die beiden Stücke endlich gegen einander

* P. 206 u. 207. Vergl. auch Herrig, p. 110.

** Z. B. Cleop. IV. Act. Anf. 7 mal die Conj. Encore que . . . am Anfange von 7 auf einander folgenden Versen.

*** Vergl. Ronsard's Lucrèce.

† Gegen die 3 aristotelischen Einheiten ist nicht verstossen. Dass übrigens die sog. Einheit der Handlung gewahrt bleiben muss, versteht sich von selbst, die beiden andern aber legen dem Dichter eine unnütze Beschränkung auf.

gehalten, zeigt Dido (die erst im Jahre 1558, also 6 Jahre später als Cleopatra aufgeführt wurde) grössere Vollendung im Versbau und in der Diction.*

Die in der Komödie L'Abbé Eugène ou la Rencontre auftretenden Personen sind ausser dem Abbé, Messire Jean der Kaplan, Guillaume ein guter dummer Bauernsohn, Alix seine Gattin, Florimond ein Edelmann, Arnauld Geschäftsführer des vorigen, Pierre Bedienter, Hélène Schwester des Abbé, und Matthieu Gläubiger des Guillaume. Der Prolog** spricht von dem gesunkenen Geschmack für das allerdings schlechte Theater und verspricht eine Komödie eigenster Erfindung:

> . . . L'invention n'est point d'un vieil Menandre,
> Rien d'estranger on ne vous fait entendre,
> Le stile est nostre, et chacun personnage
> Se dit aussi d'estre de ce langage.

Das Stück enthält 5 Acte, jeder Act 4—5 Scenen, in 8sylbigen Versen, der Prolog dagegen in 10sylbigen. Einen Chor hat die Komödie nicht. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Abbé Eugen theilt seinem Kaplan Messire Jean mit, dass er sich nunmehr vollends dem Wohlleben hingeben wolle und dass er ein intimes Verhältniss mit Alice, der Frau des dummen Tölpels Wilhelm, unterhalte. Florimond, der aus dem Kriege zurückkehrt, ein Gentilhomme, macht seine Ansprüche an Alice geltend, er wird beschwichtigt und heirathet die Schwester des Abbé, die spröde Helene, die ihn vordem abgewiesen hatte. Ein heiteres Mahl im Hause des Abbé beschliesst die Komödie zur allgemeinen Zufriedenheit. — Wenn man diese Komödie gegen die beiden Tragödien Jodelle's hält, so muss man vom heutigen Standpunkt sagen, die letzteren seien für uns nicht mehr geniessbar, die Komödie aber lässt sich noch sehr gut lesen; zur Aufführung wären die beiden Tragödien nun schon gar nicht geeignet, während man die Komödie, etwas

* Gleichnamige und ähnliche Stücke in der Nachahmung Jodelle's haben wir 1. Didon v. Guillaume de la Grange (1582). 2. Les délicieuses Amours de Marc-Antoine et de Cléopâtre v. Guill. Belliard (1578), worüber Le Mercier a. a. O. p. 386 sagt: „Cette pièce est si mauvaise, ennuyeuse et mal en ordre que . . . nous doutons même qu'elle ait été jouée." 3. Marc-Antoine, Trag. de Robert Garnier (1578). 4. Cléopâtre, Trag. de De la Chapelle.

** Bei dieser Gelegenheit sagt Fournier a. a. O. pag. IX: Les poètes avaient alors un faible pour les prologues et la manie des choeurs. Le public, lui, n'en voulait à aucun prix . . . Mairet en dit autant, et avec un soupir pareil, à propos des prologues auxquels ce maudit parterre ne voulait jamais mordre: „L'impatience française, écrit-il, ne les peut souffrir, non plus que les choeurs."

zugestutzt nach moderner Façon, wohl noch auf die Bühne bringen könnte. Und doch entfernte sich Jodelle hierin nicht so schroff von den farces der damaligen Zeit, wie durch seine Tragödien von den Miracles und Mystères des Mittelalters.* Aber das wirklich Komische bleibt immer komisch, das Tragische jedoch, wenn es durch unendliche Tiraden in die Breite gezogen wird, verliert alle Wirkung und wird langweilig. Daher sind die Tragödien der Schule Ronsard's niemals populär geworden. Die Tragödie war eine Copie Seneca's; fremd den Sitten der Zeit und selbst der menschlichen Natur. Die Komödie dagegen nach Plautus und Terenz stellte die Gebrechen und Lächerlichkeiten aller Menschen dar. So war's nach Ronsard wiederum Jodelle, der zuerst „die junge Komödie vor unsern Königen in franz. Sprache sang.“** Sein Abbé Eugène ist aus dem wirklichen vollen Menschenleben herausgegriffen und ist eine beissende Satire auf die Sitten des Clerus und man erstaunt, dass man sie hat spielen lassen, zu einer Zeit, wo die Wunden des Katholicismus noch so sehr bluteten. — Was den Werth der Komödie im Einzelnen betrifft, so sind die Persönlichkeiten gut gezeichnet und charakterisirt: der lediglich dem Sinnengenuss ergebene Abbé, der sich gutmüthig stellende schlaue Kaplan, der Einfaltspinsel Wilhelm, dem seine coquette Alice vor aller Welt Hörner aufsetzt und der sich mit seinem Wissen zum Hahnrei machen lässt, aus Dankbarkeit und vielleicht auch aus angeborner Lethargie; die sentimentale Helene, der bramarbasirende Florimond, das sind alles Figuren, wie sie die spätere Komödie auch hat, es sind die lebenswahren Prototypen Molière's. Freilich ist das Stück nicht frei von grober Indecenz und an manchen Stellen, z. B. Act V. 3, wird das Obscöne ohne Rückhalt und offen ausgesprochen, aber das müssen wir den gröberen Sitten und dem derberen Witz der damaligen Zeit im Allgemeinen zu Gute halten. Die Anlage und die Inscenesetzung verräth noch wenig Kunst, die Verwickelung und Complication ist nicht bedeutend; der Fortschritt der Handlung wird bisweilen vermisst, z. B. am Anfange des 5. Actes erwartet man etwas Neues,

* Uebrigens kamen die alten Mysterien durch das Erscheinen des antiken Drama's des Jodelle für immer in Misscredit; vergl. Demogeot pag. 339.

** Jodelle, Grévin und De la Tenaille rühmen sich in den Prologen, dass sie für Fürsten schreiben, nicht für's Volk; sie sprachen mit Verachtung von den farces und den farceurs. Vergl. Herrig, p. 111.

einen neuen Schritt der Katastrophe entgegen oder schon vollständige Auflösung in allgemeines Wohlgefallen, aber nichts von alledem: Eugène und Messire Jean, mit denen der 4. Act schloss, treten bei Beginn des 5. wieder auf. Bemerkenswerth ist indessen endlich die Leichtigkeit des Styls, die Lebhaftigkeit des Dialogs und ein Reichthum an Scherzen und Späßchen, vollständig im franz. Geschmack. — Ueber die Sprache Jodelle's siehe Seite 308 flg.

Da es vielleicht von Interesse ist, die verschiedenen Urtheile über Jodelle nach einander zu hören, so haben wir, soviel wir deren habhaft werden konnten, demnächst zusammengestellt:

1. Pasquier (franz. Advocat und Schriftsteller 1528—1615) in seinen Recherches de la France, VII. 6. p. 704 (1723). Entre Ronsard et Du Bellay estoit Estienne Jodelle . . . Ceux qui de ce tems là jugeoient des coups, disoient que Ronsard estoit le premier des Poëtes, mais que Jodelle en estoit le Daimon. Rien ne sembloit lui estre impossible, où il employoit son esprit . . . Telle estoit celle mesme (opinion) de Jodelle . . . Il luy advint de me dire, que si Ronsard avoit le dessus d'un Jodelle le matin, l'aprésdisnée Jodelle l'emporteroit de Ronsard.

2. Ronsard bei Pasquier a. a. O.

Quand à la Comedie et Tragedie, nous en devons le premier plant à Estienne Jodelle: Et c'est ce que dit Ronsard en la mesme Elegie:

> Aprés Amour la France abandonna,
> Et lors Jodelle heureusement sonna
> D'une voix humble et d'une voix hardie,
> La Comedie avec la Tragedie,
> Et d'un ton double, ores bas, ores haut,
> Remplit premier le François escharfaut.

3. Goujet, a. a. O. p. 168, über Anlage und Form der Tragödien.

Aussi ces pièces sont-elles remplies de défauts dans la forme et dans la conduite . . . Pasquier nous apprend pourquoi ces pièces furent ainsi versifiées: „Jodelle a, dit-il, suivi l'exemple de Marot, qui dans les poëmes qu'il estimoit ne devoir pas estre chantés, comme Epitres; Elégies, Dialogues, Pastorales, ne garde jamais l'ordre de la rime masculine et féminine, mais seulement dans ces Chansons et Pseaumes. Jodelle, à la manière des anciens poëtes, n'a eu que rarement égard à cet ordre de rimes. Mais dans tous les Choeurs qu'il estimoit devoir estre chantés par de jeunes gars ou filles, il l'a scrupuleusement observé.“

4. Ronsard bei Le Mercier a. a. O. p. 277. In einem an Grévin gerichteten Gedicht sagt Ronsard in Betreff Jodelle's noch Folgendes:

> Jodelle le premier, d'une plainte hardie,
> Françoisement chanta la Grecque Tragédie,
> Puis en chantant de ton, chanta devant nos Rois
> La jeune Comédie en langage François,
> Et si bien les sonna, que Sophocle et Menandre
> Tant fussent-ils sçavans, y eussent pû apprendre.

5. Und weiter unten in einer Anmerkung (a) schreibt der franz. Litterarhistoriker:

On ne sçauroit croire jusqu'à quel point on estima les Tragedies de Jodelle. On y trouvoit la propriété des mots fort bien observée, les phrases et les figures judicieusement et adroitement placées. On remarquoit (ou du moins on croyoit y remarquer) de la majesté et de l'élégance dans son style, de la subtilité dans ses inventions, de la noblesse et de la grandeur dans ses idées, beaucoup de suite et de liaison dans son discours, de l'harmonie et de la gravité dans la structure de ses Vers, dans lesquels il avoit tâché d'éviter les chevilles.

6. Ganz anders urtheilt dagegen der Cardinal Du Perron, an derselben Stelle: „qui avoit coutume de dire que cet Auteur ne faisoit rien qui vaille."

7. Mit Rücksicht darauf sagt Le Mercier selbst a. a. O. p. 285, Anm. 2: Quelque peu de mérite qu'on trouve aujourd'hui dans les pièces de Théâtre de Jodelle, on ne peut cependant lui refuser une sorte de génie, d'avoir le premier introduit en France le genre de la Tragédie et de la Comédie, à peu près dans le goût des Poëtes Dramatiques Grecs et Romains.

8. Derselbe in der Vorrede p. VI, wo er Jodelle mit zwei andern dramatischen Dichtern vergleicht: Grévin, sagt er, arrangea mieux les plans de ses pièces que Jodelle et sa versification fut plus coulante. Garnier, supérieur de beaucoup à Jodelle et à Grévin, fut encore plus méthodique dans ses plans . . . il bannit de sa Poésie l'enflûre, le galimathias et les mots Grecs et Latins que Ronsard avoit francisés et que sa grande reputation avoit fait adopter par tous les Poëtes de son siècle.

9. Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. XXVIII. Paris 1734. pag. 247:*

* Die drei hier aufgeführten Werke Pasquier, Le Mercier und Goujet habe ich durch Vermittelung des Herrn R. v. Krencki, Lieutenant a. D.,

J'ajoute ici, ce que dit Sorel (ein Freund Jodelle's?) que Jodelle étoit un de ces Poëtes qui ont voulu faire changer de forme à notre langue, en la rendant à demi Grecque, comme ont tâché de faire Ronsard et Du Bartas: qu'ils firent si bien qu'ils gâterent la Cour, et qu'ils introduisirent une espece de barbarie dans la langue par leurs mots composés, leurs termes appellatifs et leur periphrases, et qu'ils entrerent si avant dans l'esprit et dans le coeur des Grands de l'un et de l'autre sexe, que sans les troubles du Royaume qui survinrent, ils auroient fait une infinité de disciples* et auroient perdu entièrement la langue.**

10. Ueber Jodelle's religiöse Ansichten:

Les bibliothèques françaises de la Croix du Maine et du Verdier, sieur de Vauprivas dans une notice sous le titre de Jodelle: On dit dans l'Etat de la France sous Charles IX, Tom. I. fol. 67 V°, que le Poëte Jodelle étoit homme sans religion, qu'il fit des vers pour la Croix des Gastines,*** où il parut se moquer egalement des Catholiques et des Huguenots.

11. Nouvelle collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIIe siècle jusqu'à la fin du XVIIIe. Paris 1837. Tome I, partie I. pag. 29:

Pour le regard de ses oeuvres Ronsard a dit souvent qu'il eût désiré pour la mémoire de Jodelle, „qu'elles eussent esté données au feu au lieu d'estre mises sur la presse (wir sagen sous presse), n'ayant rien de si bien fait en sa vie que ce qu'il a voulu supprimer, estant d'un esprit prompt et inventif, mais paillard, yvrongne et sans aucune crainte de Dieu, auquel il ne croyoit que par bénéfice d'inventaire (so weit man seine Rechnung dabei findet).

12. Géruzez, Essais d'histoire littéraire, pag. 175: Jodelle serait complétement oublié, si son nom ne se rattachait pas à l'événement dramatique du siècle, à la tentative d'établissement d'un théâtre renouvelé des Grecs et des Latins. Jodelle est négligé jusqu'à l'impudence.

jetzt stud. jur. in Berlin, von der königl. Bibliothek zu Berlin erhalten und selbst eingesehen, dagegen die Notizen sub Nr. 9, 10, 11, 12 hat Herr v. Krencki excerpirt und mir brieflich übermittelt.

* Sie haben deren genug gemacht, trotz der Parteikämpfe.

** Unerwiesene und somit übertriebene Ansicht.

*** Reiche protestantische Kaufmannsfamilie, ihres Glaubens wegen hingerichtet; croix de Gastines, Pyramide mit Kreuz, zur Erinnerung an sie auf dem Platze in Paris errichtet, wo früher ihr Haus stand. (Sachs, dictionn. s. v. Gastines.)

Dans sa courte vie, il a dissipé un talent médiocre et un revenu inégal, selon le degré des libéralités royales. Jamais poète n'a mieux justifié ce vers qui peut devenir proverbe, et qu'il est bon de méditer:

„On n'improvise pas pour la postérité."

M. Sainte-Beuve qui me reproche avec courtoisie de n'avoir pas été assez sévère pour Jodelle, ne me trouvera pas cette fois trop indulgent.

13. Das Urtheil Ste-Beuve's haben wir schon Seite 301 angegeben, wo er an der Tragödie Jodelle's nicht viel Gutes lässt. Pag. 208 fügt er noch hinzu: „Ils saisirent (nämlich die tragischen Dichter jener Zeit) la lettre et non l'esprit de ces tragiques immortels qu'ils voulaient en vain ressusciter parmi nous et ils ne parvinrent qu'à parodier puérilement les solennités olympiques dans des classes et des réfectoires de collége. Ce n'est pas de la sorte que l'ont depuis entendu Racine et même Voltaire."

14. Demogeot schreibt nun zwar das Urtheil Ste-Beuve's wörtlich ab und unterschreibt es auch blindlings, lässt Jodelle aber doch einigermassen Gerechtigkeit widerfahren, indem er noch hinzusetzt: „Quelque faible et mensongère que fût cette apparition du drame antique, elle suffit pour décréditer à jamais les vieux mystères, et pour léguer à la tragédie française ce caractère de gravité imposante, cette unité et cette simplicité sévère dont nos grands auteurs ont accepté le joug."

Wollen wir endlich unser Urtheil abgeben, so können wir nicht umhin, zu constatiren, dass die Zeitgenossen sowohl als auch spätere Kritiker oft nicht nur unrichtig, sondern geradezu ungerecht über Jodelle und seine Werke geurtheilt haben; sie haben oft übertrieben nach beiden Seiten hin; bald haben sie sein Verdienst bis in die Sterne erhoben, bald haben sie an ihm, so zu sagen, kein gutes Haar gelassen. Das Richtige liegt auch hier offenbar in der Mitte. Unter anderen Zeitverhältnissen und anderen Umständen hätte Jodelle wahrscheinlich ganz Ausserordentliches geleistet; aber nehme man seine Jugend, seine Schnelligkeit im Arbeiten, seine derangirten pecuniären Verhältnisse, die Verschwendungssucht des Hofes, für den und auf dessen Befehl er dichtete, den Luxus und die Immoralität, die an dem Hofe Heinrichs II. herrschten, die religiösen Parteikämpfe der Guisen und Hugenotten, musste das alles zusammen das Genie des jungen Dichters nicht vollständig lahm legen? Wo sollte er die Begeisterung für neue bessere Schöpfungen hernehmen? Gleichwohl bleibt sein Verdienst immerhin bedeutend, insofern als er durch seine Idee den ersten Anstoss gab

zur Entwickelung und Ausbildung des sogenannten classischen Drama's. Und wenn wir dafür bestimmte Punkte herausgreifen wollen, so ergeben sich für die französische Tragödie folgende Entwicklungsstufen: Mystères (erste Anfänge), Jodelle (eigentlicher Begründer), Garnier (1568), Corneille, Racine (Culminationspunkt). Romantiker z. B. Victor Hugo (Ausartung), Ponsard (Regenerationsversuch der class. Trag. — letztes Aufflackern durch Rachel), Zeit der Apathie und Stagnation seit dem zweiten Kaiserreich, für die class. Trag. wie für die des Romantismus.*

Der Abbé Eugène Jodelle's nimmt keine so markirte Stelle ein, weil der Fortschritt und der Abstand, namentlich von der farce de l'avocat Pathelin, kein so grosser ist. Die Komödie Jodelle's ist also nichts weiter als eine natürliche Entwicklungsstufe in der Geschichte der Komödie überhaupt, während die Tragödie unsers Dichters das Alte gewaltsam aus dem Wege räumte und sich neue Bahnen brach.

Die Diction ist in den Tragödien eine erhabene, der sogenannte style soutenu der Franzosen; in der Komödie, welche die Sprache des gewöhnlichen Lebens, die natürliche Conversationssprache enthält, findet man oft die vulgärsten Ausdrücke des gemeinen Mannes. — Wir beschränken uns darauf, dasjenige anzugeben, was am meisten von dem heutigen Sprachgebrauch abweicht. Eine eingehendere Abhandlung, namentlich in syntaktischer Beziehung, muss für spätere Zeit vorbehalten bleiben.

I. Lautverhältnisse und Orthographie.

Die Gesetze der Rechtschreibung sind im 16. Jahrhundert durchaus noch nicht fixirt, sondern wir finden dort überall noch ein fortwährendes Schwanken.

A. In den Vokalen.

Bemerkung. C bezeichnet die Trag. Cleopatra, D = Dido, E die Kom. Eugène; die beigefügten Zahlen geben die Seiten an in der mir vorliegenden Ausgabe von Violet le Duc, Ancien Théâtre françois. Paris 1855. (Bibliothèque Elzevirienne.).**

a steht oft statt e, im Auslaut wie im Inlaut: potance, guarison, damoyselle.

Reines *a* ist noch in paour statt peur (pavor.), saoul = soûl (satullus).

---

* Vgl. William Reymond's Etudes sur la litt. du second empire franç. Berlin 1861. pag. 156.

** Es ist sehr zu beklagen, dass die Verse in dieser Ausgabe nicht numerirt sind, ebensowenig wie in der Fournier'schen Ausgabe, die nur die Komödien des 16. und 17. Jahrhunderts enthält.

Doppeltes *a* statt â in aage C. 104.
ai statt a: Ascaigne, compaigne, caigne, gaigner.
ai statt ei: estraint, emprains, plaine E. 55.
ai statt e: frenaisie.
e statt ai: éguillonner C. 130. rafreschi D. 196.
e statt a: renger, trencher.
e statt i: senestre.
Syncopirtes *e*: voûrai statt vouerai; soucira statt souciera.
Eingeschaltetes *e*: veoir statt voir.
ei statt e: seiche, meiner, dereiglez.
eu statt u: seur statt sûr; ferner im part. passé und passé déf.: receu, sceu, peurent.
eu statt ou: treuve, decoeuvre E. 17. meuvois E. 32.
i statt y selten: païs.
y statt i sehr oft: moy, toy, luy, aymé, hyverner, amolly-toy, croy-moy.
o statt eu: flore statt fleur.
oi statt ai: foible, und in allen Conjugationsendungen.
oi und *oy* statt ei: roime, royne statt reine.
ou statt o: arrousons, tourt E. 37. moüelle C. 87. pourtrait E. 18. pour statt pro, bisweilen in Compositis: pourmener statt promener.
ou statt eu: demoure là E. 13.
u statt ou: Capuë.
u transponirt aus dem Auslaut in den Inlaut: vuide D. 213 (viduus).
ui statt u: luitter E. 30.
ue statt eu (Metathese der Vocale, wenn ihnen ein i folgt): dueil statt deuil, le ciel vueille statt veuille D. 149. à mon vueil.

B. In den Consonanten.

Sehr gewöhnlich ist die Verdopplung der Lippenbuchstaben b, p, f, m, der Liquida l, des Zungenbuchstaben t und des Zischlauts s: abbatre C. 113. derobbé; apperceu, couppeau (dtsch. Kuppe); deffendu, deffier, proffit, deffaut (neben défaut); avaller, recellées; fidelle, royalle, palle, sallaise; umgekehrt foles statt folles; statt der verlängernden Verdopplung der liquida l ist im Nfrz. der Accent getreten. mm findet sich nur in Romme. — tt in Achatte, sanglottant u. a., ss in menasser statt menacer. Das s ist überhaupt, abgesehen von denjenigen Stellen, wo es etymologisch und historisch begründet ist, oft unorganischer Zusatz und ganz willkürlich angefügt. Historisch berechtigt ist es in:

abysmer (gr. ἄβυσσος), gresle, fresle (gracilis, fragilis, wo c und g in s übergegangen sind, wenn nicht dieses s als ein aus der End- in die Stammsilbe getretenes zu denken ist). mesme(s), nostre, vostre, estre, peust = pût (potuisset); esmoy, esvertuer, esconduire (praep. ex.).

Unorganisch in:

enchesnant (catena). la resne (regina) C. 92. aislé (alatus) C. 107.

Ferner steht:

s (ss) statt c in servelle, menasser, singler (segele dtsch., nicht v. lat. cingere) D. 213.

c statt s: dispencer, deciller = dessiller (cil, sourcil, supercilium; es kommt noch vor das einfache ciller, also ist in dessiller Assimilation der Consonanten vor sich gegangen).

c ausgelassen giebt demselben Worte eine andere Bedeutung: point die Negation, poinct Substantiv, der Punkt E. 9.

s statt x: voens, creus.

z statt s: voz neben vos, hazard und hasard (ar. assahar = le dé Würfelspiel, span. azahar, azar, also h unorg.), cotez; und in jedem part. passé der männl. Endung im Plur. redoutez, offensez statt és.

s statt t in der Flexion des part. prés.: estans, emprains.

s ausgelassen in der 1. u. 2. sing. und in der 1. pl. Ind. Praes. und im Imperat. je le sen, je che, je che statt chois D. 175. croy-moy, dy-nous, poursuy, hay, entron, suivon, haston (statt hâtons-nous).

c ist oft geblieben, wo es etymol. begründet ist: dictes-moy, le lict, allaicté, nuictf.

c statt s, siehe oben.

d ist geblieben in: advantage, advanture, advocasseaux E. 34. bleds en verd E. 63. (v. m. l. bladum); in avindrent, tindrent ist das d unorganisch.

d ausgelassen in: je pers, prens, entens (imper.).

d statt t: garend statt garant E. 15. meurdrière C. 88.

t statt d: badaut, lourdaut, Arnault, marchant, quant statt quand, remorts, hasart, vieillart, prent-il?

d statt ss: poudrière statt poussière E. 26.

t statt tt: contre-luter D. 161. baisoter C. 137.

bt statt tt: la debte (debita) statt dette.

t org. beibehalten in: en sa court (m. l. cortis).

fv, bv, pv, pc, in: neufve, griefve, briefve, veufve (fem. der adj.) fiebvre, nepveux C. 139. nopces E. 26.*

g meist organisch: cogneu = connu; ausgelassen in fuitif D. 159.

gt ausgestossen in doy = doigt E. 32.

g im Auslaut: loing, bening, soing (nach Scheler vom dtsch. sunja, nach Du Cange v. lat. somnium, nach and. v. m. l. summĭa), yvrongne (ebrioneus?), trongne (celt. od. dän.) E. 16.

h organ. in: thresor (thesaurus); unorg. in autheur; abgeworfen in ameçon E. 20 (lat. hamus.)

l organ. in: daulphin, coulpable, fault (fallit), sault (salit), hault (altus, h unorg.), faulx u. faux, fem. faulses D. 184, je me deulx (se doloir od. douloir u. se condouloir avec qn., noch heute gebr., s. Maetzner, fr. Gr. p. 243. attiltrant C. 119 (titre, titulus).

l übergegangen in u: maugré (male gratus).

l unorg. in peult statt peut (vielleicht verwechselt mit pollet?).

Einfaches n statt nn in antene D. 151.

n statt mp: donte um zu reimen mit surmonte D. 169. Jamais par la raison la malice on ne donte.

p unorg. angefügt: damp (statt dam, damnum) E. 66, C. 87.

Einfach p statt pp: apaster C. 92.

sch statt ch: remascher, eschauffer, empescher etc.

ss statt ch: dessiré statt déchiré E. 29.

II. Die Flexion.

a. Der Artikel.

Der Artikel wird je nach Bedürfniss gesetzt oder auch ausgelassen, z. B. dans terre, par mort; du père et fils; elle souffre peine; vor pron. poss. je veux que ce thresor Demeure vostre C. 124.

un substantivisch gebr. mit folgendem qui:

je suis la meurdrière
. . . d'un qui sous la main fiere u. s. w. C. 92.
. . . d'un et d'un, qui . . . E.

un steht bisweilen statt des fem. une; d'un onde C. 103. un mesme affaire C. 138. Ferner un = un certain E. 45.

Elle estoit avec un Guillaume.

---

* Die Consonanten d; b und p; c und s treten vor andern Consonanten und zwar die beiden letztern hauptsächlich vor t wieder auf, besonders in

Das statt des Theilungsartikels in gewissen Fällen stehende de wird oft fortgelassen:

C. 113. Pourquoi n'a point repos
Du temps le vol estrange?*

b. Das Substantiv.

Für die Flexion des Subst. ist zu bemerken, dass Jod. anstatt des s im plur. gerne z setzt, in den Wörtern, die sich auf ein betontes é endigen, wie: volontez, les prez, part. offensez; aber er schreibt: années, bornées.

t und d werden gewöhnlich vor dem s des plur. elidirt: allechemens C. 93. les plains (Klagen), les fons; ebenso die adj. grans, cours statt grands, courts.

loi bildet im pl. loix C. Prol. 2. Zle v. ob.

voeu hat im pl. voeus E. 21. pris statt prix E. 33. D. 192 lesen wir:

„Que cest homme inconstant en nos malheur est stable"

ohne s, entweder wegen des Metrums oder um eine Härte der Aussprache zu vermeiden.

amour ist bei Jod. immer fem. Statt le pré hat er auch la prée, letzteres ist heute noch ein Provinzialismus von Mittel-Frankreich.

In dem folgenden Verzeichniss geben wir diejenigen Wörter, die gegenwärtig ganz veraltet sind oder nur sehr selten erscheinen:**

ahan E. 30. = effort, labeur.

arroi C. 126. (dtsch. Geräth, angl. array) = cortége, daher mit dem Zusatz pompeux.

blandices, fem. pl. = flatteries.

bourrelleries C. 88 = tourments de l'âme.

chef in der Bedeutung von tête; ist heute nur noch gebr. im biblischen, poet., komisch. Styl; man sagt jetzt noch familiär: par mon chef! und man sagte: deux cents chefs (st. têtes) de bétail.

convent E. 23 = entrevue.

decevance D. 177 = imposture, tromperie.

Wörtern lat. Ursprungs, nachdem sie die ältere Sprache schon längst aufgegeben hatte; so liest man auch bei Rabelais: admonester, nopces, sainct faict, feste, vergl. Herrig, Archiv etc. XXXV. 2 u. 3. pag. 225.

* Ueberhaupt fehlt die halbe Negation ne sehr oft und es wird nur pas gesetzt, z. B. sçavez-vous pas?

** Auf absolute Vollständigkeit macht dies Verzeichniss, sowie die folgenden der Adj., Verba etc. keinen Anspruch.

departement D. 158 = départ.
diffame E. 69 = honte.
discord, m. veraltet, nach der Acad.
egarade, f. = égarement E. 66.
fianze = confiance, noch bei Montaigne und Molière.
gent = peuple, nation.
'havre, m. = port.
heur = bonheur.
ire = colère (findet sich noch bei Souvestre, ist aber volksthümlich geworden).
liesse = joie, plaisir; ist jetzt nur noch in der Redensart gebr. vivre en joie et en liesse, herrlich und in Freuden leben.
loyer = récompense (loyer de victoire C. 92).
mechef = malheur D. 192 (ist fast ganz veraltet).
messire = messer = monsieur (aus dem marotischen Styl).
mugueteau E. 34 = godelureau, petit-maître Süssling, Stutzer.
naus = navigateurs (nauton(n)iers, poet. u. st. s.) = marins D. 159. 194.
navigage = navigation D. 161.
pensement = le penser.
pleige, m. (gage-pleige) = caution E. 59.
poil = cheveux.
pourchas terrien = chasse à courre, grande chasse.
respit E. 25 = respect.
serpente, f. = serpent C. 88.
val = vallée pl. vaux; heute nur noch gebr. in Eigennamen und in der Redensart: par monts et par vaux über Berg und Thal.
vueil, m. = le vouloir D. 149. A mon vueil.
l'arrière memoire, Nachruhm, ein Neologismus Jodelle's, der aber von der späteren Zeit nicht aufgenommen worden ist.

c. das Adjectiv.

Die Pluralbildung des Adjectivs unterscheidet sich nicht von der des Substantivs. Das fem. grande elidirt bisweilen das e des Auslauts und nimmt den Apostroph an, oder nimmt ihn auch nicht an, z. B. grand gloire, les grand's vagues enflées D. 161, während die jetzige franz. Orthographie diesen Gebrauch des Apostrophs nur in den mit grand' zusammengesetzten wenigen Wörtern: la grand'mère -route -messe -tante und im pl. les grand'mères u. s. w. kennt.

Die Cons. d und t werden, wie beim Subst., vor dem s des pl. gewöhnlich fortgelassen, z. B. grans, cours statt grands, courts; les songears amours statt songeards (songeard = pensif ist ein Provinzialismus der Picardie).

Jodelle hat, besonders in der Komödie, die Deminutivendungen beim Subst. wie beim Adj. sehr gern, z. B. tendrelette, floüette, civette, amourette, chambrette, chatouillard, sottard, mollet.

Einmal, es ist im Chor des 4. Acts der Cl., bildet er von heureux den pl. heurez, um zu reimen mit asseurez u. endurez (part.)

— — — — — —

Des esprits heurez
Esprits asseurez
Contre toute dextre
Quitte se voit estre
Des maux endurez.* (Strophe v. 11 Versen.)

E. 48 bildet Jod. das fem. tromperesse statt trompeuse.

Verzeichniss der bei Jod. vorkommenden jetzt veralteten Adj.:

adextre = dextre, droit.

chenu C. 127. Man sagt noch „ce philosophe chenu;" fast ganz veraltet; nach Bescherelle v. „chef nu," nach Littré v. lat. canus; das erstere scheint mir das wahrscheinlichere.

civette = civilité E. 27.

Où leurs parfums et leurs civettes,
Chose propre à leurs amourettes,
Tirent les dames aux devis (aux tête-à-tête)
Qui presque y courent aux envis (à l'envi).

delivre = libre E. 79.

Mais marchez d'un pied plus delivre.

depite C. 129; à la Parque depite, fem. des folg.

despit = dépiteux, ennuyeux E. 25.

floüette E. 24. demin. fem., elle est tant floüette = tendre; (flou, f. floue, lat. fluidus, dtsch. flau).

marry = affligé, fâché, dépiteux; vom engl. mar.

muguet, le palais muguet = le palais des petits-maîtres E. 27. (Molière hat es auch.)

* Der Reim von dextre mit estre beweist uns zweierlei, 1. dass das s in estre gesprochen wurde, und 2. dass man, in diesem Verse wenigstens, dextre wie destre las.

ocieux = oiseux, syn. v. oisif (otiosus).
ord, f. orde = vilain, détestable (horridus).
porte-trident D. 161. du dieu porte-trident (Neptune); Neologismus nach dem Lat. gebildet.
senestre = sinistre, jetzt wie dextre ein terminus techn. der Wappenkunde.
songeard = pensif.
sottard = benêt.
souffreteux D. 173 (lat. suffractus) = frêle, misérable, fast veraltet.
tractable = traitable.
trieterique D. 160. Neologismus; les jours trieteriques = triétérides s. f. pl. fêtes de Bacchus triennales.
viel = vieil D. 152. Dessous un viel laurier.

d. Das Verbum.

1. Statt der modernen Formen ait und aient (seit Voltaire), findet man im Imperf. und Condit. überall die Endungen oit und oyent.

2. Bei den Verben auf ayer und oyer endigt sich die 1. s. des Imperf. bisweilen auf stummes e, z. B. E. 33: je me plaisoye (statt plaisais).

3. Die Verba mit ll und tt haben stets den Doppelconsonanten: renouvellant, jettez-vous etc.

4. Die Verba der 1. Conj. wenden bisweilen im Fut. die Syncope an: je vourai, je me soucirai, tu remediras (v. remédier) E. 17.

5. Die 2. Conj. hat kein s im Imper.: vien (veni) E. 76. Arnault, vien ça, vien voir la somme, etc.

6. Die Verba auf oir haben die Formen ohne s: je voy, je vey (vidi)* que je veisse, veu.

7. pourvoir bildet il peult (vielleicht v. pollet?) neben il peut; il peust = pût, peu = pu.

8. Verba auf re, z. B. dire: je dy, que je die (noch bei Corneille); imp. dy und maudi. faire, je fay, que je face, je feis (feci) (das s also unorg.), qu'il feist (fecisset). mettre, qu'il meist = mît (misisset). mécroire, part. mescreu (mes in Zusammensetzung = minus, miss.) prendre, je prens, pass. déf. tu prins = pris. cognoistre, il cognoist, part. fem. cogneüe.

* Das unorganische s der sog. starken Conjugation (je vois, je vis) ist erst später angesetzt worden.

9. Verzeichniss der veralteten Verba.

ardre (ardoir, arder) part. passé ards, ars f. arse; 3. s. ard, subj. arde.

s'aiquerre = acquérir E. 56.

assaut D. 176. 3. s. v. assaillir statt assaille „La pitié m'assaut bien;" vergl. tressaut.

batailler = combattre.

il chet = choit, je che = je chois.

cuider = penser (lat. cogitare).

desaigrir = apaiser D. 159. Que mon courroux se desaigrisse.

desetaller = étaler E. 47.

despendu = dépensé E. 42.

doint = donet, subj. zu donner E. 39, 80 in der Verbindung: Dieu vous doint (J. B. Rousseau hat es auch noch, Epigr. 3, 24). Vergl. die lat. archaist. Formen: duim, duit, duint = dem, det, dent bei Plaut., Ter. u. Cic. (doint also = duint ursprgl.).

embasmé C. 92. La Judée embasmée = embaumée (?).

enfondrant son vaisseau D. 197 = brisant.

ennuicter = enchainer, envelopper des ténèbres de la nuit. D. 201:

. . . je croy, qu'en un plain jour
Un peché vous ennuicte aux forces qu'à l'amour.

espoindre = poindre, piquer; jeter, lancer D. 148.

Et l'on ne doit son fiel contre les Dieux espoindre.

essourdent, v. lat. exsurdare taub machen, nicht zu verwechseln mit sourdre lat. surgere (jaillir), wovon noch il sourd (surgit) vorkommt. D. 145: . . . . et pourquoi ne se soullent (sättigen sich)

Les grands Dieux, qui leur veüe et leurs oreilles saincles
Aveuglent en nos maux, essourdent en nos plaintes?

failly E. 75. Et mon argent estoit failly = perdu, mit être verbunden, während es heute nur noch gebräuchlich ist mit avoir und folg. Inf., wie j'ai failli tomber.

forbannir = foras bannir; vgl. forcené, foris u. Sinn, ohne Sinn, (wenn's glaublich ist).

forcluse C. 98, E. 59, forclore, fors = hors, claudere.

gard = garde; Dieu vous gard! E. 24.

guerdonner = recompenser, v. dtsch. Verdung(?) guerdon = Lohn, Belohnung.

lairrais-tu D. 163, sync. Form statt laisserais-tu, dsgl. noch im Cid bei Corneille.

mercier = remercier qn. de qch. E. 80.

morses E. 16. = mordues.

occire = tuer, sehr häufig.

tu orrais, Condit. v. ouïr, wovon bei Jod. folg. Formen: j'oy, j'oyois, oyant, j'orrai, j'orrais; für letzteres noch bei Corn. j'oirais, Cid. III. 3.

poinçonner D. 218. aichen, stempeln, conpiren: ausmeisseln; bei Jod. in übertragener Bedeutung.

putacer C. 89 = putasser, putaniser (très-bas).

se racoiser (coi = quietus) = se calmer D. 218.

racoupler = recoupler C. 133.

raveugler = aveugler D. 219.

refrippez E. 47.

A a, traistre abbé, abbé meschant!
Moyne punais, ladre, marchant
De tes refrippez benefices!

d. h. de tes bénéfices dont tu as dejà usé et joui, que tu as fripés jusqu'au dernier point.

séent statt siéent, part. seans statt séants E. 23. 25.

se soullent D. 145. soûler, ehemals saouler (lat. satullus) = se rassassier; nicht zu verwechseln mit souloir pflegen, solere, das bei Jod. sehr häufig ist.

tressaut E. 71 (tressaillir), mon coeur tressaut.

virevolter C. 103. ist heute nur noch ein term. techn. der Reitkunst = tourner sur le champ, sonst virer et tourner.

e. Das Pronomen.

1. Pers. disj. moy, toy, luy, soy-mesme(s).

2. Poss. nostre, vostre . . . mien, tien, sien statt mon, ton, son; gewöhnlich mit dem pron. dém. z. B. ce langage tien C. 86; pour ceste amour mienne; de ce tien père; l'Octavienne sienne C. 92; pour la tienne et la nostre ruyne C. 106 statt pour ta ruine et la nôtre; und ohne Artikel: Que ceste année avons fait nostre statt la nôtre; nach seinem subst. à l'amour vostre; ebenso de sorte telle; la fable toute E. 25. m'amie.

3. Die pron. pers. conj. je, tu, il, nous, vous ils werden willkürlich nach Bedürfniss fortgelassen.

4. pron. dém. archaistische Formen: cest, fém. ceste, aber auch cest heure: cestuy D. 177. = celui-ci oder ceci; cil qui E. 22 =

celui qui. — sans celle (disj.) D. 177; en celle dance (conj.) E. 31. à ce = à ceci C. 97.

5. pron. rél., interr. indéf. pour lequel = pourquoi E. 13. qui te semble? E. 14. quiconques rompt la foy D. 176. chacun, chacune (chaque kennt Jod. nicht), chacune deïté D. 210. d'un chacun C. 100. quelques choses statt des sing.; aucuns affirmativ im nom. plur. E. 26 statt quelques-uns: Mesmes aucuns vendent leur terre E. 26.

f. Das Adverbium.

Das Adv. der Sprache Jod.'s wird regelmässig von seinem Adj. gebildet; es giebt davon fast keine archaistischen Formen ausser mesmement (C. 92 und an vielen anderen Stellen) und angoissement C. 89.

1. Adv. der Art und Weise: tant vor Adj. u. Part. une tant deporrvüe C. 90. très tant E. 69 und noch mehr gesteigert si très tant: Il ayme si très tant ma femme (sagt Guillaume, A. E. 69.) — quasi sehr häufig; (von Vaugelas getadelt für den st. s.) voire, voire v. lat. vere, gew. 2 mal, = en vérité.

2. Adv. der Zeit: jà, jà jà, jà desjà; de rechef veraltet, heut zu Tage fast vergessen. bien tost; lors, or, ore, ores, desor, desor', des-ore, jusqu'à ores. n'aguère; paravant; d'oresnavant (de hora ipsa in ab ante); ce jour d'hui (hodie); onques (unquam), adonc, adonques (beginnen jetzt wieder in die Sprache eingeführt zu werden); donques, doncq', donc (tunc); aucunes fois (aliquas unas vices); quantes fois (quantas vices) = combien de fois; en fin, à la fin, en la fin (pour fin de la fest C. 137).

3. Adv. des Orts: arriere (ad retro) statt en arrière C. 88. ceans fast † (aus ça und ens, aus dem lat. ecce intus) E. 25. Qui entre ceans? Heute nur noch gebr. in maître de céans = hôte du logis, maître de la maison; en autre part = autre part C. 96.

g. Die Conjunctionen.

à fin que, ainsi que, ains que (in ains wurde das Schluss-s gesprochen); par ainsi = c'est pourquoi; ains = mais, tout ainsi = tout au contraire. avant que mit d. Inf. u. ohne de 131, 89. devant que, combien que = bien que mit dem Subj. 88, 130. lors que; moyennant que mit d. Subj. 45. pour ce que; puis donc que (mit der Tmesis); tant que mit d. Subj. 179, pour autant que 86, tant y a qu'il faut 142, tant que soit que 12.

h. Die Praepositionen.

dedans, dessus (coup dessus coup D. 166), dessous, sus,

devers fast † = vers., avecques, maugré, quant de = quant à E. 16 sehr oft. sub gew. in den verbes composés, wie submise, subjette.

i. Die Interjectionen.

In den beiden Tragödien: las! helas! Aa, ho ho! ô! hé, ah! sus, sus!

In der Komödie: baste, baste! hou! anda! E. 39. mananda! E. 21. charbieu! sangbieu! mortbieu! maugrébieu! vertu bieu! ventrebleu! Tu-Dieu! (bieu und bleu sind corrumpirt aus dieu; charbieu ist z. B. = chair de dieu.) Ha! ventre bieu! E. 14. Fy, Fy! E. 28.

k. Abweichende Satzconstructionen.

1. Der Infinitiv. a) Der Gebrauch des substantivirten Inf. ist sehr häufig: le penser, le dire, au respondre E. 45. son vivre, à mon vouloir (à mon vueil). b) Jod. construirt abweichend von dem heutigen Sprachgebrauch einige Verba mit der praep. de: vouloir, pouvoir, consentir, apprendre, se fier, s'amuser de . . . dagegen ohne de: refuser, tâcher, permettre, il convient mit dem blossen Inf.*

2. Der Conjunctiv unabhängig gesetzt in der 1. s. Je meure 24. Je périsse 54; 3. s. Dieu m'ayme. 18.

3. Der ungemässigte, oft gewaltsame Gebrauch der Inversion wird auf die Dauer geradezu unerträglich, z. B.

Pour à leurs Dieux joyeusement les pendre
Et maint et maint sacrifice leur rendre. C. 107.

und an vielen andern Stellen in dieser und ähnlicher Weise.**

Die Stellung des pron. elle:

Sans qu'elle, au vieil amour de Sichée obstinée,
Se peust faire flechir sous le joug d'Hymenée;

wir würden heute schreiben: Sans qu'au vieil amour de Sichée obstinée, Elle se peust faire etc.

Wechsel der Stellung beim Imper. . . . et luy-dy, dy-luy . . . (184).

4. Das part. passé ist bisweilen nicht überein gestimmt mit dem ihm vorhergehenden rég. dir.

---

* a) Er setzt die Verben méprendre, plaindre statt se mépr., se pl. b) Er sagt: je suis volé statt j'ai volé, 87; mon argent estoit failly statt avait f. 75.

** Pour erscheint uns überflüssig in D. 194:

Celuy que pour heureux les grands dieux ont fait naistre.

Alix: Monsieur, quelle faveur trop grande
Vous m'avez fait en ce pardon!

5. Andere Constr., die der Lateiner die des Acc. c. Inf. nennt, wo das pron. vous überflüssig erscheint, C. 90: Que gaignez-vous, helas! de vous estre inhumaine? (bei Jod. häufig).

6. Das t, welches die moderne Sprache des Wohlklangs wegen einschaltet, kennt Jod. noch nicht. Er schreibt: Dira il? aura elle? Qu'y a il de nouveau? E. 76.

7. Gern hat Jod. den Gleichklang und die Antithese:

La vipère meurt, pour salaire
De trop à sa vipère plaire. D. 178.

. . . .

Tantis et l'une et l'autre feinte
Donne mainte mortelle atteinte. D. 178.

Ein auffallendes Beispiel von Antithese lesen wir C. 129, wo Cleopatra vier Verse nach einander mit den Worten anfängt: La Parque, et non César . . . .

8. Wortspiel: Efforce sa force peu forte D. 180.

9. Anaphora: D. 209, 214. Tout ce que (4 mal), Se jouer (ebenfalls 4 mal) und C. 4. Act. Encor que . . . (mit dem Indicat.) 7 mal am Anfange der Verse. Epiphora: D. 146. „l'ombre" am Ende des Verses und „l'ombre" am Anfang des folgenden Verses. Epizeuxis: D. 147.

Dedans sa court recent, recevant dans son ame.

10. Auch die Interjectionen sind nicht sparsam verwendet, z. B. D. 176 steht in vier Versen 8 mal die Interj. ô!

11. Beispiel einer Tirade D. 146, u. so viele andere.

12. Wiederholungen desselben Worts zur Steigerung des Begriffs: cent à cent fois meschant D. 220, mainte et mainte douleur, u. dergl.

13. Stark ist er in Herbeiziehung des Mythologischen, z. B. D. 212. Eine schöne dem Antiken nachgebildete Stelle ist D. 161:

Celuy ne s'ayme pas qui, au coeur de l'hyver,
Hasardant ses vaisseaux et sa troupe en la mer,
Prodigue de sa vie, attend qu'un noir orage
Dans l'eau d'oubly luy dresse un autre navigage.

14. Frivole Anschauung der Alten: Der fromme Aeneas sagt: De la foy des amans les dieux ne font que rire, desgl. p. 167.

Je n'ay jamais aussi pretendu dedans moy
Que les torches d'hymen me joignissent à toy
Si tu nommes l'amour entre nous deux passée
Mariage arresté, c'est contre ma pensée.

15. Anspielung auf die religiösen Parteikämpfe des Vaterlandes:

Enée: J'ay non pas au païs, ains au Ciel, ma fiance.
Der Chor: Que la religion est souvent un grand fart!

Wie die Orthographie, d. h. die Schreibung von Vocalen und Consonanten bei Jod. noch nicht fixirt ist, so schwankt er auch noch im Gebrauch der Accente, des Apostroph und der Cedille.* Den Circumflex habe ich nur gefunden auf dem Interjections-ô, wahrscheinlich dem griechischen ω̃ nachgebildet; vereinzelt steht er auf je voûrai und sans relâche. Der acc. aigu (und zum Theil auch der circumflexe) fehlt noch überall da, wo seine Stelle ein s einnimmt, oder Verdopplung des Consonanten eintritt, z. B. deffaut; er fehlt aber auch fast auf allen Stammsylben und man sieht ihn eigentlich nur auf den betonten Endsylben; so schreibt z. B. Jod. dépite, aber epris, revelé. Der acc. grave sitzt auch noch nicht fest, z. B. frère, père, mère, aber fiere ohne Accent, dagegen fièvre. Die einsylbigen à, çà, jà, là, où haben stets den gravis. — Mit dem Apostroph** wird im Ganzen etwas Missbrauch getrieben; man apostrophirte s'on statt si on oder si l'on; s'elle, cest' heure, mal'heur, les grand's vagues, ell' ferme, il vaincq', avecq', doncq', je vous pry' E. 72. Die Cedille steht noch bei den mit sc anfangenden Wörtern, wie sçavoir, sçache etc.***

Es fragt sich schliesslich, wenn man C. 86 Antoine und royne, und C. 129 j'avois und voix reimte, wie man aussprach. In diesem Reime scheint mir ein Beweis dafür zu liegen, dass man, wenigstens an dieser Stelle, j'avoa sprach, denn voix ist doch wohl niemals vae gesprochen worden.† Am sichersten ginge man wohl, wenn man das

* Die Cedille ward überhaupt erst 1529 von Geoffroy Tory eingeführt.
** Seit 1530 in der franz. Rechtschreibung.
*** Die puncta diaereseos (tréma) finden sich auf païs, deïté; deuë, cogneuë, menuë, s'englüe, floüette u. s. w., in den 5 letzten Wörtern vollständig überflüssig für die Aussprache.
† Vergl. dagegen Heinr. Knebel, frz. Schulgr. 1873. §. 55, 1: „Ehemals schrieb man die Imparfaits und Conditionnels, die jetzt auf ais ausgehen, durchaus mit ois, welches jedoch wie ais gesprochen wurde." So nicht, sondern ursprünglich sprach man die Endung ois wie oa aus, was ja alle übrigen Beispiele (wie harnois und harnais) genugsam beweisen, nur allmälig schwächte sich in der Conjugation, als der viel und stets gebrauchten,

Werk von de Thou, de recta pronunciatione linguae francicae consultirte. Jedenfalls hat die frz. Sprache im 16. Jahrhundert nicht blos rücksichtlich der Schreibweise, sondern auch in Bezug auf die Aussprache eine grosse Revolution durchgemacht, man braucht nur die Sprache Villehardouin's und Joinville's anzusehen. Im 16. Jahrhundert mischt sich schon altes und neues Französisch; dem alten hing freilich auch noch die Plejade an; aber gleichwohl hat namentlich das Studium des Alterthums, der Einfluss Italiens und der Calvinismus die französische Sprache ausserordentlich umgestaltet. Die schwankenden Formen haben sich seitdem erst in Schrift und Aussprache gefestigt und consolidirt.

Noch einige Bemerkungen zu der Komödie Abbé Eugène nach der illustrirten Ausgabe von Ed. Fournier.

Prol. v. 3. Les vers demis, sind die Verse zu 8 Füssen, welche bis auf Molière in den farces üblich waren.

v. 7. Aucuns aussi, de fureur plus amis,
= de fureur tragique, de tragédie.

v. 59. Quels vers, quels ris, quel honneur et quels mots,
S'on ne voyoit icy que des sabots?

Die sabots stehen hier im Gegensatz zu dem Kothurn der alten Trag. und dem Soccus (brodequin) der alten Komödie.

v. 69. Mesme le son qui les actes separe,

d. h. die Musik des antiken Flötenspielers nach jedem Act und jeder Scene.

Act I. Sc. 1. Der „mignard pignoir" besser „peignoir d'Italie" war ein langer Morgenrock der Frauen, ein Puder- oder auch Bademantel, dessen Mode die Italienerinnen von dem Hofe der Medicis mitgebracht hatten.

Voler l'oiseau = chasser au faucon.
. . . se mettre en queste
Bien souvent de la rousse beste
= chasser le loup ou le renard.

Mes lèvres qui font une trogne = une moue.
(trogne, kelt. od. dän., heiteres den Lebemann verrathendes Vollmondsgesicht; fam. sprüchw. à la trogne on connaît l'ivrogne.)

die Aussprache des ois zu ais (ä) ab; wann dies aber geschehen sei, wissen wir nicht anzugeben. Vergl. auch die Anm. uns. Abh. zu Flexion, 3. Adject., wo dextre mit estre gereimt erscheint.

Sc. II. Mais je vous prie, que vous semble
Des morgues que je tiens vers luy?

Morgues sind hier manières od. façon d'agir.

Elle m'apporte à tous les coups (chque fois)
De ces saincts convents quelques choses,
Ou bien de quelque pain de roses
Ou bien des eaux, ou bien du flanc,

flanc ist der volksthümliche Kuchen, der in jener Zeit schon sehr alt war, dtsch. „Fladen", jetzt fiz. „flan" genannt, in den fablianx heisst er flao und flaon.

de sainct Magloire = Apostel der Bretagne im 6. Jahrhundert.

Çe que nostre Dieu justement
Pour nos commises nous envoye;

zwischen nos und commises ist fautes zu ergänzen.

C'est le chappelain, le commis,
Le factotum de mon cousin.

Die Bezeichnung factotum war damals noch ganz neu.

Act II. Sc. 2. Non pas, dy-je, à ces mercadins =
galantins; on disait aussi: mercadants.

Act III. Sc. 1. Elle avoit coiffé son heaume.

coiffer son heaume heisst boire, s'enivrer.

Un gros maroufle, un gros briffaut =

mangeur; heute bedeutet brifaud = friand, gourmand, enfant mal élevé.

Je suis gros de donner des coups, =

j'ai envie de . . . (être gros, c'est-à-dire avoir envie d'une chose comme une femme grosse).

Sc. 3. Florimond: Laquais, trouve des crocheteurs.
Pierre: J'y vois, Monsieur, et, quant à eux,
Ils voleront bien tost ici;
N'ont-ils pas des ailes aussi?

Diese Stelle enthält eine Anspielung auf die Form der Haken, welche sie auf dem Rücken trugen, daher das Volk sie „anges de Grève" nannte, d. h. anges de la place de Grève, ironisch statt porte-faix od. crocheteurs, welche dort ihren Standort hatten; vergl. Sachs, frz. dtsch. Wörterbuch, s. v. ange I. 4.

Act IV. Sc. 2. S'il ne vouloit estre arresté
Dedans l'enfer du Chastellet =

castellum od. castellulum, le petit Ch., on y mettait les prisonniers pour dettes. Plus tard cette geôle, „l'enfer", dut changer de nom.

Act V. Sc. 3. Si faut-il que j'assemble ensemble
Guillaume et son Anglois Matthieu,
Pour les accorder en ce lieu.

Das Wort Anglois war schon ein halbes Jahrhundert vor Jod. in dem Sinne eines harten Gläubigers üblich; heute tritt es wieder in die Sprache als Neologismus. Gebräuchlicher ist indessen fesse-mathieu (vergl. Molière's Avare). Ob der Name Matthieu in unserer Komödie zu dem Ausdruck fesse-mathieu für Wucherer, Filz, Veranlassung gegeben, muss dahin gestellt bleiben.

Ein unbefangenes Wort
über die
englischen Geschichtsdramen Shakespeare's.

Von
Dr. T. Jacoby.

Shakespeare ist den Deutschen interessant geworden wie ihr Goethe, ihr Schiller und Lessing. Seine Werke weisen uns auf den einheitlichen Genius zurück, den wir lieb gewonnen haben. So drängt sich uns vor Allem die Frage auf: Wann und wie hat Shakespeare seine Dramen geschrieben? Hat er systematisch die englische Geschichte von Richard II. bis Richard III. dramatisiren wollen und so in ununterbrochener Produktion Drama an Drama gereiht, wobei dann „Johann" und „Heinrich VIII." als Vor- und Nachläufer dieser principiellen Conception erscheinen? Nein, so arbeitet ein Dichter wie Shakespeare nicht. Die Dramen gehören verschiedenen Perioden der dichterischen Entwicklung Shakespeare's an.

Woher kommt es denn, dass dies unvergleichliche Ingenium den handwerksmässigen Erfordernissen der Bühne gegenüber, für die er um's tägliche Brod schrieb, nicht ein genialer Handwerker wurde, sondern ein Künstler blieb? Weil er die Stoffe nach seinem individuellen Bedürfniss wählte, weil er mit der Ausbildung und Bethätigung theatralischer Routine die Befriedigung des dichterischen Bedürfnisses zu vereinigen wusste. Ebenso wenig aber wie der niederen Noth des Lebens machte

Shakespeare einem unkünstlerischen Princip Concessionen, wie das einer systematischen Dramatisirung so heterogener Geschichtsepochen gewesen sein würde.

So gehören denn „Johann“ und „Heinrich VI.“ in die Lehrlingsperiode des Dichters, sie sind vielleicht nur Bearbeitungen vorliegender Dramen und am meisten chronikenhaft, „Richard II.“ mit seiner blühenden, aber auch theilweis gezierten Diction zeigt noch stark den italianisirenden Einfluss, dem sich „Richard III.“, nach Romeo und Julia wohl die erste grosse Tragödie Shakespeare's, fast schon entwunden hat; in „Richard III.“ erscheint zuerst ein tragisch vertiefter Hauptcharakter. „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“ gehören der reiferen Periode Shakespeare's an; „Heinrich V.“ kann nur kurz vor 1600 geschrieben sein und ist das zeitlich letzte Werk dieses Cyclus. „Heinrich VIII.“ ist ebenfalls ein späteres Werk des Dichters, über das nähere Daten fehlen.

Der ganze Cyclus ist also in der Zeit von 1591 bis 1600 verfasst, die einzelnen Dramen gehören aber verschiedenen Zeiten an und bezeichnen verschiedene Entwickelungsmomente des Dichters.

Wenn man also behauptet hat, der ganze Cyclus sei vom Dichter mit Bewusstsein als dramatische Einheit geschaffen, so dass jedes einzelne Werk als Theil des Ganzen gedacht sei, so ist das irrig. Weil jedes einzelne Drama von Shakespeare historisch treu, also im Causalzusammenhang mit dem Vergangenen, und Hinweisung auf das Kommende geschaffen ist, so erschien das Ganze als eine einzige grossartige Gliederung: das Werk lobt eben seinen Meister. Es ist also richtig, dass die gesetzlose Selbstsucht, das tyrannische Wüthen Richards III., wie die nach langen gesetz- und friedlosen Zeiten Gesetz, Glück und Frieden wiederbringende Erscheinung Heinrich's Richmond erst durch die zeitlich vorangehenden Dramen recht verständlich gemacht und vorbereitet wird, dass somit „Richard III.“ in der That den künstlerischen Abschluss des Cyclus bildet;

das hindert aber nicht, dass „Heinrich IV. und V." später geschrieben sind.

Die einzelnen Dramen sind, abgesehn von den einzelnen Theilen „Heinrich's VI.," künstlerisch in sich abgeschlossen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass der stoffliche Gehalt der Dramen vielfach mit einander verwachsen erscheint und auch der Gedankengehalt erst durch die Beziehung der Dramen aufeinander in seiner ganzen Klarheit und Bedeutsamkeit hervortritt.

Das Stoffliche seiner Dramen entnahm Shakespeare vorzugsweise der Chronik Holinshed's; öfters erleichterten ihm ältere Dramatisirungen seine Arbeit, denn wie das griechische Drama an der nationalen Heldensage, so nährte sich das erwachende englische Drama mit Vorliebe an der nationalen Königs-Geschichte. Das englische Nationalgefühl war damals auf seiner Höhe: England fühlte sich als Vorkämpfer einer neuen Zeit, als Bollwerk des Protestantismus, es hatte das papistische mächtige Spanien niedergerungen, es umspannte mit seinem Handel, seinen Colonisationen, seinen Entdeckungsfahrten die ganze Erde, und ein Volk auf dieser Höhe musste seine eigene nationale Geschichte liebgewinnen.

Aus diesem nationalen Drange sind auch Shakespeare's Dramen geboren: ohne diesen Magnet hätte er schwerlich den Cyclus in seiner Ganzheit geschaffen. Welch sprödes, episches, nicht dramatisches Element bot die Geschichte Johanns, Heinrichs IV., V. und VI. Und der Dichter hielt sich treu an die Chronik aus Achtung vor dem Nationalgefühl und der historischen Wirklichkeit! *

Wodurch ist es ihm aber gelungen, diese Stoffe dramatisch zu beleben? Zunächst durch die psychologisch feine und tiefe

* Der Dichter spricht dies selbst namentlich im Epilog zu „Heinrich V." aus: „der Geschichte sich bückend" schuf er dies Drama, bei dem ihm freilich vor allem andern an genauer und vollständiger Treue lag, denn er fühlte sich hier ganz besonders als poetischer Verwalter des nationalhistorischen Eigenthums.

Ausgestaltung der Charaktere, unter denen viele mit Vorliebe behandelt sind und (ein Punkt, auf den ich oben hinwies) der eigenen Natur des Dichters nahe verwandt scheinen. Der schwärmerische, phantastische, dem Nüchtern-Praktischen abgewandte, grübelnde Richard II., der „unpolitische“ Bastard Faulconbridge, der aus Leichtsinn und Zügellosigkeit zur strengen Pflichterfüllung sich aufraffende Prinz und König Heinrich — der kalte, berechnende aber praktisch-kluge Bolingbroke, der nach Thaten und Ruhm dürstende, edle, aber unkluge Percy, der „Epicuräer“ Hans Falstaff, der sein Ich der Welt entgegensetzende, fast teuflische Richard III.: welche lebendige, tief bedeutsame, interessante Gestalten; interessanter noch durch den Gegensatz, in dem sie zu einander treten, z. B. Richard II. zu Bolingbroke, König Johann zum Bastard, der Heisssporn zum dicken Hans.

Aber nicht die Charaktere, sondern die Handlung ist nach dem richtigen Grundsatz des Aristoteles das Wesentliche des Dramas. Wie ist es Shakespeare gelungen, die Handlung dramatisch zu gestalten? Vor Allem suchte er die Einheit der Handlung festzuhalten, indem er mit Einer Haupthandlung Nebenhandlungen in innere Beziehung setzte. Das Geschick Richards II. und III. ist, wie es der Dichter behandelt hat, zu einer wirklich tragischen Handlung geworden, wenn auch nicht zu verkennen ist, dass in „Richard II.“ der Hauptheld zu sehr passiv ist, dass in „Richard III.“ das Episodische vom Dichter noch nicht völlig bemeistert ist. Im „König Johann“ ist die Handlung gleichsam mehr peripherisch als diametral; König Johann bleibt zwar der Mittelpunkt, aber die Handlung vollzieht sich zu sehr in epischer Breite. Die 3 Theile „Heinrichs VI.“ könnte man dialogisirte, nicht dramatisirte Geschichte nennen, was die Bearbeitung der Handlung angeht. In „Heinrich IV.“, 1. Theil ist der Aufstand des Percy, im 2. Theil die Wandlung des Prinz Heinrich die Haupthandlung. Beide Stücke sind historische Schauspiele, beanspruchen desshalb nicht das concentrirte Interesse der Tragödie: In „Heinrich V.“ wird der Nationalsieg der Engländer verherrlicht, es ist ein patriotisches Bühnenfeststück, kein Drama.

Die Dramatisirung der Handlung ist also dem Dichter keineswegs gleichmässig gelungen, aber selbst wo sie am mangelhaftesten ist, bleibt uns das Stück der Charakterisirung wegen interessant.

Noch Eine Bemerkung möchte ich über diese Stücke machen: Shakespeare's Kunst ist im Gegensatz zu der antiken Kunst eine perspektivische. Seine Stücke wollen im Ganzen überblickt werden, das Einzelne darf nicht als solches, nur in seiner Unterordnung im Ganzen beschäftigen. Daher der Reiz, wenn wir ihn lesen: Unsere Phantasie ordnet geschäftig das Einzelne dem Ganzen unter; daher die Gefahr der Zerstückelung bei der Bühnenaufführung: das Einzelne drängt sich ungebührlich vor, schwächt und stört den Gesammteindruck. Ein Beispiel: Palleske's Vorlesung des „Sommernachtstraumes" hinterlässt einen viel harmonischeren, einen wirklich künstlerischen Eindruck im Vergleich zur Aufführung im Berliner Opernhause. Warum? Die Rüpelscenen werden bei letzterer so breit in den Vordergrund geschoben, mit so vorzugsweisem Interesse behandelt, dass darüber der phantastische Zauber des Ganzen gebrochen wird. Diese Shakespeare'sche Architektonik ist ein grosses Geheimniss seiner Kunst, auf das meines Wissens noch nicht deutlich hingezeigt ist. — So steht auch in diesen Stücken Vieles, was für sich und bei oberflächlicher Betrachtung als unkünstlerisches Beiwerk erscheint, wenn wir das Ganze überblicken, in Beziehung zum Ganzen; und sehr oft ist es die Unfähigkeit der Phantasie des Empfangenden, dem Dichter seinen Plan nachzuconstruiren, die zu einem Tadel des Dichters verleitet hat. — So sind in der Oechelhäuser'schen Bearbeitung „Heinrichs IV.", 1. Theil, die Berathungen der Rebellen (Percy, Glendower, Worcester) gestrichen. Warum, die Charakterisirung ist ja grade hier so fein? Weil der Bearbeiter den vielen Personen und Handlungen nicht den richtigen Mittelpunkt zu geben wusste, weil er nicht sah, dass Alle und Alles sich um den Rebellenkampf gruppiren, dass also die detaillirte Ausführung der Rebellen selbst ein künstlerisches Erforderniss war. Ebenso wenig wie sich im „Kaufmann von Venedig" das Interesse ausschliesslich auf Shylock concentriren soll, ebenso

wenig soll Falstaff in „Heinrich IV.“ allein im Vordergrund stehn. — Im Aufbau des Ganzen wird man Shakespeare's Kunst am meisten bewundern; seine Dramen gleichen oft den gothischen Münstern; sie wollen im Ganzen auf uns wirken, im Ganzen gefasst sein, nur so entwirrt sich ihr bunter Reichthum zur Harmonie.

Grundlagen
zur Anbahnung einer einheitlichen Orthographie.

Von

Dr. F. W. Fricke.

„Auf eine ‚einheitliche Rechtschreibung für Alldeutschland' war schon seit lange das Sehnen und Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet, die dem theuern Hort unserer wundervollen Muttersprache die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet haben, mit dem lebendigen Bewusstsein, dass in der Sprache Nichts für klein und kleinlich gehalten werden darf, was auf die Bildung des gesammten Volkes von Einfluss ist."

Diese trefflichen Worte, welche Daniel Sanders seiner jüngsten Schrift über Orthographie vorausschickt, haben ohne Zweifel ungetheilte Billigung gefunden. Auch war gerade er vor vielen Anderen berufen, Vorschläge zur Einigung zu machen. Seine Kenntnisse sind so umfassend wie seine Ansichten besonnen und sein Ruf von Gewicht.

Aber wird er trotz dem seine lobenswerthe Absicht erreichen?

Dass Gewohnheit, Anmassung, Parteieifer, Verblendung und Uebelwollen da und dort als schwere Hindernisse den Weg versperren, möge hier nur erwähnt, nicht erörtert werden. Es fördert die Sache ohne Zweifel ungleich nachhaltiger, Blick und Thätigkeit auf ein wichtiges in ihr selbst liegendes Hinderniss zu richten und dasselbe hinwegzuräumen.

Die von Sanders gemachten Vorschläge nämlich beruhen nur auf Erfahrung (man schreibt so) und auf Wünschen (schriebe man doch so!). Aber nirgends tritt ein allgemeines, zwingendes Gesetz

hervor, und so kann es nicht ausbleiben, dass Jeder schliesslich der fremden subjectiven Ansicht sein eigenes subjectives Urtheil entgegenstellt.

Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit eines (objektiven) Gesetzes aber hat die Nation durch ihr eifriges Forschen nach demselben bekundet. Die versuchte historische Begründung zeugt davon. Indess, sie mislang, weil das Leben auch der Sprache in dem unaufhörlichen Anderssein besteht, und der Schluss von dem „So war es" auf ein „So soll es auch jetzt sein oder wieder werden" augenfällig gegen Natur und Logik verstösst. Es ist nicht richtig, ein möglich Schwanken z. B. zwischen „erwürken" und „erwirken" nach dem historischen Prinzipe regeln zu wollen. Die ganze Nation spricht und schreibt jetzt „erwirken," obwohl sie weiss, dass es mhd. (ge)wurken hiess. Dem Oberdeutschen der Hohenstaufenzeit war wurken richtig; er regelte weder den Laut noch die Schrift nach dem ahd. arwurkjan, und der Altoberdeutsche noch weniger nach dem Gothischen fair-wurkjan; folglich kann auch für uns in dem Allen kein Gesetz liegen. Selbst nach der sogenannten organischen Entwicklung müssten wir „erwürken" oder vielmehr „gewürken" schreiben; allein, wie viele unserer Zeitgenossen würden sich dazu verstehen? Und wozu nützte es schliesslich? Ist uns „erwirken" nicht ausreichend verständlich? Und hat das Wort überhaupt einen andern Beruf, als verständlich zu sein? So begreift es sich, dass die historische Umgestaltung der Orthographie mit Nothwendigkeit Verwirrung und Zerfahrenheit bringen musste. Wir schreiben seitdem nur wenig besser, und dafür sehr viel uneiniger als in der Beckerheiseschen Zeit.*

Eine werthvolle orthographische Ausbeute jedoch hat uns die historische Sprachforschung geliefert, nämlich die selbst von J. Grimm mehrfach ausgesprochene, obwohl nicht angewandte Ueberzeugung, dass die Deutschen zu allen Zeiten phonetisch, d. h. naturgemäss geschrieben haben. Man suchte stets den **Laut**, nicht etwa die **Abstammung** durch entsprechende Zeichen darzustellen. Keine Provinz und kein Jahrhundert stimmt mit den anderen überein, selbst das ohne hinlänglichen Grund als Norm angenommene „Mittelhochdeutsche" (Mitteloberdeutsche) zeigt kein anderes Prinzip als die

* Dies Resultat der historischen Orthographie wurde von den namhaftesten Germanisten zu einer Zeit eingeräumt, wo sie fast allgebietend auftrat. Es ist also keineswegs ein Urtheil der Gegner allein.

genaueste Anschmiegung des Buchstaben an den Laut. Adelungs und Beckers Grundsatz: Schreibe so wie du sprichst, fand demnach durch die Schule Grimms, trotz aller Anfeindung, umfassende Bestätigung. Die adelungbeckersche Regel beruht in der That auf einem vollständig natürlichen Gesetze, und ist darum unangreifbar. Der Buchstabe hat keinen andern Beruf, als den Laut und der Laut den Begriff darzustellen; folglich richtet sich der Laut nach dem Begriff, und der Buchstabe nach dem Laut, und — eine Orthographie ist um so vollkommener, als sie dieses Gesetz in sich verwirklicht.

Indess, genügen kann es uns in seiner Allgemeinheit für die reale Orthographie nicht; denn bei der Anwendung tritt nothwendig die Frage hervor: „Wie spricht das deutsche Volk?“ und da jeder deutsche Stamm, jede Provinz, ja selbst jede Stadt anders spricht, so müssen wir erst die Sprechung regeln,* ehe wir eine allgemein gültige natürliche Schreibung zu erzielen im Stande sind. Das kann aber vorläufig nur durch den allerdings paradox klingenden Satz geschehen: „Sprich wie die deutsche Nation schreibt.“ Eine Diskussion der einzelnen Provinzen untereinander, würde zu Nichts oder zur buntesten Anarchie führen, denn jede Gegend hat ihre Sprechfehler, und liebt gerade sie mit unnahbarer Zärtlichkeit und Leidenschaft. Für die geistige und nationale Entwicklung Deutschlands ist es daher von unschätzbarem Werthe, dass sich über den Dialekten eine Gesamtsprache entwickelt hat, und dass dieselbe in einer entsprechenden phonetischen Schreibung zur Realität gelangt ist.

In richtiger Erkenntniss dieser Sachlage haben sich denn auch fast alle Orthographen neuester Zeit in der Ansicht geeinigt, die bestehende Orthographie nicht abzuschaffen, sondern weiter zu entwickeln.

Zu dem Geschäfte der Weiterentwicklung aber gehört zunächst das Wissen des (idealen) Zieles und der Mittel, welche zu einem solchen Ziele führen.

Das Ideal der Orthographie möge hier nur berührt werden. Es lässt sich kurz so ausdrücken: Deckung der Rede durch die Schrift. Dazu gehört dann — exacte Darstellung 1. des

* Ich habe dazu schon früher Anregung zu geben versucht (Feststellung der neuhochdeutschen Aussprache. Allgemeine deutsche Lehrerzeitung 1863. Nr. 1.)

Lautes (für jeden Laut ein Zeichen); 2. der Quantität; 3. des Akzentes, und 4. des Tones (der grammatischen, logischen und musikalischen Sprachelemente). Die Wirkung einer solchen Schreibung wäre, dass die geschriebene Rede den Eindruck der gesprochenen machte.

Erreicht ist dieses Ziel bekanntlich in keiner Sprache. Aber trotzdem oder eben deswegen dürfen wir es nicht aus dem Auge verlieren. Die Wichtigkeit jeden Ideals für unsere Thätigkeit liegt weniger im Erreichen als im Streben. Den Gedanken, die deutsche Orthographie sei unverbesserlich gut, oder unverbesserlich schlecht, dürfen wir entschieden nicht aufkommen lassen.

Andere Völker sind uns im Streben mit ermuthigendem Beispiele vorangegangen. Die Griechen versuchten, die Quantität und den logischen Akzent darzustellen, und die Hebräer sogar den musikalischen. Gelungen ist in der Neuzeit z. B. den Italienern die Darstellung des Lautes, den Polen und Spaniern die des Akzentes, den Ungarn die der Quantität, und dem musikalischen Elemente haben die meisten modernen Sprachen durch das Ausrufungszeichen, sowie theilweise durch Fragezeichen und Gedankenstrich einigermassen Rechnung getragen, sowie auch dem logischen Elemente durch gesperrte Schrift. Im deutschen finden sich von dem Allen Anfänge, aber noch keine, wenn auch nur relative Vollendung — ein doppelter Antrieb zum Weiterbilden.

Auf bereits gelegten Fundamenten ist leicht fortbauen, besonders wenn die Fundamente so vortrefflich sind wie die deutschen. Sanders nennt unsere Sprache wundervoll, und es liegen in ihr thatsächlich linguistische Wunder verborgen, welche zu erforschen und zu verwerthen der Zukunftsphilologie obliegt. Sie verhält sich schon jetzt in manchen Beziehungen zu den übrigen Sprachen, wie die arabischen Ziffern zu den römischen.

Auch an der Orthographie lässt sich dies darthun: dieselbe ist, obgleich in der Ausführung zurück, im Prinzipe andern Sprachen weit voraus.

Es ist hier nicht der Ort, den gesammten Organismus unserer Orthographie zu zergliedern. Nur Einzelnes möge hervorgehoben und eingehender betrachtet werden, namentlich die Quantität und ihre Bezeichnung. Sie folgt einem Gesetze, welches geeignet ist, die umfassendste Grundlage zu der Aus- und Fortbildung unserer Orthographie abzugeben.

Selbstverständlich handelt es sich nicht um eine Regel, welche von irgend einem Grammatiker aufgestellt worden ist, sondern um eine organische Erscheinung* in dem Leben unserer Sprache, also um das geforderte Objective.

Die Arbeit des Grammatikers dabei ist, wie überhaupt, nur ein Erkennen, nicht ein Bestimmen oder Wünschen.

Dass die Sprache keine überlegte Veranstaltung einzelner Menschen oder einer Gesammtheit von Menschen ist, bedarf als bekannt nur eben der Erwähnung. Sie entsteht aus dem Usus.

Richtig in einer Sprache ist daher die Wortform, welche das ganze Volk gebraucht, um einen Begriff zu bezeichnen, und richtig die Bedeutung, welche es mit irgend einer Wortform verknüpft. Das ahd. pikinnan z. B. war richtig, so lange man es gebrauchte; jetzt aber ist „beginnen" richtig, weil man es jetzt gebraucht. Früher verknüpfte man den Begriff „anlocken" oder nach J. Grimm „spalten" damit; jetzt aber wird es für „anfangen" gebraucht. Noch zu Adelungs Zeiten sträubte man sich gegen die letztere Bedeutung; das Wort war überhaupt fast in Vergessenheit gerathen. Für die Erneuerung desselben als synonym mit anfangen kämpfte J. Paul noch im Jahre 1803 (Aesth. II, 507). Welche Bedeutung nun ist die richtige? Doch wohl die gebräuchliche, obgleich sie sich nicht folgerecht entwickelt hat; denn schwerlich wird man sich zu der mehr als kühnen Kombination Grimms bekennen: „aus dem sinnlichen spalten muss das abgezogene anfangen entstehen" (mit gleichem Rechte doch wohl aus zusammenfügen).

Es unterliegt also keinem Zweifel — der Usus entscheidet.

Aber der Usus ist unvernünftig, d. h. er entscheidet nicht nach wohlerwogenen Gründen, sondern folgt dem Zufall, dem Irrthum, der Gewohnheit. Er beruht auf dem Gefühl, nicht auf dem Denken.

Daraus erklären sich zwei Erscheinungen.

Erstlich die Unvollkommenheit aller bis jetzt bekannten Sprachen, die griechische, lateinische und deutsche nicht ausgenommen. Sie alle sind höchst unbeholfene Organe und Förderer der menschlichen Begriffs-

* Unter organisch verstehe ich die Wechselwirkung aller Theile eines Körpers aufeinander, d. h. aller Theile, welche sind, nicht derjenigen, welche waren. Theile, die ein Körper ausgeschieden hat, gehören nicht mehr zu seinem Organismus, vollends wenn die Ausscheidung vor Jahrhunderten geschah.

welt, und werden es bleiben, so lange die Sprachen allein aus dem vernunftlosen Usus entstehen.

Tylor (Anfänge der Kultur 1872, II, 448) sagt darüber: „Die Sprache der Gebildeten ist weiter Nichts als die Sprache der Wilden, freilich in ihrem innern Bau mehr oder weniger vervollkommt, in ihrem Wortschatz um ein Bedeutendes vermehrt, und in der Definition der Wörter zu grösserer Präzision ausgearbeitet. — Die grosse Mangelhaftigkeit der Sprache als Methode des Gedankenausdruckes, sowie die grosse Mangelhaftigkeit des Gedankens, insofern er durch die Sprache wesentlich beeinflusst wird, kommt grossentheils daher, dass das System der Sprache vor Allem auf roher Anwendung der materiellen Metapher und unvollkommener Analogie beruht. — Die Sprache ist eines jener Gebiete geistiger Thätigkeit, auf welchem wir nur wenig über die Stufe der Wildheit hinausgelangt sind; auf der wir vielmehr noch jetzt mit mühsam durch Drehen erzeugtem Reibefeuer arbeiten."

Diese Verurtheilung der Sprache dürfte leicht durch ihre Derbheit schrecken; allein jeder philosophisch gebildete Sprachforscher wird ihr mit einiger Selbstüberwindung seine Anerkennung im Allgemeinen nicht versagen. Viel gemässigter dagegen lauten Darwins Worte über denselben Gegenstand: „Wir müssen uns darüber nicht täuschen, dass im Ganzen genommen selbst unsere höchstentwickelten Sprachen doch noch auf einer mittelmässigen Stufe der Ausbildung stehen;" und den eigentlichen Kern der Frage trifft wohl der unvergleichlich klare Denker Strauss („Alter und neuer Glaube;" 1873, S. 142) am Besten durch den Grundsatz: „Wir finden uns in unserem persönlichen wie geselligen Leben desto mehr gefördert, je mehr es uns gelingt, in und um uns das willkürlich Wechselnde der Regel zu unterwerfen." Dieses durchaus universale Gesetz auf die Sprache angewandt, ergibt den Satz: die vollkommenste Sprache wird zugleich die regelmässigste sein. Der blinde Usus aber konnte eher Alles als klare, konsequente Regelmässigkeit schaffen, da sein Wesen recht eigentlich in Willkür besteht.

Zweitens erklärt sich aus der Vernunftlosigkeit des Usus die Geringschätzung, in welche er in der Denkperiode jedes Volkes geräth, und das daraus resultirende Bestreben, ihn zu beherrschen, statt sich von ihm beherrschen zu lassen. Von dem Hamburger Richey, der (1725) schrieb: „Der Usus Tyrannus herrschet nur bei der Unwissenheit und der beliebten Gleichgültigkeit; bei sprachbeflissenen Leuten

aber hat er niemals das Geringste (?) zu gebieten, viel weniger zu wüthen gehabt.“ Bis zu J. Kampe lebte man häufig genug in dem Wahn, die Sprache machen zu können. Erst der noch schlimmere mystisch-pietistische Wahn, die Sprachen seien göttlichen Ursprungs und darum unantastbar, setzte ihm starre Schranken. Herder verlieh dem Glauben an die Göttlichkeit der Sprache beredten Ausdruck, indem er folgerte: „Da die Sprache den Unterscheidungskarakter der Menschheit bildet, der Mensch also nur durch die Sprache ein Geschöpf Gottes sein konnte, so muss ihn diese weckende Kraft von dem ersten Augenblicke seines Daseins belebt und geführt haben. Die Sprache ist also göttlich und menschlich, der allwaltende Unterricht für sein Bild, den Liebling seines Herzens.“ Auch in W. von Humboldts System lag die Konsequenz, dass nicht bloss die Sprache, sondern auch die Sprachen mit ihrer Beschränktheit und Endlichkeit in Gott gesetzt werden müssen, und obwohl er sich scheute, diese Konsequenz zu ziehen, gab er doch zu, dass die Sprache übermenschlichen Ursprungs sei. Diese gelehrte Ansicht wurde dann, wie gewöhnlich, theils ungelehrt aufgefasst, theils absichtlich zu Parteizwecken umgedeutet und trug nicht wenig zu der bald Mode werdenden Vergötterung des Historischen, des Seienden bei. Man unterschätzte fortan die überlegte Wirksamkeit des Grammatikers so, wie man sie früher überschätzt hatte. Kampe wollte Wörter erfinden, und wurde damit verlacht; aber viele der von ihm geschaffenen Wörter sind dennoch in Gebrauch gekommen, z. B. Schneesturz, folgerecht, Zerrbild, Larventanz neben Lawine, konsequent, Karikatur, Maskerade u. s. w., und zeigen, dass trotz der vorgeblichen Göttlichkeit der Sprache und der wirklichen Macht des Usus eine bewusste, sach- und vernunftgemässe Einwirkung der Grammatiker ohne allen Zweifel Raum finden kann.

Der hierin liegende Widerspruch aber löst sich auf folgende Weise.

In der Sprache (wie in jedem Organismus) bilden sich zweckentsprechende Zustände, die, in den einzelnen Sprachen individuel verschieden, den neu hinzutretenden Elementen als Norm dienen und mit der Bewegung zusammen den Karakter und das Leben der Sprache ausmachen. Unter Bewegung aber verstehen wir die kontinuirlichen Veränderungen, welche durch den täglichen Gebrauch der Sprache im Denken und Handeln eines Volkes hervorgebracht werden, und sich den vorhandenen Bildungen so anfügen, wie in der mensch-

lichen Seele die neuen Vorstellungen den bereits gebildeten Reihen und Komplexen. Auf diese Weise gewinnt der vernunftlose Usus eine von ihm freilich weder erkannte noch angestrebte Gesetzmässigkeit, und tritt so unter eine höhere Gewalt, die wir am Geeignetsten durch „Sprachgeist“ bezeichnen.

Dies angenommen leuchtet ein, dass der Grammatiker es nicht ausschliesslich mit dem Usus zu thun hat, sondern dass er die Gesetze seiner Wissenschaft von dem Sprachgeiste empfängt. Dadurch wird er theils über den Laien erhoben, welcher blind dem Usus gehorcht, theils zeigt es ihm den Weg, welchen seine Forschung einzuschlagen hat, um auch schaffend auftreten zu können. Er muss nämlich das Wirken des Sprachgeistes beobachten, die Zustände als Gesetze auffassen, die Gesetze, dadurch dass er sie in präzise Worte kleidet, als **Regeln** zur Erscheinung bringen, und so den Usus antreiben, nicht bloss dem **Gefühle**, sondern auch dem **Verstande** zu folgen. Neue Wörter z. B. kann er, wenn ein wirkliches Bedürfniss dazu vorhanden ist, einzuführen hoffen, indem er sie dem Sprachgeiste gemäss formt, und zur Einführung derselben den Usus benutzt. Damit ist er, wiewohl abhängig, doch auch regierend, und der Usus wird durch Mitwirkung des Sprachgeistes verständig, wie das Schaffen der Hand, welche von der Denkkraft des Kopfes Richtung und Ziel empfängt. Bisher hat man die Hand allein schalten und walten lassen, oder man gedachte ohne sie arbeiten zu können — ein Gegensatz, der sich so unnatürlich wie verwerflich erweist.

Dass, so lange er herschte, keine Einheit zu Stande kommen konnte, leuchtet unmittelbar ein, aber zugleich auch das bezügliche Gegentheil, nämlich die Ueberzeugung, dass mit der Tirannei des Usus und der Willkür der Sprachforscher auch die Zerfahrenheit aufhören muss.

Wenden wir die Grundsätze dieser konstitutionellen (s. v. v.) Sprachforschung z. B. bei unserer Frage nach der Quantitätsbezeichnung an, so haben wir zunächst zu untersuchen: „Wie wird sie bezeichnet?“ und dann: „Aus welcher Bewegung ist die thatsächliche Bezeichnung hervorgegangen?“ Aus Beiden aber resultirt das Gesetz, nach welchem der Grammatiker seine leitende und schaffende Thätigkeit einzurichten hat.

1. Die Natur der Quantität und ihre Bezeichnung erkennen wir aus der Idee des deutschen Wortes.

Das Wort im Allgemeinen besteht nur aus einem Vocal mit stärkerer Hemmung, als dem Vokale eigen ist.

Naturgemäss tritt die Hemmung nach dem Vokale ein (am), aber man kann die Stellung zur Hemmung schon vorher annehmen (ma), und auf diese Weise das Wort doppelt hemmen (mam).

Daraus folgt, dass die Endhemmung (als die natürliche) für die Wortform das Wesentliche ist. Das offene Wort (ma) ist unvollkommen artikulirt, das geschlossene vollkommen.

Das ideale **deutsche** Wort ist **geschlossen** (das italiänische z. B. offen), und zwar doppelt: durch Anlaut und Auslaut (*Man*, *Hof*, *ging*, *riss*). Da aber das Forttönen des Vokals (die Dauer) durch die Hemmung abgeschnitten wird, so muss jedes geschlossene Wort kurz sein.

Selbstverständlich hat die Anfangshemmung keinen Einfluss auf die Quantität. Die Endhemmung dagegen schneidet das Forttönen des Vokals (die Dauer) ab, und macht ihn also kurz; oder, mit anderen Worten, jedes geschlossene Wort ist kurz; nicht allein der Idee nach, sondern auch historisch zeigt sich dieses physische Gesetz in der Bildung des deutschen Worts, z. B. scif, tal, vil, tor, tür, nam, kam, snel; wurm, korn etc.

Dieses Gesetz blieb auch dann in Geltung, als das Wort, durch Flexion und Zusammensetzung mehrgliedrig wurde, und man die einzelnen Theile des Wortes Silben nannte. Es hiess seitdem: die geschlossene **Silbe** ist kurz z. B. Kör-ner, Wür-mer.

Durchaus folgerecht entwickelte sich daraus ein zweites Gesetz, nämlich: Wird eine (kurze) Silbe offen, so muss sie um die Kürze zu bewahren wieder geschlossen werden. Aus schnel, Schif würde durch das Plurals-e und das Hinüberziehen des Konsonanten zur folgenden Silbe schne-le, Schi-fe werden, und die Schreibung nicht mehr dem Laute entsprechend sein. Darum schloss man die erste Silbe dadurch, dass man den verlorenen Konsonanten sachgemäss ersetzte: schnel-le, Schif-fe. So kam Schrift und Sprache wieder in Harmonie, und die Grundregel blieb in voller Kraft.

Schlimm aber war es, dass die Regel historisch nur als Sprachgefühl, nicht als Wissen existirte. Die Nation zeigte sich weder

zur Zeit der Dialekte,* noch beim Beginn der Gesamtsprache wissenschaftlich genug vorgeschritten, um die Gesetze zu erkennen, und die Folgen davon traten bald in den wunderlichsten Inkonsequenzen, wie sie der blinde Usus nur irgend hervorbringen kann, zu Tage.

2. Die Betrachtung der sprachlichen Bewegung zeigt uns folgende bezügliche Erscheinungen.

Zunächst liess sich der Usus von der Schrift beherschen und zwar auf doppelte Art. Die (organische) Einschiebung eines Ersatzkonsonanten erschien dem Auge als Verdopplung, und wurde daher (unorganisch) auch auf die Grundform übertragen: statt „schnel, Schif, Man" etc. schrieb man schnell, Schiff, Mann. Der Satz „die Buchstaben folgen der Ableitung" wurde fälschlich so angewandt, dass man von der Nebenform auf die Hauptform zurückschloss, und dem zufolge „Schif" für etymologisch falsch (!) erklärte, weil — Schif von Schiffe herkommt, hätte man sagen müssen. Diesen Irrthum angenommen, hatte Adelung Recht, ein Gleiches für die Endung „inn" zu fordern, und Fürstinn, Nachbarinn etc. (wegen Fürstin-nen, Nachbarin-nen) zu schreiben. Das „in" stand wie ein verlorner Posten inmitten der Verdoppelungsströmung, und, vom Standpunkt der Konsequenz aus betrachtet, ist es kaum ein Verdienst zu nennen, dass Heyse wie Becker und Grimm das inn wieder verbannten. Ohne Aufsuchung und Aufstellung des Gesetzes war es ein Akt der Willkür und des Vorurtheils. Auch gerieth der blinde Usus, durch diesen Anstoss getrieben, bald in den entgegengesetzten Irrthum: er schloss starr etymologisch von dem Singular auf den Plural, und schrieb z. B. Kadeten (Kade-ten), Kabinete (Kabine-te), Komplote etc. wegen des Singulars Kadet, Kabinet, Komplot. Doch davon später.

Andrerseits folgte man nicht der Schrift, sondern der Konsequenz des Lautes. Zu dem Gesetze „Geschlossene Silbe ist kurz" trat das richtige Gegengesetz „Offene Silbe ist lang," und man sprach Höf,

* Die Sprachperiode, welche etwa mit dem 16. Jahrhundert abschloss, ist füglich als Zeit der Dialekte zu bezeichnen. Demgemäss aber sollte man die vielfach irreleitenden Ausdrücke „alt- und mittelhochdeutsch" aufgeben, da es in Wirklichkeit doch nur ein Alt- und Mitteloberdeutsch neben Alt- und Mittelniederdeutsch etc. gab. Weder das Nibelungenlied, noch Hebels allemannische oder Nadlers pfälzische Gedichte sind hochdeutsch, sondern gehören den oberdeutschen Dialekten so an, wie Reineke Vos, Reuters olle Kamellen etc. den niederdeutschen. Nur die über den Dialekten stehende Gesammtsprache darf auf die Benennung hochdeutsch Anspruch machen.

Hō-fes; vĭl, vī-le etc. Aber da auf diese Weise das historisch wie organisch kurze einsilbige Wort dem Ohre mehr Längen als Kürzen bot (vi-ler, vi-le, vi-les, vi-lem, vi-len neben dem einzigen vĭl; Ho-fes, Ho-fe, Hö-fe, Hö-fen neben Hŏf), so liess man die Länge auf die Kürze zurückstrahlen, und sprach unhistorisch und unorganisch vīl, Hōf, Tōr, Tāl, nām etc. Dadurch kam ein Bruch in die Grundregel, d. h. von jetzt an konnte die geschlossene Silbe auch lang sein: vīl neben Schĭf, und man suchte die lange (unorganische) geschlossene Silbe von der kurzen (organischen) zu unterscheiden. Dabei bot sich als Gegenstück zu der (irrigen) Verdopplung des Konsonanten die Verdopplung des Vokales augenfällig dar, und man schrieb Heer statt des frühern Her. Auf diese Weise entstand ein neues verhängnissvolles Wort, nämlich Dehnungsvocal, und aus ihm wieder eine ganze Reihe Irrthümer. Das abgestorbene stumme h z. B. erschien als Dehnungs-h (Schuh, früher wie Schuch lautend) und statt konsequent Haan, Taal, Tüür zu schreiben, schrieb man Hahn, Thal, Thür etc. Auch das abgestorbene i (hialt, hielt, hilt) liess sich als „Dehnungsvokal" ansehen, und man schrieb nicht mehr Zil, Gir etc., sondern Ziel, Gier, und hatte auf diese Weise drei verschiedene Weisen, die geschlossene Silbe als lang zu bezeichnen; ein Reichthum, welcher die grösste Denkarmuth bekundet, und dem Lernenden und Schreibenden eine grosse, völlig unnütze Last aufbürdet.

Aber man wusste das Uebel noch ärger zu machen. Statt aus dieser allerdings völlig schiefen Sprachbewegung das Gesetz herauszufinden: jede geschlossene Silbe ohne Dehnungszeichen ist kurz, und zu dem organischen Man, hel, kan etc. zurückzukehren, klammerte man sich desto fester an die „Verdopplung der Konsonanten," und meinte, jeder einfache Endkonsonant müsse verdoppelt werden, damit man den vorhergehenden Vokal verkürzt ausspreche. Gerade, als ob es nicht genug sei zu sagen: „was nicht klein ist, ist gross," sondern noch hinzuzufügen: und das Grosse erkennt man daran, dass es nicht klĉin ist.

Doch auch damit war das Ende der Verwirrungen noch nicht erreicht. Um die Mühsal auf den höchsten Gipfel zu bringen, gebrauchte der Usus diese inkonsequenten Regeln noch obendrein nicht einmal konsequent. Wir haben war und wahr, Stil und Stiel,

Meer, hehr, her und Herr, Mann und man; hat, statt und bat, Rad, Rath und Draht; kann, an, Ahn und Aal u. s. w.

Das war und ist die Orthographie des 18. und 19. Jahrhunderts, und sie erscheint nur dann lobenswerth, wenn man auf das 16. und 17. zurückblickt. Da freilich stand es noch schlimmer als heute.

Die Nebenregel: „eine kurze Silbe wird durch Konsonanten geschlossen," war ganz aus dem Sprachgefühl verschwunden. Man hatte das deutsche Idealwort (Konsonant, Vokal, Konsonant) vor Augen, und suchte jede Silbe, ohne Rücksicht auf die Quantität möglichst stark zu schliessen. Bei Gryphius (1707) z. B. finden wir: ruffen, grösser, Lauff, auff, Kreutz, Bresslau, Hutt, gutt, schiessen, süsse, Opffer, Kürtze, Bedencken, Frantzosen, Verss, gantz, funffzig etc., und in andern Schriften vor und nach Gryphius — der kürtzste, Schrifft, welchenn, deutzsch (deutsch), vielenn, vremmd, Ertzney, Leiptz (Leipzig), ytzt, Kunigk, Graff, Erffort, Hanns, vonn, kranneck, Radt (Rath), Bottschafft, Tyroll, Volck, Werck, Vuittenbergk, insz, yegklich, Marschalck u. s. w., dass Formen wie auff, kranneck unaussprechbar sind, d. h. von auf und krank nicht unterschieden werden können, bedachte man nicht; der Buchstabe herrschte, und das Sprachgefühl leitete blind vorwärts.

Dennoch ist in dieser Verirrung, wie wir gesehen haben, ein Gesetz erkennbar, und, im Gegensatz zum Englischen, das Historische nicht massgebend. Es kam nur darauf an, dass Begriff und Laut wieder als das Höhere, Bestimmende erkannt wurde, und dies geschah, als die Denkperiode anbrach. Allen Buchstaben, welche nicht zur Darstellung des Lautes dienten, wurde der Krieg erklärt, und der Usus musste sich beugen und endlich sogar hülfreiche Hand leisten. Die Verdienste Gottscheds und Adelungs um diese Regeneration sind noch längst nicht genug anerkannt. Freilich schwand die Ueberbürdung mit Konsonanten nur langsam. In den Schriften Sophiens v. Laroche (1798) z. B. findet sich, trotz der Einwirkung ihrer gelehrten Freunde, noch beständig Gebieth, Reitz, Erndte, Endte, Looss (von Erndte kann sich die träge Gewohnheit jetzt noch nicht ganz trennen); während Wieland schon längst Wiz, verste*k*t, vo*l*, gro*s*, Verdru*s*, Sto*s*, er fä*l*t, Glü*k*, Wu*t*, Ma*n*, Zö*l*ner etc. schrieb. Aber das Bessere trat unaufhaltsam an die Stelle des Schlechteren, und würde zum Guten geführt haben, hätte die politische und kirchliche Reaktion nicht das Historische in den Vordergrund geschoben, und

den natürlichen Gang der Entwicklung gehemmt. Viel edle Kraft und Zeit ist seitdem auf dem Gebiete sprachlicher Forschung verschwendet, und namentlich der lernenden Jugend schwere Last unpraktisch aufgebürdet; aber doch liegt ein Trost darin, dass wir in der That zum Wissen vorgeschritten sind, und jetzt Mittel besitzen, dem ungelehrten Usus wie der gelehrten Willkür entgegenzutreten, indem wir Beide unter das vom Sprachgeiste geschaffene Gesetz beugen.

3. Das Gesetz indess tritt in allen den aufgezeigten Verirrungen mit unverkennbarer Bestimmtheit zu Tage. Wir können nach diesem Ueberblick nicht mehr zweifeln, dass die gesammte deutsche Orthographie aus dem Satze: Geschlossene Silbe ist kurz, wie ein vielästiger Baum aus seiner Hauptwurzel emporwächst. Es ist so naturgemäss, dass sich keine Sprache demselben entziehen kann, wie verschieden auch die Modifikationen in der Anwendung sein mögen.

Im Lateinischen scheint zwar die Regel: Position macht lang, das Gegentheil zu beweisen; aber sie müsste richtiger heissen: Position macht (den vorhergehenden Vokal) kurz, oder metrisch: zwei Konsonanten machen die Silbe ebenso schwer wie zwei Vokale.* Das i z. B. in stirps ist entschieden kurz, und bleibt so, obgleich die Silbe (das Wort) stirps wegen der Konsonantenhäufung beim Aussprechen dieselbe Zeit in Anspruch nimmt wie die Silbe stī in stīpes der Vokalanhäufung wegen (i = ii). Bei der musikalischen Anordnung der Wörter (im Rhytmus) setzte man mit Recht stirps wie stī in die Stelle, welche eine Viertelnote verlangt, während dagegen pĕ in stirpĕ als Achtelnote galt. Die lateinische Sprache hatte also nur in Worten, nicht in Wirklichkeit die unmögliche Regel: Position macht lang; sie folgte vielmehr, wenn auch unbewusst, und darum inkonsequent, dem natürlichen Sprachgesetze: Position (geschlossene Silbe) macht kurz. So schloss man die Silbe re in religio etc., damit sie nicht irrthümlich lang gesprochen werden sollte, durch ein eingeschobenes L, und schrieb neben religio auch relligio, relliquiae, und reppuli, rettuli, redduco etc., ferner litera, wo das i lang, littera, wo

* Bekanntlich hat Voss durch Uebertragung des irrigen Ausdrucks auf die deutsche noch dazu akzentuirende Sprache viel Unheil gestiftet. Noch bis vor Kurzem las man wohl in Lehrbüchern der Metrik: „Lang sind Eis, Thurm etc., und die Stammsilbe in Glaube, Kirche etc. Und daneben in der Grammatik: Thurm ist kurz und sollte deshalb ohne h geschrieben werden.“ Auch der Ausdruck „metrisch lang und kurz,“ statt schwer und leicht ist übelgewählt, denn er heisst in Wirklichkeit: Kurze Länge und lange Kürze. Er verwirrt, wie er aus Verwirrung hervorgegangen ist.

es kurz gesprochen wurde u. s. w. Alle einsilbigen, vokalisch auslautenden Substantive waren lang (offene Silbe), und die konsonantisch auslautenden vielleicht ursprünglich kurz (geschlossene Silbe); aber die Kürze schwand bei einigen Wörtern durch Zurückstrahlung (vŏx, vocis, vox; sŏl, sōlis, sōl)* und bei anderen durch Analogie, so dass ein ähnliches Verhältniss entstand wie im deutschen (Hŏf, Hofes, Hōf). Auch die undeklinirbaren Wörter waren und blieben vorwaltend kurz: ut, et, in, an, quid, sed, quis, weil sich die geschlossene Silbe nicht durch Flexion öffnete, und manche Substantive, welche kurzes o in der Flexion bewahrten, blieben im Nominativ gleichfalls kurz: ŏs, ŏsis, os-sis, wie Schŭf, Schŭfes, Schiffes, Schiff. —

Selbst in der regellosen englischen Orthographie zeigen sich Spuren von dem natürlichen Gesetze. „Offene Silbe ist lang, geschlossene kurz", zeigt sich z. B. in ca-ne, can; fa-te, fat; bi-te, bit, pi-ne, pin; no-te, not; tone, ton; cure, cur etc. Wird durch Flexion eine lange Silbe geschlossen, so tritt ein Hülfsvokal ein, um die Verkürzung abzuwehren, z. B. herō, heros würde herŏs gelesen, schöbe man nicht e ein: heroes; ebenso negroes, echoes etc. Steht dagegen ein Vokal vor o, so lässt man dieses Hülfs-e weg: folio, folios etc., weil io als Diphthong, d. h. als Länge erscheint. Ebenso mit der Endung y. Flys oder flis ist geschlossen, soll aber, des Singulars fly wegen, lang bleiben, und so öffnet man die Silbe durch Einschiebung eines e: fli-es, flies; bei boy, boys, dagegen bleibt die Einschiebung als unnöthig weg. Ganz dasselbe Gesetz regelt auch die Orthographie des Verbs: deny offene Silbe, denys oder denis geschlossen, also deni-es; denyd, denid, deni-ed etc., auch staid statt stayed etc. konnte hiernach eintreten, und fly, flie-ing war unnöthig, es blieb also flying. Auf ähnliche Weise wird dann auch die Kürze bewahrt. Z. B. die Wörter auf f mit vorhergehendem langen Vokal haben ves im Plural: leaf, leaves, bei kurzem Vokal dagegen behalten sie das f: stuff, stuffs, denn stu-ves würde die Silbe öffnen, und den Vokal (unorganisch) lang machen. Big, Komparativ biger (er angehängt wie long, longer) würde offen werden: bi-ger und beiger statt bigger lauten, folglich muss der Ersatzkonsonant eintreten: big-ger; hot, hot-ter. Bei hard etc. dagegen war es nicht nöthig, weil har-der den

* Wie entschieden deutsch das Gesetz der Kürze in geschlossener Silbe ist, geht beiläufig auch daraus hervor, dass man in den meisten Schulen vŏx, sŏl, patres (wie milĕs), vis, arms etc. liest, obgleich Jeder weiss, dass der Vokal in diesen Wörtern lang ist. Vergleichen lässt sich diese Erscheinung damit, dass auch die Römer z. B. Hectŏr, Nestŏr, Charŏn lasen.

Verschluss der Silbe nicht aufhebt (firm, fir-mer etc.), und bei deep nicht, weil der Positiv offene Silbe hat (de-ep), und die Aufschliessung: dee-per, also keine unorganische Veränderung hervorbringt. In der Konjugation ferner würde z. B. beg, beged unorganisch zu bihged werden, schlösse man die geöffnete Silbe nicht wieder: be*g*-ged, und so tritt überall, wo organische Kürze bewahrt werden soll, der Ersatzkonsonant ein: be*g*-ging; fit, fi*t*-ted, fi*t*-ting; rob, ro*b*-bed, ro*b*-bing etc. Im Englischen, das geht aus diesen Beispielen mit Sicherheit hervor, herscht also wirklich das Gesetz: Schliessung macht kurz — Oeffnung lang, und die Bestimmung der Grammatiker, den Konsonanten zu der vorhergehenden Silbe zu schreiben, ändert daran Nichts, weil ihn die ganze Nation mit der nachfolgenden Silbe verbunden spricht. Man druckt z. B. (etymologisirend) am Ende der Zeile rag-ing, liest aber (naturgemäss) ra-ging, und auf den Einwand, man schreibe oft genug dem Gesetze gerade entgegen, diene die bereits oben gemachte Bemerkung als Antwort.

Wir dürfen das Gesetz der offnen und geschlossenen Silbe also lautlich wie orthographisch als ein allgemeines und zugleich als ein besonders deutsches ansehen und ihm die Regelung unserer Orthographie überlassen, selbstverständlich mit gebührender Rücksicht auf den Usus, der wenn nicht mehr ein Autokrat, doch immer noch ein mächtiger konstitutioneller Monarch ist, und sein muss.

Folgende Feststellungen dürfte er sich wohl gleich — manches Andere erst später, gefallen lassen.

1. Unveränderliche kurze Silben werden mit einfachem Konsonanten geschrieben. In den meisten Fällen geschieht dies bereits, z. B. an, ab, en, ver, in, un etc. und es ist kein Grund vorhanden, warum mis eine Ausnahme davon machen sollte. Also nicht Missmuth, sondern Mismuth etc.

2. Bei den veränderlichen Silben wird der Ersatzkonsonant wieder entfernt, sobald er nicht mehr nöthig ist; z. B. Hindernis-se, Kenntnis-se — Hindernis, Kenntnis etc. Kenntnisse, Kenntniss ist ein ebenso arger adelungscher Misgriff, wie Königinnen, Königinn. Selbst die Engländer haben orthographisches Gefühl genug, um nicht bigg zu schreiben, weil sie im Komparativ bigger schrieben.

Nach demselben Gesetz ist des und wes zu schreiben, auch

wenn es die Abkürzung von dessen, wessen ist. Wass hat der Usus längst verworfen, und wess inkonsequenterweise nicht (wesshalb, wesswegen; desshalb etc.). Desshalb und deshalb lautet völlig unterschiedslos, genau wie der Genitiv des Artikels des, und darf also nach dem Gesetze „Laut und Schrift müssen sich decken," auch nicht verschieden geschrieben werden.

Einen Schritt zum Bessern hat der Usus hier und dort gethan. So verschwand die Zurückstrahlung von „Kade*tt*en," und man schreibt jetzt ziemlich allgemein Kadet. Ebenso kommt jetzt diesallerdings sehr sporadische Besserung, Bret statt Brett (ähnlich wie Jederma*n* statt Jedermann, Herma*n* statt Herrmann) vor; aber nicht selten verfällt man dabei in den entgegengesetzten Fehler: man schreibt, von falscher Etymologie geblendet, Kadeten, Breter, und denkt nicht an das Gesetz: „Kurze Silbe ist zu schliessen:" Kade*t*-ten, Bre*t*-ter. Kadetten reimt nicht auf Tapeten und darf also auch nicht so geschrieben werden. Kadeten wäre ebenso unorganisch wie Fürstinen, die man doch z. B. nicht mit Begi-nen zusammenstellen darf. Aus der etymologischen Regel: Schreibe der Abstammung gemäss, entstehen, wenn sie sich dem obersten Gesetze nicht vollständig unterwirft, durchaus Unzuträglichkeiten, mag man nun rückwärts oder vorwärts schliessen (von Fürsti*nn*en auf Fürsti*nn*, oder von Fürsti*n* auf Fürsti*n*en).

Auch die ungleiche Schreibung der Wörter Literatur, Brite, Galerie, Halunke, Rafael ist nach dem deutschen Quantitätsgesetz leicht zu regeln. *Li* in Literatur wird von der Majorität kurz gesprochen, und muss also mit geschlossener Silbe geschrieben werden: Li*t*-teratur. Wie die Römer das Wort geschrieben haben, kümmert uns nur, wenn wir Latein schreiben, aber nicht rücksichtlich des germanisirten Wortes Litteratur. Uebrigens schrieben, wie erwähnt, auch alle Römer, welche ĭ sprachen litteratura, und nur die, welche das i dehnten lītteratura. Wir stehen also mit unserer Schreibung „Literatur" entschieden hinter den Franzosen zurück, welche national-organisch littérature schreiben.

Noch unbestreitbarer kurz ist das i in Brite, und so war die ältere Schreibung Britte, brittisch richtig (organisch): Bri*t*-te. Dass die Engländer british schreiben, darf uns eben so wenig wie ihre sonstigen Fehler irreleiten. Auch schreiben wir z. B. Irland, obgleich

es englisch Ireland heisst, und müssten doch, wenn wir britisch oder vielmehr british schreiben, auch Ireland einführen.

Aus gleichem Grunde ist „Gal-lerie“ zu schreiben, nicht Ga-lerie, wie die Mittellateiner und die Franzosen. Im Französischen ist das a lang. Jeder Deutsche, der überhaupt die Quantität unterscheidet, spricht Gal-lerie, und muss folglich auch so schreiben; sobald er eben Deutsch, nicht Mittellateinisch oder Französisch schreibt. Gingen wir nach dem Mittellateinischen, so müssen wir z. B. das daraus entlehnte Wort nicht Pferd, sondern Pärd schreiben. Aber schwerlich wird das Jemand wollen.

„Hallunke“ war bis in neuerer Zeit die übliche Schreibweise, weil das a kurz ist. Die moderne Schreibung mit einem l hat durchaus keinen Grund.

Dass ferner nicht mehr Raphael, sondern Rafael geschrieben wird, ist ein Fortschritt, aber die allerneueste Schreibung Raffael ein undeutscher Seitensprung. Für die organische deutsche Schreibung genügt die Ueberzeugung, dass die Majorität rā, nicht ră spricht, und der Etymolog möge sich damit beruhigen, dass auch im Italiänischen oft Rafaele geschrieben wird. Uebrigens war der Namen längst aus dem Hebräischen durch das Lateinische hindurch germanisirt, bevor wir den berühmten Maler Sanzio kennen lernten, und wir haben das Recht und die Pflicht, fremde Vornamen in deutscher Form zu gebrauchen, sobald wir deutsch reden. Also Franz Sforza, nicht Francesco; Ludwig (Luigi) Moro; Cäsar (Cesare) Borgia; Ludwig (Louis) der Vierzehnte; Viktor Emanuel (Vittorio Emanuele); die Söhne Eduard's, nicht Edwards. Louis Philipp, Louis Napoleon etc. sind eigentlich auch Barbarismen, aber erklärlich durch die völlige Einbürgerung der Form Louis. Ludwig Philipp, Napoleon etc. wäre richtiger, weil organisch.

Soweit kann und muss der Usus, dem Sprachgeiste folgend, die Gesetze anerkennen und sich ihnen anbequemen, fraglicher dagegen ist es mit der Hinwegräumung unnützer Verkürzungskonsonanten in solchen Wörtern wie Gallo*pp*, Kolo*ss*, bigo*tt*, offizie*ll*, finanzie*ll* etc. Es sind allerdings Rückstrahlungen von des Gallop-pes, bigot-te etc. und müssen organisch Gallop, Kolos, bigot, offiziel etc. geschrieben werden, allein die sogenannte Verdopplung hat hier den Nebenzweck, der Endsilbe das Aussehen einer Stamm- und Begriffssilbe zu geben, und sie auf diese Weise zur Tragung des Akzents zu

befähigen. Bei vollständiger Organisirung der deutschen Orthographie, wo auch der Akzent naturgemässe Berücksichtigung und Bezeichnung findet, muss selbstverständlich die Verdopplung schwinden, gegenwärtig aber wird wenigstens Koloss noch nicht aufgegeben werden, weil der Usus bei Kolos schwanken würde, ob Kólos oder Kolós zu sprechen sei. Bei Johann kann die Aussprache durch die Schreibung rektifizirt werden oder umgekehrt, d. h. wir müssen entweder Johánn oder Jóhan schreiben; Jóhann ist unorganisch. Aehnlich verhält es sich mit Pallast und Palast. Die ganz germanisirte Form ist Pállast (wie Ballast) — die halbgermanisirte Palläst. Bei letzterer Aussprache darf man allenfalls Palast schreiben, weil sich die akzentlose Silbe naturgemäss verkürzt, aber Pálast ist entschieden falsch: es würde Pa-last lauten, nicht Pallast.

Die Besprechung einzelner Buchstaben gehört eigentlich nicht in diese Abhandlung, in der hauptsächlich von der Quantitätsbezeichnung die Rede sein sollte; allein dennoch erwähne ich das ß, weil die historische Schule irrthümlich eine solche Bezeichnung in demselben erblickt, und in der Meinung, die deutsche Sprache bezeichne überall keine Quantität, dagegen protestirt hat.

Bekanntlich haben wir im Anlaute nur ein weiches S. Das S aber wird wie jeder weiche Konsonant im Auslaute hart. Den Grundlaut bezeichneten wir durch ſ, die Wandlung desselben durch s: *ſau-ſen,** *ſaus*. So müssen wir im Deutschen wandelbare und unwandelbare Konsonanten unterscheiden. Saus, Haus hat wandelbares S, Fus (Fuß) unwandelbares. Verlängerte sich nun ein Wort mit wandelbarem S, so kehrte s einfach zu f zurück: Haus, Häu-ſer (Haus Auslaut, ſer Anlaut). Bei dem unwandelbaren S dagegen entstanden Schwierigkeiten: Fus, Fü-se gab die richtige Aussprache nicht wieder, und da s als Schluss-s angesehen wurde, folglich nicht zu Anfang stehen konnte (Fü-se), so suchte man nach einem Zeichen für das harte *S* im uneigentlichen Anlaute. Gut war es noch, dass man ein eignes Zeichen dafür erfand (etwa ß), aber recht schlimm die Auszeichnung des S durch Hinzufügung eines Z; eine Unbeholfenheit, die im 13. Jahrhundert begann. Das z in sz ist also stumm, und soll

* Jeder Laut, der zu Anfang einer Silbe steht, ist Anlaut. Den sogenannten Inlaut bezeichnet man besser durch „uneigentlichen Anlaut" und lässt das Wort Inlaut für den Vokal.

nur erinnern, dem s im Anlaut einen harten Laut zu geben;* aber es führt in manchen Fällen entschieden irre, und ist unnöthig, da wir das einfachere Zeichen ß dafür haben.

Mit Hülfe des ſ, s und ß nun konnte jedes deutsche Wort geschrieben werden: ſaus, ſau-ſen; (heis), hei-ſer; heis, hei-ßer; Has, has-ſen (eigentlicher und uneigentlicher Anlaut; offene und geschlossene Silbe). Allein der Mangel an grammatischer Einsicht liess den Beruf und die Natur dieser Zeichen verkennen, und man schrieb hei*ß* als Zurückstrahlung von hei-*ß*er (= Königinn von Königinnen), und Ha*ff* oder Ha*ſs* als Zurückstrahlung von Has-ſes, ja man sah das ß überhaupt als Schlus-s an, und schrieb auch Haß, obgleich in der Verlängerung des Wortes kein ß vorkommt. Selbst die Regel: „ß steht nach langem, ff nach kurzem Vokal," beruhte auf irriger Ansicht, traf aber mit dem faktischen Thatbestande (Ruf-ſen oder Rus-ſen, Preu-ßen etc.) zusammen, und war eine schätzbare Erleichterung für die lernende Jugend. Die Forderung der Historiker, da ß zu schreiben, wo ehemals s gestanden hatte, steigerte natürlich die Verwirrung bis in's Bodenlose, und beruhte noch dazu auf einem philologischen Irrthum. J. Grimm sah freilich diesen Irrthum bald genug ein; aber konnte den in unglücklicher Stunde heraufbeschworenen Wasserträger nicht wieder bannen. Man schrieb eine zeitlang die Reime wissen und missen, Rossen und Genossen ungereimt: wißen, miſſen; Roſſen, Genoßen; und dagegen Füße und Flüſſe gereimt, nur weil Genosse im Hochdeutschen nicht mehr, wie im Mittelniederländischen Ghenot, oder, wie im Altoberdeutschen Kainôzo (Kaino-zo), sondern thatsächlich Genoſ-ſe heisst.** Selbst das offene Geständnis der historischen Orthographen,

---

* Die Erneuerung des sz in lateinischer Schrift statt ſs schadet der Deutlichkeit, „Ausser" z. B. wurde ausser, aufser und wird jetzt auszer geschrieben. Allein auszer muss nach der Regel aus-zer gelesen werden, und um z. B. Nüsse und Füsse zu unterscheiden liegt am Nächsten Nüsse (Nüs-se, geschlossene Silbe), und Füſse (Fü-ſse, ſ ist immer Anlaut) zu schreiben. Eigennamen wie Auszig, Raszmann, Meiszen werden durch die mittelalterliche Schreibweise fast unlesbar.

** Die an sich schätzenswerthe historische Sprachforschung hat auf die Orthographie nur darum unheilvoll eingewirkt, weil sie das fait accompli nicht konsequent anerkennen mochte. Das Wort Kainôzo existirt nicht mehr, sondern wir bezeichnen den bezüglichen Begriff durch Genosse. Es müsste nicht heissen: ff hat sich aus t oder z entwickelt, sondern: *ff* ist an die Stelle von *t* oder *z* getreten, wie Ge an die Stelle von Gai, und noss an die Stelle von nô, zo. Wir müssen also entweder historisch Gainoßo schreiben und Genosse sprechen, oder organisch Genosse schreiben, weil wir es sprechen.

es sei allen Leuten, welche nicht umfassende Kenntnis von dem Altdeutschen, Niederdeutschen und Englischen besässen, schwer, ja fast unmöglich, in jedem Falle zu wissen, wo ß oder ff zu schreiben sei, hemmte die Strömung nicht. Sie musste erst Unheil anrichten, ehe sie verlief.

Dem gegenüber darf die Rückkehr zu der praktischen Regel: Setze ß nach langem, ff nach kurzem Vokal, als ein Glück angesehen werden; doch dürfen wir nicht vergessen, dass sie in Wahrheit heissen müsste: Setze *s* im Auslaute, und *ß* im (uneigentlichen) Anlaute; also — *s* in geschlossener (kurzer) Silbe, *ß* nach offener. Die Entwicklung der Sprache wird uns jedenfalls die Schreibung Ros, Rosſe; Fus, Füße (wie Fürstin, Fürstinnen) bringen (das *s* ist in Ros und Fus absolut gleich); aber bis dahin mögen wir uns mit Roß oder Roſs, Roſſe; Fuß, Füße begnügen. Die Schreibung Roß statt Roſs ist insofern gleichgültig als, ß im Auslaut durchaus nicht anders ausgesprochen werden kann als *ſs*;* allein da man sich daran gewöhnt hat, langen Vokal vor *ß* zu suchen, so ist *ſs* vorzuziehen. Man schreibe Haſs und Maß, und ersetze, wo es der Usus nur irgend zugibt, ß durch s.

Vorläufig dürfte dies nur in einzelnen Fällen thunlich sein; z. B. in dies, blos, und in dem schon erwähnten mis. Aus der Thatsache, dass dies altdeutsch ditze hiess, lernen wir nur, dass jetzt ein anderes Wort an die Stelle getreten ist, welches anders gesprochen und demgemäss geschrieben wird. Schreiben wir doch das, daß, daſs, und müssten historisch tyat schreiben! —

Indess, während das Publikum nur mit der gegenwärtigen Orthographie zu thun hat, muss der Grammatiker stets das Ideal der Orthographie und speziel der deutschen vor Augen haben, damit er dem Geiste der Sprache nicht entgegenarbeitet, sondern jede thatsächliche Bewegung zum Ideale hin zu unterstützen im Stande ist. Er vor Allen darf nicht unter dem Joche der Gewohnheit stehen.

---

* Auch die Behauptung, *ß* z. B. in Füße sei kein Spirans, sondern die Aspirata, beruht auf einem Irrthum. Jedes S wird im Auslaute zu ß (ähnlich wie *b p*, *d t*, *g k*), gleichviel, woher es stammt Das ß ist ebensowenig eine Aspirata wie *p t k*; aber auch angenommen, es sei so, d. h. möge das ß eine Aspirata genannt werden, so trifft dies ebensogut das *ß* oder *ſs* in Roſs. Ein Unterschied zwischen *ß* aus *ſ*, und *ß* aus *t*, kann nicht existiren, und existirt daher auch nicht. Vergleiche noch das, daſs und Aſs.

In dieser Beziehung möchte ich die Aufmerksamkeit noch auf die Frage lenken: Sollen wir künftig die **Kürze** oder die **Länge** bezeichnen? Und wie? Beides zusammen, wie es jetzt geschieht, ist nicht allein überflüssig, sondern hinderlich, und darum ausser Frage.

Erstlich liesse sich der Grundsatz aufstellen: „Was nicht kurz ist, gilt als lang," und dann jede kurze Silbe durch Konsonantenhäufung augenfällig schliessen; allein, abgesehen von der alsdann wiederkehrenden unorganischen Verdopplung der Konsonanten und der für Schreiben wie Lesen zeitraubenden Belastung mit stummen Buchstaben (nn ist nur in Fürstinnen, nicht in Fürstinn hörbar, ll nur in sollen, nicht in soll etc.), würde der zweite: Sicherheit im Lesen, nicht erreicht, da wir viele stark geschlossene Wörter lang aussprechen, z. B. Art, Bart neben hart; Pferd, Schwert, Herd; Magd neben Jagd, alle Verbalformen auf agt und ägt; ferner Pabst oder Papst, Krebs, Obst etc.

So müsste man fragen: Führt der entgegengesetzte Grundsatz: was nicht lang ist, gilt als kurz, nicht sichrer zum Ziele? Er basirt auf dem natürlichen Gesetze: offene Silbe ist lang, geschlossene kurz, und verdient darum schon an und für sich grössere Berücksichtigung. Ihm gemäss müsste, in der ausnahmsweise langen geschlossenen Silbe die Länge bezeichnet werden, und die Untersuchung wendet sich also der Nebenfrage zu: Wie soll die Länge in der geschlossenen Silbe bezeichnet werden.

Erstlich könnten wir die Länge durch ein besonderes Zeichen von der Kürze unterscheiden, etwa so â oder ā, dies wäre für den Druck und das Lesen am bequemsten; aber für das Schreiben sehr zeitraubend: unsere Schreibschrift ist durch I-Punkt, U-Strich etc. schon ungebührlich belastet, und ausserdem liegt es im Geiste unserer Sprache, keine Zeichen zu setzen, sondern durch Buchstaben anzudeuten. Demnach würde man so sagen: Wie die kurze Silbe durch einen Konsonant geschlossen wird, damit sie nicht lang werde, so ist die lange Silbe zu öffnen, damit sie nicht kurz werde, geöffnet aber wird sie durch einen eingeschobenen (zurückgestrahlten) Vokal, wie dort durch einen eingeschobenen Konsonanten. Die Sat z. B. würde man nicht von sat unterscheiden können, und so öffnet man die Silbe in Sat: Sa-at (sā-ăt) Saat, ähnlich wie der Diphthong es thut (Ma-is, Mais). Auf diese Weise wäre Irrthum und Schwankung unmöglich. Stat ist kurz (geschlossene Silbe), und Staat lang (offene Silbe); ebenso Stätte und

Stä-te (jetzt Städte). Vergleiche noch Bet, Bet-ten und Beet, Be-te (Plur. von Beet); Herberge, Her, Her-ren und Heer, He-re; mor(den) und Moor, die Mo-ren, die Mo-re; Geschos, Geschos-se und Schoos, Schö-ße u. s. w.

Vorangegangen in dieser orthographischen Organisation sind uns die Niederländer. Sie öffneten stets die geschlossene lange Silbe durch einen Vokal, namentlich durch e z. B. tael (spr. tahl; Stael = Stahl), dann aber in der neuern Orthographie durch einen gleichlautenden (zurückgestrahlten) Vokal; also nicht mehr tael sondern taal (korporaal, daar; hij leest und wij lezen, lesen; gij reedt und zij reden; boom, pool und polen, roos und rozen die Ro-sen etc.). Bedenklich zwar könnte uns bei Annahme dieses Systems die Belastung unserer Schrift durch eine Menge neueintretender Vokale erscheinen; allein dagegen ist zu bemerken, dass die Regel: Offene Silbe ist lang, auch wieder eine bedeutende Anzahl Vokale hinwegschafft, z. B. die Ware, Sole (Soole und Sohle), das Moos, des Moses, dem Mose, die, der Mose, den Mosen; Kle, Se, die Se-en, Saat, Saten; Achen (st. Aachen); ligen, bigen etc., und schliesslich werden die Doppelvokale auch in eine kürzere Form zusammenschmelzen etwa wie das griechische oo in ω. Für aa könnten wir α setzen, für oo—ω, für uu—ɯ; für ee—ε, und für ii—y, wodurch das Letztere endlich eine richtige Verwendung fände, und aus einer Last in eine Stütze verwandelt würde. Bekanntlish ist unser deutsches y (wie das holländische) aus i und j, grossentheils euphonisch entstanden: dreij, zweij (Rückstrahlung aus drei-j-e, wie man mundartlich noch jetzt, z. B. am Niederrhein spricht), also thatsächlich doppeltes i. Doppel-i, nicht Ypsilon und nicht ü, sondern ii.* Dass eine solche Orthographie wirklich den Laut deckt, liegt unbezweifelbar vor Augen, und sie ist nach den augenblicklichen Lautverhältnissen unserer Sprache die denkbar vollkommenste; allein, haben wir bisher nur die Schreibung zu regeln versucht, und den Laut unberührt gelassen, so drängt sich doch schliesslich die Frage auf, ob nicht Hoffnung sei, auch den Laut regeln zu können, indem wir theils seine natürliche Fortbewegung sachkundig unterstützen, theils durch

* Ich führe die niederländische (niederdeutsche) Orthographie an, weil sie mit der unsrigen verwandt ist, und einen Theil der idealen deutschen Schreibung realisirt aufzeigt. Als vollkommnes Muster kann sie nicht dienen, da sie nicht sowohl nach klar erkannten natürlichen Gesetzen, sondern nach praktischem Gefühle verfährt, und darum hier und dort in Inkonsequenzen verfällt.

die Schreibung auf ihn einwirken. Brächten wir es dahin, dass jede geschlossene Silbe kurz ausgesprochen würde, so wäre, da die offene Silbe ohne Ausnahme lang ist, jede Schwierigkeit gehoben. Wir brauchten alsdann weder die Vokale zu verdoppeln, noch verschiedene Zeichen für die einfachen zu erfinden.

Thatsache ist es, dass sich die Quantität der deutschen Vokale vorzüglich durch den Einfluss der veränderten Wortformen stetig verändert hat. Die offene Silbe no in Kainozo z. B. wurde naturgemäss kurz, als sich die Silbe nach Abwerfung des o schloss; und sulichêrô, suli-chê-rô, sulî-cher, sô-li-cher solcher; oder Ahd. sôlîh, Mhd. so-lich, solch u. s. w. zeigen die gleiche organische Umgestaltung.* Eine umsichtige Beobachtung der Quantitätswandlung berechtigt uns zu dem Satze: das Gesetz „geschlossene Silbe ist kurz" liegt so entschieden im deutschen Sprachgefühl, dass es fortwährend umgestaltend wirkt, und zu einer **vollkommenen Organisation** führt, sobald es zum **Wissen** erhoben ist.

Um den Beweis für diesen Satz zu liefern, wäre es nöthig, umfassende Forschungen über die Quantitätsverhältnisse des Neudeutschen anzustellen. Hier mögen einige Andeutungen genügen.

Da wir die Quantität inkonsequent, falsch oder gar nicht bezeichnet haben, und das Gesetz nicht erkannten oder nicht aufstellten, so ist allmälig eine grosse Ungleichheit in der bezüglichen Aussprache entstanden. Unsere unzulängliche Orthographie verdeckt eine täglich wachsende Sprechuneinigkeit, welche schlecht zu der angestrebten Spracheinheit Alldeutschlands stimmt, und um so bedenklicher ist, als wir sie nicht wahrnehmen, z. B. Becker, Götzinger, Sanders, lehren langen

---

* Nach diesem Vorgange ist organische Kürze von der historischen wohl zu unterscheiden. Sôlîh war im Ahd. organisch lang; für uns aber ist die Länge in solcher nur historisch, d. h. sie existirt nicht mehr, und thäte sie es, so wäre sie unorganisch. Wohnen hat historische Kürze, aber jetzt organische Länge: wo-nen. Die ungenaue Anwendung des Wortes organisch hat viel Unheil gestiftet. Wir schreiben in etwa hundert Worten, in welchen das i ehemals kurz war, ie, weil es jetzt lang ist, genau so wie jedes lange *i* und müssen, wollen wir das *e* abschaffen, folgerichtig jedes *ie* nur durch i bezeichnen. Die historischen Orthographen aber verlangten, die ehemals kurzen *i* sollten das *e* verlieren und viele der übrigen nicht. Danach wollten sie blib und gieng, ja blib und blieben, schwig und schwiegen, ferner Bine, Fridhof etc. schreiben, also völlig unorganisch (organisch wäre schwieg, schwigen). Eine solche Verirrung wäre nicht möglich gewesen, hätte man das ehemals lange i mit dem richtigen Namen: historisch, bezeichnet.

Vokal in „Arzt," während die meisten Deutschen ă sprechen; Betzenberger will Tăg, Răd — Vilmar Tāg, Rād; Stier verlangt wŭsch — die meisten Grammatiker wŭsch; Dr. Hermes (Unsere Muttersprache 1872): Wŭchs, Quārz, Flŏtz; aber kurz: Trab, Grab, Lob, Bad, Rad, Gras, Gram, Hof, Bischof; Linnig (deutsches Lesebuch, 1873) wundert sich, dass man Haken, Spuk, spuken, blöken, Laken, erschrak, Ekel, Quäker, Scharteke nicht mit ck schreibt, da der Vokal in diesen Wörtern doch kurz sei; — in manchen Gegenden sagt man ăß, săß, Bŭch, Măgd, Vŏgt, Fŭss, Străsse; vŏn, ān, ĕs, Rūm, Grās — in anderen: āss, sāss, Būch, Māgd, Vōgt, Fūss, Strāsse; vŏn, ăn, ĕs, Rŭm, Grăs u. s. w. Die Bezeichnung der Quantität fast jeden Wortes wird auf entschiedenen Widerspruch irgend eines Grammatikers oder eines Volksstammes treffen.

Lassen wir jedoch diese Einwendungen vorläufig auf sich beruhen, und nehmen einstweilen diejenigen Quantitätsgestaltungen, welche zur Verwirklichung des Ideals beitragen, als richtig an, so ergeben sich folgende Punkte.

1. Die Majorität hat die organische Quantität von folgenden Wörtern bereits anerkannt und meist durch die Schreibung festgestellt: Ha-ken, La-ken, Pi-ke, Quä-ker, Hö-ker, blö-ken, spu-ken, schä-kern, E-kel, Scharte-ke, Stra-ße, nie-der, wi-der etc., und Wuchs, wusch, muss, Rum, Gas, was, das Ananas, Arzt, Jagd, Quarz, Flötz, Hochzeit, Vortheil, Urtheil, Viertel, vierzehn, vierzig, vierte (unorthographisch statt Virtel, virzehn etc.), Stuttgart (von Stute), Wirt(h), T(h)urm, Wort (noch im 17. Jahrhundert lang; z. B. O Ewigkeit, du Donnerwohrt), das, des, es, bin, hat, man, hin, gen, zum (neben zu dem), bis, an, in, von, ab, mit, er, ver, ar, ent, emp, etc. — Gras, Glas, Stab, Rad sträuben sich noch gegen die unorganische Verlängerung, welche sich der Wörter Grab, Gram, Hof schon halb und halb bemächtigt hat.

2. Von einer bedeutenden Minorität angenommen ist als Kürze: Vogt, Spass, Mond, Dom, Krebs, Obst, Glaz, Graz, Städte, Schwert, Pferd, Erde (wie irdisch), ass, sass, trat, bat (wie hat), gibt, li(e)bt etc.

3. Daraus geht einestheils thatsächlich hervor, dass unser deutsches Sprachgefühl, unbekümmert um die historische Quantität, auf Verkürzung des Vokals in geschlossener Silbe dringt: ahd. fo-gat, mhd. fo-get wurde (trotz advŏcatus) lang, daher Voigt (Vojet, Voiet, Voit) Vogt aber durch die Schreibung allmälich wieder kurz (ohne Rück-

sicht auf advŏcatus): Vōgt, Vŏgt; ebenso mâ-no, und mâ-nod (Monat), Mōnd, Mŏnd; dō-mus (obgleich lat. dŏmus), Dōm, Dŏm; ô-baz, ō-bes und ō-bet, ōbst, ŏbst; fi-or, fi-er, vier, aber vĭrzehn (trotz der Schreibung vierzehn); — und anderntheils, dass der Grammatiker nicht eigenmächtig, sondern im Geiste der Sprache handelt, wenn er diese Bewegung unterstützt. Entschlössen wir uns, alle Wörter, die einfachen Konsonant haben, mit einfachem Konsonanten zu schreiben, und zugleich das Gesetz „geschlossene Silbe macht kurz" einzuschärfen, so würden bald die Ausnahmen schwinden, und wirklich alle kurz werden. Damit erwüchse uns zugleich die Möglichkeit einer so vollkommenen Orthographie, wie sie keine Sprache der Erde bis jetzt besessen hat.

Freilich gilt das Prädikat „vollkommen" nur für den Leser, weniger für den Schreiber, namentlich Ausländern gegenüber. Diese würden zwar leicht Fus und Kus schreiben lernen, aber beim Genitiv ungewiss sein, ob der Vokal kurz oder verkürzt sei (kurzer Vokal bleibt kurz: Kus, Kus-ses — verkürzter wird wieder lang, sobald die Einschliessung aufhört: Fus, Fü-sse, Grăs, Gra-ses, Höf, Hö-fe, Bischŏf, Bischö-fe). Er müsste sich neben dem Nominativ auch den Genitiv der Wörter mit einfachem Konsonanten merken, was immerhin eine Mühe, aber doch keine bedeutende gegen die jetzigen Schwierigkeiten wäre, und bei den klassischen Sprachen in weit ausgedehnterem Masse vorkommt. Auch haben wir bei Organisirung der deutschen Orthographie zunächst doch nur Deutsche zu berücksichtigen, und Diesen ergibt sich der Genitiv einfach aus dem Gehör.

Wollen wir wirklich auf diese Grundlage hin eine durchgreifende Reform vornehmen, so müsste eine Kommission von deutschen Männern (keine Preussen, Baiern, Sachsen, Hannoveraner, Schleizer, Greizer etc. oder Altgothen, Altoberdeutsche, Mitteloberdeutsche, Neuoberdeutsche, Neuniederdeutsche u. s. w.) zusammentreten, und etwa Folgendes festsetzen:

1. Als deutsch gilt die gegenwärtige Sprache.

2. Als richtiger Laut der gegenwärtig allgemein angenommene hochdeutsche. Bei Schwankungen folgt man der Majorität des Volkes, oder — der Minorität, wenn sie das allgemeine Gesetz auf ihrer Seite hat. Kein Rückschritt! —

3. Der Buchstabe dient nur dem Laute. Er ist richtig,

wenn er diesem Berufe entspricht. Für jeden Laut ein Buchstabe; für keinen Laut kein Buchstabe (Wirth, Thurm, nimmt).

4. Den Zentralpunkt der deutschen Orthographie bildet der Satz: Geschlossene Silbe ist kurz. Aus ihm entwickelt sich der ganze Organismus unserer Schreibung und was diesem Organismus in allen seinen Verhältnissen entspricht ist organisch. — Ob die Ausnahmen (Länge in geschlossener Silbe) durch Doppelvokale, d. h. Oeffnung der Silbe, oder gar nicht zu bezeichnen sind, erfordert zur endgültigen Entscheidung einen Majoritätsbeschluss, da Beides im Geiste der Sprache liegt. Für die Bezeichnung spricht das Prinzip der Vollkommenheit mit seiner praktischen Folge: Sprecheinigung; für die Nichtbezeichnung das Prinzip der Kürze mit den praktischen Folgen: Zeit- und Krafterspamis.

Die allgemeine Möglichkeit einer raschen, vollständigen orthographischen Reform hat uns Holland und Spanien gezeigt, und wir könnten ohne Zweifel einfach thun, was sie gethan haben. Unsere Sprache ist völlig geeignet dazu; wir haben keine anderen Hindernisse als die schon zu Tacitus Zeiten bekannte Streitsucht, welche sich auch auf dem Gebiete der Wissenschaft mit Hülfe des Kirchthurmpatriotismus zu einer wahrhaft dämonischen Macht entwickelt hat. Die Kritik hält es für ihre heiligste Pflicht, Alles zu zersetzen, und ein Kritiker ist ungefähr Jeder. Auch die wohlthätigste Neuerung reizt nicht zur Untersuchung, sondern zum Widerspruch, oder höchstens zur Untersuchung behuf des Widerspruchs. Man fragt nicht: Was ist Gutes, sondern — was ist Schlechtes an der Sache? und lässt Feuer und Schwefel einer Sünde wegen auf die friedlichste Stadt regnen. Jeder Vorschlag wird mitleidslos gerichtet, schon weil irgend Jemand ihn gethan hat. Das Beistimmen, glaubt man, mache zum charakterlosen Jaherrn, und sei also eine parlamentarische Schande. Lieber greift man zu Gegengründen, die, wenn sie urbaner vorgebracht würden, an die Zeit der griechischen Sophisten erinnerten. Man kämpft selten für die Sache, sondern vorzugsweise für sein Ich, oder für seine Partei: für das erweiterte Ich, und vergeudet die edelste Kraft in solchen ritterartigen Parteifehden, wie es in dem Kampfe zwischen Historikern und Phonetikern geschah, wo die Ritter hüben und drüben siegten, und die Sache eher zerstampft, als gefördert wurde. Objektiv denkende Männer zu einer orthographischen Kommission zu finden und die Meinungen zu einigen würde sicherlich ebenso schwerhalten wie z. B.

selbst die Fortschrittspartei und die Nationalliberalen oder gar Konservative und Liberale, Katholiken und Protestanten, Polen und Deutsche zum gemeinschaftlichen Handeln zu bewegen, wie klar und einheitlich auch das Ziel vor Augen liegt. Ja, der ausgeartete wissenschaftliche Parlamentarismus ist noch schlimmer als der politische, denn er führt selbst im günstigsten Falle zu Nichts, da ihm keine Exekutivgewalt zur Seite steht. Es klingt schlimm, ist aber leider Wahrheit — wir werden auf parlamentarischem Wege keine orthographische Reform bekommen.

Desto dringender hat es sich jeder Einzelne, besonders der Lehrer, zur Pflicht zu machen, da zu fördern, wo es eben geht. So sollte sich Jeder vornehmen, nie ein Dehnungszeichen zu gebrauchen, oder in seiner Schule gebrauchen zu lassen, sobald nur ein Drittheil der Nation es aufgegeben hat. Adelung schrieb noch Huth und hüthen; jetzt hat sich das Auge an Hut und hüten gewöhnt, und Niemand beklagt, dass man nun der Hut und die Hut nicht mehr unterscheiden könne. Als hinreichend unterstützt müssen ferner in den Schulen gelehrt werden Furt, Flut, Glut, Blüte; Monat, Heimat, Hoheit, Roheit, Rauheit, Heirat, Zierat, Märchen, Wermut, Wismut, (Blüte hat ungefähr die Drittelmajorität; Gervinus z. B. schrieb es schon 1862, Brockhaus, Konv. 1864 etc.; Wermut und Wismut noch nicht ganz). Wunderlich ist es, dass die Ruine „Muth“ noch unangegriffen unter Gut, Blut, Hut etc. steht; „Mut“ hat zwar schon eine Minorität für sich, aber weniger praktisch als theoretisch. Wie wichtig übrigens die Abwerfung der Dehnungs-Buchstaben auch in nationalökonomischer Hinsicht ist, geht schon aus dem Beispiel einer russischen Zeitung hervor, welche (1862) beschloss, den stummen Vokal am Ende der konsonantisch anslautenden Wörter wegzulassen, und dadurch mehre tausend Gulden Druckkosten jährlich sparte; ja alle nur einigermassen mit Schreiben und Lesen beschäftigten Personen büssen durch die unnütz beschwerte deutsche Orthographie jedes Jahr mindestens vierzehn Tage Arbeitszeit ein. So ist auch jedes Erlöschen eines *ie* als Wohlthat anzusehen und zu unterstützen. Schon darum ist hing, ging, fing, Licht, Dirne, Stil, iren (nur regiren, Regirung hat noch keine hinlängliche Majorität) zu schreiben, abgesehen von den früher angeführten Gründen. „Allmählich“ wird nur noch künstlich gehalten, weil es von mach herkommt, doch neigt sich die Nation dem neuhochdeutsch richtigen „allmälich“ zu, und man darf es wenigstens als

wünschenswerth empfehlen, ebenso wie herschen, herlich, Irthum, samt, nimt, komt etc.

Ausser der Quantitätsbezeichnung wären übrigens als wichtige orthographische Gegenstände noch die Fremdwörter, die Majuskel, der Akzent und die Zusammenschreibung zu besprechen; allein sie alle erfordern ein ebenso tiefes Eingehen wie die Quantität und machen deshalb besondere Abhandlungen nöthig. Nur einige Andeutungen mögen hier als Anhang Platz finden.

1. Fremdwörter. — Auch hier hat der Buchstabe dem Laute zu dienen. Zur Zeit, wo Geist und Laut zu herschen begannen, schrieb man daher sachgemäss Sahara, Saragossa, Havanna, halbrichtig Chimborasso, ferner Nangasaki, Schach etc. Dann kam die Zeit der Buchstabenherschaft, und mit ihr Zahara, Zaragoza, Habana, Chimborazo, Nagasaki,* Schah etc., und bald wird der Spanier, welcher zufällig in eine deutsche Schule tritt, von einem Habana hören, während er nur Havanna kennt (spanisch Habana), der Japanese von einem nirgends existirenden Nagasaki, der Perser von einem Scha u. s. w. Was soll in deutscher Rede und Schrift ein spanisches b, ein japanesisches g, ein arabisches h? Sie sind Irrlichter, denn sie führen auf eine falsche Spur. Mit einem arabischen ẓ oder ġ weiss der deutsche Leser als solcher keinen Laut zu verbinden — mit einem arabischen h nur einen falschen d. h. er spricht es, wie in nah, sah etc. gar nicht aus. Der Spanier verbindet mit der Form b den Laut we — der Deutsche be; ferner schreibt Jener auch nach langem Vokal einfache Konsonanten; er spricht also Havanna, und der Deutsche — Habāna. In der japanischen Sprache wird aus k s t f, wenn ein n davor tritt, g ʃ d b; aber man schreibt z. B. nicht ng, sondern g, da jeder Japanese weiss, dass er vor weichem Konsonant ein n zu sprechen hat (der Franzose lässt umgekehrt das g weg: on = ong); also Nagasaki (Na'ngasaki). Aber wenn man an alle Deutschen auch die völlig undeutsche Forderung stellt, dass sie wissen sollen, man spreche französisches n (in on etc.) wie ng aus, so heisst es die Thorheit doch zu weit getrieben, von ihm Bekanntschaft mit dem japanischen g (*ng*)

* Es ist zu beklagen, dass man solche Schreibung „philologisch" nennt; als ob es die Philologie nicht mehr mit dem Laute als mit dem Buchstaben zu thun hätte! Die Verirrung wird durch solche unverdiente Dekoration wenig geadelt, wohl aber die Philologie entadelt. Der richtige Ausdruck für Nagasaki wäre „historisch," da man dadurch nicht den Laut, sondern die Abstammung darstellen will.

zu verlangen. Französisch lernt allerdings jeder gebildete Deutsche, auch etwas Englisch, vielleicht Italiänisch; aber, um ein jetziges **deutsches** Buch über Geographie, Geschichte und Litteratur ohne Anstoss lesen zu können, muss er auch Holländisch (z. B. Helvoetsluis nicht Holvohtsslüs, sondern Helvutssleus), Schwedisch (Oxenstierna = Oxenschörna), Böhmisch (Libussa = Libuscha; Waclav = Wahzlaff), Ungarisch (Pecs = Pehtsch, György = Djördj oder Diördi, i kurz), Polnisch (Potocki = Potozki), Spanisch (z. B. Baylen nicht Bälen, sondern Baïlehn), Portugiesisch (Camoens = Kamóensch), Neugriechisch, Türkisch, Arabisch, Chinesisch, Japanisch, kurz alle 1200 Sprachen der Menschen lernen und am Ende dennoch als „ungebildet" gelten, wenn er z. B. Krespi (Krepi) wie Krespi, St. Roch (Rok) wie Rosch, Belfort (Beffōr) wie Bellfort oder Bellfōr; Lincoln (Linkōn) wie Linkoln oder Linkeln, Chicago (Tschikago) wie Schikēgo etc. ausspricht. Dass man über einen Ungebildeten lacht, wenn er etwa Jupíter oder Jupitter, oder Arria statt Arría sagt, gilt als selbstverständlich, aber Gránada statt Granáda, Parána statt Paraná, Cagliári statt Cágliari etc. ist nicht besser und Mysore wie Mihsohree statt Meissur viel schlechter. Jedoch nicht die Sprechenden sind zu tadeln, sondern die Schreibenden. Wer in einem Buche *Leicester* schreibt, darf nicht zürnen, von dem Leser Leizester zu hören. Dass *ice* keine Buchstaben, sondern Nullen sind, konnte der Deutsche nicht wissen. Schiller liess die Nullen weg, und schrieb Lester; warum sollen wir nicht das Gleiche thun? —

In neuester Zeit hat wirklich auch bei fremden Namen das natürliche, phonetische Prinzip wieder Boden gewonnen. E. Schlagintweit schreibt Heiderabad statt Hyderabad; Maissur; die Dschamna Rangun; — der Globus: die Komantsches statt Komanches, die Keiowäs, Apatsches, Yutahs, Schoschonis, Schagennes; Sansibar statt Zanzibar; Basra statt Bassora etc.; — Delitzsch (Aus allen Welttheilen 1869): Katoch-Radschputen, der Jaru-tsang-bo-tru; Sikkim, Nipal, Setledsch (statt des engl. Sutledge), Ladakh, Balti, Sihsur, Tschamlang; — Magazin für Litt. des Auslandes 1869: Kassba statt Kassaba, Tlemsen statt Tlemcen; in vielen Schriften: Sues statt Suez, Alvares, Mejiko oder Mechiko statt Mexiko, Tejas oder Techas statt Texas, Jeres oder Cheres de la Frontera statt Xeres; Löwenhuk statt Leeuvenhoek, der Maler Kuckuk statt Koekoek u. s. w. Das phonetische Prinzip wird hier zwar noch lange gegen das historische zu kämpfen haben, aber

es muss schliesslich siegen wie stets Vernunft und Natur über Irrthum und Unnatur. Die Forderung, alle Namen im Deutschen mit deutschen Buchstaben zu schreiben, beruht auf dem unumstösslichen Satz: Schreibe mit **Buchstaben** (Zeichen, mit denen der Leser keinen Laut oder nicht den richtigen zu verbinden weiss, sind keine Buchstaben), oder — Schreibe nicht mit **Nullen** (*Leicester*) oder **Irrlichtern** (japan. g), sondern mit **Buchstaben**.

Dass die Bewegung der Sprache trotz der zeitweiligen, gewaltsamen Reaktion, stetig auf dieses Ziel gerichtet ist, sehen wir aus den germanisirten Fremdwörtern. Noch in unserm Jahrhundert schrieb man nerveuse, nerveus, und jetzt nervös; Charte, jetzt Karte; Meuble, jetzt Möbel; Oncle, jetzt Onkel; Concurrence, jetzt Concurrenz oder Konkurrenz etc., und Kapitän, Domäne, Sekretär, Porträt, Kurs, Offizier etc. haben bereits Majorität für sich, während andere noch schwanken, z. B. Leutnant (Niemand spricht Lieutenant oder Liöt'nang), Fasson, Fassade, Rasse, Lupe, Bluse, affrös, ingeniös; und noch andere, ohne Grund, in der fremden Schreibung beharren, z. B. Routine (muss Rutine geschrieben werden, weil Routine nur Ro-utine oder Rutihn lautet), Bouquet (lautet Bukeh, ist also Buketť zu schreiben), Souverain (lautet So-u-ve-ra-in oder Ssuvereng), Orkester etc.

Daneben schreitet die Germanisirung des Lautes ebenso entschieden vorwärts. Vor dreissig, vierzig Jahren sagte man Komplimang, Spalieh-obst, — jetzt Kompliment, Spalier; ebenso Departemang, jetzt meist Departement (Departementsrath) etc. Auch Offissier weicht allmälig dem Offizier, Balkong dem Balkon (wegen Plur. Balko-ne) etc., und zu wünschen wäre Distanz wie Eleganz, Konkordanz u. a. m. Durch ein Wort mit fremder Form oder Aussprache oder Akzent verunzieren — durch ein germanisirtes Wort bereichern wir unsere Sprache (z. B. Strasse, Pallast, Mönch, Kloster, Bresche, broschiren, Park, Maschine, Schaluppe, Boot, Regierung, Staat, und Tausende anderer Wörter). Wer auf fremdländische Schreibung oder Sprechung germanisirter Wörter dringt, handelt fast so unpatriotisch und undeutsch wie die „patriotischen"(!), deutschthümelnden Puristen, welche sie wegweisen wollen (Dr. Brugger z. B. schrieb sich 1862, Wr. Brugger, weil Doktor undeutsch sei; er setzte dafür Wissmeister, für Professor — Wisslehrer, für Polytechniker — Vielfachschüler, für Ouvertüre — Vorgetön; Kampe's Lichtstrahlencigenschaftswissenschaft statt Optik etc. als veraltet gar nicht zu

gedenken, ebensowenig wie der allerneuesten puristischen Bestrebungen: Fünfkugellochstossgrüntafel für Billard, Röthin statt Aurora, Singhold statt Apollo, Süsskind statt Kupido etc. und der Konsequenzen: vielfachschülerhaft statt polytechnisch, lichtstrahleneigenschaftswissenschaftliche Täuschung statt optische u. s. w.). Auch *C*harakter, *C*abale, Doctor, *Z*aragoza, *Z*ahara, Scha*h* etc. gehören in diese Rubrik wie das Flämmchen zur Flamme.

2. Die Majuskel. — Dass die Majuskel eine Vervollkommnung der sichtbaren Sprachdarstellung ist, wie sie frühere Zeiten nicht einmal geahnt haben, ein Kleinod der deutschen Sprache, welches zu erhalten entschiedene Pflicht sein dürfte, möge hier nur als Behauptung hingestellt werden. Wichtiger als der Beweis dafür, welcher sich übrigens bestimmt genug aus der Natur der Sache selbst ergibt, ist die Aufzeigung des Gesetzes, welches die Anwendung der Majuskel regelt und erleichtert. Dieses Gesetz wird wesentlich zur Einigung führen, und soll deshalb hier mit einigen Worten angedeutet werden.

Bekanntlich diente die Majuskel anfangs zur Verzierung, also der Form. Dann aber trat sie auf echt deutsche Weise in den Dienst des Begriffes, und es machten sich nun mehre Strömungen bemerklich, welche aber, da nicht Einsicht, sondern nur Gefühl den Usus leitete, auf verschiedene Ziele hinausgingen. Zunächst wandte man sie zur Darstellung des subjektiven logischen Akzentes an, d. h. der Schreibende hob durch die Majuskel das Wort hervor, welches ihm als das wichtigste erschien, gleichviel ob es ein Substantiv, Adjektiv, Verb, ja selbst eine Partikel war: durch die Frage jedoch, welches Wort objektiv genommen das wichtigste sei, ging man auf das grammatische Gebiet über, und schrieb das Substantiv, das „Hauptwort" gross. Nur einzelne Spuren der subjektiv logischen Anwendung erhielten sich noch bis auf unsere Zeit, z. B. unakzentuirt einmal; akzentuirt Einmal.

An die Stelle der subjektiven Willkür war also ein objektives Gesetz getreten, und man würde bald einheitlich geschrieben haben, wenn nicht die substantivisch gebrauchten Wörter als Kreuzweg den Schritt gehemmt, und Schwanken hervorgerufen hätten. Unvermerkt kam man durch diesen Umstand auf eine neue Bahn, welche die alte vielfach durchkreuzte, und da man sich des Doppelsteckens nicht bewusst wurde, zu immer grösseren Spaltungen führte. Hatte nämlich die erste etymologische Richtung die wichtigste Wortart

unterscheiden wollen, so fasste die zweite (syntaktische) Richtung den wichtigsten Satztheil ins Auge, und schuf das Gesetz: Schreibe das Subjekt gross, ohne es jedoch auszusprechen. Nach dem etymologischen Gesetze schrieb man unbedenklich der Morgen, den Morgen; des Morgens, am Morgen, auch das Schwimmen, das Blau; am Besten, schwankte aber bei Jemand, Dieser, Etwas, und mochte sich zu Man, Wer etc. nicht verstehen. Das syntaktische Gesetz dagegen nahm zwar das Meiste hiervon als richtig an, protestirte aber konsequenterweise gegen des Morgens, Kölner Zeitung etc., und schrieb demnach morgens, nachts, angesichts etc., weil hier das Substantiv nicht Subjekt ist. Auch war ihr Etwas, Nichts, Jemand, Wer, Was, das Wenn und Aber, das Nein etc. unbedenklich. Eine einheitliche Schreibung konnte natürlich dabei nicht aufkommen, selbst als bedeutende Schriftsteller beide Systeme vereinigten, und sowohl das Substantiv als auch das Subjekt gross schrieben. Einestheils konnten sie die Gegner nicht überzeugen, weil sie das doppelte Gesetz ihres Handelns nicht erkannten, und sich höchstens auf das etymologische Gesetz beriefen; anderntheils stieg die Zahl der Wörter mit Majuskeln so hoch, dass sie den Schreibenden belästigten und dem Lesenden fast nutzlos wurden. Eine Schrift mit lauter Majuskeln ist genau so unvollkommen wie die Schrift mit lauter Minuskeln, und noch dazu schwerfälliger.

Radlof (Schreibungslehre der deutschen Sprache 1820) sagt, der Handelnde müsse hervorgehoben werden, sowie der Gegenstand seines Handelns, und darum seien die — Nennwörter (!) gross zu schreiben. Niemeyer (Erziehungslehre) fordert, die Kinder sollten beim Lesenlernen jedes Substantiv stärker akzentuiren, z. B. und Alle fragen, ob etc.; und alle Fragen, ob etc., er nannte also das etymologische Gesetz, meinte aber, wie aus dem Beispiele hervorgeht, das syntaktische. In der klassischen Periode hatte das etymologische Gesetz vorgeherrscht, dann aber trat das syntaktische hinzu, und gelangte um 1830 auf seinen Höhepunkt. In den von Tafel, Osiander und Schwab geleiteten Uebersetzungen der griechischen und römischen Klassiker z. B. hat jedes Subjekt und Objekt die Majuskel, ebenso in Falkmanns Werken über Stilistik und Deklamatorik u. s. w., und in neuerer Zeit unter Anderen in K. Schmidts pädagogischen Werken.

Inzwischen aber war die natürliche Entwicklung der deutschen Orthographie und mit ihr der Majuskel durch die rückläufige altdeutsche

Strömung unterbrochen. Das sogenannte Mittelhochdeutsche trat als Norm auf, und da sich in ihm, nach lateinischem Vorgang, die Majuskel auf Eigennamen und Anfang eines Abschnittes beschränkte, so untersuchte man den Werth der neudeutschen Majuskel gar nicht, sondern verwarf sie einfach und suchte nachträglich Gründe für diese Verwerfung auf, die natürlich auf den Nachtheilen der Majuskel fussten, und die Vortheile verschwiegen. Sie durchliefen alle Tonarten der Darstellung von J. Grimms patriotischer Entrüstung bis zu Ph. Wackernagels leichtfertiger Spötterei, und blieben nicht ohne Einfluss auf das Publikum. Fast Niemand zwar nahm die mittelalterliche Regel an, da sie theils zu schroff gegen die Gewohnheit anstiess, theils ebensowenig Klarheit und Sicherheit brachte. J. Grimm selbst zeigt nirgends Konsequenz in der Majuskel. In seiner Grammatik setzt er noch in I^2, II, III (1831) überall am Anfang eines neuen Satzes einen grossen Buchstaben; in IV (1832) und I^3 (1840), sowie in der Mythologie und in der Geschichte der Sprache bald die Minuskel, bald die Majuskel, ganz nach Willkür. In III seiner Grammatik sind die Anredefürwörter im Zueignungswort an Wilhelm ohne, in der Zueignung an Savigny mit Majuskeln geschrieben. — Andere Germanisten wollten ausser den Eigennamen und Anfangswörtern (wie nach Grimms Regel) auch die Anredewörter und die von Eigennamen herrührenden Adjektive mit der Majuskel schreiben, also z. B. das Adelungsche wörterbuch (bei Grimm: das adelungsche wörterbuch; im Neudeutschen das adelungsche Wörterbuch), und noch andere fügten das wirkliche Substantiv hinzu, sodass sie das adelungsche Wörterbuch schrieben, während bei den Nichtgermanisten auch wohl das Adelungsche Wörterbuch vorkam.

So darf es nicht überraschen, dass augenblicklich völlige Zerfahrenheit auf diesem Gebiete herscht. In germanistischen Schriften fristet die mittelalterliche Schreibung mit den angegebenen Schattirungen ein wenig beachtetes Dasein; in vielen Zeitschriften und Büchern tilgt man, wo es eben angeht die Majuskel, und mitten hindurch geht der grosse Strom neudeutscher Schreibung unaufgehalten, aber freilich noch immer etwas getrübt von dem hineingeworfenen mittelalterlichen Schutt. Am Meisten bemerkbar macht sich das etymologische Gesetz, aber auch das (einzig richtige) syntaktische tritt kombinirt mit dem etymologischen wieder stärker hervor. Als Beleg führe ich einige Beispiele aus verschiedenartigen Schriftstellern an. In Diesterwegs Rhein. Blättern (1864)

steht Alles, Etwas, zum Voraus, Dessen, Manche, Derjenige, Jeder, im Allgemeinen, Allerhand (Subj.), Eins (Obj.), vor Allem, aufs Tiefste, ohne Gleichen — ähnlich, wie in Diesterwegs Werken überhaupt; — bei Benfey (Or. u. Accident, 1864): Nichts, am Einsichtigsten; in den preuss. Jahrbüchern: Niemand, Alles, von Neuem, in dem Gewordenen; Petermann (Geogr. Mittheilungen): Etwas, Ersterer; — Fr. Arndt: Jeder, Alles, am Nächsten; — Stahr (Kleopatra): am Bequemsten, auf's Neue; — Paul Heyse (Meran. Nov.): Viel (Objekt), der Ihrige (nicht Anrede), der Vielgeschmähte; — Büchner (Stoff und Kraft, 1869): von Vornherein; — J. Schmidt (Litteraturgeschichte): auf Künftiges, in dem Wenigen, Nichts; — Büchmann (Geflügelte Worte 1871): zum ersten Male, Derjenige, Jene; — Amersin (Populäre Philosophie 1871): Andere, Beide, das Erregtwerden, dieses Wissen gilt uns als das Sicherste; — C. Scholl (Wahrheit aus Reimen 1873): allen Denen, Vieles (Obj.), das Seinige beitragen etc. Freilich findet sich selten Konsequenz, wie etwa bei Falkmann oder K. Schmidt; dicht neben Etwas steht oft nichts (Beide in demselben grammatischen Verhältnisse), neben was — Das, neben Jeder — keiner etc. Die Folgerichtigkeit wird, nach Beseitigung der historischen Reaktion, allmälig wiederkehren, und durch Anerkennung eines bestimmten Gesetzes zur völligen Durchführung gelangen.

Die Frage aber, welches Prinzip zu Grunde gelegt werden soll, erledigt sich objektiv dadurch, dass die Wortarten, der Idee nach, an der Form erkannt werden können (gold, vergolden, goldig), also keiner besondern Bezeichnung bedürfen, und ausserdem das Substantiv (Gemein- wie Eigennamen) kaum einen Vorrang vor dem Verb beanspruchen darf. Daraus folgt unmittelbar das negative Gesetz: Keine Wortart als Solche darf mit einer Majuskel geschrieben werden, und, da es sich um Substantiv oder Subjekt handelt, das positive Gesetz: Jedes Subjekt (auch das leidende, d. h. das Objekt) wird durch die Majuskel gekennzeichnet. Damit wäre dann nicht allein jedes Schwanken aufgehoben und die nationale Einheit bewirkt, sondern auch dem Lehrer wie dem Lernenden eine peinliche Last abgenommen. Der Schüler wird, sobald er erst das Subjekt zu unterscheiden vermag, ohne Weiteres die Majuskel richtig anwenden. Höchstens braucht man ihm zu sagen: Schreibe jedes Wort, welches in der Stelle des Subjekts steht, gross — die übrigen Wörter klein; oder kürzer — Schreibe das Subjekt

gross; z. B. der Fisch schwimmt. Das Schwimmen ist angenehm. Das Angenehme gefällt. Ferner — Jemand spricht; Nichts ist gleichgültig; Man kommt.

Ob die Nation Lebenskraft und Entschlossenheit genug besitzt, eine solche Umwandlung zu beginnen und durchzuführen, ist zweifelhaft; doch zeigt sich der augenblickliche Zustand einem derartigen Unternehmen günstig. Durch die ältere Schreibung angesichts, insgemein, indem, trotzdem, diesseits, einerseits, einmal etc., und die Neuerungen: morgens, nachts, tags, am genauesten, vorderhand, zurzeit, zutheil etc. hat die germanistische Bestrebung der syntaktischen unbewusst in die Hände gearbeitet, und den Uebergang zu der Schreibung: in's heu, zu pferd, mit macht etc. für das Auge des Lesers angebahnt (Jedes Substantiv im Genitiv oder mit Präpositionen klein). Andrerseits liefert auch das etymologische Prinzip sein Unterstützungskontingent, indem es den Infinitiv und das Adjektiv unter dem Namen uneigentliches Substantiv unbedingt in sein System aufgenommen hat. Das syntaktische Prinzip bietet also ausser seiner Natürlichkeit, Einfachheit und Nützlichkeit noch den Vortheil, dass beide entgegenstehenden Systeme am Leichtesten gerade in ihm aufgehen. Kommt es jedoch nicht zu einer solchen Reform, dann fasse man die Regel so: Schreibe das Subjekt und ausserdem jedes Substantiv gross. Auch damit ist Konsequenz und Einheit zu erreichen, und der Usus wird dieses System vor allen anderen freudig annehmen.

3. Die Zusammenschreibung und der Akzent. Sanders sagt in der obenerwähnten Schrift: Ausser den wirklichen Zusammensetzungen giebt es losere Zusammenschiebungen, bei denen zum Theil noch Schwanken darüber herscht, ob sie getrennt oder in einem Worte zu schreiben sind, und stellt dann in hundert neunundzwanzig Paragraphen die betreffenden Regeln oder vielmehr den gegenwärtigen Usus dar. Eigentlich gehört auch noch sein Kapitel 3: „Ueber den Divis“ dazu, und so tritt uns denn die erschreckende Thatsache entgegen, dass die Regeln über die gesamte übrige Orthographie 12 Seiten einnehmen, und über die Zusammenschreibung 133! Auch der Muthigste muss dabei verzagen und sich eingestehen: Das ist die Aufgabe für ein ganzes Leben, und zur Sicherheit gelangt man dennoch niemals. Noch dazu hat Sanders nichts Ueberflüssiges herbeigezogen, sondern mit Umsicht nur Wirkliches, Nöthiges zusammengestellt. Der Uebelstand liegt in der Sache, nicht im Referenten.

Wie schlimm es in der That mit der Worttrennung und -zusammenschreibung zu allen Zeiten gestanden hat und noch steht, zeigt uns selbst der flüchtigste Blick in unsre Litteratur. Da finden wir z. B. nist, nichein, zallen (zu allen), snecken hûs, ouwê, owê, dar umb und darumb, hâstu, bistu, vür baz (fürbass), tôtwunde, dâ von, uz gie (ausging), dâ von, dristunt (drei Stund[en], Mal), vornân, abe brôcht (herabgebracht), hin geflogen, ze rugh (zurück), der Mülin kneht (Müllerknecht), wa hin, Trautgesell, wider streben, herwider (her wieder), santtzwelft (mit elf Anderen), maniger ley, wiltu; eins mals, zutodt gefallen, onuerdriessen (ohne Verdriessen), vss fliegen (ausfliegen), schympff red (Schimpfrede), frue morgens, soltu, heltstu, dStattmauss, inn dess, forbass, aussspatzieren, Purpur-Rosen, Glücksstein, Sieges-zier, ins gemein, Maien-Zeit, Helden-Söhne, los gemacht, vorüber fliegen, überdas, halb belebt, etc. In der klassischen Periode zeigt sich ziemliche konsequente Gleichmässigkeit; gegenwärtig aber gehen auch hierbei die Wege auseinander. Bei den namhaftesten Schriftstellern findet sich z. B. queer Feld ein und queerfeldein, zu Recht machen, zurecht machen und zurechtmachen, vor der Hand und vorderhand, nichts desto weniger — nichtsdestoweniger, Neger-Stämme — Negerstämme, heut zu Tage — heutzutage, hinweg setzen, kandelaber-artig, affektirt-sentimental, buntfarbig-wechselnd, wenn gleich — wenngleich, die purpurn funkelnde Granatblüte, die kein Ohr scheuende Unterhaltung und — die ihm Zunächststehenden, die Nutzen versprechenden Vorschläge, ein Mal — einmal, so dáss — sodáss, etwas nie Geahntes — etwas Niegeahntes, bloss zu legen — blosszulegen, Nerven-stärkend — nervenstärkend, gemüthlich heiter, gemüthlichheiter — gemüthlich-heiter, in sofern — insofern, die Gummi sammelnden Leute — die gummisammelnden; rauh-deutsch; meines Theils — meinestheils, von Grund aus, es vorher zu sagen, seiner Seits — seinerseits. In einer pädagogischen Schrift von 1871 sind alle adverbialen Phrasen zusammengedruckt: insleben rufen, ohneweiteres, imallgemeinen etc., doch findet sich dazwischen: in eingehender Weise; viel zu wenig; von manchen Seiten etc. Am Entschiedensten ist diese Richtung in den Göttinger gelehrten Anzeigen ausgeprägt, wo in der That fast konsequent geschrieben steht: ansich, soauch, alsob, imallgemeinen, mancheiner, irgendjemand. Betrachten wir nun die ganze Strömung, so finden wir, dass man in der altdeutschen Periode ohne grammatische Einsicht Vieles zusammenschrieb, in der ersten Periode

des Neudeutschen (1600—1700) Vieles durch den Divis trennte, in der zweiten Periode (1700—1825) den Divis fast ganz verbannte, und das grammatisch wirklich Zusammengehörige auch zusammenschrieb, während alles Uebrige in seine grammatischen Theile aufgelöst wurde, und dass in der neuesten Zeit verschiedenartige Rücksichten (nicht Prinzipien) massgebend geworden sind, welche die schon an sich schwierige Sache noch mehr erschwerten. Entrinnen aber können wir dieser Verwirrung nur dadurch, dass wir auch hier versuchen, ein massgebendes Gesetz aufzusuchen und zur Geltung zu bringen.

Bei dieser Untersuchung werden wir innewerden, dass sich drei Prinzipe nebeneinander gestellt haben, nämlich das grammatisch etymologische, das grammatisch syntaktische, und das subjektiv logische, und aus der Natur des Gegenstandes muss dann die Entscheidung darüber hervorgehen, welches von ihnen die Zentralstelle einzunehmen hat.

Die ganze Frage jedoch hängt hauptsächlich mit der Lehre vom Akzente zusammen.

1. Der grammatisch etymologische Akzent verbindet die Laute zu einer Silbe (Wort), und die Silben zu einem (mehrsilbigen) Worte: F, r, e, u, n, d: Freund, schaft: Freundschaft; — und diesem Zusammensprechen (für das Ohr) entspricht das Zusammenschreiben (für das Auge), d. h. man wandte dort die Zeitpause und hier die Raumpause (den leeren Raum, Zwischenraum) an, um die Wörter als gesonderte Einheiten erscheinen zu lassen. Diese Vervollkommnung der (sichtbaren) Schrift zur deckenden Darstellung des (hörbaren) Lautes ist so naturgemäss, einfach und bequem, dass sie, einmal erfunden, nie wieder aufgegeben werden wird, und ohne Widerrede als Hauptgesetz dienen kann.

2. Der grammatisch syntaktische Akzent verbindet die Wörter zu Satztheilen, und die Satztheile zu Sätzen: der besonnene Feldherr — verliert selten — eine Schlacht. Zur sichtbaren Darstellung dieser Zusammensprechungen verwandte man im Prinzipe nicht das Intervall (nicht: der umsichtigefeldherr verliertselten eineschlacht), sondern den Strich (| später , nebst . ; :), indem man den Satz zwischen zwei Grenzlinien stellte, und die Satztheile errathen liess oder durch die Majuskel einigermassen andeutete. Wie also die

Grenzen des Satzes dem Ohre durch den (sinkenden) Ton bemerklich gemacht, und die Wörter des Satzes selbst dadurch zur akustischen Einheit werden, so durch Striche und Punkte für das Auge zur optischen, und man hätte demgemäss den Grundsatz aufstellen müssen: „syntaktische Zusammensprechungen werden nicht zusammen geschrieben, da zu ihrer Darstellung hinreichende Mittel (Interpunktionszeichen und Majuskel) vorhanden sind.“ Auch erscheint die Zusammenschreibung zu einem festen Worte hier weniger natürlich, da sich diese Zusammensprechungen unaufhörlich wieder trennen und in jedem neuen Satze neue, ebenso flüchtige Verbindungen eingehen. Erst dann gewinnen sie ein Recht auf Zusammenschreibung, wenn sich der syntaktische Akzent in den etymologischen verwandelt, sodass also aus der syntaktischen Zusammenfügung eine etymologische wird. Man sagte z. B. „zur alten Burg“, und musste so schreiben, bis „alten“ und „Burg“ zusammenschmolzen, und man „Altenburg“ nicht mehr in „die alte Burg“ auflösen konnte. Ebenso: „der vom schwarzen Berge“ — Schwarzenberg; lebe recht — Leberecht; spring in's Feld — Springinsfeld; vergiss mein nicht — das Vergissmeinnicht; Gott sei bei uns — der Gottseibeiuns. Die syntaktische Anwendung der Wörter (die Rede) ist gleichsam die Werkstatt der deutschen Sprache, aus welcher durch Vernietung und Verschmelzung zweier oder mehrerer Wörter unaufhörlich je ein neues Wort hervorgeht, und theils die alten, abgenutzten ersetzt, theils den Wörterschatz vermehrt. Die Schrift aber, als Dienerin des Wortes, darf diesem Entwicklungsprozess nicht voraneilen, sondern muss ihm Schritt vor Schritt folgen.

Dass dies in der Praxis nicht konsequent geschehen ist, erklärt sich aus dem allgemeinen Verfahren des Usus, nicht der Einsicht, sondern dem Gefühle zu folgen. So schrieb man richtig „insgemein,“ da es sich nicht in seine Theile (in das Gemeine) auflösen lässt; dann aber in neuester Zeit, nach unklar empfundener Analogie, auch „imallgemeinen“ statt „im Allgemeinen“, eben weil man den Unterschied von syntaktischer und etymologischer Zusammenfügung übersah. Zu den aus diesem Irrthum entstandenen modernen Schreibungen gehört auch ohneweiteres, inslebenrufen etc., und die schon eingebürgerten übersetzen, dúrchfahren etc. Diesen letzteren Irrthum hat man durch den grammatischen Ausdruck „trennbare Präpositionen“ zu sanktioniren

gesucht, allein man verurtheilte ihn in Wahrheit damit, denn trennbare Verbindungen sind ja nur syntaktische, die, nach dem natürlichen und historischen Gesetze, gerade nicht zusammengeschrieben werden dürfen. Der Satz „er kommt wieder", ist grammatisch dem „er kommt nochmals, bald, heute" völlig analog, und so musste man auch „weil er wieder kommt" schreiben, ganz wie „weil er nochmals kommt;" — „weil er wiederkommt" ist so unrichtig wie „weil er nochmalskommt, baldkommt, heutekommt". * Aehnlich ist es mit „über setzen" und „übersetzen" (die trennbare Präposition ist zu trennen — die untrennbare nicht). „Er setzt über (den Fluss), geht über die Strasse" ist wie „er geht bald, heute". In der ersten Phrase ist „über" ein Adverb geworden, und bildet mit „setzen" eben so wenig eine etymologische Einheit wie „heute". Das jedoch Ueberfahrt (als etymologische Einheit) zusammengeschrieben wird, ist richtig, und zeugt gegen unseren Grundsatz durchaus nicht, da wir richtig „Baumpflanzung," und doch nicht „bäumepflanzen" schreiben.

3. Der logische Akzent hebt den wichtigsten Theil des Wortes oder des Satzes hervor. Sichtbar wird er gar nicht dargestellt; da er meist auf der Stammsilbe ruht (bei Fremdwörtern auf der schwersten Silbe). Tritt er jedoch als Wechselakzent (in subjektiver Anwendung) auf, dann machen wir ihn durch Wortstellung oder gesperrten Druck sichtbar. Z. B. logischer Akzent: Jäger; der Jäger schiesst; der Jäger schiesst mórgen; der Jäger schiesst morgen den Hírsch; — logischer Wechselakzent: es schiesst der Jäger morgen; den Hírsch schiesst der Jäger; oder — dér Jäger; der Jäger schiesst morgen.

Da hier von keinem Zusammen- sondern Stärkersprechen die Rede ist, so darf selbstverständlich die Zusammenschreibung nicht zur Darstellung des logischen Akzentes verwandt werden, und doch hat

* Beiläufig sei nur erwähnt, dass die irrthümlichen Zusammenschreibungen einen praktischen Uebelstand: die masslose Anschwellung des deutschen Wörterbuchs, herbeigeführt haben. J. Grimm bemerkte daher, er wolle nicht alle Zusammensetzungen aufnehmen, weil das ins Unendliche führen würde. Gewiss! Aber er that nicht wohl, sein subjektives Ermessen als Grenze aufzustellen, statt ein (objektives) Gesetz aufzusuchen. Die Unterscheidung zwischen etymologischen und syntaktischen Zusammensetzungen würde allem Schwanken und aller Ueberbürdung ein Ende gemacht haben. Wiederkommen ist eben so wenig ein Wort wie „baldkommen", sondern gehört unter „kommen". Wollten wir aber alle zusammengesprochenen Worte als zusammengesetzte Wörter ansehen, so würden wir viele Millionen zu registriren haben.

der Usus in einzelnen Fällen zu diesem verkehrten Mittel seine Zuflucht genommen. Z. B. in dem Satze: „eine hoch entwickelte Sprache“ liegt der logische Akzent auf „hoch“; er kann aber auch auf „entwickelt“ übergehen (Wechselakzent), und muss dann, will man ihn bemerklich machen, durch gesperrte Schrift angedeutet werden; statt dessen aber schreibt man wohl im ersten Falle „hochentwickelt“, und im zweiten Falle „hoch entwickelt“. Ebenso „immerblühende, und immer blühende“ etc. Diese Verwechslung lag allerdings nahe, da die deutsche Sprache den syntaktischen Akzent zugleich als logischen Akzent benutzt (im Französischen hält stets das letzte Wort des Satzes den Satz zusammen — im Deutschen das logisch wichtigste); indess die Verwirrung ist dadurch immerhin vermehrt.

Das Resultat unserer Untersuchungen über die Zusammenschreibungen lässt sich nach dem Allen kurz so aufstellen:

Die Zusammenschreibung kann naturgemäss nicht zur sichtbaren Darstellung des logischen oder syntaktischen, sondern nur des etymologischen Akzentes dienen; oder — Begriffsverschmelzung fordert Wortverschmelzung, und diese ihrerseits Schriftverschmelzung. Bei einer orthographischen Reform hiesse also das Grundgesetz: Schreibe das Untrennbare ungetrennt, und das Trennbare getrennt.

Damit wäre jede Inkonsequenz abgeschnitten, und die Schwierigkeit sehr vermindert. Aber, da sich das Publikum schwerlich so leicht von manchen liebgewordenen syntaktischen Zusammenschreibungen trennen wird, ist es eine Aufgabe für die Grammatiker, wenigstens neue Irrthümer (wie irgendjemand, ohneweiteres etc.) abzuwehren, und für den Lehrer, das Einlernen der Einzelheiten durch einige praktischen Regeln zu erleichtern; etwa so:

1. Zwei Wörter werden zusammengeschrieben, wenn das zweite Wort seinen selbständigen Akzent verliert; oder — wenn das erste Wort den Hauptakzent übernimmt; z. B. trink Wásser — Trínkwasser; süsses Hólz — Süssholz; Hóf, Thór — Hófthor; über, fáhren — Überfahrt, (auch das unorganische wieder, kómmen — wiederkommen); héll, róth — héllroth; lébe récht — Léberecht; spríng íns Féld — Springinsfeld etc.

2. Die erste Regel umfasst alle Begriffswörter (auch wenn sie

als Formwörter dienen; diese Seite — diesseits; ein Mál — einmal; die (der) Gestált — dergestalt; kein Wég — keineswegs) ausser dem (eigentlichen) Adverb. Von dem Letzteren gilt die umgekehrte Regel: Zwei Wörter, die ein Adverb bilden, werden zusammengeschrieben, wenn das **zweite** Wort den Hauptakzent übernimmt; z. B. dá hér — dahér; hér vór — hervór; ín dém — indém; für wáhr — fürwáhr; quér Féld ein — querfeldein; ín só férn — insofern; só dáss — sodáss; vón wó, wó von — wovón; hier sélbst — hiersélbst etc.

Dass diese Regeln nicht exakt wissenschaftlich sind, ergibt sich aus der Vergleichung mit dem Vorigen, aber als praktisch dürften sie durch ihre Fasslichkeit und Einfachheit bei grosser Tragweite um so mehr gelten, als sie nicht durch viele Ausnahmen unsicher gemacht werden. Allerdings kommen einige Schwankungen vor, namentlich bei den zu Adverben gewordenen Substantiven. So haben z. B. abhanden, zufrieden, vonnöthen, anstatt, insgeheim den Akzent der eigentlichen Adverben angenommen, und sind also nicht nach der ersten, sondern nach der zweiten Regel zu beurtheilen. Ferner bildet „dénnoch“ eine wirkliche Ausnahme, und „voran“ in provinzieller Aussprache (vóran). „Also“ lautete früher alsó, jetzt álso etc. Allein diese Ausnahmen sind durch den Gebrauch so bekannt, dass der Schüler sie wohl nie nach der Regel zu bemessen versucht, eben weil er schwerlich darüber in Zweifel geräth.

Viele streitige Fälle lassen sich dagegen nach den beiden Regeln aufs Bequemste entscheiden. So z. B. lange Weile nicht Langeweile, weil man nicht lánge Weile, sondern lánge Weíle spricht; dagegen aber lángweilig, und Kúrzweile.

Etwas schwieriger ist die Entscheidung über die Zahlwörter. Dreízehn bis neúnzehn sind wirkliche Zusammensetzungen, und deuten dies schon durch den Wegfall des „und“ sowie durch ihren Akzent an. Bei „ein und zwanzig etc.“ aber tritt ein anderes Verhältnis ein: die Zahlwörter sind von da an trennbar, und müssen also auch getrennt geschrieben werden, ähnlich wie ein Dutzend, eine Million, ein Tausend (tausend), ein Hundert (hundert); ein Thaler und zwanzig, oder, wie die Engländer sagen: zwanzig zwei = zwanzig und zwei = zwanzig Thaler und zwei. „Eintausendachthundertdreiundsiebzig Jahre“ ist

nicht allein ein kaum überblickbares Wortungeheuer, sondern auch entschieden fehlerhaft, ähnlich wie „derumsichtigeklugetapfereundglückliche Feldherr;“ — in beiden Fällen ist das grammatische Verhältnis samt dem Akzent völlig gleich. Bilden die Zahlwörter dagegen einen wirklich einheitlichen Begriff, so müssen sie auch einheitlich geschrieben werden. Ein Sechsundsechziger z. B. ist ein Mann von 66 Jahren, oder ein dem 66. Regimente angehöriger Soldat. Ebenso Zwölfpfünder etc.

Jedenfalls ist es wissenschaftlich wie praktisch wichtig, Das zu trennen, was nicht zusammengehört; aber freilich nicht minder wichtig, dass alles Zusammengehörende wirklich zusammengeschrieben werde. Den Verbindungsstrich umgekehrt als Divis anzuwenden, zeugt augenscheinlich von Streben nach idealer Orthographie, doch ist das Mittel so unorganisch wie unzulänglich. Wollten wir „Stammende“ von „stammende“ durch den Divis unterscheiden (Stamm-Ende), so müssten wir auch z. B. heller-klingend und hell-erklingend etc. schreiben, oder die Zusammenschreibung von wiederkommen, weitergehen etc. aufgeben. Es wäre eine grosse Vollkommenheit, könnten wir die Einheit mehrer Buchstaben so andeuten, wie wir die Einheit mehrerer Silben durch das Intervall bezeichnen (z. B. Er empfing Briefe aus Burgebrach; hier liegen die Worteinheiten klar zu Tage, aber nicht die Silbeneinheiten: Burg-E-brach); allein dann müsste es durchgreifend geschehen und am Besten auf symbolische Weise. Von praktischer Bedeutung aber wäre diese Einrichtung nur für Ausländer, und für Deutsche bei Schreibung der Fremdwörter. Es ist viel einfacher die verschwindend kleine Zahl möglicher Verwechslungen der Uebung des Lesers zu überlassen, als mögliche und unmögliche durch schwierige Anordnungen zu verhüten. „Berglein“ (Berg-Lein) z. B. ist ein zweideutiges Wort, aber im Zusammenhange nicht im Geringsten: ebensowenig wie Thor (das, der Thor), Bogen, Atlas etc.; oder wie Spiegelei (Spiegel-Ei), Kourtage (Kour-Tage und courtage), Druckerzeugnisse (Drucker-Zeugnisse und Druck-Erzeugnisse) etc. Nach Sanders Vorschlägen würden wir Hühner-Ei, Zwölf-Ender, Stiefel-Schaft, Kopf-Ende (eines Bettes), Nacht-Rabe (aber dann auch Stein-Adler, Damm-Hirsch etc.), Neu-Rom, Alt-Rom, Licht-Ur-Theilchen (auch wohl Eichen-Ur-Wald etc.), Architektur-Theil, Abend-Mahlzeit, Niagara-Fall, Klee-Ernte, Schall-loch, Stamm-Mutter, Brenn-Nessel, Fett-Tropfen, Reise-

Erinnerung, Thee-Urne, Donau-Ufer etc., schreiben und dadurch zwar einige (fast unmögliche) Verwechslungen verhüten, sowie das (unorganische, unnöthige) *m* in Stamm*m*utter besser bewahren; allein die Schrift würde auf diese Weise fast wieder auf die Zeit vor der schlesischen Dichterschule zurückgeführt, und durch die Vermehrung der Majuskel sowie durch die Menge der Trennungszeichen noch weitschweifiger werden, als sie schon ist. Selbst sehr vielgliedrige Zusammensetzungen wie Hagelassekuranz, Hagelassekuranzgesellschaft, sind besser so als mit dem Divis (Hagel-Assekuranz-Gesellschaft) zu schreiben, weil der Zwischenraum und die Majuskel den einzelnen Theilen der Zusammensetzung eine Selbständigkeit gibt, welche sie grammatisch nicht haben. Sehen wir z. B. das Wort „Maienzeit" bei Scheffler (1657) mit dem Divis: „Itz ist die Maien-Zeit," so werden wir unwillkürlich versucht sein, Zeit mit selbständigem Akzent zu sprechen: Maien, Zeit, was doch weder dem Begriffe, noch der Wortform, noch dem Akzente entspricht (Maienzeit, nicht Maien Zeit), und ganz ebenso ist es mit Hágelassekuranz (nicht Hágel Assekuránz) oder Hágelversicherung (nicht Hágel Versicherung). Undeutlicher aber ist die organische, einheitliche Schreibung nicht als etwa Vergissmeinnicht, der Gottseibeiuns (nicht Gott-sei-bei-uns) etc.

Am Besten wäre es, den Divis wieder in den Verbindungsstrich umzuwandeln, und ihn demgemäss nur da anzuwenden, wo eine Verbindung stattfindet, und Zusammenschreiben doch unthunlich ist; z. B. Haus- und Gartenmiethe (neben — Haus und Garten).

Wer jedoch den Divis nicht entbehren zu können glaubt, der benutze dazu einfach die Majuskel; z. B. HagelAssekuranzGesellschaft, BerlinPotsdammer Eisenbahn; ObergerichtsRath und OberGerichtsrath, SchröderDevrient etc. Worte durch das Intervall und den Divis und die Majuskel zu trennen (z. B. Sofa-Ecke) ist mindestens eben so schlimm wie die dreifache Negation: Weiss Keiner keine Hülfe nicht. Zwei Negationen heben bekanntlich einander auf, und sind also überflüssig, sobald eine dritte vorhanden ist. Der Divis aber wie das Intervall sind Negationen, d. h. Negirungen der Zusammensetzung, und können füglich fehlen, da die dritte Negation: die Majuskel, thatsächlich verneint (die Grenze angibt).

Zum Schlusse möchte ich an alle Berufenen noch die Bitte

richten, ihre Aufmerksamkeit lediglich den angedeuteten Gesetzen zu schenken. Die Zivilisation unsers Jahrhunderts wendet sich mehr und mehr der Gesetzmässigkeit zu, und von den Personen ab. Dass augenblicklich zwar von mächtiger Seite der Versuch gemacht wird, bestehende Gesetze, sobald sie unbequem sind, als nicht existirend zu behandeln, darf uns nicht irren; es ist eben ein Anachronismus.

Die

sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache.

von

C. Schulze.

C. reimlose formeln.

gabe u. lehen, beidiu leh u. g., kaiserkrôn. 524, 26. = Hornеck 28b. gabe u. miete, berner krôn. 195. miet u. gab macht günstigen richter. Esopus (1555) 100a. miet oder gab, Albr. landfriede. umb gabe, u. liebe, u. miete (a. 1354). Grimm RA. 15. rent u. gaben, Altsw. 4b, 139, 19. umb ir gab u. i. schatz, Müglin. spende u. gabe, ludus de X virg. 32. gabe u. spise, mecklbg. reimkr. p. 775. gaeste u. kunde, Nibelg. 1082. † Ernst 94. avent. krôn. 2281. 3263 u. ö. bî kunden u. b. g. Reinmar Z. 2, 199. mirre u. galle Mone schausp. I, 72, 1166. durch alle gassen u. d. strassen, sieb. meistr. 78, 19. gebâre u. lîp, an libe u. a. gebâre konr. Alexdr. 129. 205. gebaerde 309. Engelh. 449. troj. 691. 717. 1675. 7282. 7520. 7716. A. an lîbe, a. muote u. a. geb. gesammtab. II. 8. mit rede u. m. geberde, k. troj. 13708. 15362. schwanr. 1240. Fribg. 341. altd. w. II, 135 (173). weise u. gebärd, Docen II, 250. an worten u. geberden, Altsw. 5, 218, 4. IVb, 147, 7. gebâren u. sitte, al ir site u. i. g., Marienleb. 882. wise u. baerd (geberde), fastnsp. 1051, 8. gebet u. salmen, mit salmen u. m. g., Ruol. 295, 17. gebot u. rât, gute frau 2580. Marienl. 13, 17. Martina 31c. †passion. I, 298, 28. gebot u. wille, dîn gebot erfülle u. d. w., Karl 88a. †sin wille u. s. g., Hag. krôn. 258. wälsch. gst. 4850 (noch 6 mal), passion. III, 576, 3. schaden u. gebrechen, Pusilj.

271. geburt u. tugent, Hartm. büchl. II, 520. gedanke u. herz, herze u. g. Wilh. I. 7. = sassenkr. 65. gedanke u. muot, lieders. 27, 331. † mîn m. u. m. g., Frauendst. 16, 26. 21, 28. K. troj. 12758. Martina 7b, 51. A. den sin, d. m. u. d. g., Gottfr. lobges. 10, 11. gedank, sinne u. m., warnung 6. ir g. m. u. sin, Fribg. 1427. gedanke u. rede, avent. krôn. 23127. gedanke u. sinn. † mit sinne u. m. gedanken, Pantal. 453. s. u. g., sassenkr. 16 = k. troj. 8830. Mart. 40b. lieders. 25, 308. fastnsp. I, 55, 21. 408, 33. gedanke u. werk, avent. krôn. 23128. 22525. gedanke u. wille, din g., d. w., Marienl. 96, 8. † ir w. u. ir g., k. troj. 3962. Horneck 22b. A. g. w. werk u. wort, Suchenw. 40, 119. (in allen) teidingen, gedingen u. rechten, (a. 1334) Grimm RA. 15. gedinge u. schatz, mit scazze oder m. g., kaiserkrôn. 23, 11. 338, 8. gedinge noch wân, Haupt. z. 2, 404. ûf guot ged. u. û. g. w., sieb. meistr. 113, 7. noth u. gefahr, Neocor. I, 464. II, 34. gefahr u. schaden, Neocor. I, 326. † körner volksl. 170. gefälle u. renten, r. u. g., Wetzlar. vertrag v. 1382 (Fischard's archiv) mehrmals. in holze u. ûf gefilde, Mart. 100c. der plan u. daz gefilde, k. turn. 123, 1. gefilde u. wald, avent. krôn. 27198. † Iwein 397. 501. 970. an walde u. a. g., Erec. 7603. Herbort troj. 1864. ze walde von gef., Gregor 3058. Laber 210, 4. berlin. jahrb. V, 135. weder lôn noch geheiz, Maur. u. Beamt. 462. geisel u. pfand, for gisele gesat u. f. e. pant, sassenkr. 147. † Ehing. s. 12. geissel u. rute Gottes, Gerstenb. kron. s. 10. zol u. gelt, Mart. 32d. lôn u. geld, fastn. 649, 31. münze u. geld, Lilienc. volksl. I, an. 1400, 1184. zins u. geld, Mart. 167c. tît u. gelegenheit, Neocor. I, 142. von gelerden u. v. leigin (=laien) Tundal. 35. gelust u. macht, Marienl. 41, 37. lust u. gemach die beide, passion. III, 226, 30. gemach u. rast, umbe dat gem. u. u. die raste (Marienl. 129, 13. rûm u. gemach, upstandg. 1518. ruhe u. gemach, Mart. 58d. Suchenw. 4, 484. † Suchenw. 10, 51. gemach u. ruhe, avent. krôn. 14325. weltkrôn. I, 45. † ruwe u. guot g., Ernst 2483. Herb. troj. 4628. Wernh. v. N. 39, 15. Gyon. 7. gemach u. stern. gemach u. werdekeit, passion. III, 154, 8. herz u. gemüt, ir herze u. ir g., k. troj. 8814. (noch 3 m.) Hoffm. kirchl. 65. Suchenw. 5, 21. 5, 39. altd. bl. I, 52. leib, leben u. gemuete, Ecke 264, 3. gemüt u. wort, an worte u. a. gemuote, Haupt z. I, 175 (1190). gemüt u. sinne, dint. I, 478.

ger u. rât, mîn rât u. m. g., Lichtenst. 512, 20. sin noch ger, k. troj. 13812. ger u. stral (waffen), Horneck 75b. ger u. wille (vergl. beger u. gir). † mîn wille u. m. g., Lichtenst. 388, 24. avent. krôn. 8646. passion. III, 9, 30. Dioclet. 9162. Frauendst. 69, 26. Martina 13, 10. lieders. 245, 259. gericht u. wârheit, sîn recht g. u. s. w., Marienl. 78, 9. gesang u. lob, mit lob u. g., Berthold 348. mit rede u. m. gesange, berl. jahrb. 8, 10, 15. tât u. geschicht, Horneck 23b. geschlecht u. mage, ir mage u. i. geslehte wol, Crane 53. gesinde u. man, Fribg. 2513. gesunt u. lîp, ir lip u. i. g., schwabenspieg. 93. 125. 236. getwange u. witze, mit wizze u. m. g., Kaiserkrôn. 333, 16. hand u. gewalt, Graff diut. II, 292. gewalt u. herschaft, wes g. oder w. h., Servat. 2727. Suchenw. 34, 104. 38, 134. 10, 164. † Suchenw. 42, 35. gewalt u. kraft, den gewalt u. o. die k., Frauendst. 48, 11. mit g. u. k., sassenkr. 167. Mart. 225d. Doroth. pass. 22. 132. Schade g. ged. 9, 320. 635. 711. Wernh. M. 173. † mit sîner kr. u. s. g., Berthold 116. 297. aller kr. u. g., passion. III, 263, 52. sassenkr. 180. 181. mit kr. u. m. g., k. troj. 12566. 12888. turn. 37, 3. Massm. denkm. I, 10, 155b. fastnsp. 594. 22. der hat gewaldes kraft, passion. III, 341, 73. schwanr. 728. gewalt u. list, mit g. u. m. listen, passion. III, 377, 94. 668, 56. mit l. u. m. g., sibenschl. 276. kunst, g. noch l., Vrîd. 149, 18. gewalt, macht, stärke, kunst, Büschg. buch d. lieb. 435. Theophil. II, 129. soest. fehd. s. 692. 674. 703. Mencke I, 1180. gewalt u. macht, strassb. kron. 76. Wernh. Mar. 70. † beide m. macht u. m. gewalt, berner krôn. 104. Suchenw. 40, 1071. gewalt u. recht, Schade g. ged. 9, 129. an richeit u. a. gewalte, Mart. 284d. gewalt u. wisheit, passion. I, 119, 86. der werlt gewalt, w. Boner 87, 50. lieders. 152, 16. sîn w. u. s. g., III, 675, 57. by gew., truwe u. wysheid, sassenkrôn. 5, 19. gewalt u. wille, ein wille u. e. g., Gottfr. lobges. 37, 9. witz u. gewalt, Horneck 84b. (leib) lîp u. gewand, an lîbe u. a. g., avent. krôn. 28479. gewand u. hâr, mich schante mit h. u. m. g., kaiserk. 214, 25. 216, 29. 416, 17. gewand u. schatz, scaz u. gew., Diemer 198, 6. von schatze u. v. g., Servat. 2132. gewand u. speise (= victu et amictu) † an spise u. an g., Konr. Alexdr. 289. ebenso Massm. denkm. I, 80. Wigam. 4101. lieders. 208, 142. ungen. rock 445. Hoffm. wien. hdschr. s. 221. wapen u. gewand, Tundal 73. gewer u. nutz, (= niessbrauch)

lehenrechtb. 122. 129b. † Horneck 47b. Belial 15b. 23a. bei n. u. g. sitzen, Heumann, opusc. 203. macht u. gewicht, Zoller (Rocholz) s. 196. gewicke u. weg. (beide) gewin u. schade, passion. III, 482, 44. gewinn u. schatz, beidiu scaz u. g., kaiserkrôn. 187, 22. gewissen u. pflicht, Jemand auf pfl. u. g. fragen, volksm. gewohnheit u. sitte, den site u. die g., Engelh. 5817. sitte u. g., weltkrôn. I, 186, 235. geziug u. wer, Altsw. I, 6, 7. gir u. trakheit, Haupt z. I, 180 (1190). gir u. wille, min wille u. m. g., Haupt z. II, 406. gîsel u. pfant, Iwein 3782. glanz u. lûter die sunne ist, Berthold 144 (umgekehrt). glast u. schin, ein schin u. e. g., Georg 4654. touf u. gloub, lieders. 67, 31. glauben u. treu, tho holden love u. truwe, holst. krôn. (Staph. 127, 23.) † auf treu u. glauben hinnehmen, volksm. Trimb. 18500. tr. u. gl. halten, Gerstenbg. kron. 152. glied u. reihe. glosse u. kern, die g. meine ich u. den k., passion. III, 669, 19. text mit der gloss, lieders. 50, 304. den text u. mit d. g., Altsw. 5, 213, 6. Verstund t. sunder g., Ulensp. 63. *glück u. heil, Luar. 2915 (Laurin 198, 8). Biterolf 4553. eya glucke eya heil, Herbort troj. 15465. 2154. 15465. 3238. 13169. avent. krôn. 15569. passion. I, 217, 27. in waidsprüchen bei Grimm, altd. wäld. III, no. 18. 34. gl. u. allez heil, Hätzl. 44b. 147b u. ö. König Lucii tochter. weder gl. noch h., Ruff, Adam 2496 u. ö. glückes heil, Suchenw. 33, 103. † Laurin Nyer. 74. Gottfr. lobges. 25, 5. Engelh. 5767. K. troj. 3282. fundgr. I, 335. deutsch. pred. 105, 29. wünscht mir heils u. gl. nâ, Frauendst. 51, 27. Hätzl. 61a. glück u. saelde, Titur. 5795. u. ö. Lichtenst. 319, 7. glucke u. saelden louf, passion. III, 19, 49. Amur 2043. Suso 4, 13. fastnsp. 914, 15. A. gelücke. s. u. heil, Lanzel. 1789. weltkrôn. I, 161. salicheit u. lücke (= glück), Namelos 246b. glück u. segen, Pusilj. 218. glück u. stern. glück u. unheil, Herbort troj. 13332. gnade u. hilfe, Schade g. ged. 4, 387. gnade u. huld, mit iren hulden u. g., Hag. krôn. 1668. Mart. 205d. gnade u. prîs, Engelh. 5071. gnade u. recht, g. noch r., Diemer 213, 20. Wigal. 75, 37. predgt. d. 13 j. 34, 23. 126, 10. fundgr. I. 107. Engelh. 4181. schwanr. 345. lieders. 244, 47. † Wernh. Mar. 25. 75. 141. 150. 171. gnade u. reste, (reste = ruhe) haben, genesis fundgr. II, 16. 14. gnade u. saelde, Wernh. Mar. 180. II. litanei (fundgr. II, 233). die stiure u. d. gnade, K. troj. 10404. 10525 u. ö. gnade u. treue, auf d. g. u.

d. t. din, Laurin Nyer. 43. Engelh. 2910. ûf t. u. û. g., Nibelg. 1510. dein ewge treu u. gnade, Paul Gerhard. gnade u. trost, ze gnâden u. z. troste, avent. krôn. 19565. † trôst noch g. versein, Vrid. 144, 22. vul trostes u. v. g., Theoph. 508. Schade g. ged. 4, 477. ludus de X virg. 26. 28. 30. gold u. silber er bot, Horneck 250a. Luther, II glaubensartikel. † umb silber noch g., Grimm RA. 14 (a. 1531) livl. kr. 5950. Martina 8, 10. Schade g. ged. 4, 143. 5, 18. 369. Namelos 243a. Karaj. C, 332. all mein silber, u. all m. gold ist mir durch die kehl' gerollt. volksm. bei Gott u. allen heiligen schwören, volksm. bî gote, bi s. muoter u. b. allen heiligen darzuo, Berth. pred. 61. ze gote u. sinen heiligen Servat. 3245. da im Got zu helfe u. die heiligen, freischöffeneid, Grimm RA. 51. summer got u. alle hilgen, Zend. 597. Gott u. herr, mîn h. u. m. g., passion. I, 86, 21. 244, 56. 248, 35. III, 324, 10. Rochholz s. 420. Schade g. ged. 4, 461. 8, 180. 11, 317. 671. Gott u. st. Peter, durch g. u. st. Peters êre, köln. krôn. 5768. Gott u. Welt, dem ist G. u. all die welt holt, Helmbr. 535. er ist G. u. d. ganzen welt schuldig, volksm. graben u. mauer, mit m. u. m. g., K. troj. 13331. graben u. tôr, livl. kr. 8697. graben u. zaun, der wol springt ziun u. gr., Helmbr. 237. gras u. korn, weder gr. n. k., avent. krôn. 14120. korn u. gr., bienensegen bei Frischbier, hexenspr. 131. gras u. kraut, über g. u. ü. kr., Engelh. 3104 = k. troj. 552. loup u. bluot. gras u. kr., ebend. 10437. gras u. laub, Liliencr. volksl. I, an. 1418. † ne vant loup noch gras, Diemer I, 13, 14, gesamtabent. 8, 51. in einem waidspruch bei Grimm, altd. wäld. III, no 74. Suchenw. 4, 437. 28, 9. fastnsp. I, 410, 30. lof u. gr., Theophil. 60. Schade g. ged. 9, 670. MS. konr. v. W. 9, 2. Theoph. 40. gesamtab. 8, 51. Ambras. lied. 244, 2. altd. bl. II, 96. hartebok I, 490. II, 82. upstand. 47. 732. ring 57c. 31. grat u. stiegel (= Stufe), Mart. 141b. Grete u. Hans. gries u. wasser, zwischen wasser u. gries (= im fluss) hat der hirsch seine füsse gewaschen (gries = kieselstein), in zwei waidsprüchen bei Grimm, altd. wäld. III, no. 3. 146a. grimm u. leid, von dem leide u. v. d. g., Ruol. 226, 9. grimme u. sêre, mit gr. u. m. s., Diemer 280, 12. mit zorn u. m. grimm, hartebok 7, 265a. grube u. höhle der minne, Fribg. 3325. grundherr, lehnherr u. vogt, Grimm RA. 15. gund u. rede, von rede u. v. gunde (gund = kampf), avent. krôn. 4270, 5827. gunst u. huld, Horneck 184b. 291a. sin hulde u. vrundes g., passion. I. 273, 74.

Körner volksl. 136. liebe u. gunst, Martina 20d. Folz 1283. Körner volksl. 205. Adelung II, 53. weder lieb noch gunst, fastnsp. 1152. lob u. gunst, Mart. 56b. lohn u. gunst, Trimb. 18088. gunst u. macht, mit der g. u. m. d. m., Marienl. 72, 35. mit treue u. gunst, Horneck 23a. gunst u. willen, altd. bl. I, 56. mit gunst u. m. verloub, Belial 18b. gurr u. ross, Menecke I, 624. gut u. habe, fastnsp. 824, 25. narrschf. 235. Körner volksl. 119. gut u. h., Hätzl. 38a. Schade g. ged. 10, 102, 3. † an ir habe u. a. i. g., Lanzel. 9377. avent. krôn. 19085. gandersh. krôn. 19085. weder umb h. n. u. g. lieders., 90, 27. köln. kron. 4602. 4681. fastnsp. 1130. Ruff, Adam 3297. 4925. hab u. gut verlieren, volksm. gut u. heil, ze guote u. z. heile, Vrid. 172, 13. uns ze h. u. auch z. g., ring, 49, 16. gut u. kragen kosten, soest. fehd. s. 673. mit gut u. m. kunst, Horneck 207b u. ö. gut u. land, so meid ich lieber g. u. l. (Gellert). † livl. kr. 4830. land, g. u. urbor (a. 1300) Grimm RA. 15. gut u. leben, Iwein 6144. Karl 10a. u. ö. Arris 1065. avent. krôn. 19137. 18105. Herbort troj. 10281. zwiu sol mir g., z. s. m. l., Lichtenst. 303, 2. g. u. l. in die wage geben, Ernst 1729. sieb. meistr. 192, 24. † Engelh. 5453. sieb. meistr. 189, 34. *guot u. lîp, Athis (A, 133) Gregor 3731. Wigal. 40, 7. (noch 4 mal). Engelh. 5687. Frauendst. 69, 23. Hätzl. 136b. u. ö. † libes noch g., Ruol. 167, 6. Salom. 3042. Dietr. flucht 109 (noch 12 mal). Gregor 110 u. ö. Nibelg. 4529 (noch 4 mal). gudrun 645, 2 (noch 3 mal). kaiserkrôn. 18370. Alexdrld. 183. Titurel 144 u. ö. Herbort troj. 4105 u. ö. Berthold 11. Lanzelet 5765. Oswald 1055 u. ö. Iwein 1467 u. ö. Erek 633 u. ö. Wilh. 79. Karl 13b (noch 9 mal). Gerhart 1389. avent. krôn. 208 (noch 10 mal), Servat. 2079. Eracl. 1936. Helblg. 4, 386. Ravenschl. 37, 3 (noch 6 mal). Hätzl. 60 u. ö. A. libes u. guotes, êren u. muoter, Col. cod. 10, 5. liiff, goit i. mage, köln. krôn. 5296. goit, lant i. liiff verloren, ebend. 5898. lip, lant u. g., Gerhart 4025. leib, guot u. muot, Hätzl. 191a. 201a. mit staetem muote, mit l. u. m. g., Frauendst. 136, 5. mit l. willen u. g., Suchenw. 7, 88. guot u. liute, livl. kr. 10163. diut. II, 150. † Parciv. 362, 2. passion. I, 301, 79. 204, 68. daz wuetende mêr verslant mit liuten u. m. g., Servat. 3260. livl. kr. 6706 u. ö. Horneck 192b. Suchenw. 18, 418. 4, 290. 38, 119. 34, 115. berner kron. 12. 22. A. lîp, guot u. l., livl. kr. 3257. an guot u. unz u. êr, ring 21c. 25. gut u. rât, Amis 2276. gut u. recht, mit rehte u. m.

g., Wernh. Mar. I, 82. guot u. saelde, † Wigal. 147, 26. mit guote u. m. willen, Maur. u. Beamt. 1037. guot u. suon, ze suone u. z. g., Iwein 2052. gutes u. liebes von J. empfangen, über J. hören, volksm. Fischart, Grillenv. 212 macht aus „liebes u. gutes" das wortspiel: „was euch Lips und Lutz bringen mag." l. u. allez g., liedersp. 15, 18. 72, 359. guete u. liebe, mit liebe u. m. g., Karl 119a. nâch l. u. n. g., Gregor 2445. zuht u. guete, fastnsp. I, 406, 13.

habe u. lîp, lîp u. h., avent. krôn. 5724. 5824. ring 46, 18. hacken u. spaten, mit hacken u. spaten, volksm. zank u. hader, narrschf. 166. hafen u. kannen, diut. I, 453. krüg u. häfen zerbrechen, narrschf. 137, 7. 162. hage u. dorn, Trimb. 162. haide u. plan, Darifant 86. haide u. wald, an welde u. a. h., passion. I, 1. 39. haide u. wald, † Luar. 41. über haid u. ü. wîs, Horneck 119a. nog hakke edder plôg, sassenkr. 19. dat's sin hoak un plog (= sein ein u. alles), Frommann II, 224. hals u. kopf, über h. u. k. davon laufen, volksm. es geht über h. u. k., Mayer I, 174. hals u. wide, bî dem h. u. b. d. w., Nyer. Laurin 61. kaiserkrôn. 308, 23. Ernst 4364. livl. kr. 4603. Namelos 251. liebhaber u. halter des gesetzes, Eschenloer I, 47. *hand u. leben, im sachsenspiegel I, 68 § 4 können auch ohne fleischwunden „leben u. hand" verwirkt werden; ungericht, das auf l. u. h. geht, rügt der bauermeister I, 2 § 4. wer l. u. h. freikauft, ist rechtlos I, 38 § 1. I, 65. § 2. hand u. leib, al ungerihte dat in den lif oder in de hant gât, sachsenspieg. 2a § 4. hand u. mund, mit henden u. m. munde, büch. Mosis 6994. avent. krôn. 11671 = k. troj. 5453. 13723. Horneck 317b. Trimb. 5575. Uhland, volksl. I, 158. holden h. u. m. (= halten ihr versprechen), Claus baur 487. zwischen h. u. m. kommen vil ding, sprichwort, Esopus (1555) 153b. Schade g. ged. 7, 68. Eschenloer I, 159. † mit munde u. m. handen, Titur. 1254. Horneck 380b. Altsw. V, 211, 14. A. mit geschrift, mit m. u. m. d. h., liedersp. 4, 41. mit m. u. h. u. schrift, Eschenloer I, 335. mit h. u. m. versprechen, volksm. = durch wort u. handschlag. aus der h. in den mund leben, sprichwörtl. bei der hand u. b. d. wide, fastnsp. 589, 32. insigel u. hantveste, Suchenw. 6, 117. hâr u. lîch, Iwein 1333. Maria 67. hâr u. lîp, an lîbe u. a. h., Haupt z. 2, 429. hâr u. swarte, wälsch. gst. 6682. † Suchenw. 29, 202. als pech u. harz swarz, Muscat. 80, 34. *hass u. neid,

ich hazzigir, ich nidiger, litan. (fundgr. 2, 226) Luar. 1106. 2637. Haupt z. 1, 270, 445. 273. 276. buch d. rüg. 217. avent. krôn. 11896. Berthold 6. altd. bl. I. pfaffenl. 476. Helmbr. 258. warnung 435 u. ö. fundgr. 1, 111. Helblg. 8, 891. † mit nide u. m. h., Entekrist. Diemer 368, 7. Lanzel. 4024. Wernh. v. N. 41, 29. Haupt z. 1, 181. wälsch. gst. 9202. Marienleb. 1192. Hag. krôn. 811. K. troj. 1384. Boner 88, 57. vol nîdes u. h., fundgr. 1, 124. 24. A. mit hazze koufte er ungelimpf u. schaden grôz mit nîde, Engelh. 4966. ze schaden u. z. haz, Horneck 291b. hass u. streit, Got wiste ir strît wol u. i. h., Vrîd. 6, 7. haue u. spaten, mit sp. u. houwen, passion. III, 70, 95 u. ö. haupt u. kragen versnîden, K. troj. 9315. âne hûs u. â. rât, Martina 28, 5. haut u. knochen, er ist nichts als h. u. k. (= sehr mager), volksm. heil u. leben, vur ir h. u. v. i. l., passion. III, 113, 92. heil u. leiff (liebe), köln. krôn. 4105. nutt u. heil, Neocor. I, 524. heil u. pris, p. u. h., Iwein 7701. heil u. rât, Hartm. büchl. I, 732. wo vil rätes, dâ ist auch vil hailes (1480), N. Berl. jahrb. IV, 126. *heil u. saelde, hil unde sâlida, Hattem. III, 578. Titur. 520. 522. predgt. d. 13. j. (fundgr. I, 334. 82. Berthold 36. Hartm. büchl. I, 1638. Mone 4, 314. heiles u. s. mêren, sassenkr. 22. † Ruol. 55, 4. Engelh. 6094. saelden u. heiles wünschen, Berthold 36. vron Saelde u. daz Heil, ir kint, avent. krôn. 15829. passion. I, 35, 60. Wernh. Mar. 101. II, 43. Mai 19, 8. Helmbr. 601. A. ir s., ir h. u. i. êre, Lichtenst. 659, 26. glück, s. u. h., ring 13, 7. heil u. schaden, des sunders heil, des dûvels schade, Theoph. 509. scaden o. h., Darifant 217. heil u. sig, † sige u. h., avent. krôn. 15899. Suchenw. 15, 49. heil u. trost, kaiserkrôn. 488, 5. Ulensp. 35. auf heiles tr. u. a. gewin, Suchenw. 26, 12, fastnsp. I, 173, 7. Altsw. III, 75, 20. † kaiserkrôn. 253, 17. heil u. wunne, K. troj. 13596. heil u. wolfahrt, Neocor. I, 467. II, 1. ze wunsche u. z. heile, Amur 1201. heller u. pfennig, Agric. 456. ze hêrren u. z. man, gute frau 2362. herz u. lîp, beide ir h. u. i. l., Lichtenst. 659, 24. 624, 15. mit h. u. m. l., K. troj. 8600. 12800. 15498. † K. troj. 12926. 13611. Fribg. 6528. Mart. 70b. ein lîp, e. h., lieders. 118, 14. herz u. mund, herzin indi m., Kero s. 43. corde vel ore, Ruotl. 150. kaiserkrôn. 25, 10. 417, 28. Marienl. 72, 33. Titur. 3998. Herbort troj. 16488. fundgr. I, 65. leb. Jesu (ebend. 187, 1). Pantal. 1901. 2014. Engelh. 152. 1137. 6409. Frauendst. 50, 7. Wilh. 41.

Lichtenst. 232, 30 u. ö. K. troj. 242 u. ö. schwanr. 673 u. ö. auch in sprichwörtern: Wenn sich herz u. m. thut laben, will die nase auch was haben. A. im bekannten kirchenliede: Nun danket alle Gott mit herzen, mund u. händen. herz u. muot, kaiserkrôn. 88, 18. 461, 10. daz h. u. der m., Diemer 60, 24. 365, 24. Lanzel. 3733. 4222. Iwein 5518. Wilh. 79. Gottfr. lobg. 26, 10. Vrid. 112, 21. Karl 69a. Gerhart 6560. valschez h. u. zwischeln muot, avent. krôn. 445 u. ö. Georg 81. weder h. n. m., Servat. 698. Lichtenst. 354, 8. 609, 14. 617, 25. passion. III, 140, 42. Engelh. 5659. Pantal. 381. K. troj. 4650. 7849. 9212. A. herze, muot u. sin, Wilh. 110. = Altsw. 4b, 160, 6. h., lîp, sin u. m., Gerhart 5055. h. sinne u. m., Gerhart 7. m. h. u. sin, K. troj. 3239. 3573. m. h. u. lîp, ebend. 4742. h. m. u. wille, Graff, diut. II, 292. m. h. u. sin u. gedank, lieders. 25, 308. h. m. gedank, Suchenw. 21, 112. ein herz u. sêle, unum cor unaque anima, Roswith. s. 32. Schade g. ged. 11, 661. sie sind beide ein h. u. e. s., volksm. herz u. sinn, mit herzen u. m. sinnen, Lanzel. 1792 = Partonop. 89, 6. arm. Heinr. 1202. Parciv. 213, 24. Gottfr. 22, 10 u. ö. Haupt z. 2, 432. Darifant 250. Lichtenst. 382, 23. 599, 18. Col. cod. 10, 561. marienleb. 7, 30. Ernst 367. Alexius 126. Erec 9184. Frauendst. 50, 32. Engelh. 1120 u. ö. Pyram. 73. Haupt z. 8, 292. 5, 524. K. troj. 733. 3319 u. ö. Fribg. 469. 3378. 6713. sehr oft bei Suchenwirt. A. ir lîp, herze u. s., Karl 74a. 100b. = Lichtenst. 318, 16. mîn s. m. h. u. m. muot, Fribg. 491. h. muot u. s., ebend. 6857. h. u. s. u. muot, Suso 4, 13. h. m. u. s., Suchenw. 14, 74. s. h. m., ebend. 9, 36. s. h. zungen u. mut, 1, 32. h. wille u. m., 17, 23. h. s. u. muot, fastnsp. 775, 17. 776, 12. herz u. wille, dîn h. u. d. w., Pantal. 585. Horneck 37b. Suchenw. 20, 231. 4, 8. 41, 55. berner kron. 27. A. herz, wille u. muot, Walther III, 99, 33 = köln. krôn. 5968. herz u. zunge, mit herzen u. m. zungen, Titur. 3120. Zeno 199. livl. kr. 4771. Suchenw. 41, 68. herz u. treue, meinen mit h. u. m. tr., Enenkel kaiser Frid. 221. herzeleit u. jâmer, groten j. u. h., sassenkr. 34. riuwe u. herteleit, sassenkr. 274. leid u. herzensêr, Horneck 235a. stroh u. heu, Ulensp. 71. hieb u. stich. hilfe u. gnade, Engelh. 6001. hilfe u. macht, körner volksl. 174. ring. 56, 3. hilfe u. mût, strick. karl 102b. hilfe u. schirm, im sch. u. h. bot, K. troj. 9684. *hilfe u. rât, Ruol. 116, 6. Wernh. Mar. 186. Ludw. kreuzf. 572. Oswald 2223. Wigal. 111, 14 (noch 4 mal). gut.

frau 255. Pantal. 2154. Haupt z. 5, 560. 522 u. 529. 6, 382. Ernst 1268. Erec 478. helfe u. vrundes r., Lichtenst. 402, 19. Berthold 77. Hartm. Iwein 4511. büchl. I, 1010. Parciv. 192, 13 u. ö. gandersh. krôn. 35, 53. buch d. rüg. 295. wälsch. gst. 1278. Marienleb. 7920. Karl 9a. Gerhart 3338. avent. krôn. 440 (noch 6 mal). † quorum consilio quorumque juvamine, Rudl. fragm. 15, 13. Wernh. Mar. I, 7. Ernst 1857. rades u. helpe, sachsensp. III, 46. K. troj. 8338. berner krôn. 12. A. trost, h. u. r., Phil. Marienleb. 6083. 7463. sibenschlf. 799. hilf, rât, lêre u. trost, Marienleb. 9000. mîn trost u. m. helfe rat, K. troj. 8469. h. r. u. lêr, Lohgr. 27, 25. h. r. u. stiure, Laber 110, 1. hilfe u. sin, ir helfe u. i. s., Vrîd. 160, 4. hilf u. statten, ze helfe, z. statten u. z. troste komen, Engelh. 4410. fastnsp. 951, 18. hilf u. steuer, K. troj. 11424. 11531. Horneck 140b. † stiur u. h. reichen, Pantal. 1591. K. troj. 11411. Trimb. 6122. A. folge, hilfe u. steuer thun (18 j.) folge, st. u. h. thun (a. 1423), Grimm RA. 15. hilfe u. trost wünschen, Berthold 37. Karl 111b. avent. krôn. 19274. Wigal. 126, 2. Georg. 1829. Marienleb. 1402. passion. I, 103, 5. Pantal. 568. helfe u. vollekliehen tr., K. troj. 9230. livl. kr. 692. Schade geist. ged. 74, 35. hildesh. fehde 18. Suchenw. 6, 102. † Trimb. 5180. Altsw. 5, 206, 13. hilf u. wer, Horneck 132a. (hinderniss) schade, krot, hindernisse (a. 1384), sunder krat, weder sprache of hind., (a. 1346) Grimm RA. 16. (hindersal) h., verzug u. widersprache, (a. 1332) Grimm RA. 16. kommer, ufhalt u. h., Haltaus 1139. Hinz u. kunz, chuonraden oder Heinrich oder sus sîn nam genant ist, lehenrechtb. 115. es sei Kunze, Heinrich oder Ott, Hensel oder Eckehart oder Nitsche mit dem grossen bart, osterspiel (fundgr. II, 298). Heinz, Kunz u. Metz, fastnsp. 1107. hochmût u. spott, spot u. hohmuot, Wernh. v. N. 37, 22. stolz u. hochmut, Karaj. s. 87. hof u. lant, uber h. u. l., K. troj. 23281. hohn u. schaden, honede u. schaden, Rothar 1802. smae u. hon, soest. fehd. s. 602. smacheit u. hohn, Gerstenbg. kron. 302. hohn u. spott, Eschenloer I, 52. fastnsp. 943, 16. † Neocor. I, 525. Liliener. volksl. I, 546. hopfen u. malz ist verloren, Tappius 243b. Waldis II, 88, 35. Eyering II, 540. Firmenich III, 283, 83. Eichwald 811. hör u. mist, beide h. u. m., avent. krôn. 6300. hort u. schatz, K. troj. 1940. ein schaz u. e. h., gesamtabent. 35, 636. âne schimpf u. hosche (= hohn), Martina 24d. 83. huh u. spot (= hohn u. sp.), Diemer 307, 4. 368, 7. huld u. liebe,

köln. krôn. 4205. minne u. huld, Karlmein. 216. huld u. pflicht, schwanr. 370. huld u. segen, Wigal. 37, 27. ze suon u. z. hulde, Mart. 40b. huld u. treue, alle h. u. tr., holst. krôn. (Staphorst 130, 11). hund u. katze, leben wie h. u. k., Schade satyr. 15, 550. h. u. k. ist ir hûsrât, Hatzl. 285b. † hassen als k. u. h., köln. kron. 4056. hunger u. kummer, volksm. Neocor. II, 406. hunger u. nôt, Ulenspig. XXII. hunger u. schmacht, se leden h. u. s., holst. krôn. (Staph. 123). hure wie schumpe, es ist schumpe wie h., volksm. (schumpe = meretrix, zumpf = mentula). beide hut u. krag, Liliencr. volksl. I, 1429, 130. hut u. pflege, Suchenw. 40, 1084. † in pflege u. h., Berthold 381. hut u. schirm, Diemer 380, 13. Karl 84a. ir schirm u. ouch i. h., passion. III, 210, 95. âne hut u. âne wer, weltkrôn. I, 45.

jahr u. tag, rechtsformel schon im alten fränkischen u. longobardischen recht, als zeitbestimmung für verjährenden besitz oder für die dauer des aufenthalts. in vielen weisthümern, Grimm RA. 222. auch im sprichwort: tag u. j. ist die rechte gewähr. bei den Wenden trauert man j. u. t. um die nächsten anverwandten. Schmal. p. 328. kaiserkrôn. 265, 32. Titur. 1835. Reinaert 834. lehnrechtb. 22. ze j. u. z. tage, avent. krôn. 18931. uber manic i. u. m. t., sibenschl. 239. 903. mê dan j. u. t., Phil. marienleb. 2255. so we ze banne steit j. i. d., Hag. krôn. 574. Georg 1185. Rother 8b. sachsensp. 1, 34. 38. 2, 31, 41, 42, 44. 3, 38, 53, 83. sassenkr. 103. zu iren jâren u. tagen kommen, Mencke I, 1169. † Manigen tag u. j. lieders. 124, 1642. wîle u. jâr, lieders. 261, 28. jahr u. zeit, in diesem j. u. z., limbg. kron. 119. to langen jâren u. tiden, Schönem. niederd. schausp. 1113. jâmer u. herzeleit, Wigal. 270, 7. Fribg. 4999. mit j. u. herzlichem l., Suso ew. weish. 17. jâmer u. karmen, Schade g. ged. 5, 407. jâmer u. klage, kaiserkrôn. 446, 6. Ernst 1934. Wigal. 81, 27 (noch 4 mal). Berthold 25. j. u. senendes klagen, Lanzel. 6199. Gandersh. krôn. 9, 40. 14, 33. Gregor 2463. mit j. u. m. senender kl., Konr. Alexdr. 383. 797. Mar. klage (fundgr. II, 260) j. u. sene kl., K. troj. 5360. 7965. beide jâmer u. kummer, ludus de X virg. 31. jâmer u. leit, kaiserkrôn. 446, 16. Titur. 5216. 5903. Herb. troj. 13709. Engelh. 5593. 5746. Gandersh. krôn. 21, 28. Karl 122b. Gerhart 6446. passion. I, 61, 60. 66, 70. K. troj. 7658. schwanr. 98. 1123. Hätzl. 176a. A. jamer, l. u. ungemach, passion. III, 476, 32. j. l. u.

schmach, Mencke II, 2090. jâmer u. nôt, Ludw. kreuzf. 3182. Nibelg. 8196. Wigal. 32, 5. (noch 4 mal) passion. I, 317, 15. III, 59, 62 u. ö. weltkrôn. s. 7. warnung 515. 1795. zeich. d. jüngst. t. 52. Alexius A 933. jaemerliche nôt, fundgr. II, 262. 63. K. troj. 12509. † Helblg. II, 608. A. j. n. pîn u. grôz arbeit, Schade g. ged. 9, 945. jâmer u. pein, den jamer u. pîne, Zeno 348. K. troj. 9435. grôz j. u. gr. p., Fribg. 6302. diut. I, 366. Suchenw. 10, 188. fastnsp. 945, 11. plag u. jamer vil, bergreien 104, 9. in jâmer u. in pressen, Muscat. 30, 56. jâmer u. riuwe, vol jâmers u. r., Athis (A, 25) fundgr. II, 274 u. 281. Haupt z. 2, 448. k. troj. 4800. 15493. Tannhäuserlied. † r. u. jâmers qual, Suchenw. 24, 176. jâmer u. schande, Schade g. ged. 8, 1220. Martin. 121d. jâmer u. sêre, mit j. u. m. s., Diemer 291, 18 = K. troj. 5613. sîn j. u. s. herzesêr, eb. 13238. Klage 1944. jâmer u. smerzen, Engelh. 2027. Schade g. ged. 6, 153. jâmer u. sorgen, mit j. u. m. s., Engelh. 6033. jâmer u. trure, Servat. 1069. jâmer u. ungemach, passion. III, 66, 24. lieders. 183, 15. Schade g. ged. 8, 15. altd. bl. II, 201. j., leit u. ungemach, Schade 8, 40. jâmer u. unheil, Wernh. M. 163. jâmer u. wê, Schade 9, 115. soest. fehd. s. 603. jubel u. schall, altd. bl. I, Salve reg. 20.

kalk u. sand, lieders. 145, 6. in kameren ende i. spinden, rose (niederl.) 12223. ze kampfe u. in strite, K. troj. 8216. 9326. schwanr. 785. Martina 6, 6. † schwanr. 664. karren u. wagen, guote frau 2637. mit spisen ende kartouwen (karthaunen), Antwerp. liederb. 177, 3. 182, 5. katze noch mûs si envonden, köln. krôn. 4554. Mencke I, 597. kêr u. wandel, Grimm RA. 14. kezzel u. pfannen, Vrîd. 162, 9. keusche u. reinigkeit, kiusch u. reinikeit, Marienleb. 475. 1340. kif u. streit, Mencke I, 610. noch strit noch kif, Adelung II, 3, 153. man u. kint, Tundal. 120. ir wangen u. ir kinne, diut. I, 465. klage u. müeje, âne m. u. a. k., Servat. 1761. kint u. wîp, âno wîp endi k., Helj. 88, 3. Diemer I, 142, 1. 153, 22. kaiserkrôn. Ruol. 16, 10. Lanzel. 8324. Berthold 71. mit kinden u. m. wiben, livl. kr. 6889. u. ö. Körner, volksl. 12. † häufiger: Diemer I, 163, 1. Wernh. v. N. 34, 25. Vrîd. 56, 1. livl. kr. 1521. u. ö. Klage 1853. A. man, wîp u. k., livl. kr. 3320. 7388. wîp, k. u. man, ebend. 1665. kinder, w. u. m. 1720. klâge u. nôt, kaiserkrôn. 45, 23. 146, 24. Karl 75b. passion. III, 174, 17. kl. u. marterlîche n., K. troj. 13123,

altd. w. II, 135. Mone schausp. I, 31, 167. † sunder n. u. s. klagen, passion. I, 335, 93. ir nôt u. i. k., III, 630, 14. Horneck 95a. klage u. pîn, âne alle pîn u. â. k., avent. krôn. 6225. klage u. reue, † Hartm. kl. ged. 3, 1. arme Heinr. 501. suften u. klage, Mart. 264b. klage u. trauern, K. troj. 13304. ir truren u. i. k., Wernh. Mar. 1, 44. klage u. ungemach, Syon s. 15. Suchenw. 24, 167. klage u. weinen, mit dem weinen u. m. d. k., fundgr. I, 70. klage u. wuofen, altd. bl. II, 266. ir wuofen u. i. k., Lanzel. 7638. âne kleit u. â. wât, Martina 26c. 66. klinge u. schlag, nu slaha slach, nu klinga klink (onomatopoe), Fribg. 1806. lehenmann oder kneht, livl. kr. 11453. ritter u. knecht, beide r. u. k., Nibelg. 2817 u. ö. Haupt z. 2, 406. ez waere r. o. k., livl. kr. 714. 999. Wigam. 3641 = Ulrich 771. K. troj. 12164. Schade g. ged. 9, 351. Konr. v. Bikkenb. MS. Pusilj. 143. ring 18c, 41. knecht u. schalk, sîn sch. u. s. k., Gregor 1185. tautologisch Luther (Matth.) bildet „schalksknecht." knopf u. schwanz. knopf u. spitze, auf sp. u. k. stehen, volksm. knoten u. werren, manigen werren u. kn., passion. I, 310, 76. kocken u. schiff, Schade g. ged. 5, 235. kopf u. schwanz, alliterirend im lateinischen: caput abscondit, caudam ostendit, Alveradae asina (Grimm Reinard). korn u. schrot, auf alten sächsischen groschen v. j. 1623 u. 1637. Mencke II, 776. kost u. lohn, Horneck 396a. volksm. l. u. k., Schade satyr. 15, 573. mühe u. kost, Pusilj. 68. 109. † ebend. 316. 334. 353. kosten u. schade, berner kron. 310 u. ö. mit spîse u. m. koste, lieders. 72, 530. beide kost u. wete, Trimb. 12224. kraft* u. herz, an herzen u. a. kreften, K. troj. 11116 u. ö. kraft u. lîp, Ludw. kreuzf. 4922. kraft u. list, Karl 70b. Georg. 5093. Jerosch. 34, 250. † mit listen u. m. k., Horneck 25b. kraft u. macht, Ludw. kreuzf. 4502. Alphorst 152, 1. Karl 130a. Wigam. 5286. Doroth. (fundgr. 2, 285). avent. krôn. 8108 (noch 6 mal). Georg. 4000. braunschw. krôn. s. 304. berl. jahrbuch III, 124. Folz 1251. altd. beisp. 12, 23. Mencke I, 1074. Mone schausp. I, 31, 34. Grimm RA. 14. deutsch. ord. stat. s. 133. Suchenw. 40, 107. 42, 32. † K. troj. 12279. Horneck 93b. Schade g. ged. 9, 131. Rauch III, 314. Körner volksl. 95. kraft u. mannheit, † an m.

* kraft. Die wörter der unter A. bereits verzeichneten formel kraft u. kunst erscheinen einzeln mit folgenden andern wörtern verbunden: list, sinn, weisheit, witz.

u. k., Athis (C, 42) = K. troj. 6540. Lanzelet 2885. Iwein 1386. 5043. Karl 51b. avent. krôn. 27650. Horneck 188. kraft u. möglichkeit, nach kräften u. m., volksm. kraft u. mugert (= vermögen) Martina 22c, 64. nature u. kraft, Mart. 42d. met pinen ende m. krachte, flandr. reimkr. 4467. kraft u. rât, Rudolf 24, 17. kraft u. ruhe, bede ir r. u. i. k., Karl 60a. kraft u. saelde, s. u. k., Karl 82b. A. kr. s. u. sinn, Karl 66b. kraft u. sin, Ruol. 66, 13. Parciv. 49, 6. 590, 28. Laurin 11. Karl 10a. 26a. Haupt z. 2, 414. beide kr. u. sinne, avent. kr. 10065. 16907. kr. u. ellentrîchen sin, K. troj. 12413. an kreften u. a. s., ebend. 12169. 12417. 10432. 13096. altd. bl. I, 64. A. kraft, sin noch wort, altd. bl. I, 384. ring. 6, 13. kraft u. sterke, herr, gib mir kraft u. st., kirchenlied. Suchenw. 38, 264. kraft u. wîsheit, passion. I, 381, 37. † passion. III, 101, 28. wish. âne kr., Boner 70, 52. kraft u. witze, Karl 111b. an kreften u. a. w., Pantal. 395. K. troj. 15185. schwanr. 402. † richtiger, Vrid. 82, 22. passion. III, 460, 6. mit witzen u. m. kr., K. troj. 11610. A. macht, kraft u. w. ring 55c, 10. kraft u. wer, ir w. u. i. k., Karl 78b. kraft u. willen, beide des willen u. d. k., Iwein 7255 = Karl 99a. noch met w. n. m. crachte, Partonop. 68, 5. K. troj. 3639. kraft u. wirde, sin kr. die spielt d. w. enzwei, k. turn. 191, 2. die krähen u. d. raben fressen dich, wolt ich, fastnsp. 686, 10. 992, 3. kraut u. loth, geschutt, krut, loth, harnisch, Neocor. II, 132. Soltau, volksl. nr. 60. 64. kraut, stein u. wort (vergl. wort), so steine, kruter u. wort, K. troj. 10853. k. w. u. st., Tauler 271b. kraut u. rüben, fastnsp. II, 216, 10. 1106. † fastnsp. 368, 6. kraut u. wein, Theophil. 265. schenken, altes symbol zur bekräftigung feierlicher übergabe, bei vertrag u. bündniss., weimar. jahrb. I, 119. RA. 110. kreisch u. schrei, Fierrabr. 257. kraut u. wurz, Mart. 57c. (krieg) kr., zweiung u. misselung (a. 1343), kriege, mischel u. zw. (a. 1371) zwiunge, kr. u. m. (a. 1345), Grimm RA. 16. krippe u. wasser, kumpt dem perde wat to twischen water u. kribben (= stösst ihm was zu, wenn es zur tränke geritten wird, Grimm RA. 35. krodt oder schade, Grimm RA. 14. (kr. = bruch) krut, uflauf u. zweiunge (a. 1380), ebend. 16. krieg u. wehr, Horneck 216b. krône u. lant, Karl 65b. gute frau 2520. beidiu 2611. „Und büsst' ich drüber kron' u. land". — mit scepter u. m. krone, Suchenw. 20, 74. krücken u. stab, ân krucken u. â. st., Servat.

3224. die rihte u. d. krümbe, livl. kr. 4281. kummer u. leit, Mart. 269b. kummer u. nôt, Ernst 2226. Wigal. 67, 29. Iwein 5449. Welthrôn. I, 28. Ottoc. 457. Helblg. 7, 991. † Altsw. II, 49, 6. kummer u. pein, kumber u. pîn, avent. krôn. 27658. Hoineck 307a. kummer u. schade, berner krôn. 112. 202. sch. u. k., troj. kr. 7155. kummer u. schmerz, Altsw. 5, 208, 9. kummer u. swaere, mit k. u. m. s., ebend. 19460. schwanr. 1144. kündecheit u. list, † Haupt z. 1, 400 (1200). kunde u. magen, † von magen u. v. k., K. troj. 11674. kunne u. magen, Wernh. Mar. 160. kunst u. lêre, nâch s. k. u. s. l., wälsch. gst. 9204. an kunst, zucht u. lêre, ring 24c, 26. kunst u. list, k. noch l., Vrîd. 19, 22. 79, 6. 126, 17. Karaj. C. 383. lieders. 224, 58. kunst u. macht, wille, macht u. kunst, passion. I, 149, 71. kunst u. meisterschaft, fastnsp. 1, 138, 28. 427, 13. kunst u. sinn, Parciv. 47, 18. beide k. u. s., passion. I, 213, 70. kunst u. spil, der meister k. u. ir sp., Crane 4, 354. wîsheit u. kunst, Jerosch. 6, 13. kunst u. witz, Trimb. 6360. † Servat. 3131. Lohgr. 27, 23. kur u. wâl, Altsw. II, 30, 21. IVa, 118, 16. † Eschenloer II, 160. kût u. wechsel (kût = tausch), Grimm, RA. 14 (a. 1531).

lage u. warte, K. troj. 7747 (= hinterhalt u. lauer). laien u. pfaffen, Iwein 1595. Albr. Ovid, vorred. 12. † Laber, anhg. 1, 6. lant u. mage, vom l. u. v. magen, avent. krôn. 17560. weder lantman noch d. mac, Lanzel. 5577. land u. mêr, baidiu in l. u. i. m., Ruol. 88, 18 = Karl 29b. 32a. 34b. uber mêr u. u. l., passion. III, 419, 76. land u. rîch, in ir rîche u. i. i. l., wälsch. gst. 10622. daz rîche u. d. l., gute frau 2500. passion. I, 83, 66. III, 281, 91. lant u. schaz, sch. noch l., Wernh. v. N. 21, 17. land u. see, Suchenw. 18, 364. land u. stadt, lant u. stete, Ruol. 31, 4. † die stete u. d. l., Diemer I, 139, 5. 146, 14. Laurin 61. passion. I, 291, 88. III, 629, 61. Suchenw. 4, 52. Ruff, Adam 4506. land u. wasser, beide to l. u. t. w., korner. krôn. s. 207. Pusilj. 92. 187. † tho water u. tho l., holst. krôn. (Staph. 121. 123) köln. reimkr. 6241. sassenkr. 269. Muscat. 73, 57. Uhland volksl. II, 307. Altsw. IVb, 147, 17. Schade g. ged. 9, 343. Suchenw. 10, 65. 14, 323. 18, 370. Pusilj. 108. 243. Körner, volksl. 14. mit laster u. m. neid, lieders. 178, 89. laster u. nôt, Iwein 4460. laster u. pein, köln. kron. 4225. * laster u. schaden, Salom. 445. Lanzel. 1878. 2955.

Vrid. 92, 22. Herbort troj. 5127. sachsensp. II, 34a. K. troj. 6968. 7114. Haupt z. 8, 1. † scadin i. l., Ruol. 135, 28. Parciv. 102, 14. Erec 8977. Ernst 1209. avent. krôn. 17850. klagen vaster den sch. danne d. l., lieders. Martina 163, 3. Eracl. 4554. Hag. krôn. 937 u. ö. A. schade, l. m. schanden, warnung 807. sch. l. u. auch schand, Allinger schlacht. von schanden, l. u. sch., Hag. krôn. 2907. laster u. scham, sassenkr. 23. *laster u. schande, kaiserkrôn. 35, 5. Rother 1764. Berthold 88. Iwein 5527. gr. rosengart. 1818. roseng. 283, 6. Hag. krôn. 760. 2819. holst. krôn. (Staph. 131, 29) Amis 2028. 2239. weltkrôn. II, 157. avent. krôn. 8314. fürstenb. 321. Herb. troj. 2686. Flos 925. Zeno 739. Dioclet. 2325. † Laurin 2. Diemer I, 30, 15. schwabensp. 179. Dioclet. 8366. nicht ein sch. noch k. l., Fribg. 6258. Ecke 212, 12. Schade g. ged. 9, 348. schand u. lasterwort, fastnsp. 892, 34. Luther, 3. hauptst. im katechism. laster u. schimpf, Engelh. 4965. laster u. schmähe, Mart. 109c. laster u. schmacheit, sieb. meistr. 71, 25. laster u. spott, arm. Heinr. 1351. lasterlichen spott, Iwein 4501. Ernst 1213. Gregor 1281. † ze spot u. z. l., wälsch. gst. 1262. Georg 3575. gesamtab. 27, 253. laster u. sünde, Titur. 3924. avent. krôn. 4932. laster u. unêre, Iwein 1769. Justing. kron. s. 222. laster u. ungemach, K. troj. 11390. Horneck 62a. nach lût u. sag des briefs, kais. Luc. tocht. 364. leben u. muot, Engelh. 2036. Pyram. 61. passion. III, 232, 64. K. troj. 7726. 14344. beide lebens u. m., Littower 96. A. ir muot, ir l. u. i. sin, Engelh. 1716 = troj. 4755. leben u. prîs, man verteilte imz l. u. sinen p., Parciv. 527, 19. leben u. sin, K. troj. 3259. leben u. tod, nu l., nu t., passion. III, 104, 54. es geht auf t. u. l., volksm. leben u. wesen, beide s. l. u. s. w., passion. I, 119, 86. nuz u. lêre, Trimb. 6a. lêre u. predigt, ir predigat u. i. l., passion. I, 305, 63. 350, 70. *lêre u. rât, Lichtenst. 382, 15. warnung 530. mit l. u. m. raeten, Engelh. 1021. u. ö. Frauendst. 146, 26. Gotes lêre, G. r., passion. III, 517, 198. livl. kr. 241. † Oswald 42. 51. u. ö. Iwein 1793. Gerhart 5325. Lichtenst. 382, 20. Weltkrôn. I, 126. Phil. Marienl. 9000. râtes u. l., vrî Engelh. 3374 u. ö. Frauendst. 146, 23. Fribg. 2343. 1543. A. gebe trost, l. u. r., Phil. Marienl. 8215. rede u. lêre, Trimb. 3. 4. 5 u. ö. lêre u. spruch, Trimb. 6a. † Trimb. 4a, 4b, 5b. lêre u. schrift, Mart. 159d. lêre u. trost, Phil. Marienl. 8944 u. ö. † trost u. guote l., ebend. 3214. lêr u. weise geben, fastnsp.

593, 17. mit werken u. m. lêre, Wernh. Mar. 151. (leib) lîp u. muot, Hartm. büchl. II, 262. 803. Vrîd. 57, 9. kiusche was an l. n. a. m., passion. III, 192, 29 u. ö. Lichtenst. 303, 2. 604, 4. Karl 48b. Amis 341. Gerhart 1012. avent. krôn. 1998. 8174. 26989. sibenschl. 44. libes u. des m. rîch, K. troj. 3583. 6646. Mart. 229c. 238c. † altd. beisp. 11, 133. 20, 16. leib u. seele, Winsbek. 47. der lîp u. ouch d. s. mîn, Haupt z. 1, 165 (1190), Nibelg. 8769. Vrîd. 12, 23. 174, 8. des libes u. d. s. strît, Martin. 3, 21. Trimb. 197. 9509. altd. bl. II, 275. † Nibelg. 8769. hartebok I, 879. Suchenw. 40, 1001. A. lîp, s. u. muot, Boner 93, 44. an l. s. a. êren, Suchenw. 20, 66. leib u. sinne, Athis (C, 43). Hartm. büchl. II, 289. 548. Iwein 3253. mit lîbe u. o. m. sinnen, Engelh. 986. des libes u. der sinne, K. troj. 11520. Heinzel. I, 83. Anm. 83. 1413. † an sinne, an leibe, Trimb. 5195. altd. beisp. 10, 55. lîp u. wat, K. troj. 7599. lieders. 73, 41. leid u. marter, die m. u. d. grôze l., Marienleb. 7262. leid u. mühe, m. u. l., wälsch. gst. 7431. leid u. nôt, Adelung II, 3, 153. fastnsp. 890, 31. † Diemer 281, 15. sunder not u. âne l., passion. III, 81, 18. leid u. pîn, diut. I, 368. † scharpfe p. haben u. bitter l., Berthold 127. p. u. l., kais. Luc. tocht. 583. Schade g. ged. 5, 263. leid u. reue, diut. I, 446, 475. † mit r. u. m. l., Helmbr. 1706. Marienleb. 4805. 7341. Hag. krôn. 31. sassenkr. 153. Folz 1264. Schade g. ged. 9, 646. Ulensp. 91. diut. I, 431. Suchenw. 24, 224. altd. bl. I, 52. Gerstenbg. kron. 194. fastnsp. 446, 14. 1053, 29. 1086. leid u. schaden, Berthold 51. Wiggert scherfl. II, 33, 48. † bewarn vor sch. u. v. l., arm. Heinr. 615. Iwein 7831. Wälsch. gst. 8739. Vrîd. 108, 10. beide sch. u. l., K. troj. 7068. Helblg. I, 590. diut. II, 97 (bis) narrschf. 165. leid u. scham, mit l. u. m. schamen, Helmbr. 1741. leid u. schande, Iwein 7816. † sîn sch. u. s. herzeleit, Vrîd. 66, 24. passion. I, 23, 44. ze schanden u. z. l., Erec 932. Karlmein. 469. leid u. sêre, mit laide u. m. s., kaiserkrôn. 198, 31. Diem. I, 30, 26. Karl 41b. Klage 296. † Diem. I, 59, 7. leid u. schmerz, des leides u. d. s., Marienleb. 7984. altd. w. II, 135 (24). leid u. swaere, ân l. u. â. s., Vrîd. 13, 2. avent. krôn. 19490. Marienleb. 5564. passion. I, 208, 42. † Servat. 2438. leid u. truren, † von truren u. v. l., Georg 1474. vor tr. u. vor herzenleit, Lichtenst. 657, 15. K. troj. 13404. leid u. ungefell, Altsw. IVb, 134, 5. leid u. sorge, leides u. sorgen vrî, Hartm. büchl. II, 24. † Von sorgen u. v. leide,

Pantal. 1884. Trimb. 1866. leid u. spot, vor sp. u. vor l., Iwein 1537. leid u. sünde, sunde noch l., Diemer 291, 18. leid u. ungemach, Morolf 2418. Iwein 3157. weltkrôn. I, 154. II, 128. 206. Georg 809. Servat. 1109. Phil. Marienleb. 1816 u. ö. herzeleit u. u., ebend. 169. passion. I, 316, 9. III, 242, 80 u. 260, 90. Engelh. 1953. Fribg. 1379. livl. kr. 3015. Frauendst. 30, 18. Klage 255 u. ö. sieb. meistr. 51, 6. † passion. III, 32, 49. liedersa. 206, 66. A. jamer, l. u. u., altd. bl. II, 201. leid u. wê, leides u. w., avent. krôn. 367. leid, hader, wê narrschf. 166. leid u. zorn, Engelh. 1895. livl. kr. 8467. 9396. 9492. † Mart. 226, 8. passion. III, 341, 4. leute u. ors, Suchenw. 28, 243. leute u. ross. liebe u. minne, durch l. u. d. m., kaiserkron. 241, 14. liedersa. 169, 171. liebe u. prangen, mit lêve noch m. prange, upstandg. 1208 (= mit güte noch mit gewalt) mit lêve = gern, gutwillig, Staph. II, 118. sassenkr. 18. 34. liebe u. treue, Neocor. II, 71. fastnsp. 770, 21. liebe u. zorn, in beschach l. oder z., Reinh. (betevart 32). list u. macht, mit listen oder m. machten, Diemer 184, 24. beide mit m. u. m. l., Jerosch. 17, 8. † grosse macht u. viel l., Luther: Eine feste burg etc. list u. ränke, fastnsp. 895, 25. list u. rât, l. u. argen r., Vrîd. 67, 18. Altsw. 5, 220, 4. list u. schalkheit, liedersa. 52, 53. list u. sinn, avent. krôn. 27862. lite u. tal, in telern u. an liten, Lohgr. 184, 40. lob u. guft, Trimb. 22628. lob u. preis, Lanzel. 1269. arm. Heinr. 73. Iwein 3751. wälsch. gst. 6421. avent. krôn. 185. 8902. Pantal. 363. 1097. Konr. Alexdr. 1327 = troj. 2880 = Haupt z. 6, 497. Engelh. 3343. sassenkrôn. 2, 20. † Pantal. 1513. 1908. lob u. ruhm, noch lof, n. r., Marienl. 71, 8. Gandersh. krôn. 2, 25. Karl 88a. K. troj. 11702. † Neocor. I, 7. lob u. sang, mit lobe u. m. s., Ruol. 244, 13. Mart. 229c. lob u. werdikeit, Wälsch. gst. 11391. K. troj. 7358. Jerosch. 16, 184. Suchenw. 40, 1160. 1295. 1310. wirde u. l., K. troj. 10400. lôh u. wald, über welde u. ü. lôhe (= sumpfwiese), Helmbr. 606. lohn u. miete, ze l. u. z. mieten, leb. Jes. (fundgr. I, 178, 19). † ze m. u. z. lône, weltkrôn. I, 86. lohn u. sold, soest. fehd. 689. † ebend. 703. in prass u. luder ligen, Uhland volksl. I, 142. luder u. spil, Trimb. 4660. 4721. Winsbek 47. mut u. lust, Neocor. I, 128. lust u. nutz, des er l. u. n. nam, passion. III, 151, 29. lust u. zucht, kaiserkrôn. 465, 3. lutering u. reininge der lêre, Neocor. II, 6. lûtertranc u. wîn, passion. I, 346, 45. † passion. I, 261, 62.

Bemerkungen

über die Conjugation der französischen Zeitwörter.

Von

Prof. Alexander Löffler.

Unter den Gegenständen, die das Studium der französischen Formenlehre besonders interessant machen, nehmen die Verba wohl eine der hervorragendsten Stellen ein. — Die Mannichfaltigkeit ihrer Formen, die Strenge mit welcher die Syntax auf eine präcise Wahl derselben dringt, sind Momente, welche zu neuen Untersuchungen immer wieder anregen. — Diese Untersuchungen selbst aber können bei einer Sprache, die fast eine achthundertjährige Vergangenheit hat, von verschiedener Natur sein.

1. Sie umfassen einen abgegränzten älteren Zeitraum der Sprache. (Palsgrave, Burguy.)

2. Sie trachten den ganzen Lebenslauf der Wörter uns vor Augen zu führen. (Diez und Brachet.)

3. Sie beschränken sich auf die Sprache der letzten zweihundert Jahre. (Ahn, Borel, Plötz.)

Aus obiger Darstellung scheint einzuleuchten, dass die Conjugationsmethoden, die für einen bestimmten Zeitraum der Sprache sich als sehr passend bewähren, für einen anderen Zeitraum unpassend sein können, und dass ein Verfahren, welches für das ganze Leben der Sprache giltig sein will, höchst wahrscheinlich Eigenschaften besitzt, die für eine kürzere Sprachperiode als überflüssig sich darstellen.

In der vorliegenden Arbeit will ich nun die Methoden analysiren, deren sich die zuletzt genannten Grammatiker bedienen, um die Bildung

der französischen Verbalformen zu ermöglichen, die Vor- und Nachtheile jeder Methode hervorheben, und zuletzt ein Verfahren erläutern, das sich zur Aufgabe stellt, mit der geringst möglichen Anzahl von Buchstabenverbindungen die grösstmögliche Anzahl von Verbalformen auf eine gleichmässige Art zu bilden.

I.

Unter Conjugation eines französischen Zeitwortes versteht Alm die Bildung aller Formen desselben mit Zugrundelegung eines Stammes (des Präsensstammes des Infinitivs) und Anfügung bestimmter Endungen, die sich nach der Infinitivendung des vorgelegten Zeitwortes richten. So bildet er aus dem Stamm „aim" alle Formen des Zeitwortes aimer; aus dem Stamme „fin" alle Formen des Zeitwortes finir; aus dem Stamme „vend" alle Formen des Verbs vendre.

Die Endungen, welche an die Stämme aim, fin, vend gefügt werden, betrachtet er als diejenigen, die den Infinitivendungen er, ir, re entsprechen, und nennt regelmässig nur die Verba, welche den Präsensstamm des Infinitivs stets unverändert lassen, und Endungen besitzen, die den Infinitivendungen entsprechen. Alle anderen Verba nennt er unregelmässig, und unterscheidet bei denselben:

1. Verbalformen, in denen der Präsensstamm des Infinitivs unverändert erscheint, aber mit Endungen verbunden, die der Infinitivendung nicht entsprechen. Z. B. Condui-sent Écri-ve, Ven-ons, Cour-rai etc.

2. Verbalformen, in denen der Präsensstamm des Infinitivs verändert erscheint, aber mit Endungen verbunden, die der Infinitivendung entsprechen. Z. B. Aill-e, Mèn-erai etc.

3. Verbalformen, in denen der Präsensstamm des Infinitivs verändert erscheint, und mit Endungen verbunden, die der Infinitivendung nicht entsprechen. Z. B. Vienn-e, Enver-rai, V-ont, Va-is.

Um nun die unregelmässigen Zeitwörter vollständig zu conjugiren wäre erforderlich, für die Verbalformen unter 1 die Angabe aller Endungen, die der Infinitivendung nicht entsprechen, z. B. sent, ve, ons, rai etc., für die Verbalformen unter 2 die Angabe aller vom Präsensstamme des Infinitivs abweichenden Stämme, z. B. aill, mèn etc., für die Verbalformen unter 3 die Angabe der veränderten Stämme und Endungen.

Die consequente Durchführung dieses Verfahrens verlangt die

Angabe sehr vieler Buchstabenverbindungen. — Um letztere Zahl zu vermindern, legt Ahn für vier Zeiten die französische Methode der Stammformen zu Grunde; andererseits führt er jedoch Formen an, die nach seiner Methode regelmässig gebildet sind, z. B. je dis, tu dis, écris, fuis, bois, allons, il fait, il conduit, tu vaincs, allions etc.; und vermehrt so, auf eine unnütze Weise, die Anzahl seiner Verbalformen; daher darf es nicht Wunder nehmen, wenn er für die Umgangssprache zur Aufstellung von ungefähr 700 Verbalformen gelangt. Vergl. die §§. 113, 119, 120, 121, 142 seiner französischen Grammatik für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. — Wir sehen demnach, dass die Methode Ahn's die Möglichkeit bietet, für die regelmässigen Verba ein einfaches Princip zu Grunde zu legen, welches jedoch, bei consequenter Durchführung, die Angabe sehr vieler Verbalformen fordert, deren Zahl nur dadurch vermindert werden kann, dass ein zweites Princip, das der Stammformen, zur Aufstellung gelangt, welches eben so wenig, vom Anfange an, gleichförmig durchgeführt erscheint, und trotz der Vermischung beider Grundsätze sieht sich Ahn zur Angabe von fast 700 Formen veranlasst, wobei die einfachen Verbalformen von avoir und être nicht mitgezählt erscheinen.

II.

Die Methode der französischen Grammatiker findet sich fast in allen französischen Sprachbüchern ziemlich unverändert vor; unter den bekanntesten Werken erwähne ich die Grammatik von Chapsal et Noël und die von Borel. — Diese Methode lässt für die regelmässigen Verba keine so einfache Definition zu, wie diess bei Ahn möglich war; man kann höchstens sagen: alle Verba, die so conjugirt werden wie

aimer, finir, recevoir, vendre,

gehören zu den regelmässigen; alle anderen sind unregelmässig. — Will man nun für die vier Musterverba ein gemeinschaftliches Princip finden, so muss man evoir als Infinitivendung der dritten Conjugation annehmen können.

Diess hat Plötz nach dem Vorgange französischer Grammatiker* gethan: als Präsensstämme des Infinitivs erhält man, für die sechs Verben dieser Conjugation: aperc, conc, déc, d, perc, rec, Buch-

* Vergl. z. B. Lorain et Lamotte, Petite grammaire des écoles primaires, Seite 45.

stabenverbindungen, die in allen Formen von apercevoir, concevoir, décevoir, devoir, percevoir, recevoir fast unverändert erscheinen. — Dieses Verfahren wäre nun eben so gut, wie das von Ahn, wenn nur alle Verba der dritten Conjugation auf evoir ausgingen. Dieser Widerspruch könnte aber sehr leicht dadurch gehoben werden, dass man fünf Conjugationen annähme. — Die Verba auf evoir würden dann zur dritten, alle anderen auf oir zur vierten, und die Verba auf re zur fünften Conjugation gehören. — Will man jedoch nur vier Conjugationen beibehalten, so muss als Musterverb der dritten Conjugation eines von den Zeitwörtern

Voir, Entrevoir, Revoir, Pourvoir, Prévoir

gewählt werden. — Dass bei Voir der Präsensstamm des Infinitivs bloss aus dem Buchstaben „V" besteht, darf keinen Anstoss erregen; denn bei „Devoir" besteht der invariable Stamm auch bloss aus dem Buchstaben „D". — Durch keinen der beiden Vorschläge würde aber eine leichtere Erlernung der Verbalformen erzielt werden, nur das Princip der Invariabilität des Präsensstammes des Infinitivs würde dadurch gewahrt.

So wenig nun bei der französischen Methode für die regelmässigen Verba ein einfaches Princip aufgestellt werden kann, so wenig lässt sich diess für die unregelmässigen thun; man begnügt sich daher, sie in alphabetischer Folge geordnet anzuführen. — Chapsal et Noël haben eine Neuerung eingeführt; sie teilen die unregelmässigen Verba in zwei Classen; zur ersten gehören alle Verba, die nur in den fünf Stammformen von den Musterverben abweichen; zur zweiten aber Verba, welche Formen haben, die aus den fünf Stammzeiten nicht gebildet werden können. — Was die Zahl der aufgestellten Verbalformen anlangt, so beläuft sich dieselbe bei Borel und anderen, ohne avoir und être, auf ungefähr 600. — Aus obiger Darstellung ergibt sich, dass bei der französischen Methode

1. für die regelmässigen Zeitwörter die Aufstellung eines gemeinschaftlichen charakteristischen Merkmales, das mit anderen Einteilungsmerkmalen nicht collidirt, undurchführbar ist;

2. für die unregelmässigen Zeitwörter die Annahme von fünf oder sechs Stammformen nicht hinreicht, da noch immer Verbalformen vorhanden sind, die aus diesen Stammformen nicht abgeleitet werden können.

III.

Es liegt nun der Gedanke nahe, die Bildung aller Verbalformen mit Zugrundelegung von mehreren Stämmen zu versuchen, die alle aus der grammatischen Grundform, dem Présent de l'Infinitif, nach bestimmten Regeln abzuleiten wären.

Dass die von Plötz angegebenen sechs Stammformen beizubehalten sind, unterliegt keinem Zweifel; aber ihre Zahl ist so zu vermehren, auch sind sie so zu wählen, dass alle Formen eines vorgelegten Verbs, avoir und être nicht ausgenommen, mit Leichtigkeit aufgestellt werden können, falls jene Stämme bekannt sind. — Plötz wählt als Stammformen:

1. Présent de l'Infinitif;
2. Erste Person Einzahl des Présent de l'Indicatif;
3. Erste Person Mehrzahl des Présent de l'Indicatif;
4. Dritte Person Mehrzahl des Présent de l'Indicatif;
5. Zweite Person Einzahl des Défini de l'Indicatif;
6. Participe passé.

Mit diesen Formen lassen sich aber die Wortformen aille, puissions, soyons, aie, sachions, fassiez, pourrai etc. nicht bilden, daher fügen wir folgende Stammformen hinzu:

7. Zweite Person Einzahl des Imperativs;
8. Erste Person Mehrzahl des Imperativs;
9. Präsens des Particips;
10. Zweite Person Einzahl des Présent du Subjonctif;
11. Erste Person Mehrzahl des Présent du Subjonctif;
12. Erste Person Einzahl des Futur de l'Indicatif.

Die Bemerkung, dass die Verbalformen 2 bis 5, dann 7 bis 12 fast immer dieselben Endungen haben, durch deren Umgestaltung neue Verbalformen entstehen, führt auf den Gedanken, nur die von den Endungen geschiedenen Verbalteile besonders zu beachten, und sie nach dem von Curtius, für die griechische Grammatik, beobachteten Vorgange Tempusstämme zu nennen.

Es muss hier gleich bemerkt werden, dass die französischen Grammatiker schon längst das Vorhandensein gemeinschaftlicher Endungen für gewisse Personen und Zeiten beobachtet haben, so namentlich Borel im §. 83 seiner Grammatik, nur versuchten sie nicht von dieser Beobachtung a priori Nutzen zu ziehen.

Es dürfte nun die Behauptung schwerlich auf Widerspruch stossen,

dass die Aufstellung von Paradigmen nicht als Endzweck beim Studium der Formenlehre des Verbs erscheint, sondern bis jetzt immer nur als Mittel betrachtet wurde, um Verbalformen für bestimmte Subjecte und Zeiten sicher aufzufinden.

Dieses Mittel gewähren uns auch die aufgestellten Tempusstämme, und es treten nur noch folgende Fragen an uns heran:

1. Wie sind die Tempusstämme auf die einzelnen Zeiten und Personen verteilt?

2. Wie werden jene Tempusstämme gewöhnlich gebildet? So gebildete Stämme wollen wir regelmässige nennen.

3. Für welche Verba sind einzelne Tempusstämme nicht auf die gewöhnliche Art gebildet? — So geformte Stämme, deren Zahl für die Musterverba der Umgangssprache nicht ganz 200 beträgt, wollen wir unregelmässige Tempusstämme nennen. — Sie sind nach dieser Theorie unregelmässig, mit Rücksicht auf den heutigen Standpunkt der Sprache, wenn sie gleich vom Standpunkte der geschichtlichen Sprachforschung sich öfter als regelmässig darstellen.

Aus allem diesem folgt, dass die Einteilung in vier Conjugationen beibehalten oder aufgegeben werden kann, für die Erlernung der Verbformen ist diess ganz gleichgültig, wenn nur bei jedem Musterverb die unregelmässig gebildeten Stämme genau angegeben werden. — Ausführlicheres hierüber findet man in meiner kleinen französischen Sprachlehre, Troppau 1872.

Um vollends dieses Verfahren klar zu machen, wollen wir das Wesentlichste aus demselben hier kurz angeben. — Die Verteilung der Tempusstämme ergibt sich aus folgender Zusammenstellung.

Présent de l'infinitif.		Présent du participe.	
I_2		PP	
Présent de l'indicatif	Imparfait de l'indicatif	Défini de l'indicatif	Futur de l'indicatif
P_1I	P_2I	DI	FI
P_1I	P_2I	DI	FI
P_1I	P_2I	DI	FI
P_2I	P_2I	DI	FI
P_2I	P_2I	DI	FI
P_3I	P_2I	DI	FI

Présent de l'impératif	Présent du conditionnel	Présent du subjonctif	Imparfait du subjonctif
—	FI	P_1S	DI
P_1Iprt	FI	P_1S	DI
—	FI	P_1S	DI
P_2Iprt	FI	P_2S	DI
P_2Iprt	FI	P_2S	DI
—	FI	P_1S	DI

Bloss für être findet im Présent und Imparfait de l'Indicatif nachfolgende Verteilung der Stämme statt.

Présent de l'indicatif	Imparfait de l'indicatif
P_1I (sui)	PP (ét)
P_2I (es)	PP
P_2I (es)	PP
P_3I (som)	PP
P_2I (es)	PP
P_4I (s)	PP

Endungen der Verbformen.

Präsensendungen des Infinitivs sind er, ir, oir, re.

Präsensendung des Particips ist ant.

Präsensendungen des Indicativs für

avoir	aller	être	faire	dire und redire	faillir, pouvoir, valoir, vouloir	die Verba deren P_1I auf c, d oder t endet	die Verba deren P_1I auf e ausgeht	alle übrigen Verba
i	is	s	s	s	x	s	—	s
s	s	—	s	s	x	s	s	s
—	—	t	t	t	t	—	—	t
ons	ons	mes	ons	ons	ons	ons	ons	ons
ez	ez	tes	tes	tes	ez	ez	ez	ez
—	ont	ont	ont	ent	ent	ent	ent	ent

Präsensendungen des Imperativs für

avoir und savoir	dire, redire, faire	vouloir	die Verba deren P_1Iprt auf a oder e ausgeht	alle übrigen Verba
e	s	x	—	s
ons	ons	ons	ons	ons
ez	tes	ez	ez	ez

Définiendungen des Indicativs für		Präsensendungen des Subjonctif für		
die Verba deren DI auf a ausgeht	alle übrigen Verba	être	avoir	alle übrigen Verba
i	s	s	e	e
s	s	s	es	es
—	t	t	t	e
mes	mes	ions	ions	ions
tes	tes	iez	iez	iez
rent	rent	ent	ent	ent

Für alle Verba

Futurendungen des Indicativs	Imparfaitendungen des Subjonctif	Präsensendungen des Conditionnel und Imparfaitendungen des Indicativs
ai	sse	ais
as	sses	ais
a	t	ait
ons	ssions	ions
ez	ssiez	iez
ont	ssent	aient

Regelmässige Bildung der Tempusstämme.

1. FI ist regelmässig, wenn er dem Présent de l'Infinitif gleich ist; geht letzterer auf „e“ aus, so wird dieses abgeworfen.
2. P_1I ist regelmässig, wenn vom Présent de l'Infinitif r oder re weggelassen wird.
3. P_1Iprt ist regelmässig, wenn er P_1I gleich ist.
4. P_2I ist regelmässig, wenn er I_2 gleich ist.
5. P_2Iprt ist regelmässig, wenn er P_2I gleich ist.
6. PP ist regelmässig, wenn er P_2I gleich ist.
7. P_2S ist regelmässig, wenn er P_2I gleich ist.
8. P_3I ist regelmässig, wenn er P_2I gleich ist.
9. P_1S ist regelmässig, wenn er P_3I gleich ist.
10. DI ist regelmässig, wenn an I_2, für die erste Conjugation a, für die zweite i angehängt wird.

DI ist regelmässig, für die Verba auf loir und choir, wenn an I_2 der Buchstabe u gefügt wird.

DI ist regelmässig, für die Verba auf avoir, evoir, cuvoir, ouvoir und oire, wenn diese Endungen in *u* verwandelt werden.

DI ist regelmässig, für die Verba auf re, ohne vorangehendes oi, wenn der DI = P_2I + i gesetzt wird.

Stämme, die nicht nach diesen Regeln gebildet sind, heissen unregelmässige. — Als Beispiel wollen wir die Musterverba anführen, deren zweiter Präsensstamm des Indicativs unregelmässig gebildet ist.

Finir (finiss), Fuir (fuy);

Asseoir (assey), Voir (voy);

Boire (buv), Conduire (conduis), Connaître (connaiss), Coudre (cous);

Craindre (craign), Croire (croy), Dire (dis), Être (som), Écrire (écriv);

Faire (fais), Lire (lis), Moudre (moul), Prendre (pren), Résoudre (résolv);

Traire (tray), Vaincre (vainqu).

Regelmässig ist dieser Stamm gebildet für alle Verba der ersten Conjugation, dann für Bouillir, Courir, Dormir, Mourir, Tenir, Mouvoir, Avoir, Recevoir, Pouvoir, Vendre, Rire, Battre, Mettre, Suivre, Vivre u. s. w.

Beim Participe passé scheint die Unterscheidung von Stamm und Endung von keinem praktischen Werte zu sein. — Man kann das Participe passé für die Verba auf ir, oir, re als regelmässig ansehen, wenn es dem DI gleich ist.

Für ungefähr 24 Musterverba findet diese Gleichheit nicht statt. Ohne in weitere Einzelheiten einzudringen, erlaube ich mir zum Schlusse die Vorteile dieser Methode kurz darzulegen.

1. Es wird bloss ein Princip zu Grunde gelegt, das der Stammformen, das Bestreben alle Verbalformen mit Hilfe eines Stammes abzuleiten, wird ganz aufgegeben, und alle Zeitwörter, sogar avoir und être werden in den Kreis der Betrachtung gezogen.

2. Es findet ein Hervorheben jener Buchstabenverbindungen (Tempusstämme) statt, die in gewissen Formen eines und desselben Zeitwortes unverändert erscheinen, und eine Scheidung derselben von Buchstaben, die am Ende eines jeden Zeitwortes erscheinen.

3. Es findet eine Annahme von so vielen Tempusstämmen statt, als erforderlich sind, um alle Verbalformen irgend eines französischen Zeitwortes zu bilden.

4. Behufs Bildung dieser Stämme werden Regeln aufgestellt, die für die überwiegende Mehrheit der französischen Zeitwörter gelten. So gebildete Tempusstämme heissen regelmässig.

5. Alle anderen Tempusstämme heissen unregelmässig, ihre Zahl sammt den Formen des Participe passé erhebt sich nicht auf 200 für die Umgangssprache. — Die Uebersicht über diese Formen dürfte noch besonders gefördert werden durch Aufstellung von Gesetzen, die innerhalb der unregelmässigen Tempusstämme ihre Giltigkeit bewahren, und durch Benützung der schönen Untersuchungen der Herren Steinbart* und Bratuscheck**.

Sechshaus bei Wien.

---

* Dr. Quintin Steinbart. — Das französische Verbum zum Gebrauch für Schulen, 4. Auflage, Berlin 1873. — Verlag von J. Guttentag.

** Dr. Bratuscheck. — Eine lithographirte Abhandlung für die Friedrichs-Werdersche Gewerbeschule in Berlin.

Das Studium des neapolitanischen Dialektes.

Von

Adolf Gaspary.

Die Bedeutung der italienischen Dialekte ist nur nach und nach und vollständig erst in unserem Zeitalter zur Erkenntniss gelangt. Anfangs hatte man sie fast als Corruptionen der Schriftsprache betrachtet, und dann weiterhin noch lange als blosse Modificationen und Variationen, die sich im Grunde nur unbedeutend von der gemeinsamen Sprache unterschieden und sich mit ein Paar Regeln leicht auf jene reduciren liessen. Galiani, der für seinen neapolitanischen Dialekt gewiss keine geringe, ja vielmehr eine übertriebene Vorliebe hegte, betrachtete dennoch die Sache von diesem Standpunkte. Er schrieb sein Buch über den Dialekt* 1779, und damals war auch freilich die Zeit noch nicht gekommen, sowohl für strenges philologisches Studium der romanischen Sprachen, als für eine sorgfältige Erforschung der Volksidiome. So haben seine Bemerkungen wenig Tiefe und sind bisweilen auch gänzlich unrichtig. Er behandelte seinen Gegenstand von oben herab und fürchtete beständig seine Leser mit so kindischen Bagatellen zu langweilen. Zehn Jahre später veröffentlichte Porcelli, der von 1783—89 eine Sammlung der berühmtesten im neapolitanischen Dialekte geschrie-

* Riflessioni sul Dialetto Napoletano, 1779 als anonymes Werk von vier Akademikern veröffentlicht; man weiss aber, dass dies eine Fiction war, und dass es die Arbeit des Abate Ferdinando Galiani ist. Porcelli druckte das Buch von Neuem 1789, und 1827 erschien die Ausgabe des Advocaten Andrea Ballerin.

benen Werke in 28 Bänden herausgab, unter Galiani's Namen ein Wörterbuch,* von dem indessen, wie die Vorrede besagt, nur der kleinste Theil aus einem in Galiani's Nachlass vorgefundenen Manuscripte herrührt, während das übrige von seinem Neffen Azzariti und von Mazzarella-Farao hinzugefügt worden. Mit dieser seiner Arbeit hatte der Abate, wie er ausdrücklich hervorhob, als er sie in seinem voraufgegangenen Buche über den Dialekt versprach, und wie der Titel des Vocabolario selber darthut, durchaus nicht die Absicht, ein vollständiges Wörterbuch der neapolitanischen Mundart zu geben; vielmehr wollte er gemäss seiner Auffassung der Materie nur die Worte erklären, die sich am meisten vom Toscanischen entfernen; das Uebrige würde dann auch dem Fremden keine Schwierigkeit machen. Im Ganzen findet sich auch hier jener vornehme Ton, jenes Sichherablassen zu einer Sache, die eigentlich so vieler Aufmerksamkeit kaum würdig ist. „Es wäre eine langweilige, unnütze und thörichte Unternehmung gewesen," heisst es p. IX der Vorrede, „das Wörterbuch aller Vocabeln des neapolitanischen Dialektes zu schreiben, die an Zahl nicht geringer, ja vielleicht zahlreicher sind, als die der gemeinsamen italienischen Sprache," und ebendort (p. XIV): „Was soll in diesem Jahrhundert, wo man mit lauter Stimme nichts anderes verkündet, und nichts anderes einzuschärfen sucht als die Nothwendigkeit des Studiums der Dinge, das Aufgeben des Studiums der Worte, aus uns armen Pedanten werden? Wie wird man etymologische Untersuchungen, kritische Discussionen, grammatikalische Bemerkungen über die „pettola," den „taficchio", den „sosamiello", den „strunzo verace"** aufnehmen?" Und diesen Principien gemäss ist denn auch das Buch, trotz der bedeutenden Erweiterung durch Mazzarella-Farao, nicht nur von aller echten Wissenschaftlichkeit, sondern auch von der Vollständigkeit weit entfernt geblieben.

Die Unternehmung Galiani's blieb, abgesehen von ganz unbedeutenden Arbeiten, lange Zeit ohne Nachfolger, bis 1841 der Marchese Puoti sein Vocabolario domestico napoletano e toscano veröffentlichte. Der Name des Verfassers genügt schon, um die Tendenz dieses Buches

* Vocabolario delle voci del dialetto napoletano che più si scostano dal toscano. Bd. 26 und 27 der Sammlung Porcelli's, Napoli 1789.

** „pettola"-lembo della camicia; „taficchio"-deretano; „sosamiello"-specie di pasta dolce, che si vende nelle strade di Napoli; „strunzo"-stronzo, sterco.

zu bezeichnen. Der Begründer des Purismus in Neapel konnte eine solche Arbeit nicht unternehmen aus Liebe zum Dialekte und um das Studium desselben zu fördern. Seine Absicht war gerade die entgegengesetzte, er will seine neapolitanischen Landsleute lehren, toskanisch zu sprechen und zu schreiben: „Bei der Compilation dieses Wörterbuches habe ich mir vorgesetzt, meinen Mitbürgern ein Buch zu geben, das geeignet wäre, sie die Sprachfehler vermeiden zu lehren, in die sie leicht beim Sprechen und Schreiben verfallen," so heisst es avvert. p. XII. Mit Verachtung spricht er von dem brutto suono und der goffezza delle parole napoletane. Auf die Schriftsteller des Dialektes nimmt er natürlich gar keine Rücksicht; vielmehr citirt er die toskanischen als stylistische Mutter, und nimmt auch viele toskanische Worte mit auf, nur um kund zu thun, dass sie gut und brauchbar seien.

Wenige Jahre später, 1845, begann die Publikation eines Werkes, welches geeignet schien, die bestehende Lücke auszufüllen, und dem neapolitanischen Dialekte ein Wörterbuch zu geben, wie man es für ein Volksidiom kaum besser wünschen kann, ich meine das Vocabolario Napoletano von Vincenzo de Ritis. Dieses, eine Arbeit von ungewöhnlicher, fast übertriebener Gelehrsamkeit, erklärt ausser den einzelnen Vocabeln auch die Sprichwörter, Redensarten, Sitten und Gebräuche und belegt jede dieser Erklärungen mit Citaten aus einer grossen Anzahl von Schriftstellern des Dialektes. Weniger befriedigend sind die umfangreichen, jedem der beiden Bände voraufgeschickten Einleitungen, in denen man sich wohl eine grammatische Darstellung des Dialektes hätte versprechen sollen, und in denen der Verfasser statt dessen in höchst gewundenem unverdaulichen Cinquecentistenstyl allgemeine Betrachtungen über die Sprache überhaupt und ihr Verhältniss zum Italienischen und Neapolitanischen anstellt, beginnend von der Sündfluth und den Chinesen und gerade da abbrechend, wo er speciell von dem Dialekte zu handeln hätte. Was die Tendenz seines Werkes betrifft, so hat er sie in folgenden Worten ausgesprochen: „Wozu also das Studium der Dialekte? Zu welchem Zwecke die Compilation unseres Wörterbuches? — Um zu bewirken, dass auch der grosse Haufe sich zum Adel der gemeinsamen Sprache erhebe, und um Alle mehr und mehr von den vulgären Idiotismen zu entwöhnen." (p. XXXIII der Einl. zum ersten Bd.) Aber glücklicher Weise blieb diese Absicht, die schon seine Vorgänger hegten, und der sein gelehrtes, umfangreiches

Buch schlecht gedient haben würde, bei De Ritis nicht die einzige. Er sagt weiter, die Dialekte müssten als Basis für die Fortentwickelung der gemeinsamen Sprache dienen und alle Volksmundarten nach Möglichkeit ihren Beitrag für die Bedürfnisse jener leisten.

Leider ist De Ritis' Arbeit nur bis zur Hälfte gediehen; sie bricht beim Buchstaben M ab (beim Worte magnare). Die Kosten der Publikation wurden theilweise aus der Kasse Ferdinand's II bestritten, der besonders das vortreffliche Papier derselben bezahlte, und als einige Setzer eine grosse Anzahl Bogen entwendeten und an die Käsehändler verkauften, beschuldigte die Verläumdung den Verfasser selbst dieses schmutzigen Unterschleifs, so dass die Regierung ihm die Unterstützung entzog, und der Druck aus Mangel an Mitteln nicht fortgesetzt werden konnte.

Im verflossenen Jahre (1873) endlich erschien ein neues Vocabolario Napoletano-Toscano von Raffaele d'Ambra mit höchst pomphaften Versprechungen auf dem Titelblatte, die zu umfangreich sind, um sie hier wiederholen zu können.* Wenn wir dem Autor glauben wollen, so hat er das non plus ultra geleistet, und es bleibt uns nach diesem Wörterbuche absolut nichts zu wünschen übrig. Wie gewöhnlich beginnt er seine Vorrede mit der Kritik seiner Vorgänger, um zu beweisen, dass sie alle nichts taugen, und dass die Wissenschaft wirklich auf ihn hat warten müssen. Er behauptet, die ganze vorgängige Lexikographie des Dialektes habe nicht mehr als 6000 Worte erklärt (er selbst verspricht auf dem Titelblatt über 150,000) und das senza frasi, motti e adagi popolari e proverbi ecc. Wer das Wörterbuch des De Ritis kennt, muss hier staunen. Freilich fährt d'Ambra mit einem se non che fort und macht gewissermassen eine Ausnahme zu Gunsten des letzteren. Aber anstatt nun einfach diesen als seine Hauptquelle zuzugestehen, und bescheiden sich mit dem Range eines Compendiators und Fortsetzers zu begnügen, hört er nicht auf, für sich den ersten Platz in Anspruch zu nehmen, und muss deshalb auch diesen gelehrten Schriftsteller durch seine Kritik in Schatten zu stellen suchen. Er beschuldigt ihn also zuerst einer gar zu grossen Fülle in der Materie, così che vi si stemperò per entro; weiter sagt er, dass er nur selten die

* Am Anfang des Bandes findet sich auch das Porträt des Verfassers.

Ausdrücke des Ackerbau's, der Marine, des Handels verzeichne. Er gesteht, dass er viele Autoren gekannt und benutzt. Non però di meno molti autori egli non conobbe; di parecchi non usò tutta l'abbondanza; di canti, motti e proverbi popolari poco si brigò, e per lo scarso numero di vocaboli, che raccolse, non fece e forse non intese di fare il codice del dialetto. Inoltre egli era abruzzese — und diese letztere ist wohl die einzige Beschuldigung, die haften bleibt. Was die Schriftsteller betrifft, so kann sich der Katalog der von d'Ambra selbst citirten mit dem des De Ritis an Umfang im Entferntesten nicht vergleichen; und ausser vielleicht einigen Comödien oder comischen Opern hat d'Ambra schwerlich ein Buch benutzt, das nicht auch De Ritis gekannt hätte. Den Rest jener oben angeführten Worte erkennt man als eitel Phrasen und Verläumdung, wenn man nur einige flüchtige Blicke in De Ritis' Wörterbuch wirft. Indessen, von einem Manne, der so streng mit den Anderen verfährt, muss man sich etwas Bedeutendes versprechen. Was ist denn also dieses Buch geworden, von dem der Verfasser sagt, es solle zugleich zur Unterweisung des Volkes und zur Förderung der gelehrten Interessen (istruzione popolare ed erudizione delle patrie cose) dienen, es sei sowohl aus den Schriftdenkmälern als aus der lebenden Sprache geschöpft, von dem er am Schluss der Vorrede ausruft: Quello (il Vocabolario) di Napoli era una speranza di molti secoli, e non si sapeva, se mai si potesse compire . . . . . Oggi il desiderio degli avi è adempiuto; il codice del dialetto napoletano è fatto! . . . . ? Man mache nur einfach den Versuch, irgend einen beliebigen Schriftsteller des Dialektes mit Hülfe von d'Ambra's Wörterbuch zu lesen; mag man die Probe mit einem der ältern, oder einem der neuesten jener Werke, mit einem der als klassisch erachteten, oder einem erst eben unmittelbar aus dem Volke hervorgegangenen anstellen, stets und überall wird man jenes neue Vocabolario durchaus unzureichend und äusserst unvollständig finden. Beim Basile und Sgruttendio z. B. kann man auf jeder Seite Ausdrücke auflesen, deren Erklärung man bei d'Ambra vergeblich sucht. Die eine Absicht also, die Illustration der literarischen Denkmäler ist von ihm höchst mangelhaft erreicht. Freilich hat er hier eine sehr bequeme Entschuldigung, wenn er sagt, nicht Alles sei gutes Neapolitanisch, was gedruckt worden; aber wenn er mir vielleicht ein Drittel von den Worten jener Autoren stolz vorwerfen will, so mag er alles Andere gethan haben, nur hat er mir sicherlich die interessantesten und lehrreichsten Schriftsteller des Dia-

lektes nicht erklärt. Und die lebende Sprache? — ich gestehe, dass ich hier kein competenter Richter bin. Aber wer könnte es wohl sein? „Pe ssapè la lengua nosta“ sagt Luigi Serio in seinem Vernacchio,* den Galiani kritisirend „nce vonno lazzare de lo mercato, e non frosce, che vanno pe li barchette, allappanno sorbette e ghiettanno lecchiette pe fllà ridere le sbriffie.“**

Aber ein Lazzarone vom Mercato wird schwerlich je ein Wörterbuch verfassen, und Herr d'Ambra ist kein Lazzarone. Der gebildete oder gelehrte Autor eines Vocabulariums wird immer vorzugsweise auf die schriftlichen Quellen angewiesen sein, und, wenn ihm der lebendige Gebrauch theilweise entgeht, so muss er wenigstens jene möglichst vollständig ausnutzen, und vor Allen vielleicht am meisten den Cunto de li Cunte des Basile, von dem selbst Galiani, trotz alles über ihn ausgeschütteten Tadels, zugestehen musste, dass er die unglaublichste und genaueste Kenntniss aller Worte, Sprichwörter und Redensarten, und der seltsamen und wunderlichen Ausdrucksweisen des Volkes besessen.*** Das hat sich aber unser Autor wenig zu Nutze gemacht, und sogar aus dem kleinen, höchst unvollständigen Taschenwörterbuch des Dialektes von P. P. Volpe, das man in Neapel auf den Strassen verkauft, kann man den codice des Herrn d'Ambra um eine ansehnliche Menge Worte bereichern.

Und De Ritis? — In der That, hier dürfen wir unserm Autor nicht Unrecht thun; er hat ihn gründlich ausgebeutet. Ich möchte fast sagen, dass er für den Theil, den De Ritis bearbeitet, nichts Andres gethan hat, als die gelehrten Ausführungen jenes zusammenzuziehen und in populärer Weise umzumodeln; wenigstens fand ich an allen Stellen, die ich speciell verglichen, dieses Urtheil vollkommen bestätigt. Ja noch mehr. Wir sahen, wie viel d'Ambra auf Benutzung der literarischen Denkmäler hält, wie stolz er auf seine reichlichen Citate ist. Was soll man nun denken, wenn man findet, dass alle Citate mit we-

* In der Ausgabe von Ballerin hinter Galiani's Buch über den Dialekt gedruckt. p. 249.

** Toskanisch: Per sapere la nostra lingua ci vogliono dei lazzari del Mercato, e non istranieri (Galiani era di Chieti) che vanno per i palchetti (de teatri), divorando sorbetti e gettando frizzi per far ridere le civette.

*** In den Riflessioni sul dialetto; Ausg. des Ballerin p. 160.

nigen Ausnahmen (bis zum Buchstaben M natürlich) aus De Ritis entnommen sind, und zwar, wie es scheint, meist blindlings, ohne nur einmal nachzuschlagen, so dass solche Unmöglichkeiten, wie Pent. VI, 2,* die bei De Ritis Druck- oder Schreibfehler waren, bei d'Ambra von Neuem erscheinen? Und wenn Herr d'Ambra an dieser Argumentation etwas auszusetzen hat, so erkläre er doch den wunderbaren Zufall, dass, wo De Ritis' so viel getadeltes Buch abbricht (beim Buchstaben M) das seine so zusehends magerer wird und die Zahl der Citate auf weniger als die Hälfte herabsinkt.

Wie gesagt, macht d'Ambra nicht allein darauf Anspruch, ein Buch für das Volk zu verfassen; er will auch der „vaterländischen Gelehrsamkeit" dienen, und zwar besteht, ausser der schon besprochenen Rücksichtnahme auf die Schriftsteller, sein gelehrter Apparat besonders in einer Reihe zu den Vocabeln gefügter Etymologien. Man erhält hier in der That ein eigenthümliches Bild von den philologischen Kenntnissen des Verfassers; dieser steht noch auf jener Stufe der Etymologie, wo sich die Wissenschaft vor hundert Jahren befand. Jegliche, auch die entfernteste Aehnlichkeit genügt ihm, um an die Herkunft des einen Wortes vom andern zu glauben, ohne dass er sich im Geringsten um bestimmte Regeln und Gesetze kümmert. Besonders aber hat er, mehr noch als manche seiner Vorgänger, die Neigung, allüberall im Dialekte das Griechische zu wittern. Auch wo die Ableitung eines Wortes aus dem Lateinischen ganz klar vor Augen liegt, wird doch anstatt der lateinischen die griechische Wurzel in Parenthese beigeschrieben; so z. B. findet sich bei innecare (indicare) *ἐνδείκω* vermerkt, bei ire *εἶμι*, iacono *διάκονος*, jugo *ζυγόν*, ezzetera *καὶ ἕτερα*, pede *ποῦς*, mbraccio *βραχίων* und was dergleichen unnütze Spielereien mehr sind. Uebrigens sind diese Etymologien ganz willkürlich, ohne jede Regel und Methode bald zugesetzt, bald fortgelassen, und Herr d'Ambra kommt mir vor wie einer, der von seinen Gymnasialstudien her noch gewisse Reste des Griechischen in der Erinnerung hat und diese Gelehrsamkeit bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit an den Mann bringen will. Alles wirklich Schwierige bleibt natürlich unerklärt. Doch nein, wir finden da allerdings manche höchst dunkle Ausdrücke etymologisch

---

* S. unter Torgia. Das Pentamerone oder Cunto de li Cunte des Basile hat, wie schon der Titel sagt, nur 5 giornate, nicht 6.

erläutert, und an Neuheit und Originalität lassen diese Ableitungen wenigstens nichts zu wünschen übrig. Was soll man sagen, wenn der Verfasser neben dem Worte Polecenella als Wurzel *πολλὴ κένησις* anmerkt und uns dann selbst die Geschichte von Puccio d'Ariello aus Acerra erzählt, der jener Maske den Ursprung und Namen gegeben? An solchen graziösen Einfällen hat d'Ambra keinen Mangel gehabt. Bei a bezzeffeo, toskanisch a bizzeffe, dessen Erklärung er in Minucci's Anmerkung zu Lippi's Malmantile II, 3 hätte lesen können, giebt er uns statt dessen ein griechisch sein sollendes, *βυζιε* oder *βυζκί*,* bei aggranfare (= ital. aggranfiare) *ἄγρα* und *ἀφή*, bei aseno (asino) in der Bedeutung sciocco, griech. *ἀσύνετος* (!!), bei assimpecare *συμπιπτειν*, während das Substantiv simpeca ganz richtig als eine durch Metathesis entstandene Umformung von sincope erkannt ist. Vielleicht glaubt der Verfasser selbst nicht an diese und die tausend andern Verrücktheiten; aber warum druckt er sie dann?

Ist also d'Ambra's neues Wörterbuch zu gar nichts nütze? — Sein Nutzen ist der eines höchst mangelhaften Auszuges aus De Ritis' gar zu umfangreichem Werke und einer noch mangelhafteren und nachlässigeren Fortsetzung desselben, es ist der einer schlechten Leistung, mit der wir nothgedrungen vorlieb nehmen in Ermangelung der besseren. Das Verdienst dieses Buches ist in der That dies, von allen zu Ende gediehenen Sammlungen neapolitanischer Vocabeln bis jetzt die vollständigste zu sein. Aber auch dieses Verdienst schwindet in nichts zusammen gegenüber der sträflichen Eitelkeit des Verfassers, deren Charakteristik noch der folgende Zug vervollständigen mag. d'Ambra druckte sein Werk in Lieferungen und schickte un buon migliajo von Exemplaren des ersten Heftes an die bedeutendsten Personen Neapels, um sie zur Subscription einzuladen. Etwa 300 derselben, welche annahmen, hat er in einem Cataloge hinter dem Buche namentlich aufgezählt, e ciò a dimostrazione di onore e di lode. Ed i nomi di tutti gli altri, che risposero „no", si tiene (l'autore) di pubblicare per carità

* D'Ambra dachte gewiss an *βύζω*, *βύζην*. Im Allgemeinen wimmelt die Orthographie der griechischen Worte, sowie auch die Ziffern der Citate aus Schriftstellern, in entsetzlicher Weise an Irrthümern. Sollten diese auch nicht auf Rechnung des Manuscriptes zu schreiben sein, so muss man wenigstens den Verfasser einer ausserordentlichen Nachlässigkeit in der Correctur der Probebogen beschuldigen.

di patria, bastandogli serbarne la notizia in un libricciuolo, che depositerà col manoscritto originale del Vocabolario in una pubblica biblioteca, e sarà buon documento e testimonio, che la plebe non è quella de' trecconi e de' braccianti, per necessità di stato ignoranti e ignavi; ma la trovi davvero ne palagi de' principi, delle prefetture, delle corti di giustizia, delle Unitversità di studi, e dovunque non si cura l'educazione di sè, della famiglia e del popolo e stimasi più il pregio del quattrino che quello del proprio paese.

Also wer Herrn d'Ambra sein Buch nicht bezahlt, ist ein Plebejer und wird von diesem höchsten Pontifex der öffentlichen Moral mit dem Brandmal bezeichnet. Welche Benennung in Wahrheit die von dem Verfasser so naiv beschriebene Handlungsweise verdient, will ich nicht erst aussprechen; ich denke, sie fällt jedem von selber ein.

Auf diesem Punkte befindet sich die Lexikographie des neapolitanischen Dialektes. Was die grammatische Darstellung desselben betrifft, so hat hier nur eine Arbeit wissenschaftliche Bedeutung, und diese rührt nicht von einem Neapolitaner, nicht einmal von einem Italiener, sondern von einem Deutschen her. Es ist die im Programme des Wittenbergischen Gymnasiums 1855 gedruckte Abhandlung F. Wentrupp's: „Beiträge zur Kenntniss der neapolitanischen Mundart." Der Verfasser hat für einen Ausländer gewiss alles Mögliche geleistet; er selbst macht auf keinen anderen Ruhm Anspruch, und eine ganz vollständige und authentische Darstellung des Gegenstandes können wir uns nur von einem Neapolitaner versprechen, dem es zugleich nicht an Wentrupp's philologischer Bildung fehlt. Nur scheint mir des letzteren Methode, den Dialekt einzig und allein im Verhältniss zum Lateinischen, fast ganz ohne Berücksichtigung des Toskanischen zu betrachten, nicht die richtige. Diese Verfahrungsart mag sich streng wissenschaftlich sehr wohl rechtfertigen; denn die Dialekte sind ja nicht aus der gemeinsamen Sprache wie Zweige aus einem Stamme hervorgesprossen, sondern sie haben sich neben dieser auf Grundlage der gemeinschaftlichen Ursprache, des Lateinischen, entwickelt. Man kann daher nicht, wie z B. Galiani that, die Eigenthümlichkeiten des Dialektes wie blosse Umformungen des Toskanischen behandeln; man muss stets auf die wahre Quelle, das Lateinische, zurückgehen. Lässt man aber hierbei die Vergleichung mit dem Toskanischen ganz bei Seite, so

ergeben sich zwei Inconvenienzen. Erstens wird eine Arbeit, die von Anderen bereits vortrefflich geleistet worden, unnützer Weise noch einmal gethan; d. h. es werden alle Eigenthümlichkeiten des Toskanischen, die auch dem Neapolitanischen angehören, noch einmal aus dem Lateinischen hergeleitet; und jener gemeinsamen Eigenthümlichkeiten sind nicht etwa nur wenige; sie bilden vielmehr in beiden Idiomen den Grundstock, sonst könnte man sie ja nicht unter den Begriff derselben Sprache befassen. Und ferner wird eben diese Zusammengehörigkeit aller Mundarten derselben Sprache verdunkelt. Die stete Vergleichung mit allen andern Dialekten würde unthunlich und verwirrend sein; aber sie ist nothwendig und höchst lehrreich mit demjenigen, welcher sich zur Schriftsprache erhoben hat, und welcher als allgemein bekannt vorauszusetzen ist, so dass er unter allen übrigen Schwestermundarten gleichsam das bindende Glied bildet, ohne das sie auseinanderfallen würden. Es ist daher nach meiner Ansicht für die Darstellung eines Dialektes dieses die Methode, alle seine Abweichungen vom gemeinsamen Idiom zu erforschen, von diesen aber nicht als von blossen Umformungen, sondern nach ihrer Herkunft aus der gemeinschaftlichen Ursprache Rechenschaft zu geben.

Es bleibt mir übrig, von einem Werke zu sprechen, das seit langer Zeit im Drucke begriffen, endlich vor wenigen Monaten vollendet worden ist, den Notizie Biografiche e Bibliografiche degli Scrittori del Dialetto Napoletano von Pietro Martorana (Napoli, Chiurazzi. 1874). Es ist dies eine Arbeit von bewunderungswürdiger Gründlichkeit, und die Compilation derselben hat den Verfasser keine geringe Mühe gekostet. Die Ausgaben der neapolitanischen Schriftsteller sind mehr und mehr selten geworden, und viele selbst in Neapel gar nicht oder nur mit grossen Kosten aufzutreiben. Dennoch hat Martorana nicht nur fast Alles gelesen, was im Druck erschienen ist, er kennt auch viele Werke, die nur im Manuscripte existiren, und die Notizen über das Leben der Autoren hat er oft nur mit langwierigen Studien herbeischaffen können. Ausser den Artikeln über die einzelnen Schriftsteller, von denen auch hin und wieder kleinere ungedruckte Productionen eingeflochten sind, hat er in mehreren umfangreicheren Abschnitten gewisse Gattungen von Poesien oder literarischen und gelehrten Werken zusammengefasst und besprochen. Der eine von diesen behandelt die Canzoni popolari und sammelt alle Reste alter Volkslieder, die sich bei

älteren Autoren verstreut finden; ein anderer über die Comödie giebt zwei volksthümliche Dialoge, wie sie in alter Zeit bei der Weinlese aufgeführt wurden, und wie sie noch heute gewisse kleine Volksbühnen Neapels reproduziren, la Cantata di Zeza und la Socra e la Nora. Ferner wird die Literatur der Vocabulare des Dialektes mit grosser Vollständigkeit gegeben, und ein Artikel, betitelt „Die Schriftsteller über den Dialekt" hat das Verdienst, auch das Hauptsächlichste in Deutschland über den Gegenstand Publizirte zusammenzustellen und so einem künftigen neapolitanischen Bearbeiter desselben diese ihm vielleicht weniger bekannten Hilfsquellen nachzuweisen. Bei der Gründlichkeit Martorana's fällt mir nur auf, dass er nirgend von dem 1872 erschienenen 2. Bde. der Canti delle Provincie Meridionali* gesprochen hat, in welchem Vittorio Imbriani (von p. 365—409) 34 neapolitanische Volkslieder veröffentlichte, ungerechnet die vielen andern, die in die Anmerkungen verstreut sind. Mich dünkt diese Sammlung, etwa neben Basile's Märchen, gerade das Beste und Interessanteste, was wir von der Literatur des Dialektes besitzen, und sie endlich vermag uns eine Idee von dem echten neapolitanischen Volksliede zu geben, dessen Begriff uns durch die läppischen auf den Strassen Neapels verkauften sogenannten canzoni popolari verdorben worden, und von dem jene bei Martorana zusammengestellten Reste doch nur eine ungenügende Probe waren. — Martorana's Buch im Ganzen will kein literarisches oder kritisches, sondern nur ein gelehrtes Werk, eben eine Bibliographie sein. Der Verfasser enthält sich meist des Urtheils ganz und gar oder giebt es kurzgefasst mit den Worten eines Anderen, oder so wie es in der allgemeinen Meinung besteht, ohne weitere Prüfung. Wir können hier über den literarischen Werth der besprochenen Werke nichts erfahren. So ist denn auch die Vorrede, welche eine Uebersicht über die Geschichte der neapolitanischen Literatur geben sollte, der schwächste Theil der Arbeit; es ist eine farblose und monotone Zusammenreihung historischer Notizen. Doch hieran war vielleicht auch der Gegenstand selber schuld; denn schwerlich hat die Literatur eines Dialektes, und sicherlich nicht die des neapolitanischen eine wirkliche Geschichte und Entwickelung. Und allerdings kann man hier weiter fragen, ob diese neapolitanische Literatur, der es an Umfang und Mannichfaltigkeit freilich nicht fehlt, die aber an wahrhaft Werthvollem, wie sich das bei

* Dieses Buch bildet den dritten Band der Canti e Racconti del Popolo Italiano, pubbl. per cura di Comparetti e d'Ancona, Turin, Löscher, 1872.

den Produktionen eines Dialektes nicht anders erwarten lässt, durchaus nicht übertrieben reich ist, denn auch eine so ausführliche und mühselige Bibliographie verdiente, und ob der Verfasser seine Kräfte und seine Gelehrsamkeit nicht in anderer Weise besser hätte verwenden können. Auf jeden Fall bleibt das Buch, auch so wie es ist, interessant und nützlich, sowohl was seinen Hauptgegenstand anbetrifft, als auch wegen der mannichfachen Notizen über Antiquitäten Neapels, die sich in ihm verstreut finden, und die in schätzenswerthester Weise unsere Kenntniss dieser in jeder Beziehung so merkwürdigen Stadt bereichern.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium bearbeitet von Dr. Hermann Kluge, Professor am Gymnasium zu Altenburg. Fünfte verbesserte Auflage. Altenburg, 1874. Druck und Verlag von Oskar Bonde.

Das auszeichnende Lob, mit dem wir das Werk in Band 47 S. 167—168 dieser Zeitschrift begrüssten, müssen wir bei der raschen Verbreitung dieses Hülfsmittels, welches seit dem Jahre 1869 nun schon die fünfte Auflage errungen, nach herzlicher Ueberzeugung wiederholen. Der Verfasser, eingedenk des Satzes, dass nur wer in einer Wissenschaft zu Hause ist, ein Compendium schreiben soll, hat überall die nachbessernde Hand angelegt oder Ergänzungen nachgetragen, so dass wir bei den letzteren schon versucht sind, dem Eifrigen eine Warnung vor dem Zuviel zuzuflüstern. Man sehe S. 105 die Anmerkung über Bürger. Höchst erwünscht für die Lehrer sind die stets wieder durchgesehenen literarischen Nachweise, besonders die Hinweise auf Ausgaben und Schriften, aus denen eine umfassendere Belehrung zu schöpfen. Wie sehr Kluge beflissen ist, den Forderungen der Schule gerecht zu werden, sieht man recht, wenn man seine Behandlung des Nibelungenliedes mit der dürren Skizze bei Koberstein d. h. die warme Ausführlichkeit des Schulmanns mit der armen Nüchternheit des Registrators vergleicht. Dass der Verfasser überall auf Lectüre hinarbeitete, springt in die Augen. Eine Literaturgeschichte für Schulen soll ja vor Allem ein Hebel der Lektüre sein. Nur die Auswahl der Dichtungen, auf welche der pädagogische Literarhistoriker verweist, bedarf wohl theilweise noch einer strengeren Musterung. Wir wollen im Folgenden unsere Ansichten und Vorschläge kundgeben. Bei Walther von der Vogelweide S. 48 fehlt gerade eine Hinweisung auf ein Minnelied, und hierzu empfiehlt sich das innige Lied „Bin ich dir unmaere". Unter den Schwänken des Hans Sachs S. 63 vermisse ich „Sanct Peter mit den Landsknechten." Bei Luther S. 64 konnte das Lied „Vom Himmel hoch da komm ich her" als ein Beispiel für Unterlegung einer Volksmelodie, zugleich aber auch als Beispiel für die Vergeistlichung des Textes eines weltlichen Volksliedes dienen. Als Proben der in mancher Hinsicht ausartenden Kirchenliederpoesie dürfen gelten von Philipp Nicolai S. 77 „Wie schön leucht uns der Morgenstern" und „Wachet auf! ruft uns die Stimme,"

natürlich im Urtext. Opitzens weltliche Lyrik S. 72 vertreten würdig die Lieder „Sei wohlgemuth, lass Trauern sein“ und „Ich empfinde fast ein Grauen.“ Bei Fleming S. 74 ziehe ich dem Sonett „An sich“ dasjenige vor, welches seine eigne Grabschrift enthält, sowie das Sonett auf Opitzens Ableben. Paul Gerhardts geistliche Lyrik S. 77 lässt sich noch belegen durch die Lieder „Wach auf, mein Herz, und singe“ und „Ich singe dir mit Herz und Mund.“ Von den gleichzeitigen Dichtern geistlicher Lieder verdienen eben da noch Samuel Rodigast (Was Gott thut, das ist wohlgethan), Martin Rinckart (Nun danket Alle Gott) und Johann Heermann (O Gott, du frommer Gott) eine Stelle, die beiden letzten auch deshalb, weil sie die genannten Gesänge in Alexandrinern gedichtet haben. Die Richtung der Wasserpoeten S. 81 lässt sich veranschaulichen durch Daniel Stoppe's „Kümmelsuppe, du mein Leben.“ Der Charakter der Hofpoesie tritt bei Canitz S. 81 in seinem Lob des Tobaks, das eigenartige Wesen Günthers in seinem Studentenliede „Brüder, lasst uns lustig sein“ hervor. Bei Ewald von Kleist S. 90 ist die Fabel nicht zu vergessen, z. B. „der gelähmte Kranich.“ Uz S. 90 wird mehr charakterisirt durch die Oden „Das bedrängte Deutschland“ und „Auf den Tod des Majors von Kleist.“ Bei Gellert S. 93 hätte erinnert werden sollen an die Lieder „Wie gross ist des Allmächtgen Güte,“ „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,“ „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ und an das von Beethoven componirte „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“ Als Fabeln kannten wir in unserer Jugend von Lichtwer S. 93 „Die Katzen und der Hausherr,“ von Michaelis „Die Biene und die Taube,“ von Pfeffel „Das Johanniswürmchen; die Stufenleiter.“ Zu den Elegien Klopstocks S. 96 ergänze ich „Die Sommernacht;“ zu Salis Liedern S. 108 „Das Herbstlied,“ „Lied eines Landmanns in der Fremde;“ zu Herders eigenen Gedichten S. 125 „die Lerche,“ ferner die Parabel „die Morgenröthe,“ die Paramythie „Nacht und Tag;“ zu Wilhelm Müllers Liedern S. 186 die Ballade „Der Glockenguss zu Breslau.“

Schliesslich legen wir aufs Neue diesen schönen Beitrag zur pädagogischen Literatur den Fachgenossen ans Herz, damit der Ruf unserer Epoche nach nationaler Bildung auch in den Stätten der Jugenderziehung einen lauten Wiederhall finde.

Dresden. Eduard Niemeyer.

M. A. Thibaut, Vollständiges Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 60. Auflage. 2 Theile. 490 und 440 Seiten Quart. Braunschweig bei G. Westermann. 1871. (71. Auflage. 1874.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschien in Leipzig bei Schwickert ein französisch-deutsches Wörterbuch, vom Konrektor Johann Gottfried Haas zu Schneeberg bearbeitet. Dasselbe scheint sich nicht gerade einer günstigen Aufnahme erfreut zu haben: denn erst nach 35 Jahren ist von einer 3. Auflage die Rede, „revue et corrigée par Thibaut.“ Nachdem das Buch mehrmals seinen Besitzer gewechselt hatte, ging es im Jahre 1846 in den Westermannschen Verlag über. Ein Jahr später erschien die 9. Auflage, welche F. A. Weber besorgt hatte; und im Jahre 1851 die vom Professor de Castres in Hamburg veranstaltete 19. Auflage. In dieser letzteren Gestalt hat das Buch 41 Auflagen erlebt. Wie sehr dasselbe verbreitet gewesen ist, geht am besten daraus hervor, dass bis zum Jahre 1871 ungefähr 300,000 Exemplare an den Markt gekommen sind.

Die jetzt vorliegende 60. Auflage ist von den Herren Büchmann und Wüllenweber in Berlin bearbeitet. Dieselben sagen in der Vorrede: „Unter Benutzung der vorzüglichsten Hülfsmittel der Neuzeit (Sanders, Littré,

Bescherelle, Sachs, Mozin, Plötz u. a.) haben wir sowohl die Orthographie nach den jetzt allgemein anerkannten Gesetzen umgeändert, als auch eine grosse Zahl neuer, zum Theil erst in der Gegenwart entstandener Wörter aufgenommen, welche man bisher vergeblich in Wörterbüchern suchte. Eine unbefangene Prüfung wird ergeben, dass wir Artikel für Artikel, Zeile für Zeile durcharbeiteten, bemüht gewesen sind, die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter streng logisch und übersichtlich zu ordnen, die grammatischen Beziehungen derselben durch passende Beispiele anschaulich zu machen, alles Unschulmässige und Unbrauchbare auszuscheiden, um Raum zu gewinnen für die zahlreichen der Schrift- und Umgangssprache angehörenden Wendungen und Redensarten, mit einem Wort, das Buch zu dem zu machen, was es sein soll: ein Buch für die Schule, das Haus und das Leben."

Um ein Buch, wie das vorliegende, richtig zu beurtheilen, musste man es erst längere Zeit in täglichem Gebrauch haben, damit man sich überzeugen kann, ob es wirklich den Anforderungen der Jetztzeit entspricht. Jedenfalls ist es ein günstiges Zeichen, dass seit dem Jahre 1871 bereits 7 Auflagen nöthig geworden sind. Wir wollen nun versuchen, an einigen Beispielen zu zeigen, wie sich die jetzige Gestalt desselben von der früheren unterscheidet.

Was zunächst die Orthographie betrifft, so sind mit vollem Recht statt der veralteten Formen feseur, grèque, pié, piège, viène u. s. w. die neueren faiseur, grecque, pied, piége, vienne gesetzt. Für die deutsche Orthographie ist Sanders massgebend gewesen; es sind demgemäss alle Wörter, in denen ein K-Laut vorkommt, mit k geschrieben; z. B. Kandidat, Kapital, Kaskade, Doktor, Rektor u. s. w. Nur in Bezug auf die Endungen iren und niss ist von Sanders, der bekanntlich ieren und nis schreibt, abgewichen worden.

Von solchen Wörtern, die in der alten Auflage fehlten, seien hier beispielsweise angeführt: Ausschreitung, Fälschung, fraglich, Freimarke, Gründer, Hemdärmel, Hintergedanke, Hochebene, Hochkirche, ketten, Kettenbrücke, Panzerschiff, Pfahlbauten, Rinderpest, Schraubendampfer, Ueberzieher, Urwähler, veröffentlichen, Vollendung, werthvoll, Zündnadelgewehr; ferner, banlieue, quand même, rotation surtout u. a. Die Zahl der Fremdwörter, sowie der historischen und geographischen Eigennamen ist bedeutend vermehrt; die Letzteren stehen mit Recht an ihrer alphabetischen Stelle, und nicht, wie in so vielen Wörterbüchern, am Ende zusammengedruckt.

In Bezug auf die einzelnen Artikel haben wir, indem wir die alte mit der neuen Auflage verglichen, gefunden, dass die Letzte jene an Klarheit, Reichhaltigkeit und Uebersichtlichkeit bedeutend übertrifft. Es hat den Herausgebern beispielsweise nicht genügt, hinter dem Worte annehmen die verschiedenen Uebersetzungen aufzuzählen, weil dadurch nichts erreicht wird; sondern sie haben durch kurze Beispiele und Zusätze klar gemacht, wie dies Wort in jedem einzelnen Falle zu übersetzen ist; wir erfahren also, dass man sagt accepter un cadeau, recevoir une visite, engager un domestique, adopter un enfant, embrasser une religion, prendre un titre, supposer un cas u. s. w. Bei dem Worte wie ist durch eine Fülle von kurzen Beispielen dargethan, wie man dieses Wort in seinen verschiedenen Verbindungen zu übersetzen hat. Wo durch Hinzufügung eines Synonyms der Unterschied zwischen mehreren Bedeutungen desselben Wortes deutlich gemacht werden konnte, ist es geschehen: z. B. bei erhalten, erheben, erklären, erregen u. s. w. Wir müssen es uns versagen, weitere Beispiele hier anzuführen; wer die beiden Auflagen neben einander hält, wird ohne Mühe die Zahl derselben vermehren können. Auf eins aber möchten wir noch aufmerksam machen, um zu zeigen, wie sehr die alte Auflage einer gründlichen Sichtung und Reinigung bedurfte. Die Herausgeber nennen das, was sie ausgeschieden haben, unbrauchbar und unschulmässig; sie hätten es ebenso richtig unsinnig, ja blödsinnig nennen können, denn wie kann man anders sagen, wenn man

folgende Sätze liest, die zum Theil hinter Wörtern stehen, die gar keiner weiteren Erklärung bedürfen:

bei incrédulité: Der Unglaube ist ein verzweifelter Bruch jedes Verhältnisses des Menschen zu Gott.

bei individualité: Man findet in Italien glänzende Individualitäten.

bei Jonie: der Pilger, welcher Hellas' Staub betreten, der den Alhambra, dann den Cirkus sang.

bei rapacité: Frankreichs neues Regiment legt eine unerbittliche Raubsucht an den Tag.

bei république: was doch die Republik mir mundet, seit ich der Könige genug gesehn.

bei résonner: ich höre dich, in Seligkeit versunken fliegt mich, den Jüngling, edle Röthe an.

bei toi: Du gemeines Bestienpack, trag' wie zuvor den Lehenssack!

bei vieillir: Alt, schöne Freundin, hör' es ohne Klage, alt wirst du einst und fern' bin ich dir dann.

bei vieux: Seht da den alten Baron, der hudelt uns wie in der Frohn.

bei lexicographe: alle andern Schriftsteller können nach Lob trachten; die Verfasser von Wörterbüchern sich aber nur bestreben, den Vorwürfen zu entgehen.

Es ist zu bewundern, dass der Hamburger Bearbeiter diesen jedenfalls von ihm selbst herrührenden geistreichen Satz nicht mehr beherzigt hat; dagegen ist es entschieden ein Verdienst der neuen Herausgeber, Prof. Büchmann und Dr. Wüllenweber, diesen und ähnlichen* Unsinn gründlich beseitigt zu haben. In wirklich vorzüglicher Weise haben sie ihre Aufgabe zu lösen gewusst und sich dadurch um den Unterricht ein hohes Verdienst erworben. Ihnen, sowie dem Verleger, der seinerseits Alles aufgeboten hat, um das Buch auch äusserlich zeitgemäss umzugestalten, wünschen wir, dass dasselbe noch recht viele Auflagen erleben möge.

II.

1. Französisches Lesebuch. Zum Gebrauche an Gewerbeschulen und gehobenen Bürgerschulen von Dr. J. B. Peters. Leipzig bei Braune.

2. Englisches Lesebuch. Von demselben Verfasser. Berlin bei Springer.

Der Herausgeber, welcher an der k. Gewerbeschule in Bochum die neueren Sprachen lehrt, ist durch die Reorganisation der Gewerbeschule zur Abfassung obiger beiden Sammlungen veranlasst worden, da nach den neuesten Bestimmungen die Abiturienten gedachter Anstalten die französische und englische Sprache in soweit beherrschen sollen, dass sie im Stande sind, die in jenen abgefassten technischen Werke zu verstehen. Wird nun auch von Herrn Peters vorzugsweise ein rein praktischer Zweck verfolgt, so hat doch der Verfasser mit Rücksicht auf die unteren Lehrstufen das erziehliche Moment zugleich sorgfältig beachtet und den ersten Theil beider Bücher: die Prosa, in zwei Abtheilungen zerlegt, welche *A* allgemein erzählenden und beschreibenden und *B* technischen Inhalts sind. Der zweite Theil

* Man vergleiche in der alten Auflage die Artikel intolérance, invasion, laurier, lave, lever, lilas, Livonien, mollir, mutilateur, natte, pyramide, républicain, resplendissant, royauté, sentinelle, signer, Strélitz, temporiseur, trois, tuméfier, votre.

bietet eine Auswahl von Gedichten und den Schluss macht ein nach dem Lesestoffe geordnetes Vocabularium technischer Ausdrücke. Was die Wahl der einzelnen Stücke betrifft, so erscheint dem Referenten alles beigebrachte lesenswerth; neben manchem Bekannten treffen wir auch recht viel Neues, und die Schüler werden ohne Zweifel die beiden Bücher gern benutzen. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn der Verfasser die Zahl der Briefe und der historischen Abschnitte etwas vermehrt und namentlich die Biographie einiger berühmter Techniker mit beigefügt hätte, welche in vieler Beziehung für Schulen von grossem Werthe sein dürften. Die Ausstattung beider Bücher ist sehr gut, und der Druck — bis auf einige kleinere Versehen — recht correct. H.

1. Der Menschenfeind. Fünfaktige Komödie in Versen von Molière. Uebersetzt von Heinrich Kayser.
2. Les Précieuses ridicules. Comédie par Molière. Avec commentaires choisis des meilleurs commentateurs français augmentés de remarques par Otto Fiebig, Dr. A. Fr. Courvoisier. Leipzig. E. J. Günther, Éditeur.
3. Choix de comédies. Les Précieuses ridicules et les Femmes savantes par Molière. Avec une notice littéraire et des notes explicatives par E. Perréaz. Schaffhouse. Fr. Hurter, Éditeur.
4. Les Femmes savantes. Comédie de Molière avec une notice et des notes par E. Géruzez. Paris. L. Hachette et Cie.
5. Les Femmes savantes, comédie de Molière, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von C. Th. Lion, Dr. phil., Rektor der höheren Bürgerschule zu Langensalza. Leipzig, Teubner.

Die vorstehend verzeichneten, mehr oder weniger neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Molière-Literatur haben zwar wesentlich Neues nicht gefördert, sind aber doch, namentlich vom didaktischen Standpunkte aus betrachtet, wohl der Beachtung werth.

Was zunächst die Uebersetzung des Misanthrope betrifft, so ist es ein kleines Buch mit rosenrothem Umschlag, in welchem weder Ort noch Zeit des Erscheinens angegeben sind; gedruckt ist es von B. Meyner in Delitzsch. Die Arbeit selbst ist eine sehr gewissenhafte, sorgfältige, insofern nicht nur das Versmass des Originals beibehalten, sondern auch eine so treue Nachahmung des Textes gegeben ist, dass sie fast einer Interlinearübersetzung gleichsieht. Von der, ich weiss nicht wie hoch sich belaufenden Zahl der Verse der Komödie fehlen in der Uebersetzung zwei, die, wie es scheint, aus ästhetischen Rücksichten mit Andeutung der Lücke fortgelassen sind; dies sind die folgenden:

Elle fait des tableaux couvrir les nudités;
Mais elle a de l'amour pour les réalités.

Es fehlen ferner, man sieht nicht recht, aus welchem Grunde, aus derselben pikanten Scene zwischen Célimène und Arsinoe zwölf Verse, in denen freilich die Vorwürfe der Letzteren so zu sagen etwas handgreiflich werden. An derselben Stelle ist endlich noch ein Halbvers ausgelassen:

„Wenn Ihnen unser Herz die Huld'gungen nicht gönnte,
So denk' ich, dass man's leicht wie Andre machen könnte:
(Ne se point ménager,) und zeigen durch die That,
Dass, wenn man welche will, man auch Verehrer hat."

Aus der im Uebrigen peinlichen Genauigkeit in der Uebersetzung scheint denn auch zu erklären, dass, während der lebendigere, in kurzer Rede und Widerrede sich bewegende Dialog meist recht wohl gelungen ist, in den längeren Tiraden sich mancherlei recht empfindliche Härten finden. Die grössten Härten sind aber wohl durch eine zuweilen etwas zu weit gehende Anwendung der Apostrophirung erzeugt worden wie in folgendem Verse: Es ist ein zärtlich', suss' und schmachtend' klein' Gedicht; und es möchte beim mündlichen Vortrage doch wohl dem Sprechenden wie dem Zuhörer etwas schwer ankommen, über folgende Höcker: „Und dur*ft'st* dich nicht in Kosten stecken", „Hu*ld'g*ung", „Schöngeis*t'r*ei", „Du bist so frech und sa*gst*, *'s* wär ihm geglückt" hinwegzugleiten.

Ohne weiter auf die nicht allzu zahlreichen Stellen einzugehen, wo der Ausdruck aus ästhetischen oder rein sprachlichen Gründen nicht ganz angemessen erscheint, sei hier nur auf eine Stelle aufmerksam gemacht, die mindestens den der damaligen Zeitverhältnisse Unkundigen im Unklaren lässt. In der Aufregung, in die Alceste durch das Drängen Oronte's versetzt wird, giebt er endlich sein Urtheil über das Sonnet desselben dahin ab:

„Franchement, il est bon à mettre au cabinet!"

Herr Kayser übersetzt:

„Gerad' herausgesagt, es passt auf's Cabinet!"

Endlich möchten wir den Herrn Uebersetzer auch noch auf einen Anachronismus aufmerksam machen, Molière lässt Alceste zu Célimène (Act II, 1) sagen:

„Vous êtes-vous rendre avec tout le beau monde
Au mérite éclatant de sa perruque blonde?"

Unser Uebersetzer:

„Sein blonder Zopf hat wohl Ihr Herz ihm zugewandt?"

Zöpfe trugen die Herren erst im XVIII. Jahrhundert.

Nr. 2 ist das 15. Heft einer Sammlung, die seit einer Reihe von Jahren von den beiden auf dem Titel genannten Herren und einem Herrn St. Leportier herausgegeben wird.

Voraufgeschickt ist ein Avertissement sur les Précieuses ridicules, welches auf IX Seiten in Auszügen aus Tachereau und den bekanntesten Commentatoren Molière's ein Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeit und eine Geschichte der Entstehung dieses Lustspiels zu geben sucht. Darauf folgt die Molière'sche Vorrede und endlich das Stück selbst mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl theils sachlicher, theils sprachlicher Anmerkungen in französischer Sprache, die auch wieder zum überwiegenden Theil den bekanntesten Commentatoren entnommen sind. Anleitungen zum Uebersetzen schwierigerer Stellen sind mehrfach in Anlehnung an die Baudissin'sche Uebersetzung gegeben. Besonders hervorzuheben ist noch, dass durch mancherlei Berücksichtigung der Etymologie und Synonymik diese Ausgabe sich wohl für Gymnasien und Realschulen besonders eignen möchte.

Nr. 3. Auch Herr Perréaz beabsichtigt eine Reihe von Lustspielen Molière's mit historischen, philologischen und literarischen Anmerkungen herauszugeben. Sein Zweck ist, den Dichter in Deutschland zu popularisiren, wie er sagt, nicht etwa, eine Originalarbeit zu leisten. So enthält denn auch seine Einleitung eine geschickt gemachte Zusammenstellung aus Voltaire, La Harpe, Nisard, Géruzez, Sainte-Beuve, Moland u. A.

Die unter dem Texte befindlichen Anmerkungen sind ebenfalls meistens den bekanntesten Commentatoren entlehnt, die, übrigens verständigerweise nur sparsam gegebenen, Anleitungen zum Uebersetzen einzelner Stellen lehnen sich an die Baudissin'sche Uebersetzung an.

Nr. 4. Diese Ausgabe hat unter vielen Vorzügen namentlich den, dass sie von einem genaueren Kenner Molière's gemacht ist; dies bezeugen sowohl die meist selbständigen, übrigens knapp gehaltenen Anmerkungen, wie auch namentlich die kurz gefasste, geistreiche Einleitung. Dies, der correcte Druck und der äusserst billige Preis empfehlen diese Ausgabe ganz besonders für Schulen.

Nr. 5 endlich ist die gewissenhafte, sorgfältige Arbeit eines tüchtigen deutschen Schulmannes. Einleitung und Anmerkungen sind in deutscher Sprache gegeben, weil nach der Meinung des Herausgebers, und wir stimmen ihm vollkommen bei, die französisch geschriebenen Anmerkungen, mit denen man dem Zwecke der Conversation zu dienen wähnt, ohne einen des mündlichen Gebrauchs der Sprache vollkommen mächtigen Lehrer nichts helfen, bei einem solchen aber überflüssig sind, ja nur schaden.

Die Einleitung (20 Seiten) beschäftigt sich eingehend mit der Entstehung des Stückes, dem Gange der Handlung, der Zeichnung der Charaktere, und einer Würdigung des Stückes. An dem Texte selbst ist zunächst rühmend hervorzuheben, dass die Verse numerirt sind, was für den Schulgebrauch eigentlich unerlässlich ist, und, meines Wissens, sich doch bisher in keiner Schulausgabe des Dichters findet.

In den Anmerkungen erhält der Leser zu grösserer Förderung des Verständnisses am Anfange jeder Scene eine Inhaltsangabe. In dieser Förderung des Verständnisses scheint uns indess Herr Lion etwas sehr weit gegangen zu sein. Inhaltsangaben sowohl, wie auch namentlich die sehr zahlreichen Anleitungen zu correcter Uebersetzung sollten, so meinen wir, bedeutend eingeschränkt werden; denn, abgesehen von andern Bedenken, würde durch die so zu erzielende Raumersparniss der Preis dieses so sehr für den Schulgebrauch geeigneten Buches (22½ Sgr.) sich gewiss ein gut Stück herabsetzen lassen.

Von der in dem Vorworte in Aussicht gestellten gleichen Bearbeitung des Tartufe und des Misanthrope ist bereits in diesem Jahre die des Tartufe erschienen. Davon nächstens.

Berlin. Crouze.

---

1. A Manual of English Literature: a Text-Book for schools and Colleges; 2. a Manual of American Literature; 3. a short Course in Literature; 4. Composition and Rhetoric; 5. First Lessons in Composition; by John S. Hart, LLD. Professor of Rhetoric and of the English Language and Literature in the College of New Jersey, and Late Principal of the New Jersey State Normal School. Philadelphia: Eldredge & Brother, 1873.

Es gereicht mir wahrhaft zur Genugthuung, Lehrern und Lernenden der englischen Sprache obige Werke anempfehlen zu können. 1 und 2 sind, wie die übrigen Bände, sehr elegant ausgestattet, dabei aber durchaus preiswürdige (jeder Band kostet nur 2 d. 50 c.) ausführliche Text- und Nachschlagebücher über die englische und amerikanische Literatur, wie wir dergleichen bisher nur für die deutsche Literatur besessen haben. Ich

denke dabei an solche Handbücher wie das von Pischon, Weber, Möbius u. dergl., nur dass die hier angezeigten von grösserer Vollständigkeit sind, was die Zahl der Autoren betrifft; denn sie umfassen nicht nur belletristische, theologische und philosophische Werke, sondern auch Schul- und Lehrbücher für die Jugend, Zeitungen und Zeitschriften, wie überhaupt Alles, was die Lectüre des Volkes bildet, streng wissenschaftliche Fachwerke allein ausgenommen. Das Handbuch der englischen Literatur beginnt mit der Literatur vor Chaucer und endet mit Tennyson und seinen Zeitgenossen. Die Eintheilung ist nämlich nicht nach Jahrhunderten, was, von dem Verfasser mit Recht bemerkt, zu vielen Willkürlichkeiten führt, sondern unter Angabe der Regierungen sind die verschiedenen Autoren um den hervorragendsten ihrer Zeit gruppirt, wobei der Herausgeber von dem Grundsatze ausging, dass die so zusammengestellten Dichter und Schriftsteller in gewisser Hinsicht denselben erziehlichen und politischen Einflüssen unterlagen. Als Nebenabtheilungen folgen dann die Gruppirungen der verschiedenen Fächer untereinander, was dem Gedächtnisse sehr zu Hilfe kommt und das Verständniss der Bedeutung der Autoren sehr befördert.

Von ganz besonders praktischem Werthe ist die äussere Einrichtung und die typographische Form der Werke, welche beide dem Gedächtniss grosse Erleichterungen bieten. Zur Veranschaulichung sei die Behandlung Spenser's angeführt. Die ersten 6 Zeilen in small-pica-Typen enthalten die allgemeinsten Angaben über den Dichter. Dann folgen in Nonpareil 6 Zeilen überschrieben: Early Career. In gleichem Druck folgen: Connection with Sidney and Leicester, Connection with Raleigh, Other Publications, Return to Ireland, Latest Publications, und this Misfortunes and Death. Dann folgt in Bourgeoistypen Plan of the Fairy Queen, und den Schluss bilden Charakter of his Poetry und His versification.

Mit Ausnahme der einen Section, welche in 18 Zeilen den Plan der Fairy Queen angiebt, erstreckt sich keine auf mehr als 9 Zeilen, so dass der Leser sie alle leicht ins Auge fassen und dem Gedächtniss einprägen kann. Der Gesammtinhalt des 636 Seiten enthaltenden Bandes Nr. 1 würde, in der gewöhnlichen Weise gedruckt, zwei bis drei Octavbände füllen. Ausser der Reichhaltigkeit besitzen diese Handbücher aber auch den noch grösseren Vortheil der Genauigkeit und Zuverlässigkeit in allen Angaben, wenigstens in der nach-chaucerischen Zeit, welche natürlich den bei weitem grössern Theil des Werkes bildet. Auch die Urtheile zeugen von dem richtigen und gebildeten Geschmack des Herausgebers. Oft sind sie anerkannten Grössen entlehnt, in welchen Fällen die Quellen angegeben sind.

Alles hier Gesagte gilt ebenfalls von dem an Umfang gleich starken Werke Nr. 2, welches, ausser allen bezeichneten Vorzügen des Handbuchs der englischen Literatur, noch den besitzt, dass es von mehreren in Europa, namentlich dem Festlande, minder bekannten Dichtern und Schriftstellern kurze Proben bietet. Die Register zu beiden Bänden sind musterhaft, und es wäre zu wünschen, dass man in Deutschland endlich das gute Beispiel, das uns England und Amerika in dieser Hinsicht längst gegeben, nachahmen lernte.

Nr. 3. A short Course in Literature, English and American enthält in einem nur halb so starken Bande wie die eben erwähnten einen gedrängten für Schulen untergeordneter Art berechneten Kursus in der englischen Literatur beider Hemisphären.

Nr. 4. Composition and Rhetoric ist ein sehr werthvolles, ebenso praktisch wie die vorgedachten Bände eingerichtetes Werk, welches, wenn auch zunächst natürlich auf die gebornen Engländer und Amerikaner berechnet, doch auch dem Ausländer bei seinem Studium der englischen Sprache von wesentlichem Nutzen sein wird. Diesen erlangt es für ihn namentlich durch die zahlreichen, den besten Schriftstellern entnommenen Beispiele, die theils als Belege für die Regel dienen, theils ihrer Regelwidrigkeit wegen

angeführt und dann berichtigt werden; ganz besonders aber durch die zwei, in allen mir bekannten englischen Grammatiken sonst so mangelhaft, hier aber so vortrefflich behandelten Kapitel über die Interpunction und die Prosodie. Letztere übertrifft bei weitem, was beispielsweise in Latham's The English Language zu finden ist. Eine gewiss sehr nützliche Beigabe ist auch die Probe eines Correcturbogens nebst Anweisungen, wie man bei der Correctur zu verfahren habe. Natürlich fehlt es auch diesem Bande nicht an einem vollständigen Register.

Nr. 5 ist mehr Uebungs- als Lehrbuch, und ist ebenfalls seiner praktischen Einrichtung wegen, namentlich für den Gebornen, sehr zu empfehlen.

Leipzig. Dr. David Asher.

Programmenschau.

Grammatikalien zum Verständniss des Nibelungenliedes. II. Abtheilung, Syntaktisches enthaltend, von Prof Erhardt. Programm des Gymnasiums in Ellwangen. 1871. 25 S. 8.

Das Programm ist die Fortsetzung des vom Jahre 1866, welches die Formenlehre behandelte, und ist, da die Syntax des Nibelungenliedes noch selten untersucht ist, mit Dank anzunehmen; ob dem Verfasser die zwei Programme von Lehmann (Marienwerder) von 1856 und 1857 bekannt sind, ist nicht bemerkt. Der Verf. behandelt den Gebrauch des Infinitiv (ausgedehnterer Gebrauch als Substantiv, als Verbalobjekt ohne Bindepartikel, Accusativ mit Infinitiv, doch noch nicht ganz aus dem Neuhd. verschwunden, wie der Verf. sagt, u. a.), den Gebrauch der Tempora (die Enallage Temporum), der Modi (der Indicativ in abhängigen Sätzen in seiner Abweichung vom Nhd., der Conjunctiv statt des nhd. Indicativ), die verschiedenen Constructionen des Verbum ich wäne, persönliche passive Construction gewisser Verba, die im Nhd. nicht üblichen impersonellen Redensarten, die Construction ad sensum (aber viel ausgedehnter, als der Verf. annimmt). Sodann wird noch über eine Form der Anakoluthie, ungewöhnlichen Numerus des Verbums, abweichende Rection der Verba, Gebrauch der Pronomina, über die Substantivirung und Rection der Adjectiva, über Partikeln, Conjunctionen und Präpositionen kurz gesprochen.

Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Kirche und Papst. Von Gymn.-L. Dr. Rindfleisch. Programm des Gymnasiums zu Marienburg. 1872. 13 S. 4.

Die Abhandlung ist hervorgerufen durch die Neugeburt Deutschlands, sie will den Sänger feiern, der vor mehr als 650 Jahren für Deutschlands Einheit und Unabhängigkeit mit bewundernswerthem Muthe eintrat. In chronologischer Folge gibt sie die Gedichte, in denen gegen die Missbräuche und Uebergriffe des Papstthums Walther auftrat, und bietet dabei auch eine kurze Uebersicht der Lebensgeschichte des Dichters. Neues bringt sie freilich nicht, klärt auch nicht über die noch unsichere Zeit einzelner Gedichte auf.

Beurtheilung der von Gödeke aufgestellten Behauptung, dass Reinmar von Zweter und der Marner identisch seien. Von Dr. F. J. Tschiersch. Im Programm des Gymnasiums zu Luccau. 1872. 37 S. 4.

Die Identität der beiden Dichter ist von Gödeke im Grundriss aufgestellt; da sie bisher nicht weiter besprochen ist, so hat die Frage der Verfasser einer sehr ausführlichen und sorgfältigen Untersuchung unterzogen, wodurch dieselbe wohl ihre Erledigung gefunden hat.

Aus zeitgenössischen Gedichten lässt sich zunächst schliessen, dass der vollständige Name des Marners war Kuonrat der Marner; er war ein Schwabe, Reinmar nicht. Am Marner wird hervorgehoben seine lateinische Gelehrsamkeit, sein Formenreichthum, seine Anmassung, sein übler Ruf; das passt auf Reinmar nicht. Reinmar war nach allgemeiner Annahme ein Elsasser. Des Marners vorhandene Werke reichen, soweit die Chronologie sich feststellen lässt, nicht unter 1247 hinab und nicht über 1268 hinauf, die Reinmars bewegen sich zwischen 1225—1247. Ferner der Marner hebt von sich stark hervor seine Dürftigkeit, seine Sündhaftigkeit, seine umfangreiche Kunst, seine naturgeschichtliche Gelehrsamkeit, alles das findet sich bei Reinmar nicht. Moralisch Anstössiges kommt bei jenem vor, bei diesem nicht. Reinmar erscheint ernst, herzlich, naiv, der Marner als egoistischer Prahler. — Im Ausdruck finden sich zwischen beiden grosse Verschiedenheiten. Reinmar ist reich an Lautfiguren, Marner nicht; dieser bedient sich mit Vorliebe ganz ungewöhnlicher Wörter, jener dagegen hat eine Fülle kühner, neuer Wortformen und Composita, an denen der Marner sehr arm ist. Sodann zeigen sich im Dialekt und im Wortvorrath zwischen beiden grosse Unterschiede. Endlich steht im Versbau Reinmar in Präcision und Glätte hinter dem Marner zurück. Aus allen diesen Gründen ist Gödeke's Hypothese unannehmbar.

Der österreichische Didaktiker Peter Suchenwirt, sein Leben und seine Werke. Von Franz Kratochwil. Programm des Gymnasiums zu Krems. 1871. 54 S. 8.

Der Verfasser gibt zunächst Auskunft über des Dichters Lebensverhältnisse, soweit sie aus seinen Werken erkennbar sind. Demnach fällt seine dichterische Thätigkeit in die Jahre 1356—95; darnach möchte er ungefähr zwischen 1321—1330 geboren sein. Seine Mundart ist die österreichische; wie seine Sprache, so bezeichnet auch der Inhalt vieler seiner Gedichte seine österreichische Heimath. Meistens hat er sich zu Wien aufgehalten. Seinen Namen hat er von seiner Lebensweise angenommen. Er gehört zu den Dichtern, die zugleich Herolde oder deren Gehilfen waren, die die Wappen anslegten, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen verfassten. Mit dem gesammten Adel stand er in vertrauter Bekanntschaft. Er war des Lesens und Schreibens nicht unkundig, ohne gelehrte Bildung zu besitzen; von Haus aus arm konnte er sich erst im gereiften Mannesalter einen festen Heerd in Wien gründen. Mit den ältern Dichtern ist er wohl vertraut, Conrad von Würzburg ist ihm in seiner goldenen Schmiede ein Vorbild. Es steht in seiner Zeit: ausser Gott und Maria gibt es für ihn keinen würdigeren Gegenstand der Dichtung als das Ritterthum in seiner sinkenden Grösse. Seine Ehrenreden sind Denkmale des Ritterthums und berühren die bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse des 14. Jahrhunderts. Er hat von dem Ritterthum die Vorstellungen der grossen Vergangenheit, der

Ritterstand ist die höchste weltliche Würde der Christenheit; er lobt an seinen Helden das Streben nach Ehre; die Minne, die Tugend, Treue, Gastfreundschaft, die Milde, die Mannheit. Einzelne Beschreibungen von Schlachten sind anschaulich. Aber Suchenwirt lobt nicht blos, er tadelt in seinen Lehrgedichten die Mängel seiner Zeit, die Habsucht des Adels, die mangelhafte Erziehung, die thörichten Moden, die leckerhafte Genusssucht, die Spielwuth, die eheliche Untreue; die politischen Verhältnisse scharf in's Auge fassend klagt er über die Zerrissenheit in der Kirche und im Reich, gibt er den Fürsten guten Rath. Mehrere der letzten Gedichte sind Allegorien, und er hat hierbei Gelegenheit sein Talent für Naturschilderungen zu zeigen. Als Andenken an seinen Freund Heinrich den Teichner hat Suchenwirt eine kurze Lobrede hinterlassen. Die religiösen Gedichte zeigen uns seinen gläubigen Sinn, sein frommes Gemüth. Jedenfalls gehört der Dichter, wenn er auch nicht einem Conrad von Würzburg an die Seite zu setzen ist, zu den besten Dichtern seiner Zeit.

Antheil Ober- und Niederösterreichs an der deutschen Literatur seit Walther's von der Vogelweide Tod bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Von Lambert Guppenberger. Programm des Gymnasiums zu Kremsmünster. 1871. 64 S. 4.

Der Verfasser nennt zuerst die epischen Dichter. Es sind noch viele Legenden erhalten, dem Passional ähnlich, noch nicht gedruckt. Ferner ist bekannt Jans Enekels, eines Wieners, Weltchronik; der Verf. setzt Enekels dichterische Thätigkeit in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, sein Geburtsjahr 1230—1240. Die Geschichte und Sage von Karl dem Grossen behandelte der Stricker, ein Oesterreicher, er hat des Pfaffen Conrad Rolandslied umgearbeitet. Ein anderer Oesterreicher Seifart behandelte die Sage von Alexander dem Grossen, wahrscheinlich in der Mitte des 14. Jahrhunderts, das noch ungedruckte Werk zählt 10,000 Verse. Andere Oesterreicher beschäftigten sich mit Lokal- und Landeschronik, so Enekel im Fürstenbuche mit dem Hause der Babenberger. Andere epische Bruchstücke erzählen von dem Geschlechte der Meissauer. Das Gedicht des Abtes Ebro von Zwettel am Ende des 13. Jahrhunderts, dies Kloster betreffend, ist trocken. Die dem Dichter Seifrit Helbling zugeschriebenen Gedichte stammen von einem bis jetzt unbekannten Verfasser, fallen 1280—1300 und sind für die Kenntniss der Zustände Oesterreichs wichtig. Viele historische Gedichte haben wir von Peter Suchenwirt, die 19 Ehrenreden, von geschichtlichem und geographischem Werth. In den byzantinisch-palästinensischen Kreis fallen die Erzählung von Mai und Beaflor, nicht vor der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden, und der Roman Apollonius von Tyrland von Heinrich von der Neuenstadt, vom Anfang des 14. Jahrhunderts. In den Sagenkreis von Artus gehört der Daniel von Blumenthal vom Stricker, nicht besser und nicht schlechter als die meisten Artusromane, sein erstes grösseres Werk, etwa von 1220. Von dem bürgerlichen Pleier stammen aus der Artussage der Meleranz, der Garel vom blühenden Thal, und der Tandareis und Flordibel, etwa 1260—1280; die französischen Quellen, auf die er sich beruft, hat er frei benutzt; die Gedichte waren sehr beliebt, haben aber wenig künstlerischen Werth, die drei zählen über 50,000 Verse. Nach Oesterreich gehören viele Bearbeitungen der deutschen Heldensage, das Nibelungenlied, u. E. auch Biterolf und Dietleib, Alpharts Tod; bestimmt aber Dieterichs Ahnen und Flucht von Heinrich dem Vogler, auf die Zeit Albrechts I. hinweisend, langweilig und langausgedehnt, die Ravennerschlacht von demselben Heinrich, der sich an ältere Quellen lehnt, Fortsetzung des

ersteren Gedichts, das Bruchstück Dietrich und Wenezlau. Beliebt war die Erzählung von der Crescentia, aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts; dieser dem Inhalte nach verwandt, die von der Königin von Frankreich und dem ungetreuen Marschalk. Daran schliessen sich die kleinen Erzählungen des Stricker, theils ernst, theils lustig, alle gewandt; die bedeutendste unter allen Strickerschen Dichtungen ist der Pfaffe Amis, den der Verf. in die letzte Zeit, nahe vor 1250, setzt. Etwas älter ist das Gedicht Werner des Gärtners vom Meier Helmprecht, vielleicht das beste epische Gedicht des Mittelalters, aus der lebendigen Gegenwart mit grösster Gewandtheit erzählend. Das Gedicht gehört Oberösterreich an und setzt es der Verf. in 1236, Friedrichs II. Kreuzzug 1228 wird in demselben angedeutet. In den Ortsangaben über den Schauplatz der Handlung weichen die beiden Handschriften ganz von einander ab; die Angabe der Berliner Handschrift, die sie in die Traungegend verlegt, ist vorzuziehen; der Dichter muss eine Zeitlang am Babenberger Hof gelebt haben, sein Name weist auf ein Wanderleben hin, er war ein armer Fahrender. An Lebendigkeit der Darstellung steht dem Helmprecht nahe das Gedicht des Freudenleeren, genannt der Wiener Meerfahrt, eine Schilderung des Wiener Volkslebens. — Ferner die Lyrik Oesterreichs ist grossentheils mystisch geworden. Derb satyrische Stellen kommen zahlreich vor in Heinrichs von der Neuenstadt mystischem Gedichte „Gottes Zukunft", das besonders von Christi Wiederkunft zum Gericht handelt. Der Teichner behandelt die Frage von der unbefleckten Empfängniss Mariä. An die Leidensgeschichte des Herrn knüpft Johann von Frankenstein seine Betrachtungen, Peter Suchenwirt schildert das jüngste Gericht. Die weltliche Lyrik war noch nicht ganz verstummt, noch gab es Schlachtenlieder, Kreuzlieder, Vagantenlieder. In der höfischen Lyrik ist aber ein Wendepunkt. Ihn bezeichnet Nithart von Riuwenthal, ein Baier, der um 1230 sich nach Oesterreich begab und wohl etwa 1234 starb. Seine und seiner Nachahmer Gedichte hat M. Haupt gesichtet. Zu diesen gehört Geltas, von dem vier Lieder, Tröstelin, von dem nichts erhalten ist, der Minnedichter Ulrich von Sachsendorf, Pfeffel, durch ein Gedicht bekannt, der Tanhuser (1240 — 1276), dessen Gedichte theils derb sinnlich, theils ernst ironisch sind, er besitzt bedeutende geographische Kenntnisse, kennt die alte Sage und die romantische Poesie, war ein treuer Anhänger der Staufen; seine Tanzlieder zeigen grosse Gewandtheit. Der Bruder Wernher war Laie, wahrscheinlich Wallfahrer zum heiligen Grabe; seine dichterische Thätigkeit erstreckt sich von 1216—1256; seine Lebensverhältnisse waren ärmlich. Der Verf. ist geneigt, Bruder Wernher für identisch mit Werner dem Gärtner anzusehen. Reinmar von Zweter gehört in seiner ersten Periode auch Oesterreich an. Vom Rhein gebürtig, in Oesterreich aufgewachsen, siedelte er nach Böhmen über, nach seinem Aufenthaltsorte von Zwetel oder Zweter genannt; er begab sich 1231 zu Wenzel von Böhmen, dann wieder an den Rhein nach Mainz, er starb wahrscheinlich vor 1270. Seine Minnedichtung begann um 1200, seine Gefühle und sein Ausdruck sind nüchtern. Seine politische Dichtung begann 1227, seine letzten Gedichte klagen über das Leid des Vaterlandes. Seine Ansichten über das Leben sind streng. Obgleich Gegner des Papstes ist er doch wahrhaft fromm. Er schrieb fast ausschliesslich Sprüche. Zu den Lyrikern gehören auch Pleies, Kol von Neunzen, der Litschauer, der Püller, der aus dem Elsass mit Rudolf von Habsburg nach Oesterreich kam, und Meister Kelin, ein Fahrender. An dem neuen habsburgischen Hofe treten viele Sänger auf, aber ohne Bedeutung. — Reich ist die Zahl der didaktischen Dichtungen. Wir haben solche vom Stricker; er vereinigte seine Fabeln und didaktischen Erzählungen unter dem Titel „die Welt". Von Conrad von Haslau stammt „der Jüngling", vom Ende des 13. Jahrhunderts, lebendig in Gedanken und Ausdruck. Von unbekannten Verfassern sind der „Spiegel der Tugend", die „Hofzucht", die „Tischzucht". Fabeln haben wir vom Stricker, Reinmar

von Zweter, dem Teichner, Suchenwirt; Dialoge in den Helblingischen Gedichten; ernste Rathschläge bei Suchenwirt, der in den Allegorien das Beste leistet. Heinrich der Teichner dichtete 1356 — 1377. Sänger von Gewerbe, aber nur in gebildeten Gesellschaften, sehr fruchtbar (70,000 Verse), reiner Didaktiker, Gegner des damaligen Ritterthums und des Clerus, im Ganzen trocken und eintönig. — Was die Dramatik anbetrifft, so ist das älteste Stück eine Marienklage, im Kloster Lichtenthal in Baden gefunden, vom Ende des 13. Jahrhunderts, in Baiern oder Oesterreich geschrieben, sie ist aber nicht originell, sondern Umarbeitung eines ältern Textes, dem lateinischen Text ging eine deutsche Uebersetzung zur Seite, dann zog sich im 15. Jahrhundert die lateinische Sprache ganz zurück. Auch die Heiligenlegende wurde benutzt, so haben wir die Erzählung von der heiligen Dorothea dramatisch bearbeitet. — In Prosa haben wir aus alten Zeiten die Erzählung von der Königstochter von Reussen, und die vorzügliche Schilderung vom Streit von Müldorf, aus der Zeit der Schlacht 1322 stammend. Wichtig ist die Chronik des Mathaeus oder Gregor Hagen, vom Anfang der Welt bis 1298, geschrieben in der 2. Hälfte des 14 Jahrhunderts, mit wunderlicher Eintheilung, aber einfach in der Darstellung. Heinrich von Muglin aus Meissen, 1320—70, in Oesterreich lebend, ist Verfasser der Chronik der Hunnen, auch Uebersetzer des Valerius Maximus. Aus der didaktischen Prosa haben wir einen Beichtspiegel vom Ende des 13. Jahrhunderts, von Heinrich von Muglin eine Prosaübersetzung der Psalmen. Von den Predigern durchzog Berthold von Regensburg auch Oesterreich. Erhalten sind auch die Predigten des österreichischen Karthäusers Peter von Trebense; von einem Ungenannten werden 24 Predigten im Kloster Neuberg bewahrt. — Aus alle dem erhellt, dass auch in dieser Zeit des Verfalls sich noch ein reges geistiges Leben in Oesterreich zeigte.

Ueber den Einfluss des dreissigjährigen Krieges auf die deutsche Sprache und Literatur, dargestellt auf Grundlage der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Von Joh. Walter. Programm des Kleinseitner Gymnasiums zu Prag. 1871. 46 S. 4.

Das Verdienst dieser fleissigen, von Vaterlandsliebe zeugenden Abhandlung ist es, den traurigen Einfluss des dreissigjährigen Krieges auf die deutsche Sprache im Einzelnen nachgewiesen, durch zahlreiche, geschickt ausgewählte und geordnete Beispiele ein Bild der unglaublichen Sprachmengerei und Geschmacklosigkeit der Zeit gegeben zu haben. Man übersieht dabei, dass der Verf. einen confessionellen Standpunkt nicht ganz überwunden hat, dass er z. B. Luthers ausserordentliches Verdienst gegenüber der sprachlichen Verwirrung der nächsten Vergangenheit nicht genug gewürdigt, dass er bei der Betrachtung der staatlichen Zustände Karls V. oder überhaupt der spanischen Linie der Habsburger arge Sünden nicht genug verurtheilt. — Schon vor dem dreissigjährigen Kriege zeigen sich die Anfänge der Sprachmengerei, aber der Krieg brachte das Uebel zur Reife. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts schlichen sich mit der Aufnahme des römischen Rechtes eine Menge lateinischer Rechtsformeln ein. Seit Karl V. wurden italienische und spanische Wörter in grosser Zahl eingebürgert. Der Canzleistil bequemte sich romanischen Wort- und Satzfügungen an. Mit dem dreissigjährigen Kriege nahm das Uebergewicht des Französischen zu, es entstand die alamodische Schreibweise in ihrer erschreckendsten Gestalt. Moscherosch, Lauremberg, Lunig's Reichsarchiv u. s. w. beleuchten treffend diese Zeit. Die Universitäten, die gelehrten Schulen, statt die

Muttersprache zu schützen, halfen sie entstellen. Selbst bei denjenigen (Fleming, Hoffmanns-Waldau, Opitz, Schottel, Zesen u. A.), die für die Sprachreinigung eiferten, herrschte jene Geschmacklosigkeit. Einen grossen Theil der Schuld der Entwürdigung der Sprache trugen die Zeitungsschreiber, die Aerzte, Apotheker u. s. w. Bis auf die Stände der Soldaten und Bürger herab zeigt sich die traurige Sucht die Sprache zu entstellen, nur zu den Bauern und auch da nur im Grossen und Ganzen drang nicht das galante Kauderwälsch; selbst im Volksliede wuchert es. Der Fortbestand der deutschen Sprache als solcher war in hohem Grade gefährdet. In der Umgangssprache sogar und im Briefstil blühte das Franzosenthum, besonders die Frauen nahmen leicht die französischen Wörter an. Dem mannhaften Entschlusse einzelner Ehrenmänner und ihrem Zusammenwirken haben wir die Rettung zu verdanken. — Als die Höfe Paris nacheiferten, entstand auch eine höfische Poesie; diese gelehrte höfische Dichtung ist voll Anspielungen auf Mythologie, französische und italienische Dichter. Den Mangel innern Gehalts überkleisterten die Hofpoeten durch rhetorisches Flitterwerk. So kam der Schwulst der sogenannten eindringenden, geschärften Beiwörter auf; davon gibt der Verf. eine köstliche Blumenlese aus Opitz, Lohenstein, Hoffmanns-Waldau. So nun auch die Vorliebe für Antithesen, Parallelismen, Paronomasien u. s. w., geschmacklos selbst bei Fleming. Andere Dichter geriethen auf die Nachahmung der Naturlaute, die Onomatopoesie, namentlich die Pegnitzschäfer, wovon wir auch zahlreiche Proben erhalten. Der Armuth der Phantasie kam hülfreich der mythologische Aufputz entgegen; überall wimmelt es von Göttern und Göttinnen; und diesem Schwall zur Seite steht die schrankenlose Einstreuung von Blumen als poetisches Handwerkszeug. Selbst geistliche Gedichte sind mit dem mythologischen Plunder angefüllt, sogar streng kirchliche Männer wie Spee und Balde enthalten sich des antiken Flitters nicht. Für die steife Poesie dieses nüchternen Zeitalters ist der Alexandriner der passende Vers; in der Begrenzung der Silbenzahl, der Cäsuren, der Strophenbildung zeigt sich das Ausländische; Madrigal, Sonett, Rondeau u. s. w. sind ausländisch; läppisch ist die Sucht, die Gedichte in einem Bilde darzustellen; das Aergste leisteten darin die Nürnberger. Immer geschraubter wurden die Wörter und ihre Stellung, man hatte schliesslich Wörter ohne Sinn vor sich. So erscheinen die Bilderreime, Ringel-, Ketten-, schallende-, Leberreime, Schiller- und Klapperreime, Echo's, die Bilder eines Nussbaums, Reichsapfels, Ambosses u. s. w., Chronosticha, Akrosticha, Anagramme, und über solche Abgeschmacktheiten wurden Lehrbücher verfasst. Wieder drängten sich die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Ländergruppen in den Vordergrund; jeder fühlte sich berufen, eine neue Schreibweise einzuführen, es gab keine allgemeine Orthographie mehr. Der Prosastil der Zeit ist so steif wie möglich; bei immer neuen Einschachtelungen kommen athemlose, sich im Sande verlaufende Perioden zum Vorschein. Das ist das traurige Bild des 17. Jahrhunderts.

Kaspar Stieler der Spate. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Dr. Rudolphi. Programm des Gymnasiums zu Erfurt. 1872. 28 S. 4.

Unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts wird an hervorragender Stelle der Holsteiner Jacob Schwieger genannt, bekannt unter dem Namen Filidar der Dorferer, besonders durch „die geharnischte Venus“, eine Sammlung von Liebesliedern. Diese und einige andere werden von Einigen dem Erfurter Kaspar Stieler zugeschrieben. Diese Entdeckung führte den Verf.

vorliegender Abhandlung zu den Forschungen über das Leben Kaspar Stielers. Diese mit grösster Genauigkeit angestellt führten zu dem Resultat, dass jene Sammlung von Liebesliedern nicht von Stieler herrühre. — Kaspar Stieler war aus einer angesehenen Erfurter Familie am 25. März 1632 geboren. Schon 1648 konnte er die akademischen Lectionen in Leipzig anfangen, ging 1649 nach Erfurt, dann nach Giessen, von wo er November 1650 relegirt wurde. Von da ging er zur See nach Königsberg und führte 1651 bis 1657 in Preussen ein wechselvolles Leben, bald in Lust, bald als Student der Medicin, bald als Hauslehrer und Prediger, bald als Auditeur, Kriegssecretär und Offizier. Neben der Medicin trieb er auch das Studium der Beredsamkeit und deutschen Sprache. Mangel an Mitteln führte ihn zur Hauslehrerschaft und zum Studium der Theologie, dann 1654 sein leichter Sinn zum Soldatenleben; seine Stellung als Auditeur verschaffte ihm bis zum Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges eine befriedigende Lage. Damit aber wurde ihm sein Amt zu einer drückenden Last; er gab seine Stellung als Auditeur auf, blieb aber Kriegssecretär und übernahm zugleich bei dem in Ostpreussen und Littauen geführten Kriege die Stelle eines Lieutenants und Capitäns, zeichnete sich durch Tapferkeit aus, kam bis Kurland. 1657 nahm er seinen Abschied und ging auf Reisen. Er begab sich über Hamburg nach Bremen, Holland, Frankreich. In Paris gerieth er einem Seelenverkäufer in die Hände und kam als gemeiner französischer Soldat nach Spanien. 1659 entlassen wurde er am Hofe zu Orange Hofmeister. Nach Abberufung des Burggrafen ging Stieler nach Ibelein. Nach längerem Aufenthalt daselbst kehrte er nach zwölfjähriger Abwesenheit nach Erfurt zurück 1661, reich an Erfahrungen, fremder Sprachen kundig, mit warmem Vaterlandsgefühl. Er wandte sich dem Studium des Rechtes zu. Er verheirathete sich 1663 und wurde in demselben Jahre Kammersecretarius bei den Grafen von Rudolstadt; in dieser Stellung verlebte er vier glückliche Jahre. 1666 nahm er eine besser dotirte Stelle in Eisenach an bei dem Herzog Johann Georg. Dort wurde er 1668 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen unter dem Beinamen des Spaten und dem Sinnbilde des Blumenkohls, zur Erinnerung an seine Vaterstadt. Er sah darin die Pflicht, für die Hebung der deutschen Sprache nach besten Kräften zu wirken. Wir bemerken nun an ihm die Tugend reiner Vaterlandsliebe und unermüdlicher geistiger Strebsamkeit. Sein Hauptwerk ist nun sein von dem grössten Fleiss zeugender teutscher Sprachschatz, an 60,000 Wörter enthaltend. Zu seinen Arbeiten mehr Musse zu gewinnen, nahm er die Stelle eines Universitäts-Secretarius in Jena an; aber sie brachte ihm viele Last und er vertauschte sie 1683 gegen die eines Lehens-Secretärs zu Weimar, wo er 1684 in einen literarischen Streit mit dem Hofadvokaten Lorber verwickelt wurde. Darauf wurde er Hofrath in Wiesenburg in Sachsen. Nach einiger Zeit aber begab er sich nach Hamburg, dort Vorlesungen zu halten. Die letzte Zeit 1691 — 1707 lebte er in Erfurt als Privatmann, hielt Vorlesungen, besonders über deutschen Stil, wurde 1705 von Kaiser Joseph geadelt und starb am 24. Juni 1707.

Die anziehende Abhandlung lässt den Leser wünschen, dass der Verfasser bald Musse finde, die literarische Thätigkeit Stielers ausführlich darzustellen.

Ueber Herders Verhältniss zur Schule. Von Dr. Renner. Programm des Gymnasiums zu Göttingen. 1871. 25 S. 4.

Die Abhandlung benutzt fleissig alles, was auf Herder Bezug hat und vervollständigt trefflich den Artikel in Schmid's Encycl. des Erz. W. Sie

berichtet zunächst über Herders äussere Stellung zur Schule, sowohl der Volksschule wie der höheren, in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens; dann gibt sie uns aus seinen Schriften ein Bild von seinen Ansichten über Erziehung und Unterricht, speziell auch über den Unterrichtsplan, der einer Normalschule dienen soll. Man sieht den begeisterten Reformator, der den gewohnten Mechanismus verbannen, die Schule in engere Verbindung mit dem Leben bringen will; dass Herder aber überall klare Vorstellungen, wie das von ihm gewünschte Ziel zu erreichen sei, gehabt habe, kann man nicht behaupten.

Literaturgeschichtliche Aphorismen. 2. Stück. Gelegentlich einiger Gespräche Göthes mit Eckermann. Von F. Dewischeit. Programm des Gymnasiums zu Gumbinnen. 1870. 26 S. 4.

Der Verfasser bringt in diesen Aphorismen allerlei vor. Göthe spricht sich einmal gegen Eckermann tadelnd über die immer jammernden Poeten aus. Es scheint der Verf. hiemit auf Platen hinzudeuten; dann aber, wo Göthe sich über Platen ausspricht, rechnet er ihn doch niemals zu diesen Lazarethpoeten. Hier ergeht sich der Verf. des Weitern über die Bedeutung und die Quelle des Seelenzustandes, den man Weltschmerz nennt. Das führt ihn auf Jean Paul, dann wieder auf Platen zurück, über dessen ewige Unzufriedenheit mit sich und der Welt er sich tadelnd auslässt. Ein anderes Urtheil Göthes über Lessings dramatische Dichtungen, dass Lessing zu bedauern sei, dass ihn seine jämmerliche Zeit keine bessern Stoffe habe finden lassen, findet der Verf. im Widerspruch mit andern Aeusserungen Göthes über Lessing. — Wiederholt kommt der Verf. auf Göthe's Urtheil über Platen noch zurück, dass Platen sich von der eingeschlagenen polemischen Richtung losreissen müsse. Schliesslich noch einige Worte über Heine. Dies ist der Inhalt der literaturgeschichtlichen Aphorismen.

Goethii elegiae Romanae. Latine reddidit Aemilius Taubert. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin. 1872.

Sind Göthes römische Elegien auf antike Quellen zurückzuführen? Gewiss, wir haben alle den Streit zwischen Heller und Düntzer mit Interesse verfolgt; ob Heller alle überzeugt hat? Wer weiss das? Nun aber erhalten wir hier eine treffliche Uebersetzung, an der alle Freunde lateinischer Poesie ihre Freude haben werden. Als Probe stehen hier die zwei Distichen aus der zweiten Elegie:

Sic de Malbrugio Parisina ex urbe Britannum
Sectatum est Romam Parthenopenque malos.
Is Smyrnam profugus quamvis tunc vela dedisset,
Hic quoque clamassent litora „Malbrugium!“

Man kann einen Versuch von Stadelmann in den Jahrbüchern für Philologie 1860, 82 vergleichen; andere lateinische Uebersetzungen sind dem Ref. nicht bekannt.

Die beiden Hauptgrundsätze der religiös-sittlichen Weltanschauung Schillers. Vom Religionslehrer Joh. Th. Kaifer. Programm der Realschule I. O. zu Trier. 1871. 15 S. 4.

In dem vorliegenden Programm (dem Dir. H. Viehoff eine Uebersetzung der Mosella des Ausonius in Stanzen beigefügt hat) bezeichnet als die Hauptgrundsätze der Weltanschauung Schillers der Verfasser, sich auf Stellen aus seinen Gedichten, sowie auf Mittheilungen seiner Biographen berufend, dies: Die Welt hat zuviel des Elends, als dass sie den fühlenden Menschen befriedigen könnte. Alle die verschiedenen einzelnen Lebensgüter sind nicht im Stande ihm zu genügen, auch die Wissenschaft stillt nicht den Durst des Wissens. Alles Irdische ist hinfällig und vergänglich, daran erinnert Alles. Das Gute und Edle wird von der Macht des Schlechten und Gemeinen überflügelt. Diese Erfahrung führte den Dichter zur Vorliebe für die Tragödie, dieser ernste Ton klingt aus den Gedichten der classischen Periode wieder. Aus dieser Welt der gemeinen Wirklichkeit sehnt er sich in eine ferne Zeit, in einen einsamen Ort hinweg, er richtet seinen Blick auf ein besseres Jenseits. Im Innern des Menschen ist eine Kluft zwischen Wollen und Vollbringen, ein Kampf zwischen Vernunft und der starken Sinnlichkeit. Der Mensch aber muss sich mit seinem Willen auf die Seite der Vernunft stellen. Aber der Kampf ist ein harter, der Sieg nie ein ganz vollkommener. Diese Zerrissenheit ist nicht etwas Ursprüngliches, sondern ein Herausgefallensein aus einem früheren Zustand der Unschuld, als dessen Ursache die durch die Cultur herbeigeführte Theilung der Arbeit, also doch eine allgemeine, ausserhalb der Willkür des Einzelnen gelegene Ursache bezeichnet wird. Zur Schlichtung dieses innern Kampfes, zur moralischen Vervollkommnung des Menschen ist ihm das Mittel die ästhetische Ausbildung durch die Kunst. Durch die Kunst wird der Mensch frei von der zwingenden Gewalt der sinnlichen Begierden, in der Form des Schönen hat das Gute eine Seite, an die sich die sinnliche Neigung anlehnen kann, so kommt der Mensch durch die Kunst dazu, das Gute mit Neigung zu üben. Indem aber der Mensch mit Neigung seiner Vernunft folgt, wird sein Zustand ein normaler. Indem also der Dichter will, dass die entarteten sinnlichen Triebe den Gesetzen der Vernunft dienstbar werden, ist er der christlichen Lehre von der Entsagung nahe gekommen.

Zu Schillers Mädchen aus der Fremde. Von Dr. Werner. Programm des Gymnasiums zu Hirschberg. 1872.

Die Schrift von Bormann über das vorliegende Gedicht ist bekannt; seine Auffassung hat viel für sich. Indess mit Recht bemerkt der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, dass die frühere Erklärung doch nicht so verwerflich sein möchte, wie sie Bormann erscheint. Zu ihrer Rechtfertigung gibt er die Disposition des Gedichtes, das in drei Theile, jeder zu zwei Strophen, zerfällt, und innerhalb dieser Theile ist wieder die genaueste Disposition sichtbar, fast jeder einzelne Gedanke ist wieder dreifach gegliedert. Auch die Bilder, deren sich der Dichter bedient, sind vom Standpunkte der alten Auffassung einfach zu erklären. Auch Ref. hat durch die Bormannsche Erklärung noch nicht zum Aufgeben der alten Erklärung gebracht werden können.

Carmina quaedam Schilleri latine reddidit R. Zwirnmann. Programm der Realschule in Cassel. 1871.

In demselben Programm, in welchem H. F. Zaubitz den Werth des lateinischen Unterrichts in der Realschule auseinandersetzt, finden wir von einem andern Lehrer derselben Anstalt in dem Metrum des Originals, d. h. in Distichen folgende Gedichte Schillers trefflich übersetzt: der Spaziergang, das Glück, Pompeji und Herculanum, der Tanz.

Einige Textbemerkungen zu Schillers Wallenstein. Von Dir. Dr. B. Hölscher. Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen. 1872. 6 S. 4.

Mit Zugrundelegung der neuern Ausgaben von Helbig u. A. und des von Schiller revidirten Manuscripts in der Bibliothek zu Berlin schlägt der Verfasser vor: Wall. Lager 1, 43: Aber dort seh ich dir drei scharfe Schützen; — 8, 80: wenn auch für jeden Donner und Blitz u. s. w. bis „Zungenspitz," dann die vier Verse: „Die Glocken — ungewaschnen Munde geht" mit Schiller zu streichen. — Piccolomini I, 1, 46: „Zum Regiment — erhalten," hier sind die Pronomina der 3. Person mit grossen Anfangsbuchstaben zu schreiben. — IV, 6, 41: „Doch, wie ich sehe" u. s. w. darf nicht mit einem Fragezeichen schliessen. — Wallensteins Tod III, 21, 86 zu lesen: „auf unserm Hause" statt „Haupte". V, 2, 24: „So stehts im Brief" nicht, wie vielfach, als Frage zu fassen. V, 2, 36: „So arm wie wir?" nicht mit Helbig als Behauptungssatz. — V, 4, 57: „zwar jetzo schien ich," nicht: „scheine". — V, 10, 6: mit der Handschrift zu lesen: „Hilf! Hilf! der Herzogin!"

Zur Entwicklung in Schillers Wallenstein. Von Oberlehrer Dr. Rothert. Programm der Realschule zu Düsseldorf. 1870. 15 S. 4.

Der Verf. will darlegen, auf welche Weise es dem Dichter gelungen ist, den Helden uns persönlich näher zu führen, uns mit ihm zu versöhnen. Er führt zuerst in kurzen Zügen nach der geschichtlichen Vorlage, d. h. jetzt nach Ranke die Vorgeschichte Wallensteins vor; es sind nur die folgenreichen Momente ausgehoben (wobei das Versehen sich findet, dass der Regensburger Fürstentag als Reichstag bezeichnet ist), und zeigt dann, welche Bedeutung das Vorspiel für die Handlung der Tragödie habe. Wir sehen schon, wie aus der Situation, aus dem Verfahren des Kaisers sich die Versuchung zum Abfall ergibt. Die weitere Entwicklung folgt aus dem Charakter des Helden, den wir durch Max kennen lernen. Besonders treten seine moralischen Eigenschaften hervor, seine Furchtlosigkeit, Freigebigkeit, Milde, Anhänglichkeit. Seine Lebensaufgabe sieht er in der Befriedigung seiner persönlichen Neigung, seinem Hause königlichen Glanz zu verleihen und damit dem Lande den ersehnten Frieden zu bringen; dazu kommt als treibende Macht sein Glaube an die Schicksalsmacht. So rückt uns Wallenstein menschlich näher. Seit ihn der Kaiser in Regensburg hat fallen lassen, ist sein Herz verbittert, er sehnt sich nach Rache. Die Noth des Kaisers nutzt er aus zur Befriedigung seiner eigenen Wünsche; so wird er unehrlich, der Kaiser muss auf Abwehr sinnen, er wird unwahr gegen Buttler, gegen die Obersten, gegen Illo und Terzky, gegen die Schweden, bis zum

letzten Moment wird die Täuschung durchgeführt. Der ältere Wallenstein war Max ähnlich, aber es ist ein anderer Geist in ihm mächtig geworden; nun ist an die Stelle entschlossener Thatkraft Unschlüssigkeit getreten. Als die Pflicht der Selbsterhaltung an ihn herantritt, fühlt er sich wieder frei, im Untergange steht er gross da, die edelsten menschlichen Empfindungen bringen ihn unserem Herzen nahe.

Geschichte der deutschen Literatur in Frankreich, von Dr. Karl Winkler. Programm der Klosterschule Rossleben. 1872. 19 S. 4.

Der Verfasser hat ein interessantes Thema gewählt; die Behandlung aber entspricht den Erwartungen nicht. Absichtlich, sagt der Verf., habe er nicht von dem Einflusse gesprochen, den unsere Literatur bis jetzt auf die französische geübt habe; aber gerade diese Aufgabe war doch durch das Thema bedingt, und ihre Ausführung kann eigentlich nur für anziehend gelten. So haben wir hier nichts als eine äusserliche Zusammenstellung unbedeutender Einzelheiten, bald hier bald da ist irgend ein Stück willkürlich ausgehoben. Wie weit die deutsche Literatur dazu beigetragen habe, dass die Franzosen den Weg ihrer alten classischen Dichtung aufgehoben haben, davon erfahren wir nichts. Wir erhalten nur zunächst eine freilich auch sehr unvollständige Angabe der Uebersetzungen, welche Franzosen von deutschen Werken gemacht haben, während die, welche Deutsche oder auch nur in Deutschland lebende Franzosen verfertigt haben, übergangen sind, obschon man doch auch da wieder fragen könnte, ob eben diese auch nicht die deutsche Literatur in Frankreich bekannt gemacht haben. Da werden also zunächst ein paar unbedeutende Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts genannt, ein paar unbedeutende Uebersetzer von vor hundert Jahren nach einem französischen Handbuch aufgezählt, und dann gleich auf die Uebersetzer unserer Tage übergegangen, d. h. sie eben auch mit einigen Proben und allgemeinen Bezeichnungen aufgeführt, so die Revue germanique, dann Emile Deschamps mit den Worten: „wichtig ist nach dieser Richtung hin," darauf Ed. Schuré: „bedeutender ist". Daran reiht sich ein zweiter Abschnitt, betitelt Kritik; derselbe enthält eine Inhaltsangabe des Buches der Frau von Staël und eine übertriebene Lobpreisung desselben, die in den Worten gipfelt: „die chinesische Mauer, welche veraltete Vorurtheile zwischen den beiden Völkern aufgebaut hatten, war von dieser mächtigen Artillerie durchbrochen worden und dem Einflusse deutschen Elements nicht nur jenseits des Rheines, sondern auch drüben über dem Canale eine sichere Bahn geöffnet." Nun folgen noch als Philosophen Cochin, Lerminier, Quinet, Willm, Rénan mit ein paar allgemeinen Worten, und dabei ist die Beurtheilung zu Ende. Indess selbst in dem engen Raume, den sich der Verf. gesteckt hatte, hätte er mehr geben müssen; die deutsche Literatur beschränkt sich nicht auf Göthe und Schiller, der Einfluss der deutschen Philosophie ist zu wenig beachtet, es fehlt ja der bedeutendste der philosophischen Schriftsteller der neuesten Zeit, Barthelmès, die Geschichte ist zu unberücksichtigt gelassen, und so vieles andere. Was aber die Beurtheilung von Seiten des Verf. betrifft, die „Kritik", so weicht sie von dem gewöhnlichen Urtheil stark ab; wir meinen, dass die Franzosen uns noch recht wenig verstehen, dass sie in ihrem starken Selbstgefühl weniger als andere Nationen überhaupt fähig sind, Fremde richtig zu beurtheilen, dass ihre Uebersetzungen nicht viel werth sind, dass wir uns eben darum keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen, wir längst davon abgekommen sind, auf den Beifall der grossen Nation irgend welchen Werth zu legen.

Die Urtheile des Verf. sind anderer Art; eine Uebersetzung des lutherschen Siegesliedes von Schuré dünkt ihn die Kraft des Originals wiederzugeben; die meisten anderen Urtheile bewegen sich zu sehr im Allgemeinen, z. B. „Gegenwärtig hat Deutschland nichts Geheimes mehr vor seinen Nachbaren verborgen (!).“ Oder: „Die deutsche Philosophie herrscht in dem Reiche des Gedankens; seitdem Kant und Hegel von unsern Nachbarn verstanden worden sind, scheint es ihnen fast unmöglich den Ausgangspunkt zur Erforschung irgend einer Wahrheit (!) anderswo zu suchen als in den Schriften dieser berühmten Männer.“ Irrig sind die Worte von Göthes Liede: Nachtruh: „Jene Verse, welche Göthe auf die Bretterwand einer kleinen Hütte bei Ilmenau, von der aus man einen weiten Kreis von Bergen übersieht“; denn die kleine Hütte (darauf soll sich doch wohl das Relativum beziehen) existirt bekanntlich nicht mehr, man konnte aber auch von ihr durchaus nicht weit sehen. Nicht recht verständlich ist der erste, übertrieben der zweite Satz folgender Behauptung: „Erst um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts bricht auf einmal alles hervor. Niemals hatte der menschliche Geist eine grossartigere, charakteristischere Manifestation.“ Man denkt bei dieser Zeit an die Zeit Friedrichs des Grossen. Es heisst aber weiter: „Bisher war der literarische Glanz eines Volkes der Schmuck seiner politischen Grösse gewesen. In Deutschland dagegen erhob sich die Idee inmitten elender Umstände (!). Während der vaterländische Boden von den feindlichen Armeen zerstampft wird und Preussen besiegt und gedemüthigt ist, erscheint die Hauptstadt eines kleinen Staates als der strahlende Mittelpunkt eines idealen Lebens.“ Da sind wir also in der Zeit nach dem Tilsiter Frieden, nach Schillers Tode, und in diese Zeit wird die Blüte Weimars gesetzt.

Macht und Ursprung des Gesanges und der Musik, nach den Darstellungen altclassischer und deutscher Poesie. Von Th. Frye. Programm der Realschule I. O. zu Ruhrort, 1872.

Das Programm handelt von Orpheus, Amphion, Arion, Horant u. s. w. und bezeugt die Liebe des Verf. zur Poesie, sonst bringt es nichts neues und hat keine wissenschaftliche Bedeutung.

Zoologie in den Ausdrücken und Redensarten der Sprache. Vom Rector Dr. H. A. Bahrdt. Programm der höheren Bürgerschule zu Münden. 1872. 21 S. 4.

In der interessanten Abhandlung legt an einer zahllosen Menge von Beispielen der Verf. dar, dass Hunderten von Ausdrücken des täglichen Lebens oder Redewendungen, deren wir uns täglich bedienen, eben so viele Naturbeobachtungen zu Grunde liegen. Er beschränkt sich hier auf die Zoologie. Da ist kaum eines der mannigfaltigen Organe des thierischen bez. menschlichen Körpers zunächst, das uns nicht je nach seiner grösseren oder geringeren Bedeutung für das Leben des Organismus, wie nach seinen mehr oder minder auffälligen Functionen und Eigenschaften, mehr oder weniger häufig in den Ausdrücken und Wendungen der Sprache begegnete. Der Verf. beginnt mit „Haut und Knochen“ und „Fleisch und Blut,“ geht über auf „Mark und Bein“, Fleisch, Blut, Adern, Nerven, Galle, Leber, Magen, Herz u. s. w. Die Redensarten sind nicht nackt an einander gefügt, sondern schliessen sich wie in einer Erzählung leicht an einander

an, der bisweilen durchklingende humoristische Ton ist durchaus nicht unangemessen. Nachdem der ganze menschliche Körper durchwandert ist, geht der Verf. mit dem Affen in die eigentliche Zoologie über. Aus den Wörterbüchern liessen sich die Redensarten allerdings noch vervollständigen, wie z. B. das Wort „Herz“ in der zuletzt erschienenen Lieferung des deutschen Wörterbuchs viel ausführlicher behandelt ist. Unter den Erklärungen ist eine unhaltbar. Der Verf. sagt bei der Betrachtung der Vogelwelt, dass der Redensart „Jemandem den Staar stechen, d. h. ihn zur Erkenntniss bringen“, die dunkle Farbe des Vogels zu Grunde zu liegen scheine, denn in der Lebensweise desselben sei nichts, was ihn zum Repräsentanten der Blindheit hätte machen können. Indessen der Vogel Staar und die Krankheit Staar kommen nicht von demselben Stamme her.

Präparationen zur Erklärung von Gedichten nebst einem Vorwort. Von L. Hofmann. Programm der höheren Bürgerschule zu Lauenburg i. P. 1872. 20 S. 4.

Der Verf. hat in den drei Classen Secunda, Tertia, Quarta der Anstalt den deutschen Unterricht; um so viele Gedichte als möglich behandeln zu können, ist die Erklärung möglichst knapp. Wie er das einrichtet, davon gibt er hier Proben, nämlich eine Schulerklärung der Gedichte für Secunda: Göthes Fischer, Nachtlied, Uhlands Frühlingsglaube; für Tertia: Göthes Sänger, Meeresstille, glückliche Fahrt; für Quarta: Göthes getreuer Eckart, Eichendorfs Sonntag, Wilhelm Müllers Frühlings Einzug. — Die Erklärung ist knapp, lässt sich besonders auf das Sprachliche ein, aber sie ist auch dafür öfters zu kurz, auch nicht immer richtig, und andererseits denn auch zu breit, wo das Verständniss leicht ist; die Schönheit des Gedichts würde auch mehr hervortreten, wenn sowohl auf Einzelnes mehr eingegangen als die tiefere Anschauung des Dichters mehr entwickelt wäre. Es genügt, gleich in Bezug auf das erste Gedicht, den Verf., der bescheiden gesteht, hier nur einen Versuch aus seiner noch jungen Praxis vorzulegen, aufmerksam zu machen auf Viehoffs Commentar (überhaupt auch für die andern Gedichte), auf die anziehende Abhandlung von Nieberding: Ueber Göthes Fischer und Schillers Alpenjäger, sowie über Volkspoesie im Allgemeinen, Recklinghauser Gymnasialprogramm 1852, auf die auch ins Einzelne gehende Erklärung unsers Gedichts in dem Sorauer Programm von 1828 von Puschke: Sprache der Poesie S. 28 — 40, sowie auf den Aufsatz von G. Hauff im Archiv Bd. 13.

Ueber Ursprung und Alter des altsächsischen Heliand. Von Dr. J. W. Schulte. Programm des Gymnasiums zu Sagan. 1872. 24 S.

Nachdem der Verf. dieser Abhandlung die praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum in der Zeitschrift für deutsche Philologie für ein Produkt des 16. Jahrhunderts zu erklären versucht hat, blieb der Heliand allein als Quelle für die Untersuchung nach der Entstehung übrig. Er gibt zuerst die Abweichungen des Heliand von seiner Hauptquelle, der Tatianschen Evangelien-Harmonie, an, Auslassungen und Umstellungen; sie gingen hervor aus poetischem Zwecke. Der Dichter hat ferner aus den Evangelien einzelne Verse ausgewählt, sodann die Erklärungsschriften von Kirchenvätern benutzt, besonders die Commentare des Beda. Daraus ist zu folgern, dass er ein

Geistlicher war. Die Herübernahme heidnischer Worte und Bezeichnungen weist auf eine dem Heidenthum noch sehr nahe Zeit hin. Ueberall war er bemüht, die heilige Geschichte und die christlichen Lehren dem Denken seiner neubekehrten Landsleute möglichst anzupassen; er liess von seiner Hauptquelle aus, was ihnen schwer verständlich war. Er hat die heilige Geschichte, wie Vilmar schön ausgeführt hat, in ein ganz deutsches Gewand gekleidet. Die Bezeichnungen und Schilderungen des Volkslebens lassen erkennen, dass die fränkischen Institutionen noch nicht eingewirkt hatten auf das sächsische Volksleben. Es fehlt nicht an Anspielungen auf das neue Kaiserthum, der Dichter scheint durch den Hinweis auf Christi Lehren den Sachsen die neuen Pflichten gegen den fränkischen Imperator erleichtern zu wollen, selbst die Pflicht der Zahlung des Kirchenzehnten. Nach Prüfung ferner noch einzelner Stellen, in denen dringend zum Glauben an Christus aufgefordert wird, will der Verf. als Abfassungszeit nicht die Zeit Ludwigs des Frommen, sondern die Zeit kurz nach der Erhebung Karls zum römischen Kaiser annehmen. Und er erklärt sich für die alte Behauptung, dass der Dichter im Bisthum Münster gelebt und den Heliand unter Förderung Liudgers des ersten Bischofs verfasst habe. Liudger, der Schüler Alcuins, habe in der Schule zu Utrecht besonders Beda kennen gelernt, Beda aber sei vielfach vom Dichter des Heliand benutzt. Sein grosses Quellenmaterial habe der Dichter nur in einem Kloster finden können; er habe also wohl im Kloster zu Münster gelebt.

Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius Hartmanns von Aue. Programm des 2. Staatsgymnasiums zu Graz. 1872. 44 S. gr. 8.

Die sorgfältige Abhandlung bespricht zuerst die Handschriften des Gregorius und ihr gegenseitiges Verhältniss und gibt dann eine Geschichte der Textkritik desselben; hiebei hebt der Verf. besonders den bedeutenden Fortschritt in der Ausgabe von Bech hervor, um daran nachzuweisen, wie ungegründet die Angriffe sind, die gegen die ganze Pfeiffer-Bartsch'sche Sammlung erhoben sind. Er theilt dann auch die ihm richtig erscheinenden Emendationen Bartschs mit, die im 14. Bande der Germania veröffentlicht sind, und lässt nun hierauf seine eigenen zahlreichen Beiträge zur Kritik und Erklärung folgen, die sämmtlich ausführlich begründet sind, die Ueberlieferung, Grammatik, Metrik, Zusammenhang sorgfältig berücksichtigend.

Die Tambacher Pergamenthandschrift des Wilhelm von Orlens. Von Prof. Dr. Karl Study. Programm des Gymnasiums zu Coburg. 1872. 30 S. 4.

Nachdem der Verf. die verschiedenen Urtheile der Literarhistoriker über Rudolfs von Ems dichterischen Werth zusammengestellt und sich für Pfeiffer's Standpunkt entschieden hat, gibt er eine kurze Inhaltsanzeige des Gedichts. Darauf folgt die Beschreibung der Tambacher Handschrift, die im Besitz des Grafen Ortenburg zu Tambach bei Coburg ist, die das Gedicht nicht vollständig enthält; es werden die Abweichungen von andern gedruckten Handschriften mitgetheilt, und zum Schluss zwei längere Bruchstücke aus dem Tambacher Codex.

Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzeneibuch und seine Pflanzennamen. Von Prof. Dr. Regel. Programm des Gymnasiums zu Gotha. 1872.

Die herzogliche Bibliothek zu Gotha bewahrt einen Papiercodex, wahrscheinlich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, aus 3 Theilen bestehend, welcher eine Reihe medicinischer Vorschriften enthält. Schon in culturhistorischer Hinsicht interessant, indem er belehrt über die unglaublich rohen Vorstellungen der Vorzeit, hier und da die Vorschriften noch heidnische Züge wiederspiegeln, ist er noch interessant in sprachlicher Beziehung und verdient eine genaue Durchmusterung. Eins der anziehendsten Capitel hat das vorliegende Programm ausgezogen, nämlich die Pflanzennamen; auf Parallelstellen in deutschen Lexicis und Kräuterbüchern hat der Verfasser hingewiesen, Einiges findet sich nur hier vor.

Johann Christian Günthers Biograph Dr. Steinbach von Breslau und die Gottschedianer. Von Dr. Eitner. Programm des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau. 1872. 26 S. 4.

Die Abhandlung ist ein interessanter Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, speziell zur Geschichte der literarischen Streitigkeiten schon vor dem Gottsched-Bodmerschen Streite. — Ref. übergeht die vorausgeschickte Lebensgeschichte des Dichters Günther, und berichtet über den eigentlichen Gegenstand des Programms. — 1738 erschien die noch jetzt als Hauptquelle geltende Biographie des Dichters, als deren Verfasser sich am Schluss der geharnischten Vorrede nennt C. E. Siebrand. Der Verfasser ist aber der Breslauer Arzt Dr. Steinbach, Herausgeber eines deutschen Wörterbuchs. Es fehlte ihm an Verständniss und ästhetischem Sinn für die Würdigung Günthers. Die biographische Darstellung ist aber für ihn Nebensache, Hauptsache ist die Befriedigung kleinlicher Rache. Es war nämlich 1736 in Gottscheds Beiträgen zur kritischen Historie eine strenge Recension der 1735 erschienenen Gesammtausgabe Günthers veröffentlicht, die dem Herausgeber Ungeschicklichkeit und Geschmacklosigkeit in der Auswahl richtig nachwies. Für den Verfasser wurde Gottsched ausgegeben, und eben diesen hielt Steinbach für den Verfasser einer Manches tadelnden Recension seines Wörterbuchs. Aus Rache nun gegen Gottsched, unter dem Scheine für Günther einzutreten, griff er nun aufs massloseste Gottsched an, befehdete die Selbstüberhebung der Kritiker, die von Gottsched geleitete deutsche Gesellschaft, warf Gottsched Einfältigkeit, Empfindlichkeit, Missgunst vor. Gottsched war aber gar nicht Verfasser der Kritik des Steinbachschen Wörterbuchs gewesen. Es erschien nun bald für Gottsched ein kurzes anonymes „Schreiben an Herrn Doktor Steinbach", welches massvoll die unbesonnenen Angriffe Steinbachs zurückwies. Aber einige Monate später erschien eine zweite Schrift „Gespräche zwischen Joh. Christian Günther aus Schlesien in dem Reiche der Todten und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen, in welchen beide des Ersteren 1738 zu Breslau gedruckten Lebenslauf beurtheilen, und bei dieser Gelegenheit ihre Gedanken über einige jetzt lebende deutsche Dichter und Dichterinnen eröffnen. Nebst einer Zuschrift an Seine Hochedlen den Herrn Dr. Steinbach zu Breslau. 1. Stück. 1739." Aus dem auf der Breslauer Stadtbibliothek befindlichen Exemplar dieser umfangreichen Schrift gibt nun dies Programm einen Auszug. Die Zueignungsschrift ist boshaft; sie nimmt nämlich den Schein an, als könne unmöglich der Dr. Steinbach mit dem Siebrand identisch sein. Die Schrift selbst ist dann, wie die

Vorrede, reich an beissendem Spott; es wird nachzuweisen gesucht, dass der Siebrand ein Mensch ohne Einsicht, ein Geschichtschreiber ohne Wahrheit, ein Knecht der Rache und Grobheit sei. Diese Sätze werden gründlich durchgeführt: der Verfasser zeigt sich seinem Gegner Steinbach an Geist und Witz weit überlegen. Gottsched gegenüber steht er weit selbständiger da als der Verfasser der ersten Anti-Steinbachischen Schrift. Aber auch seine Darstellung ist nicht selten zu niedrig, die Frage nach dem Verfasser ist noch eine offene. Hier wird nur die Hypothese aufgestellt, der Verfasser sei niemand anders als Liscow, die dafür vorgebrachten Argumente haben viel für sich, namentlich die Erwähnung des Hallischen Professors Philippi in ganz ähnlicher Weise wie in Liscows Schrift von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, ferner die Liscow so liebe rhetorische Form der Ironie, der burleske Ton der Darstellungsweise, und die sich sonst bei Liscow nicht findende dialogische Form ist vielleicht eine Concession an die in den 30ger Jahren des 18. Jahrhunderts Mode gewordene Vorliebe für diese Neuerung. Doch lassen alle diese Argumente noch kein entschiedenes Urtheil zu.

Ueber das Verhältniss der Hamburgischen Dramaturgie zur Poetik des Aristoteles. Vom Oberlehrer J. Jacob. Programm des Gymnasiums zu Colben. 1872. 26 S. 4.

Schon Guhrauer hat gesagt, dass die wesentliche Bedeutung der Hamburgischen Dramaturgie für die deutsche dramatische Dichtung nicht in dem Kampfe gegen die französische Bühne liege, sondern in der Einführung in den Geist des klassischen Alterthums durch die Zugrundelegung der Poetik des Aristoteles, in der das Ideal der Tragödie dargelegt ist. Die vorliegende Abhandlung führt diesen Satz weiter aus, indem sie, sich auf einen Theil des reichen Stoffes beschränkend, zeigt, dass beide Kunstrichter, Aristoteles und Lessing, in dem, was sie für das Wichtigste erklären, in ihren Auseinandersetzungen über Fabel und Charaktere der Tragödie vollständig übereinstimmen. Zunächst wird bewiesen, dass Lessing sich den Aristotelischen Begriff der Tragödie völlig zu eigen gemacht hat, sodann, dass er auch in den besonderen Gesetzen, welche Aristoteles daraus für Fabel und Charaktere ableitet, mit dem Philosophen einig ist. Zur Erläuterung der Sätze der Dramaturgie wird auch die Abhandlung über die Fabel herangezogen. So kann die Hamburgische Dramaturgie, nicht blos in den zahlreichen Stellen, wo Lessing ausdrücklich als Ausleger des Aristoteles auftritt, sondern fast überall, wo aus der Besprechung des einzelnen Falles sich ein allgemeines Gesetz für die dramatische Poesie ergibt, als die Ausführung der gelegentlich von Lessing ausgesprochenen Absicht, die Poetik des Aristoteles in dem Theile, der die Tragödie angehe, zu commentiren, gelten. Trotz seiner Hochschätzung des Philosophen jedoch liess sich Lessing nicht durch das Ansehen des Aristoteles leiten, sondern allein durch seine Gründe und hat sich von jeder sklavischen Abhängigkeit fern gehalten; das Wesen der Sache und die zeitliche Erscheinungsform hat er immer aus einander gehalten. Er hat nicht versucht den Chor in das moderne Drama einzuführen, er hat nicht den Hauptvorzug der dichterischen Sprache in der Tragödie mit Aristoteles darin gefunden, dass sie nicht widrig rein, sondern in möglichster Einfachheit; kurz, nicht Nachahmung war sein Ziel, sondern Befreiung, so hat er die nationale Bahn eröffnet.

Zu Göthes Götz von Berlichingen. Von J. Drenekmann. Programm des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark. 1872. 25 S. 4.

Der Verfasser erhebt wohlbegründete Einwendungen gegen die Auffassung Düntzers, dass uns hier geboten werde der letzte Ritter inmitten einer zerfallenden, unglücklichen, in Trug, List, Schwäche und Unterdrückung verfallenden Zeit, dass demnach in der Beurtheilung der beginnenden neueren Zeit Göthe höchst einseitig verfahren sei. Und ebenso lässt Wahlmann Götz als den letzten Ritter in einer durch und durch schlaffen, erbärmlichen Zeit gefeiert werden. Dem steht entgegen, meint der Verf., dass wenn das Göthesche Schauspiel nur eine Charakterschilderung ohne tragischen Conflikt wäre, wir kein Drama hätten. Ganz recht, indessen wenn die Gegner den tragischen Conflikt leugnen, aber zugleich festhalten, dass mehr als eine Charakterschilderung, nämlich eine Fülle von Handlungen vorliege, sollte denn nicht doch das Stück ein Drama heissen dürfen? Man hat den Götz definirt als ein getreues Abbild des Kampfes der neueren und der alten Zeit; die Erklärung ist wohl nicht verwerflich. Kann nicht ein Drama uns eine zerfallende, erbärmliche Zeit, in der der Edle untergeht, vorführen? Das Interesse haftet dann an der Seelengrösse des Helden, wenn auch sein Untergang uns keinen hellen Blick in die Zukunft thun lässt. — Aber das ist richtig, dass Göthe keineswegs die geschichtlichen Zustände so verkannt hat, wie oben behauptet ist, und der Verf. hat die Licht- und Schattenseiten bei den Vertretern der alten und der neuen Zeit durch gründliches Eingehen besser als seine Vorgänger hervorgehoben. Hier und da hat Göthe etwas aus seiner Zeit, dem 18. Jahrhundert, eingemischt, namentlich in der Schilderung der Adelheid. Aber im Grossen und Ganzen gibt das Gedicht ein treues Bild der Zeit, in der die Handlung spielt. Kaiser Maximilian schwankt hin und her; die Fürsten aber halten fest am Landfrieden, und derselbe ist in dem bei weitem grössten Theile Deutschlands wirklich festgesichert, nur Franken und Schwaben und der Oberrhein sind noch beunruhigt; das ist im Gedichte deutlich gesagt. Somit kann von einer zerfallenden Zeit nicht die Rede sein. Dabei zeigen die Vertreter der neuen Zeit allerdings manche moralische Schwächen. Der Bischof von Bamberg ist ernstlich für das Wohl seines Landes besorgt. Die meisten Ritter haben sich den Fürsten angeschlossen, die Gegner verfolgen kein bestimmtes Ziel, Götz selbst wünscht ein friedliches Reich. Der Bischof ist klug und zähe, wenn auch nicht edelmütig; doch nicht aufgeblasen vornehm. Adelheid ist ehrgeizig, deshalb schliesst sie sich den neuen Bestrebungen an; an Götz achtet sie den festen Willen; ihr Ideal sieht sie in dem jungen Erzherzog Karl. Weislinger ist nicht von höfischer Feinheit und Arglist, sein Fehler ist sein weibischer Wankelmuth. Das römische Recht wird gepriesen wegen seines wissenschaftlichen Charakters; wenn die neue Gerichtsordnung noch nicht Segen genug verbreitet, so liegt das an der Unfertigkeit der Zustände. Die Feigheit der Reichstruppen gegenüber Götz entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit, da hat der Dichter an die Reichstruppen des siebenjährigen Krieges gedacht. Die Reformation ist nicht als die die Geister aufregende Macht mit in die Handlung gezogen, um nicht die Einheit der Handlung zu zerstören; es ist auf dieselbe nur als auf etwas Mögliches hingedeutet. Es ist der Kummer des Bruders Martin, dass seine Gelübde ihn an einem thätigen Leben in der Welt hindern. Bis auf wenige Ausnahmen hat also Göthe die neu anbrechende Zeit geschichtlich treu, nicht als eine hinsinkende und verfallende, sondern als eine aufstrebende, geschildert.

Der Verf. vergleicht für mehrere Punkte die erste und zweite Bearbeitung. Es ergibt sich daraus, dass die erste Bearbeitung die Zustände der Zeit und namentlich die Sache der Fürsten in einem weit ungünstigeren

Zustande erscheinen lässt. — Daran schliesst der Verf. eine Charakteristik Götzens, die mit Liebe die Lichtseiten hervorhebt, wodurch er gerade der Liebling des deutschen Volkes geworden ist, aber auch die Schattenseiten nicht übersieht; der Sieg der neuen Ordnung der Dinge über Götz ist ein vollständiger; indem der Held sein ritterliches Wort gegen den Kaiser gebrochen, sind die Wurzeln seiner Kraft abgehauen.

Göthes Triumph der Empfindsamkeit. Von Dr. Herm. Köpert. Programm des Gymnasiums zu Eisleben. 1871. 38 S. 4.

Das Göthesche Lustspiel liefert, wie man dem Verf. zugeben muss, einen höchst charakteristischen Beitrag nicht nur für die innere Entwicklung des Dichters, sondern auch jener merkwürdigen Zeit überhaupt. Göthe hat sich selbst in dem Gedichte verspottet, d. h. die Periode seiner Wertherschen Schwärmerei. Die Nothwendigkeit der Opposition gegen die falsche Sentimentalität zu erweisen, hält der Verf. nothwendig einen kurzen Blick auf die Entstehung und Entwicklung der Empfindsamkeit innerhalb der Sturmperiode zu werfen. Aber dieser kurze Blick wird leider zu einem sehr langen und der einigermassen mit der Culturgeschichte bekannte Leser lernt nichts neues. Der Verf. führt uns J. J. Rousseau, selbst Baco von Verulam, Lorenz Sterne, Göthe in Strassburg, Herder, Hamann, Klopstock, den Hainbund, die Wertherliteratur vor: diese Einleitung nimmt die Hälfte der Abhandlung ein, der Verf. hätte wohl mehr Kenntnisse voraussetzen dürfen. Hierauf folgt eine ausführliche Inhaltsangabe unserer Komödie. Der vierte Akt, bemerkt mit Recht der Verf., ist lediglich Episode, er enthält das Monodrama Proserpina, erst später in den Triumph der Empfindung eingeschaltet, und zwar, wie Göthe selbst eingesteht, freventlich: der Grund der Einschaltung mag ein äusserlicher sein, nämlich um Corona Schröter Gelegenheit zur Darstellung ihrer Glanzrolle, der Mandandane, zu geben. Der Prolog der Proserpina verspottet die in spielenden Garten- und Parkanlagen sich äussernde modische Naturschwärmerei. Als spezielle Veranlassung zu der Dichtung des Triumphs sieht ansprechend der Verf. die Bekanntschaft Göthes mit dem jungen Plessing in Wernigerode an, der mit dem Orouaro des Gedichts eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Die Zeitverhältnisse passen dazu gut. Der Triumph der E. hatte anfangs bekanntlich die Form eines Singspiels und hiess die Empfindsamen. Im September 1777 machte sich Göthe daran, Mitte December war er von der Harzreise zurückgekehrt, am 31. December 1777 war das Gedicht vollendet. Dies letzte Datum hat der Verf. nicht angegeben, es ist aber festgestellt durch einen Aufsatz Düntzers in den Blättern für liter. Unterh. 1849, B. 23 u. 24. Am 30. Januar 78 wurde es aufgeführt; dass Göthe selbst den König Anderson spielte, erwähnt der Verf.; wie Göthe durch sein Spiel entzückte, das schildert lebendig der Brief des Kammermusikus Kranz an Göthes Mutter vom 18. Febr. 78 (in den Briefen aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder u. s. w., herausg. von Wagner 1847. S. 157). Was sich von dem Unterschiede des älteren Gedichts von der neuern Bearbeitung aus Riemers Mittheilungen sagen lässt, hat der Verf. gut zusammengestellt; auch in der ästhetischen Würdigung hat er die richtige Mitte getroffen.

Iphigenie in Tauris von Euripides und Göthe von Prof. V. F. Schönwälder. Programm des Gymnasiums zu Brieg. 1872. 19 S. 4.

Ueber beide Iphigenien ist schon so viel geschrieben, dass es schwer fällt etwas Neues zu sagen; der Verf. bringt aber Neues, jedoch ist es unrichtig, das nachzuweisen ist unnöthig; es genügt die neueren gründlichen Arbeiten über die deutsche Iphigenie zu kennen, z. B. die Kieserschen Abhandlungen. So hat der Verf. den Grund der Umwandlung des Thoas nicht erkannt, wenn er sagt: „Sobald Thoas sich von Iphigenie verschmäht sieht, verlangt er sogleich „wie aus Rache" den Tod der Fremden. Seine Humanität ist also nur „Gefälligkeit" gegen Iphigenie und reicht nur so weit als seinem „persönlichen Interesse" gewillfahrt wird. Also nicht die humane Abneigung gegen blutige Opfer, sondern sein „persönliches Interesse" hat seine Handlungsweise geleitet. — Hier ist weder des Thoas noch Iphigeniens Charakter richtig aufgefasst. — Ferner: Als Orest seinen Namen nennt, ergeht sich Iphigenie in einem Gebet an die segenspendenden Götter, sie hat es nicht eilig sich ihm zu erkennen zu geben, sie wird von dem Gefühle des Augenblickes nicht überwältigt. Mit dieser Selbstbeherrschung und überlegenen Selbständigkeit dem Könige gegenüber scheint die spätere willenlose Hingabe an Pylades Leitung sich kaum zu vertragen und dass sie der unentfalteten Knospe verglichen wird, die sich nach der gewissen Rede des Freundes wie nach der Sonne sehnt. Ja, es ist nur Schein; man sollte meinen, vor einer so irrigen Auffassung müsste schon die Anschauung einer guten theatralischen Aufführung schützen. — Ueber des Orestes Vision urtheilt der Verf. auch nicht richtig: Das Schuldbewusstsein ist weit tiefer gefasst als bei Euripides, aber die Lösung und Befreiung steht auf demselben „äusserlichen" Standpunkt. Es ist auch nur wie ein Fieberparoxysmus, der von selbst aufhört, wenn er ausgetobt hat. — So kommt der Verf. denn dazu, das Drama als dem Christenthum feindlich zu bezeichnen. Er findet auch hier „Missachtung" gegen alles was „von Gottes Gnaden" genannt wird; der Mensch wolle auch hier „alles durch sich selbst" sein. Darin liege aber die Schwäche dieser Denkweise, denn die führe zur „Selbstüberhebung und Selbstgerechtigkeit." — Das heisst vorgefasste Meinungen gegen eine gesunde Interpretation festhalten.

Mephistophelis nomen unde ortum esse et quam significationem habere videatur. Epistola ad Robertum Ungerum data. Vom Dir. Dr. Hagemann. Programm des Gymnasiums zu Graudenz. 1872.

In seiner früheren Stellung zu Friedland, erzählt der Verf., hatte R. Unger ihm nachgewiesen, dass die Düntzersche Erklärung des Namens Mephistopheles unrichtig sei; die im Jahre 1861 von R. Unger aufgestellte Interpretation gibt ihm jetzt Veranlassung zu dieser gründlichen und anziehenden Untersuchung. — Die älteste Form des Namens des Gefährten des Faust ist Mephostophiles. Die welche den Namen aus dem Griechischen ableiten, hielten die einen dafür, dass er entstanden sei aus *μεγαστόφιλος* d. i. Renommist, die andern (Düntzer) aus Mephotophiles d. i. Nicht-Lichtfreund: Unger aber sagte, der Erfinder des Namens habe zugleich zweierlei ausdrücken wollen: Feind des Faust (*μιγαναστοφίλης*) und Nichtlichtfreund (*μιγαστοφίλης*), beides vermischt habe *μιγαναστοφίλης* gegeben. Dem entgegen nimmt der Verfasser an, der Name sei allein aus *μιγαναστοφίλης* ent-

standen, da der Uebergang von au in o oft vorkomme. Das Adj. φαυστός kommt von φαύσκω das wie πιφαύσκω und φόσκω auf φάω zurückzuführen ist; φάω, φαείνω, φαίνω, φαέθω haben die Bedeutung „glänzen, schimmern"; φαῦνις ist = φῶς: Bacchus heisst φαναῖος. Ein φαυστοφίλης konnte also leicht in φωστοφίλης übergehen. Den lateinischen Namen Faustus leitet aber schon G. F. Vossius von dem griechischen φαίω, φόω ab. — Andere haben die Form Mephistophiles für die richtige angesehen und erklärt: Liebhaber mephitischer Dünste; es ist auch eine Göttin Mephitis überliefert. Aber da die ältere Form Mephostophiles ist, so ist es nicht wahrscheinlich, dass dem Worte ein neuer Begriff untergelegt und darnach der erste Theil neu gebildet wurde; es ist einfach das Mephostophiles im Munde des Volkes aus Nachlässigkeit in Mephistophiles übergegangen. Aus diesem Mephistophiles ist dann Mephistopheles geworden, den wahrscheinlich schon Lessing in seinem Faust gebraucht hat und kein Grund vorliegt als Erfindung Göthes zu bezeichnen; vielmehr mögen diese Form und die Form Mephistophles in den ältern Volksstücken schon gebraucht sein. — So die Auseinandersetzung des Verf., der man beistimmen muss.

Schillers Macht des Gesanges, ferner Str. 1 und 2 aus dem „Kampf mit dem Drachen," endlich Göthes „Muth" in lateinische Poesie übertragen, nebst einschlägigen Bemerkungen von Prof. J. Walser. Programm des Gymnasiums zu Linz. 1872. 24 S. 4.

Die Uebersetzung der Macht des Gesanges ist im heroischen Versmass und beginnt:

Qualis nocte iugi scissa ruptisque latebris
Emicat et vasto pluvius venit impete torrens.

Der Verf. gibt zu seiner Uebersetzung ausführliche Anmerkungen, in denen er Rechenschaft gibt über die Auswahl der Wörter sowohl, wie über die nothwendigen Abweichungen von der deutschen Construction, überall durch Hinweisung auf lateinische Dichter seine Auswahl rechtfertigend, so dass für lateinische Versübungen und für die Vergleichung des Lateinischen und Deutschen die Abhandlung als ein werthvoller Beitrag zur Methodik zu bezeichnen ist. Es erhellt also daraus, dass an eine wörtliche Uebersetzung nicht zu denken ist. Die beiden ersten Strophen des Kampfes mit dem Drachen sind ebenfalls im heroischen Versmass gegeben, welches der Verf. für dies Gedicht für durchaus nothwendig erklärt; auch hier ist über jedes Wort Rechenschaft gegeben; man sieht daraus, dass der Verf. seine Aufgabe sich nicht leicht gemacht hat. — Endlich das kleine Göthesche Gedicht ist im Glyconius übersetzt, und es sind so aus den 7 deutschen Versen 11 lateinische geworden; in Bezug auf Einzelnes sind auch hier lateinische Dichterstellen angezogen.

Schillers Braut von Messina vor dem Richterstuhle der Kritik. 1. Theil. Von Dr. Brosin. Programm der Ritter-Akademie zu Liegnitz. 1872. 34 S. 4.

Das Programm von J. Drenckmann: Schicksal und Schuld in Schillers Braut von Messina zeigte Ref. im Archiv 48, 210 mit den Worten an: „— Ebenso zu billigen ist alles, was der Verf. über Schillers Gedichte sagt,

— so dass allen denjenigen, welche bisher noch nicht über den Sinn des Stückes mit sich selbst klar geworden sind, die Lesung der Abhandlung anzurathen ist.“ Diese Ansicht hält Ref. auch jetzt noch fest. Der Verf. des vorliegenden Programms dagegen hält noch nicht damit alle Zweifel gelöst; ja er hält es kaum für möglich, dass jemals eine Einigung der Ansichten zu Stande komme. Wohl möglich. Der Verf. will keine neue Hypothese über die Braut von Messina aufstellen; er hält es dagegen einmal für gut die bisher veröffentlichten Urtheile geordnet zusammenzustellen. Das geschieht denn in der vorliegenden Abhandlung; so ist der Titel aufzufassen, der also so milde als möglich zu nehmen ist = die verschiedenen Urtheile über die Braut von Messina, während man beim ersten Lesen meinen sollte, es werde eine scharfe Kritik geübt werden. Der Verf. hat mit vieler Mühe eine Menge Werke über Schiller und speziell über unser Gedicht benutzt; auf Vollständigkeit kann aber auch diese Arbeit nicht Anspruch machen. Jeder kann sich nur eine ihm besonders zusagende Ansicht aneignen; es ist freilich viel Spreu darunter. Nur auf ein höchst befremdendes Urtheil muss Ref. hindeuten. Es ist nämlich behauptet, volksthümlich sei und werde die Braut von Messina niemals, ihre Volksthümlichkeit werde sich immer auf die Bewunderung einer kleinen Minorität, vielleicht gar auf das Entzücken der Philologen beschränken. Im Gegentheil ist es dem Ref. immer vorgekommen, als wenn die Philologen, an ihren einseitigen Theorien eigensinnig festhaltend, gerade an der Braut von Messina zu mäkeln gehabt hätten, dagegen die gebildete deutsche Frauenwelt von dem Gedichte entzückt sei, und zwar — wegen der herrlichen Chorlieder.

Lexikalische Sammlungen aus Friedrich Rückerts Werken. Von Dr. H. Meurer. Programm des Gymnasiums zu Weimar. 1872. 24 S. 4.

Dass Friedrich Rückert nach Fischart der gewaltigste Sprachkünstler der Muttersprache gewesen, ist allgemein anerkannt; wie gross aber seine Schöpferkraft war, was wir durch ihn gewonnen, das tritt in diesem Programm so recht deutlich uns entgegen. Mit bewusster Absichtlichkeit hat Rückert sein Ziel verfolgt, wie er in den als Motto dieser Abhandlung vorgesetzten Versen sagt: Der deutschen Sprache Schatz zu mehren von Jugend auf war mein Bemühn und dieser Trieb soll nie verblühn. Dazu hat der Verf. aber nicht bloss die Frankfurter Gesammtausgabe der poetischen Werke Rückerts benutzt, sondern auch alle einzeln erschienenen Schriften. Da sie in den Wörterbüchern von Grimm und Sanders noch nicht alle benutzt sind, so eröffnet sich auch für die Lexikographie eine neue Ausbeute. Die Frucht seines ausgedehnten und sorgfältigen Fleisses hat der Verf. so geordnet: 1. Substantiva, und zwar zuerst veraltete, eigenthümlich gebrauchte, im Geschlecht abweichende, mundartliche; dann die mit Präpositionen und untrennbaren Partikeln zusammengesetzten, so wie einige andere seltenen Zusammensetzungen; danach die auf -e ausgehenden, theils von Verben, theils von Adjektiven gebildeten abstrakten Feminine und die ungewöhnlichen Pluralformen, die mit abgefallenem -e, die Bildungen mit ge- auf -ling, die ungewöhnlichen Ableitungen auf -ung, -nis, -in, die Verbalmasculina auf -er. 2. Verba, nämlich veraltete, mundartliche, eigenthümlich gebrauchte, erst einfache, dann abgeleitete. — Bei einzelnen der Wörter hat der Verf. darauf aufmerksam gemacht, dass sie noch in den neuesten Heften des Grimmschen Wörterbuches fehlen. Die Anordnung in den einzelnen Abtheilungen ist die alphabetische; Belegstellen sind genau angegeben.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Über die Orthographie auf den Münzen der deutschen Großherzoge.

Die schon seit etwas mer als einem Jartausend schwebende Frage über die schriftliche Widergabe der sogenannten Zischlaute der deutschen Sprache in lateinischer Schrift ist in neuester Zeit in einer eigentümlichen Weise zur Sprache gekommen. Die Bonner Zeitung brachte nemlich einen Artikel, in welchem gesagt wurde: "Über unseren neuen Zwanzigmarkstücken scheint ein eigentümlicher Unstern zu walten. Es lag uns gestern ein Zwanzigmarkstück vor, auf welchem ein orthographischer Fehler sich eingeschlichen hat. Es war dis ein für Baden geprägtes Stück, auf welchem die Umschrift um das Bild des Großherzogs lautet: FRIEDRICH GROSHERZOG VON BADEN." — Dazu bemerkte alsdann die Vossische Zeitung: "Was den vermeintlichen Schnitzer betrifft, so verdankt derselbe nicht irgend einem Unstern seine Entstehung, sondern ist eine historisch berechtigte Eigentümlichkeit des sonst gerade nicht partikularistischen 'Grosherzogtums' Baden, dessen Münzen längst jene freilich fer zweifelhafte Rechtschreibung zur Schau tragen. So würde auf den baierischen Zwanzigmarkstücken, wenn König Ludwig I. noch lebte und regirte, die Umschrift des Averses höchst warscheinlich 'Teutsches Reich' lauten."

Die obigen Artikel haben mich veranlasst, mir die Münzen der deutschen Großherzoge im Münzcabinet des hiesigen Museums und soweit solche mir sonst zugänglich gewesen sind, in Bezug auf die Schreibung des Wortes Großherzog anzusehen. Das Ergebnis ist folgendes.

Die sämtlichen Münzen des Großherzogtums Baden, welche mir vorgelegen haben, von Karl Fridrich ab, haben in der Umschrift GROSHERZOG, resp. GROSHERZOGTHUM.

Dasselbe ist der Fall mit den Münzen des Großherzogtums Hessen, sowol aus der Zeit Ludwigs I., wie aus der Ludwigs II. und Ludwigs III.

Auf den Münzen des Großherzogtums Oldenburg aus der Zeit Paul Fridrich Augusts findet sich ebenfalls GROSHERZOG. Auf den oldenburgischen Münzen, welche mir aus der Zeit des Großherzogs Nicolaus Fridrich Peter vorgelegen haben, steht abgekürzt GR. H., so dass hier die Schwirigkeit umgangen ist.

Auf den Münzen aus der Zeit Karl Theodors v. Dalberg als Großherzog von Frankfurt steht: GROSH. FRANKF.

Auf den Münzen von Ferdinand, Großherzog von Würzburg steht: GROSHERZ. WÜRZB. L.M. (Landesmünze).

Endlich auf den Münzen des ehemaligen Großherzogtums Berg: JOACHIM GROSHERZOG V. BERG.

Den genannten 'Grosherzogen' gegenüber stehen die Großherzoge von Sachsen, von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, auf deren Münzen ich überall die Schreibweife GROSSHERZOG gefunden habe.

Auf welcher der beiden Seiten der König von Holland als Großherzog von Luxemburg steht, kann ich nicht angeben. Auf den von mir eingefehenen Münzen finde ich die Inschrift: WILLEM III. KONING DER NED. G. H. V. L.

Die Schreibweife GROSZHERZOG, welche der neueren Schreibung Grimms entsprechen würde, habe ich auf den Münzen nirgends gefunden.

Danach war die Schreibung GROSHERZOG feit 1806 die überwigende Schreibung der Fürsten des Rheinbundes, von welcher jedoch die Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Weimar von vornherein eine Ausname gemacht haben, wärend die Großherzoge von Baden und Hessen bei der Orthographie aus der Zeit des Rheinbundes stehen gebliben find.

Die Schreibung des s statt ß: gros, blos etc. statt groß, bloß ist eine zimlich alte. So schrib schon Luther überwigend (vgl. den Artikel groß in Dietz Wörterbuch zu Luther II, 172) und ist dife Schreibung feit Luther nie ganz verschwunden; namentlich verlangten fie verschidene Reformbestrebungen aus dem letzten Viertel des vorigen Jarhunderts und aus den beiden ersten Jarzehnten diefes Jarhunderts. So schrib z. B. die Erfurter Gelehrten-Zeitung, welche feit 1780 unter der Aufficht der Akademie herausgegeben wurde, in der Recenfion von Schillers Raübern vom 24. Juli 1871: 'Aber eben diese grose Hofnung berechtigt uns auch zu gröseren Forderungen als die Alltagskost für unsere gewönliche Kraftmänner und süse Geisterchen . . . Der Verfasser hält es für eine widersinnige Zumuthung, in drei Stunden einige auserordentliche Menschen zu erschöpfen, hält es für unmöglich, dass sie sich auch dem durchdringendsten Geisterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblösen solten.' (Vgl. Jarbücher der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft VI, S. 19 f.) — In Frankfurt steht über dem Pegel der nach Sachsenhaufen fürenden Mainbrücke, welche das Standbild Karls des Großen trägt, die Inschrift: *Schuh-Maas ueber dem ◯Punct.* Namentlich aber ist Rumpelt in neuester Zeit als Vertreter der Erfetzung des ß durch s, im Gegenfatz zum tönenden f, aufgetreten.

Die auffallende Übereinstimmung der Schreibweife der Großherzoge von Baden, Hessen, Würzburg, Frankfurt, Berg scheint einem gemeinfamen politischen Einflusse entsprungen zu fein. Dass vile Leute in Baden und Hessen einen lautlichen Unterschid zwischen s und ß nicht kennen, davon kann man fich leicht überzeugen; dennoch scheint die Schreibung 'Grosherzog' mer nur eine perfönliche Eigentümlichkeit der Großherzoge felbst gewefen zu fein, da man im amtlichen Verkere in den Großherzogtümern fonst immer die Schreibung 'Großherzog' angewendet findet und dife auch, fo weit ich habe erfaren können, allein in den badischen und hessischen Schulen als richtig geduldet wird. Die phyfiologischen Gründe, welche später Rumpelt zu der vereinfachten Schreibweife gefürt haben, können unmöglich schon 1806 bei den Großherzogen des Rheinbundes maßgebend gewefen fein; eher könnte man auf einen Einfluss der Schreibung der Franzofen (Strasbourg statt Straßburg) feine Vermutung richten. Dem Ausländer muss ja unser ß mit feiner Benennung es-zet wunderlich genug vorkommen, und man wird es erklärlich finden, dass er fich auf eine fo feine Unterscheidung wie die von s und ß ist, möglichst nicht einlässt, fondern

beide durch dasselbe Zeichen widergibt. Doch darauf, wie das Ausland sich mit unserer Sprache abzufinden sucht, kann es uns nicht ankommen.

Merkwürdig ist es, dass von den vilen Schriftstellern, welche in den letzten Jarzehnten über deutsche Orthographie geschriben haben, die in Rede stehende Eigentümlichkeit der badischen und hessischen Großherzoge nirgends hervorgehoben ist, ja dass selbst das Mitglid des großherzogl. badischen Oberstudienrats, Geh. Hofrat Feldbausch in seiner Schrift über die historische Begründung der deutschen Rechtschreibung nicht einmal eine Andeutung davon gegeben hat, obwol er über die Bezeichnung der S-laute sehr ausfürlich spricht. Überhaupt haben wol nur sehr wenige bisher darauf geachtet, dass ein Teil unserer Großherzoge in irem Titel eine eigene Orthographie befolgten. Insofern hat die Sache bei weitem nicht die störende Einwirkung ausgeübt, wie das hartnäckige Beharren der bairischen und würtembergischen Regirungen bei den von der Wissenschaft verurteilten Schreibungen: Bayern, Württemberg. Dennoch dürfte der Umstand, dass selbst in die neuen Reichsmünzen eine Verschidenheit in der Schreibung des Titels der Großherzoge eingedrungen ist, einen neuen Beleg dafür bilden, dass eine einheitliche Regelung der Rechtschreibung für Deutschland in der Tat ein unverkennbares Bedürfnis ist, und eine neue Manung an die deutschen Regenten des Grundsatzes eingedenk zu sein: *Caesar non supra grammaticos.*

Die Schreibung GROSS befridigt natürlich noch weniger als GROS; so lange man sich indes nicht entschließt für das ß auch eine entsprechende Majuskelform aufzustellen, würde das SZ: GROSZHERZOG des Grimmschen Wörterbuches für Inschriften wol immer noch das empfelenswerteste sein. — Oder man setze entsprechend dem Gebrauche des ſs, dem z. B. die Berliner Akademie folgt, auch für die Majuskel GROſS. Das würde zwar beim ersten Anblick auffallen, aber das Auge würde sich sicher sehr bald auch daran gewönen und dann nichts auffälliges mer darin finden.

Sollte diser Vorschlag Annahme finden, so würde es sich auch wol empfelen, auf den preußischen Münzen die Schreibung PREUSSEN durch PREUSZEN, resp. PREUſSEN zu ersetzen.

Hoffentlich wird aber das neue deutsche Reich auch noch die Aufgabe zu lösen wissen, sich für das ß eine entsprechende Majuskelform zu schaffen. (PREUßEN. — GROßHERZOG.)

Die Berliner Gymnasialorthographie bietet insofern eine Lücke, als zwar angegeben ist, wie die S-laute in lat. Minuskeln widergegeben werden sollen, aber nicht, wie in lat. Majuskeln. — Es dürfte wünschenswert sein, dass auch hierüber eine Normalbestimmung getroffen werde, und zwar würde eine solche wol am besten durch den Reichsrat selber einzuleiten sein.

Michaelis.

Die französischen Wörter im Nibelungenliede.

Herr Dr. Albert Wittstock, welcher mit einem grösseren Werke über Spuren des Nibelungenliedes in Frankreich beschäftigt ist, hat vor einiger Zeit in den Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung (180 ff. 1873) einige Früchte seiner Untersuchungen veröffentlicht, von denen wir Nachstehendes zur Kenntniss der Leser dieser Zeitschrift bringen.

„Es wäre anziehend dem Ursprung der niederrheinischen oder fränkischen Heldensage näher auf die Spur zu kommen, die sich gleich dem grossen Rheinstrom zuletzt in den Sand verliert. Ich möchte sie weder den nach Gallien versetzten Sigambern noch den zurückgebliebenen ausschliesslich, sondern beiden gemeinschaftlich aneignen, wie auch das Merovingische Königsgeschlecht mit beiden zusammengehangen haben muss.“ Seit Jacob

Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache I, 524) diese Worte geschrieben, hat der deutsche Forschergeist nicht aufgehört immer weiter in den dunkeln Schacht des deutschen Alterthums einzudringen, und wie die Heldensage überhaupt, so ist auch besonders der Inhalt des Nibelungenliedes zum Gegenstand mancher scharfsinnigen Schrift gemacht worden. Eine ansehnliche Nibelungen-Literatur ist allmählich entstanden, welche gleichzeitig die früher oft gehörte Behauptung widerlegt hat als liebe es die deutsche Gelehrsamkeit weit eher in der alten Literatur anderer Völker zu forschen als in der des eigenen Vaterlandes. Andrerseits wird wohl heute niemand mehr meinen wollen, dass die alte Dichtung etwas unnützes und nebensächliches sei, denn es wird immer von grosser Wichtigkeit sein, mit Ernst und Gründlichkeit in unsere Sprache, Sage und Geschichte zu dringen.

Aber trotz aller Untersuchungen, die zu so manchen Ermittelungen über das Wesen der Nibelungen-Sage, über ihr Verhältniss zur Geschichte, über ihr Fortleben wie ihre Verbreitung geführt haben, ist doch in der Hauptsache noch kein fester sicherer Boden gewonnen. Es scheint fast als gehöre das Unergründliche, Geheimnissvolle, welches den poetischen Reiz des Ganzen noch erhöht, mit zu dem Wunderbaren dieser Sage. Nach wie vor müssen wir fragen: welches ist der Ursprung des Nibelungenliedes, wann und wo und aus welchen Elementen hat sich die Sage gebildet, worauf es ruht? Was verbindet historisch scheinende Züge aus der deutschen Geschichte nach der Völkerwanderung mit der nebelgrauen Ferne der deutschen Götter- und Heldenwelt? Oder ist der Inhalt des Nibelungenliedes nur eine modernisirte Auffassung, ein herausgerissenes Fragment eines grossen weit hinaufreichenden Sagenkreises, der von dem Gott Odin ausgeht, Armin und Siegfried als Sprossen der Götter identificirt und in allen Einzelheiten symbolisch gedeutet werden muss? Wir sehen, hier bewegen wir uns auf dem Gebiete des Mythus, und wenn wir weiter forschen, so finden wir, dass die Quelle der Sage in letzter Instanz immer wieder die Sage ist. Gleich den alten Volksmärchen, die, ohne aufgezeichnet zu sein, fort und fort leben (so sind in Frankreich, das an eigentlicher Jugend- und Märchen-Literatur arm ist, die contes de ma mère l'oie unverschollen), ist auch der unermessliche Nibelungen-Stoff vor und nach der Völkerwanderung auf die mannigfaltigste Art gesagt und gesungen worden („Uns ist in alten maeren wunders vil geseit"), und hat, nachdem unser Nibelungenlied schon vorhanden war, noch in seiner alten Selbständigkeit fortexistirt. Natürlich nimmt die Sage allmählich das Gewand der Zeit an, ihre Gestalten erhalten eine schärfere persönliche Ausprägung, und so entsteht die Nationalsage. Aber allen Nationalsagen gehen alte allgemeine Sagenbildungen, geht eine gemeinsame Urquelle voraus. In dieser Beziehung ist die altdeutsche Heldensage häufig mit der altgriechischen, das Nibelungenlied mit Homer verglichen worden; man hat versucht die Parallele bis in die kleinsten Details zu ziehen. Die Niflunger sind mit den Kindern der Nephele verwandt, das goldbedeckte Atterfell der Edda deutet auf das goldene Vliess von Kolchis, der nur an einer Stelle verwundbare Siegfried erinnert an Achilles, während der Drachenkampf Anklänge an die Symbolik der Aegyptier, Perser und Griechen enthält, bei denen der Drache oder die grosse Schlange das Sinnbild des bösen Princips ist. Weiter zurückgehend würde eine Vergleichung der deutschen Sage mit den Epen der Inder zweckmässig sein. Wie die Räthsel aller indogermanischen Sprachen durch die Entdeckung der gemeinsamen sanskritischen Urquelle zum grossen Theil ihre Lösung fanden, so wird auch von hier aus die Mythologie und Sage durch den Weg wissenschaftlicher Vergleichung neues Licht erhalten, und wenn zwar die indische Poesie, namentlich die epische, uns nicht vollständig zu Gebote steht, in einzelnen dunkeln Zügen wird die Aehnlichkeit wenigstens schon in dem Vorhandenen erkennbar. Endigt nicht z. B. auch in der Mahâbhârata der Kampf der beiden Fürstenfamilien mit der Ver-

nichtung aller edlen Geschlechter, gleich dem Untergange der Nibelungen? Der deutsche Mythus hat seine Keime schon in der asiatischen Urheimath getrieben. Die Wiege des Menschengeschlechts ist auch die Wiege der Sage.

Dasselbe Geheimniss welches den Ursprung der Sage umhüllt, schwebt auch über der Entstehung und Abfassung des auf uns gekommenen Nibelungenliedes. Wann, wie und wo ist das Gedicht entstanden? Haben vielleicht ausser dem verlornen lateinischen Buche von den Nibelungen noch ältere Geschichtswerke vorgelegen, und wenn diess der Fall, wie viel gehört der eigenen freien dichterischen Erfindung an? Oder ist unser Gedicht nur eine Bearbeitung auf Grundlage eines älteren Nibelungenliedes? Wenigstens könnten die Lieder, so wie sie gesungen wurden, im Zusammenhang aufgezeichnet worden sein. * Freilich kommt bei dieser Auffassung nach Art der Homerischen Forschungen in Betracht dass beim Niederschreiben der Lieder der alte volksmässige Boden schon verlassen war, indem das alte Volks-Epos mit der höfischen Kunstepik des 12. und 13. Jahrhunderts verschmolzen wurde. Dem Inhalt nach und bei Betrachtung der Entwicklung, Aenderung und Abschwächung der ursprünglichen Sage kann allerdings von einem einzelnen Dichter oder Verfasser des Nibelungenliedes keine Rede sein, aber der Form nach rührt das Nibelungenlied, sowie es vor uns liegt, offenbar nur von Einem her. Das sind nicht mehr die alten von den fahrenden Sängern angestimmten Lieder von Siegfried und seinen Thaten, und auch in ihrer Vereinigung mit den Liedern von Hagen, Günther, Dieterich, Hildebrand, Etzel und Rüdeger waren sie längst verhallt; in dieser Form sind sie nicht gesungen worden. Der Einwand dass ein einzelner Verfasser wohl in so fern eine grössere Einheitlichkeit durchgeführt hätte, als er sich von Anachronismen freigehalten und Heidenthum und Christenthum, Heldenthum und Ritterthum in wunderbarem Gemisch nicht nebeneinander gestellt haben würde, könnte nur dann in Betracht kommen wenn wir es mit keinem poetischen, sondern mit einem historischen Werke zu thun hätten. Die Zusammensetzung ist eben eine willkürliche, selbständige, einzelne Züge sind unmittelbar aus dem Leben und Wissen der Gegenwart entnommen und mit Elementen der Sage und Geschichte zu einem phantastischen Ganzen verbunden. Dadurch war es möglich die Zeit der Abfassung des Gedichtes zu bestimmen. Schwieriger als die Frage des Wann bleibt allerdings immer das Wie und Wo der Entstehung zu beantworten, und selbst wenn man sich zu der Pfeiffer-Bartsch'schen Erklärung hinneigt, kann man doch darum die Arbeiten der Lachmannianer und Holtzmannianer noch nicht für überholt ansehen, und ohne ferner denjenigen beistimmen zu wollen welche an der Möglichkeit verzweifeln über die Entstehung des Nibelungenliedes jemals ins reine zu kommen, ist es doch jedenfalls richtig dass dasjenige was wir bis jetzt wissen sich auf Vermuthungen stützt und über das Gebiet der Hypothese nicht hinausgeht. Wohl ist die Annahme leicht dass, wie z. B. die Thierfabel und die Faustsage ohne Rücksicht auf ältere Vorlagen ihren selbständigen, den alten Stoff frei behandelnden Dichter fanden, so auch aus den Elementen der alten Nibelungensage die grossartige Composition geschaffen wurde, die aus der reichen Fülle des Stoffes nur das enthält was der Dichter für seinen Plan geeignet hielt, während es natürlich ist dass er im übrigen dem Ganzen den Charakter des ritterlich-höfischen Lebens seiner Zeit aufprägte. Aber wer war es aus der langen Reihe vortrefflicher Dichter die in jener ersten classischen Literatur-Epoche bis zu Kaisern und Königen hinanreicht, der das Lied sang und schrieb oder einem Schreiber vorsagte? So viel wissen wir, dass das Gedicht aus der

* Es ist zu beachten dass sich die Nibel. Noth bloss auf mündliche Sage beruft (sô wir hören sagen, als ich vernomen hân); die übrigen Denkmäler des Mittelalters dagegen, selbst Gudrun, berufen sich auf beides zugleich, das Buch und die mündliche Sage.

herrlichen Zeit der Hohenstaufen stammt, wo in Deutschland Staat und Kirche, das ritterliche und das Volksleben in höchster Blüthe stand und wo auch die deutsche Dichtkunst ihre goldene Zeit feierte. Damals wurden die alten vielgesungenen Mären erneuert, und wie einst Karl der Grosse eine schriftliche Sammlung der alten Heldenlieder veranstaltete, jener Lieder die dem grossen Frankenbeherrscher so werth waren, weil sie die Thaten seiner Vorfahren, der Pipine oder Nibelungen, feierten, so musste unter den Hohenstaufen, deren Stamm man wohl gar von den Karolingern und Merovingern ableitete, der Sinn für die alte einheimische Heldendichtung neue Nahrung erhalten. Sie liebten und übten ja selbst die Dichtkunst, namentlich Friedrich I., der die Provenzaldichter an seinen Hof zog und dadurch den Geist der Nacheiferung in Schwaben und dem übrigen Deutschland erweckte (Adelung, über die Geschichte der deutschen Sprache): ferner ist uns speciell erhalten was Friedrich II., der zwar meistentheils in Italien, aber doch von 1212—1220 und von 1235—37 in Deutschland war, für Kunst und Wissenschaft gethan (Raumer, Gesch. der Hohenstaufen III, 555 flg.), und König Konrad IV. liess eine Weltchronik dichten. Eine neue Vermuthung liesse sich noch aufstellen, wenn man den christlichen Sinn der durch das Gedicht zieht nicht für unwesentlich hält. Mit ihrem ursprünglich heidnischen Inhalt werden die alten Heldenlieder bei der Geistlichkeit wohl keine Gnade gefunden haben, es wäre aber möglich, dass auf Grundlage eines lateinischen Gedichtes von einem Geistlichen mit poetischem Talent, vielleicht von einem Mönch in St. Gallen, ein so zu sagen christianisirtes Nibelungenlied gedichtet worden ist. Es kann nicht fehlen dass in einer so vielfach gedeuteten Frage immer wieder die Wahrscheinlichkeit sich für berechtigt halten wird neue Gesichtspunkte aufzustellen, und ein strenger Beweis, der keine Einwendung zuliesse, wird auch, so lange für jene Zeit nicht neue Geschichtsquellen fliessen, wohl schwer möglich sein. Vielleicht ist es sogar Pflicht keine Ansicht zu verschweigen; oft kann die leiseste Spur einen andern auf den richtigen Weg leiten.

Unverkennbar ist die in Frankreich früher gebildete Ritter-Poesie auch auf das Nibelungenlied von Einfluss gewesen: der Charakter der adeligen Hofpoesie, welcher allen dichterischen Erzeugnissen der schwäbischen Zeit anklebt, wurde auch bei Aufnahme der alten Volks- und Heldendichtung in den Vordergrund gedrängt. Die älteste Verwandtschaft zwischen Frankreich und Deutschland zeigt sich in der Literatur wie in der Geschichte, und ein gegenseitiges Geben und Empfangen ist damit verknüpft. Hierbei darf allerdings nicht vergessen werden dass von Deutschen vor und seit der Völkerwanderung auch in den wälschen Ländern die Gestalt der neuen Welt ausgieng. Nachdem sich aus der germanischen Gefolgschaftsverfassung der Lehnsstaat, aus dem bevorrechteten Reiterdienst der Ritterstand und aus beiden das ideale Ritterthum gebildet hatte, das sich durch ein Zusammenwirken der mächtigsten Ursachen, wie der Kreuzzüge, in den französischen Gebieten zur vollsten Blüthe erhob, wodurch eine reiche höfische Literatur befördert wurde, übte dies wieder auf die Gestaltung der wenig später erwachenden höfischen deutschen Dichtkunst einen entschiedenen Einfluss aus, und ein Vergleich der altfranzösischen Literatur mit der deutschen kann am besten die schon frühe Einwirkung des Französischen bestätigen. Die innigen Wechselbeziehungen zwischen der französischen Literatur und der deutschen, namentlich im Epos, sind genugsam dargethan; aber es sind nicht blos die fremden Romane die von deutschen Dichtern wiedergeboren und verklärt wurden: selbst das Nibelungenlied, obwohl es eine auf sich selber wurzelnde deutsche Ur- und Stammsage enthält, war mit Frankreich verwachsen, die Sage hat sich auf ihrer Wanderung auch nach wälschen Ländern verbreitet: in der Dichtung jener Stämme welche über den Rhein gewandert und mit Aufgebung ihrer Muttersprache zu Romanen geworden waren, finden sich Spuren der alten Heldensage. Es ist häufig auf das

Fortleben und die Verbreitung des Nibelungen-Namens hingewiesen worden (namentlich von Leichtlen, Forschungen im Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde Deutschlands B. I, Heft II, und Mone, Quellen und Forschungen I S. 22 ff.), auch in Frankreich hat der Name unter mancherlei Variationen existirt; ein geschichtlicher Nachweis lässt sich z. B. durch die Histoire littéraire de la France, par des Religieux Bénédictins de la Congr. de S. Maur. führen, und die bekannten Beispiele liessen sich leicht vermehren wenn man in manchen Documents inédits nachsuchen wollte. Allein es kommt weniger darauf an das Fortleben des blossen Namens zu beweisen; wichtig ist dass auch die Sage und Dichtung in Frankreich existirt hat. Die frühe Geltung und Verbreitung speciell der Nibelungensage bei den Franken ist natürlich: Siegfried und die Nibelungen sind von den Franken ausgegangen gegenüber den suevisch-gothischen Wölfingen und Amelungen. Auch die Thiersage von Reinhart entsprang unter den Franken: auf dem Berge von Laudunum (Laon), das nach der Scheidung zwischen Neustrien und Austrasien, d. h. dem westlichen und östlichen oder romanischen und deutschen Frankenland, fränkischer Königssitz geworden sein mag, woran noch altfranzösische Lieder erinnern, lässt die Thierfabel mit naheliegender Aenderung des Monlaon in Monleon den Löwen Hof halten. Die germanischen Eroberer hatten ihre heimischen Sagen mitgebracht und auch später noch ihre Helden und Grossthaten besungen. Diese epische Poesie erklang ursprünglich in altfränkischer (deutscher) Sprache, gieng aber im zehnten Jahrhundert auch in die neufränkische oder romanische Sprache über, ja man schrieb die Uebertragung der Lieder aus Karls Sammlung in das Romanische dem König selbst zu. In Nordfrankreich musste dem Volkscharakter gemäss die Nationalliteratur zuerst als volksmässige Epik auftreten. Die Chansons de geste, Lais, Romans d'aventure lassen noch erkennen wie die französischen Nationalepen zum grossen Theil Umgestaltungen der germanischen Helden- und Geschlechtssagen waren. Schon W. Grimm (die deutsche Heldensage) hat über Spuren des grossen deutschen Sagenkreises in der nordfranzösischen Literatur Andeutungen gegeben. Welches Licht würde aber über die Jahrhunderte alten Beziehungen zwischen Galliern und Germanen gebreitet werden wenn genaue Untersuchungen angestellt würden über J. Grimms Behauptung (Gesch. d. dtsch. Spr. I. 479), welcher sagt: „Gewissermassen könnte die provenzalische Poesie gothische, die nordfranzösische fränkische heissen." Einzelne verwandte Heldennamen (sogar der gothische Name Attila) treten allerdings auf. Beispiele welche nur an Theile des Sagenkreises erinnern liessen sich mehrere anführen. In dem altfranzösischen normännischen Roman de Horn et Rimenhild (publié par Francisque Michel. Paris 1845) erscheinen zwei Könige: Hildebrant und Herebrant. In den Lais der Marie de France (Lai de Milon) wird eine der deutschen Sage ähnliche Geschichte von Hildebrand und Hadebrand erzählt. (Poésies de Marie de France I, 359.) Die alten Ueberlieferungen sind freilich später verfallen und abgestorben; das Ritterthum und die Kreuzzüge brachten eine andere Richtung in die Poesie, welche die Abnahme des Interesses an dem Volks-Epos nach sich zog. Als aber unter der glanzvollen Zeit der Hohenstaufen die deutsche Dichtkunst ihre erste grosse Blütheperiode feierte, waren in Frankreich umfassende Ritter-Epopöen längst vorhanden, die theils aus einheimischen, theils aus südeuropäischen und auch aus nordischen Quellen geschöpft waren, und es lag nahe, dass die Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg, Konrad von Würzburg mit grösserer oder geringerer Freiheit der Nachahmung an das Vorhandene anlehnten. Ja, es lässt sich annehmen dass sich diese Nachahmung nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf die Form erstreckte. Die Aehnlichkeit zwischen dem altfranzösischen epischen Vers und unserm Nibelungenvers wird wohl dadurch erklärt werden müssen, dass die deutsche Form als die jüngere ihre Ausbildung der französischen

verdankt, obwohl gerade umgekehrt Uhland in seiner Abhandlung über das altfranzösische Epos (S. 102) in dem zweisylbigen Verse genau den Vers der deutschen Heldengedichte erkennt, der durch deutsche Stämme, wie Verfassung, Sitte und Leben, nach Gallien gebracht sein könnte. Nach W. Grimms Vermuthung ward das Rolandslied in frühester Zeit allerdings auch in fränkischer Sprache gesungen, und fiel erst nach ihrem Verschwinden der romanischen Poesie ausschliesslich zu. (Ruolantes liet, p. CXX.) Nach Diez (Altromanische Sprachdenkmale S. 130) lässt der Hauch des germanischen Gesanges, der uns, wie selbst französische Kritiker gefühlt haben, aus den vielleicht schon mehrfach umgebildeten romanischen Gedichten noch immer entgegenweht, sogar einen unmittelbaren Einfluss der Deutschen auf die französische Poesie annehmen, ohne dass man dem selbständigen Ursprung der letzteren zu nahe tritt. In dieser Hinsicht müsste man bis in jene Zeit zurückgehen wo noch deutscher Gesang in Frankreich gehört ward. Hier stehen wir vor einer dunklen Stelle der Literaturgeschichte, die zu erhellen noch eine Reihe von Forschungen voraussetzt, um in die Geschichte des mittelalterlichen Epos, seine Wanderung von Volk zu Volk und die damit zusammenhängende Rückwirkung von Volk auf Volk einen näheren Einblick zu erhalten, weiter aber durch die Darstellung des literarischen Verkehrs der europäischen Nationen im Zeitalter der Kreuzzüge zu bestimmen in wieweit die poetischen Erzeugnisse alle einander erläutern. Glücklicherweise hat man auch in Frankreich der Nachforschung früher verachteter Chroniken und anderer schriftlichen Denkmäler, die sowohl im Privatbesitz als in öffentlichen Sammlungen, nicht selten aber grossentheils unbekannt sind, sich mit Liebe ergeben, und so wird hoffentlich die Erforschung des französischen Alterthums — eine noch junge Wissenschaft — auf manchen Fund führen, und gleichzeitig tiefere Bezüge zwischen dem deutschen und dem französischen Epos entdecken, wie überhaupt zur Vergleichung der altfranzösischen Literatur mit der deutschen Literatur des Mittelalters wesentlich beitragen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir auf diesen Gegenstand noch eingehend zurückkommen, sobald genaueres über einige Quellen, denen wir auf der Spur sind, festgestellt sein wird. Einstweilen ist so viel gewiss dass, wie aus Erwähnungen bei älteren Schriftstellern hervorgeht, die Sage von den Nibelungen in Frankreich bekannt war und auch bis in die neueste Zeit nicht vergessen worden ist, wie z. B. die französische Uebersetzung der Nibelungen von Francis Riaux und die Abhandlung von Ampère (Revue des deux Mondes, Paris, 15 août 1832) beweist.

Eine neue Seite der Nibelungen-Forschung bleibt die noch genauere linguistische Untersuchung, die insofern auch mit der Frage nach dem Verfasser des Gedichtes zusammenhängt, als dem häufigen Vorkommen eigenthümlicher Wendungen, Ausdrücke und einzelner Wörter, die sich sowohl im Nibelungenliede als auch bei andern mittelhochdeutschen Dichtern finden, besondere Beachtung gewidmet werden muss. So ist jedenfalls sicher, dass der Dichter unseres Liedes ein auf der Bildungshöhe der Zeit stehender höfischer Dichter war, der auch genau mit der französischen Sprache und Poesie bekannt sein musste. Beweis dessen sind die im Nibelungenliede vorkommenden französischen Wörter, und es ist hierbei bemerkenswerth dass einige dieser Wörter (z. B. chovertiure, garzune etc.) nur poetisch sind und sich nicht in der Sprache erhalten haben. Wenn wir von den in unserm Gedicht enthaltenen französischen Wörtern zunächst diejenigen von zweifelhafter Verwandtschaft übergehen könnten, wie vernogieren, Münchener Handschrift in der Klage 1048: vernoygierte, franz. s'ennuyer, altital. nojo; oder krac, le crac (wovon „Krakehl“ vielleicht eher abgeleitet werden kann als von querela, la querelle), so liessen sich die übrigen classificiren in solche Wörter die germanischen Ursprungs sind und in die französische Sprache übergiengen, ferner in kirchlich lateinische und in romanische Wörter,

welch' letztere beide nicht immer zusammenfallen, während die ersteren durch ihre Aehnlichkeit an das Französische erinnern, und darum erwähnt zu werden verdienen. Dahin sind zu rechnen borte, franz. border, bordiren, einen Rand, etwas erhabenes ansetzen, aus dem althochdeutschen bort, franz. im 13. Jahrhundert bort, Fl. et Bl. 1380. Im 16. Jahrhundert findet sich bord bei Amyot, Aratus 45. Ferner diu wise, auch wis, gwis. franz. guise vom althochdeutschen wîsa, guise findet sich schon im 11. Jahrhundert, Ch. de Rol. — schermen oder schirmen erinnert an escrimer, ital. schermire, germanischen Ursprungs, althochdeutsch skirm, skerm. Auch roub und robe sind verwandt, althochd. roubôn rauben, provenç. rauba. Weiter stehen riche Herren und die altfranz. hommes riches in Beziehung, riche kommt vom althochd. richi, prov. ric, goth. riiks (rex Theodo-rich, Friede-rich). Diu marche, mark, altfranz. marc, ist marque, Gränze. Von diu Warte, garde, wurde altfranz. warder, im 11. Jahrhundert kommt wart vor in Lois de Guill. 41, später guarder vom althochd. wartên. Irrthümlich ist die Zusammenstellung mit jardin, altfranz. gardin (in den Fabliaux et contes de Barbazan findet sich bloss gart) picard. gardin, guerdin, prov. gardi und jardin, allerdings auch germanischer Herkunft, goth. gards. Brest von bresten findet sich ebenfalls im Altfranzösischen. Nach Diez vom althochd. brestan, im 14. und 15. Jahrhundert bresche (Basselin), briser, brèche, Bruch.

Was die aus dem Romanischen stammenden Wörter betrifft, so stehen von den durch die Lehrer des Christenthums mitgebrachten lateinischen Wörtern viele selbständig da ohne Beziehung zum Französischen, z. B. erzenie, arzenei, artista. erzenie findet sich noch Winsbeke 14, 1. Das Vorkommen von Wörtern wie Vesper deutet auf directe Bekanntschaft mit den lateinischen Kirchennamen. (Das Wort findet sich mehrmals im Parz.) So auch mettine, mettene (Mette), woran wir gleich Messe schliessen können, etym. wohl lat., franz. messe findet sich schon im 11. Jahrhundert (Ch. de Rol. XI.), deutsch ausser Nibelungen hauptsächlich noch in Trist., Iw. und gute Gerh. Weiter zurück geht die Etymologie bei abtei (syrisch aba). Abt hiess altfranz. abbet; im 11. und 12. Jahrhundert findet sich abbeie (L. de Guil) und abeie (Th. Mart. 61), im 15. Jahrhundert zuerst abbaye (Ch. d'Orl. Ball. 52). Chappelan kommt dagegen aus dem Romanischen, Vulgärlatein. capella, picard. capelle, prov. capelan (die franz. Wörter im Nibelungenliede stimmen zum grossen Theile mit dem Provenzalischen überein). Cappelân findet sich noch im Parz. und Trist., moine, Münche, Mönche, altfranz. monge, kommt ebenfalls aus dem vulgärlat. monialis. Ganz lat. ist orden, prov. orde und orden, altfranz. ordene, im Parz., Pass. K., Suchenw. etc. christ, christen und christian (in den Eiden), Wace schrieb crestian, im Lied auf die heil. Eulalia aus dem 9. Jahrhundert steht christiien.

Ein Wort das ohne Zweifel direct aus dem Französischen gekommen, ist âventiure; es ist zahlreich vorhanden in W. Wh., Trist, Tit., Wigal, Suchenw., Lanz., Flore, Eggenl., Er., Hartm. in Gregor. Die Ueberschrift aventiure in Nib ist beachtenswerth (vgl. Grimm, frau aventiure). Im Französischen findet sich im 11. Jahrhundert aventure in L. de Guill und bleibt bei allen Schriftstellern bis zum 15. Jahrhundert, im 16. kommt adventure vor (Mont. II. und IV, Laboëtie, Amyot, Préface). Die gedehnte Form chemenate für chemnate (etym. celtisch, vulgärlat. camminata, davon Cabinet) findet sich noch bei Hartm. v. Aue im Greg. (besunder in eine Kemenâten), sowie in Parz., Flore, Iw., Wigal., Gudr., En., Trist., franz. cheminée, chemin, Gang, ital. il cammino, Weg, in Fl. et Bl. 1811 keminée. Romanisch ist ferner chamer, chameräre, lat. camera, camara, althochd. chamara, franz. chambre, camérier, prov. camarier, altfranz. cambre, z. B. in Ch. de Rol. CLXIX. Chron. de Rains. kamer, kamere, kameraere, kanmêre in Parz., Trist., Wigal., Walth., Gudr. — Diu chovertiure noch in Parz., Wigal. und Trist. vom lat. cooperire, altprov. coopertura, neufranz.

couverture, altfranz. couvreture, couverture, im 12. Jahrhundert findet sich coverture in Liber psalm p. 20, covreture (Job, 446 und Raoul de C. 60), im 13. Jahrhundert covreture und auch schon couverture. — Venster, Fenster, althochd. fënstar, lat. fenestra (Parz, Iw., Tit.), wobei man nicht immer an unsere Glasfenster zu denken hat, altfranz. fenestre, welches noch im 16. Jahrhundert bei allen Schriftstellern vorkommt, z. B. Calv. Instit. 1108, bei Lacurne etc. — chrône (corona), im Mittelhochd. auch corône, übereinstimmend mit dem Altfranz., im 12. Jahrhundert corone (Sax. I. und Ren. 8265). Nach Diemer, dtsch. Ged. des XI. und XII. Jahrhunderts: von der êwigen corône di got gibet ze lône, sonst krône in Walth., Parz., Trist., Winsbeke etc. — Ohne Zweifel sind Mord und la mort verwandt (etym. lat.), sowie turn, Thurm und tour, tournelle (lat. turris), prov. torn. Althochd. und mittelhochd. ist die Schreibart mort, wie prov. mort (bei Konrad v. Würzburg, Suchenw., Wigal., Iw., Trist., Gudrun etc.), und von turn findet sich im Althochd. noch turri. — Ze prise, um den Preis, ist ebenfalls romanisch (etym. lat. pretium), mittelhochd. pris, neufranz. prix, altfranz. pris, im 12. und 13. Jahrhundert Sax. XXX., Quesnes Romancero p. 93). Bei Louis XI. (Nouv.) findet sich zuerst prix, ze prise bei Trist., Iw., im Parz. für pris. — trunzune ist tronçon. Im 11. Jahrhundert truncun: Ch. de Rol. CIV. (Herkunft wahrscheinlich von truncus); das Wort ist seltener, es kommt in dieser Form nur noch im Parz. vor. — Auch der Gebrauch von tjoste, tioste (einzelnes Lanzenrennen) schwankt, franz. jouste, joste, prov. josta, bei Suchenw. tjust (als pugna justa, gleicher Kampf), tjoste im Parz., Wigal., Trist., Iw., etc. Altfranz. jouste im 12. Jahrhundert, ferner joste in Rou und Raoul, juste in Marie, Milon. — buhurd, buhurdiren ist der Massenkampf, franz. behourd, bohourt, mittellat. behordium, mittelhochd. im Parz., Trist., Wigal. etc. — Palas, altfranz. pallas, etwa um das 12. Jahrhundert aus dem Französischen eingeführt (palatium, nach Ampère vom Hauptgebäude des Palatinischen Berges, Burg des Kaisers Augustus), bei Hartm. das palas, bei Wolfr. und Konr. der palas, in den Nibelungen und im Wigal. beides. — Permint, es existirte auch die lat. Form pergemente, in Nib. und Parz. kommt immer permint vor. — Porte, portenaere (porta), porte, portier, findet sich bei fast allen mittelhochd. Dichtern. — Das zwar aus dem Französischen gekommene matrazze, matraz ist jedoch nicht romanisch, sondern kommt vom arab. al matrasha, vulgärlat. materacium, franz. im 13. Jahrhundert materas (Joinv. 252) und im 16. Jahrhundert matterats (Amyot, Pomp. 6). Matraz findet sich nur in Nib., Parz. und Engelh. — Endlich ist noch garzune franz. Abstammung (garçon); im 11. Jahrhundert findet sich garçon, auch garzon (Ronc. p. 183), im 13. Jahrhundert gars (Quesnes Romanc. p. 86), wahrscheinlich aus dem Vulgärlat., garzûn kommt ausser in den Nib. nur im Iw., Parz., Trist. und Wigal. vor. — Wenn man die in den Werken eines und desselben Dichters am häufigsten vorkommenden Wörter, namentlich Fremdwörter, mit denjenigen des Nibelungenliedes vergleicht, so möchte man fast auf den Gedanken kommen dass Wolfram von Eschenbach bei der Umarbeitung des Gedichtes betheiligt war.*

Aber abgesehen von den Fingerzeigen welche eine specielle linguistische Untersuchung, resp. Vergleichung mit Bezug auf den Verfasser des Nibelungenliedes immerhin gibt, ist eine derartige Studie jedenfalls ein wichtiger Beitrag zur Sprachgeschichte. Wir sehen die deutsche Sprache schon sehr früh mit französischen Elementen vermischt, trotzdem dass sich beide Sprachen, ungeachtet der politischen Verwandtschaft beider Nationen, ganz besonders entwickelt und gestaltet haben, und namentlich bietet die Betrachtung der deutschen Sprache im 12. Jahrhundert und der französischen Sprache in derselben Zeit ein sprachgeschichtlich sehr verschiedenes Bild

* Die St. Galler Handschrift des Nibelungenliedes befindet sich zwischen Eschenbach und Stricker, von derselben Hand geschrieben.

dar. Das Studium der Beschaffenheit der letzteren im 12. und 13. Jahrhundert ist zwar selbst noch neueren Datums, doch sind die Bestandtheile im allgemeinen bekannt. Es ist richtig dass von einer französischen Sprache im Vergleich zur deutschen erst spät die Rede sein, und die Geschichte der französischen Sprache eigentlich nicht früher beginnen kann als der Name französisch überhaupt existirt, das wäre also mit den Capetingern; denn wenn auch nach dem Vertrage von Verdun, als beide Reiche ihre eigenen Könige bekamen, die aus der lateinischen und der alten Landessprache vermischte Mundart sich zur französischen zu bilden anfieng, so wechselten doch erst unter Hugo Capet und seinen Nachfolgern Land und Einwohner den Namen: die verschmolzenen Gallo-Romanen und Franken hiessen jetzt Franzosen, das Land Frankreich; dieselbe Fusion gieng auch mit der Sprache der Gallo-Romanen und derjenigen der Franken (nebst den vorhandenen verschiedenen anderen Idiomen) vor, und die daraus entstehende neue Sprache ist das Altfranzösische im eigentlichen Sinn. Alsbald beginnt auch ein wichtiger Zeitraum für die franz. Sprache: schon im 10. und 11. Jahrhundert that sie den ersten Schritt sich von einem blossen Jargon zu einer Hauptsprache von Europa emporzuheben. Die dunkle Vorstellung als habe in dem grossen mächtigen Frankenreich Chlodowechs und auch noch später bis zu Karl dem Grossen das germanische Idiom der Franken die herrschende romanische Sprache verdrängt, ist unrichtig. Schon früher bestand die Scheide zwischen Neustrien und Austrasien, d. h. dem westlichen und östlichen oder romanischen und deutschen Frankenland, und die fränkische Sprache hatte im Verlaufe der Zeit abgenommen, so dass das deutsche Element schwächer im inneren Gallien und stärker am Rhein waltete. Im 7. Jahrhundert existirten drei Hauptsprachen in Gallien: die lateinische der Geistlichkeit, die lateinische Volkssprache (l r. rustica) und die deutsche fränkische. Im 8. Jahrhundert schrieb das Concil zu Reims den Geistlichen vor: nachdem sie in lateinischer Sprache gepredigt, ihre Predigten zu wiederholen, in romana rustica lingua aut theotisca. Leider fehlt es an einem fränkischen Ulfilas, d. h. an einem Schriftdenkmal wie die Evangelien im Gothischen, um uns genauer über das Fränkische unterrichten zu können: oder wäre auf künftige Entdeckungen zu hoffen, welche uns die auf Karls Geheiss veranstaltete Gedichtsammlung zuführten, dann wäre das Verhältniss der fränkischen Sprache sowohl zur schwäbischen und sächsischen Mundart als auch zur gallo-romanischen Sprache offenbar. So viel aber ist festgestellt dass die in das Herz von Gallien eindringenden Franken zuletzt auch die fremde Sprache auf Kosten ihrer angestammten miterobert haben, wie auch das gothische, longobardische und burgundische Idiom in Spanien, Italien und Gallien erloschen. Karl der Grosse sprach das Fränkische noch mit Vorliebe, und suchte es durch Aufstellung einer Grammatik zu retten, und selbst Ludwig der Fromme wusste sich desselben noch zu bedienen. Das Verhältniss des oder der von den Franken gesprochenen germanischen Dialekte zum Gallo-Romanischen gestaltete sich daher so dass letzteres von denselben nicht nur überwältigt und beseitigt ward, sondern vielmehr als die Sprache des gebildeteren Theils des fränkischen Staats die herrschende blieb, deren Organismus und Entwicklungsprincip bis auf einige Spuren in der Grammatik (Syntax), in der Wort- und Begriffsbildung und Nachbildung germanischer Zusammensetzungen und Redeweisen (man schätzt die aus dem Germanischen entnommenen Wörter auf etwa 1000) die Sprache der neuen Herren des Landes schliesslich ganz weichen muss. Höchstens haben die mundartlichen Verschiedenheiten der Franken, Burgunder und Allemannen die Zahl der schon vorhandenen gallo-romanischen Dialekte noch vermehrt. So lange beide Sprachen, die gallo-romanische und die fränkische, noch neben einander hergiengen (bis Ende des 9. Jahrhunderts) unterschied man sie als lingua gallica oder gallicana und lingua francisca (frenkisca). Nach dem Untergang des Fränkischen

verblieb die letztere Benennung für die allgemeine Sprache des Frankenreiches als Beweis der immer tiefer gehenden Verschmelzung der politischen und sprachlichen Verhältnisse. Der bekannte Eidschwur von 842 zeigt noch den germanischen Dialekt neben dem neulateinischen des Südens, welch letzterer gänzlich zur Herrschaft gelangte. Der romanische Text des Eides (Pertz, Monum. Germ. hist., tom I p. 665, 666) wird von Raynouard und Ampère provenzalisch genannt, während Diez in dem fraglichen Denkmal französische Färbung sieht. Die Sprache Süd- und Nordfrankreichs wird um die Mitte des 9. Jahrhunderts im wesentlichen dieselbe gewesen sein, weder provenzalisch noch französisch, beide Sprachen mischen sich darin; die französische Mundart, wie sie in den Eiden vor uns liegt, befindet sich noch im Keim, entwickelt sich nun aber nach der Theilung des fränkischen Reiches schnell zur Nationalsprache. Zur Festsetzung einer genauen Gränze zwischen Provenzalisch und Französisch muss die historische Grammatik noch mehr Aufklärung bringen.

Ganz anders hat sich die deutsche Sprache entwickelt. Alle germanischen Sprachen sind nur Dialekte derselben Sprache, Zweige desselben Baumes, wie J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache, die recht eigentlich eine Geschichte des Ursprungs der deutschen Sprache ist, nachgewiesen hat. Zur Zeit wo deutsche Sprache in der Geschichte auftritt, ist sie von allen urverwandten Zungen charakteristisch und specifisch abweichend, obwohl ihnen in einzelnem noch weit näher als heutzutage. Namentlich das Gothische hatte im 4. Jahrhundert bereits eine reiche Ausbildung erlangt. Aber selbst in dieser so eigenthümlichen Sprache zeigt sich schon die dem Deutschen seit je anhängende Nachgiebigkeit gegen das Ausländische in einer nicht geringen Anzahl von Wörtern, welche die Gothen entlehnt haben aus der Sprache der Hunnen, Slaven, Griechen und Römer, mit denen sie auf ihren Wanderungen in längere Berührung gekommen waren. Später brachten fremde Priester Elemente der lateinischen Kirchensprache in das Deutsche, und verdrängten in ihrem Bekehrungseifer nicht nur die Runen durch das lateinische Alphabet, sondern suchten auch die epischen Lieder auszurotten die Ludwig der Fromme, uneingedenk der Pietät gegen seinen edlen deutschen Vater und seine Muttersprache, bald verachtete. Die Theilung des Reiches durch den Vertrag von Verdun war auch für die deutsche Sprache wichtig, da die romanische des überrheinischen Frankenreiches, welche ihr mit Unterstützung der lateinischen Kirchen- und Gelehrtensprache leicht hätte gefährlich werden können, nunmehr innerhalb bestimmter politischer Gränzen blieb. Ein neuer Verlust der Sprache entstand in der fehdereichen Zeit der fränkischen Kaiser, wo die Schulen so tief verfielen dass selbst die Geistlichen höhere Bildung in Frankreich aufsuchen mussten. Darauf kam jedoch eine Blüthezeit mit den Kreuzzügen und den Hohenstaufen; aber auch hier zeigte sich wieder der fremde, namentlich französische Einfluss. Wie einst germanisches Volk und germanische Sprache sich in einen wesentlichen Bestandtheil des neuen romanischen Lebens wandelten, dessen Spuren die romanischen Sprachen noch jetzt deutlich zeigen, so geht ein beständiger deutscher Zug nach dem Lande jenseit des Rheins wie nach einer alten Heimath der Vorfahren. Als der mittelhochdeutsche Zeitraum anfieng, da stand die altfranzösische Poesie in voller Blüthe, und an den deutschen Höfen in Thüringen und Oesterreich sang man nach französischem Muster und nach französischen Stoffen, wenn die Dichter auch nach Inhalt und Form ihre Meister bald übertrafen. Da musste neben der höfischen Kunst und Dichtung auch eine höfische Sprache entstehen, die an Alterthümlichkeit, an sinnlicher Kraft und Wohlklang verlor, aber an Geschmeidigkeit und Beweglichkeit des Tons und Ausdrucks gewann. Auch in der Sprache war Frankreich von Einfluss: die deutsche Sprache, zur Hofsprache geworden, hatte ein modernes Gepräge angenommen. Seit jener Zeit haben sich französische Wortfügungen, Galli-

cismen, in der Sprache erhalten, die blossen französischen Wörter, welche der Modeton damals häufig einmischte, wurden jedoch später wieder ausgestossen. Wenn von den in den Dichtwerken jener Zeit auch im Nibelungenlied enthaltenen französischen Wörtern viele provenzalisch sind, so müssen wir uns dabei erinnern dass der Hohenstaufe Friedrich I. provenzalische Dichter an seinen Hof gezogen hatte. Eine genaue Kenntniss der französischen Sprache und damaligen Literatur konnte man bei jedem gründlich und allseitig gebildeten Manne voraussetzen. Nach Wilken (Kreuzzüge III, 158) wurde in den Kreuzheeren fast nur französisch gesprochen. Doch reicht die Erlernung des Französischen in Deutschland schon weiter zurück; eine Stelle aus dem Jahre 937 (Chron. Ursperg.) erwähnt die Kenntniss der französischen Sprache, und Abt Guilbert (Monœdiarum III, 5) berichtet von zwei Knaben welche, um französisch zu lernen, nach der Abtei Barisis geschickt worden seien. Dass zum vollkommenen Ritter auch fremde Sprachen gehörten, ersieht man aus Tristan 7705; im Wigalois 8337 wird gerühmt, dass er die sprâche kunde Heidensch unde Francois, und Wolfrum (Parziv. 312, 20) hebt von einer Frau hervor: Alle spräche si wol sprach Latîn, Heidensch, Franzoys. Es ist eine der eigenthümlichsten und wichtigsten Seiten der Geschichte der deutschen Sprache dass sie gerade mit der französischen in so vielfachen Beziehungen gestanden, wie sich durch die Jahrhunderte bis in die neueste Zeit nachweisen lässt, und wovon eine nicht geringe Zahl Fremdwörter Zeugniss gibt, und zwar Fremdwörter die auszutreiben fast unmöglich ist, obwohl zugegeben werden muss dass bei Aufnahme einiger derselben die Gastfreundschaft über die Sprachreinheit siegte.

Eine eigenthümliche Comparativbildung.

In Bekker's Hom. Blätter II. S. 211, Nr. 38 heisst es:

„*βασιλεύτερος*. le roy le plus roy qui fust one couronné nante Marot Franz den ersten."

„ewer leben ist noch güldener als gold" sagt Opitz in Nachamung des Sapphischen *χρύσω χρυσοτέρα*, nur ist güldener kein substantiv. golder war freilich kaum zu wagen. dem „güldener als gold" entspricht übrigens des Dio Chrysostomus *εὐδαιμονέστεροι ἐσεσθε αὐτῆς τῆς εὐδαιμονίας* und *σοφώτεροι γενόμενοι τῆς ἀπάσης σοφίας* (1 p. 216, 6 u. 224, 8).

Das erste Beispiel stimmt sowohl der Form als auch dem Sinne nach; nur ist ein Comparativ mit plus, wenn auch von einem Substantiv gebildet, keineswegs auffallend, während *βασιλεύτερος* für uns ein besonderes Interesse bietet. Das von Opitz beigebrachte güldener zeigt einfach nur das Bemühen die fremde Gedankenform mit deutschen Sprachmitteln wiederzugeben. Bei weitem interessanter als die von Bekker angeführten Paralleln sind diejenigen, welche aus der ungarischen Sprache beigebracht werden können. Natürlich wird der Comparativ auch in dieser Sprache in der Regel vom Adjectiv gebildet; doch giebt es hier nebstbei eine ganze Reihe von Comparativen, die aus Substantiven entstanden sind.

Das dem homerischen *κύντερον* entsprechende kutyább ist ein ganz gewöhnlicher Ausdruck. Ein das *χρύσα χρυσοτέρα* wiedergebendes aranynál aranyabb würde keineswegs für einen kühnen Versuch gelten. Man braucht nur vasabb a vasnál zu vergleichen (vom Substantiv vas, Eisen, also etwa: eiserner als Eisen). Wundervoll klingt es, wenn der Dichter von der Schönheit des Mädchens sagt: rózsánál rózsább. Roser als Rose müsste es lauten, wenn die deutsche Sprache eines solchen Ausdruckes fähig wäre. gyöngy, die Perle, gilt für alles das, was wir prächtig, reizend, schön nennen. gyöngyebb ist derjenige Gegenstand, welchem diese Eigenschaf

in höherem Grade zukommt. ember heisst Mann, Mensch; emberebb, wer es mehr ist (vergl. Schiller: Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?). gyermek heisst kind. Das jüngere, das kindlichere kind ist gyermekebb. ördög, teufel: ördögebb, teuflischer. róka, Fuchs: rókább a rókánál gielt so viel wie: schlauer als schlau; wörtlich: Fuchser als Fuchs. Aehnlicher Art ist lovabb a lónál ló, wie auch das deutsche Ross, als Schimpfwort gebraucht. Wörtlich also: Rosser als Ross, d. h. dummer als dumm. So auch ökrebb (Comparativ von ökör, Ochse), szamarabb (von szamár, Esel). Endlich erwähne ich noch árnyék, Schatten; árnyékabb, schattiger; domb, Hügel; dombjabb, hügeliger, und szégyen, Schande; szégyenebb, eine grössere Schande. Letzterer Ausdruck kommt auch in Madách's „Az ember tragédiája" (Die Tragoedie des Menschen) vor, welche Dichtung bisher schon drei deutsche Uebersetzer gefunden hat.

Den Nachweis für das hier Gesagte liefert meine von der ungarischen Academie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift über die richtige Behandlung der ungarischen Sprache (A helyes magyarság elvei) S. 91.

Pest. Emil Thewrewk von Ponor.

Orthographisches.*

Dass eine Präposition mit dem zu ihr gehörigen Worte (meist einem Substantivum) zu einem Begriffe und demgemäss auch orthographisch zu einem Worte verschmolzen wird, das ist im Deutschen, wie in andern Sprachen, durchaus nichts Seltenes: vergl. anstatt, zufolge; — vorgestern, übermorgen u. A. Auffallender sind schon Verbindungen wie infolge, zumtheil, vorderhand, heutzutage, ohnegleichen, miteinemmale und Aehnliches. Bei manchen neueren Schriftstellern kann man aber in dieser Hinsicht Dinge finden, die sicherlich das Maass des Erlaubten weit überschreiten. Wir geben im Folgenden einige Beispiele, die sämmtlich aus einem Buche (Phil. Spiller, Naturwissenschaftliche Streifzüge, Berlin 1873) entnommen sind.

Wenn der Verfasser dieses Werkes Verbindungen wie ambesten, ammeisten, amwenigsten, amhäufigsten, amleichtesten etc. (vergl. S. 105. 106. 135. 142. 149. 171. 176) stets als ein Wort schreibt, so lässt sich dagegen (schon wegen der Unwichtigkeit und Gleichgiltigkeit der Sache) nicht viel einwenden. Ebenso mag man Compositionen wie vorunten, voninnen, vonobenher, nachaussen, nachuntenhin etc. (vergl. S. 21. 34. 88. 89. 103. 130 etc.) noch als einfache Wörter (d. h. als je ein Wort) gelten lassen. Dagegen wird man sicherlich schon bedenklich werden, wenn man Folgendes findet: zumtheil (S. 45. 101. 163), imallgemeinen (S. 37 45. 104. 195), imstande (S. 150. 164. 217. 229), inderthat (S. 14. 21. 51. 62. 139. 216), inwirklichkeit (S. 48. 175), inbetreff (S. 58. 110. 195), aufsneue (lat. denuo, S. 118), zugunsten (S. 116), amtage (lat. interdiu, S. 180) und Anderes der Art. Jedenfalls wird hier die getrennte Schreibung (zum Theil, in Wirklichkeit, zu Günsten etc.) vorzuziehen sein. Das Stärkste aber, was uns auf diesem Gebiete jemals begegnet ist, zeigen folgende Wortverbindungen: inanspruchnehmen (S. 91. 107. 188), imangebehalten (S. 190), inabredestellen (S. 191.

* Eine (in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift angefangene) Zusammenstellung von abweichend oder auffallend construirten Verben wollen wir für jetzt nicht fortsetzen, weil Vieles von dem, was hier vorkommen würde, sich schon in dem Grimmschen Wörterbuche findet, zu einer Sichtung der Beispiele uns aber jetzt die Musse fehlt.

197), zugrabetragen (S. 190) statt des Ueblichen in Anspruch nehmen, im Auge behalten etc.

Ganz abgesehen von anderen Bedenken, die sich gegen solche orthographische Monstra (s. v. v.) geltend machen lassen, wird man dergleichen Dinge schon deshalb nicht billigen können, weil das in jenen Ausdrücken liegende und von der Sprache beabsichtigte Bild durch eine solche Schreibung vollständig verwischt wird. Mit gleichem Rechte könnte jemand am Ende auch schreiben: umslebenkommen (perire), zubodenstürzen, zufeldeziehen, beiderhandsein, aufdemsprungestehen, ausdenaugenverlieren oder insaugefassen, vordenkopfstossen (offendere) etc. statt um das Leben kommen, zu Boden stürzen, zu Felde ziehen, aus den Augen verlieren, vor den Kopf stossen etc. etc.

Wie soll hier eine Grenzlinie für das Erlaubte oder Nichterlaubte festgestellt werden? Indess ist wohl nicht zu fürchten, dass der Verfasser des oben genannten Buches mit jener Orthographie Propaganda machen wird.

L. Fr. Adalb. Wagler.

Ueber den Namen Roland.

Anknüpfend an einen in der Gesellschaft für das Studium der Neueren Sprachen gehaltenen Vortrag und an einen bei der Gelegenheit von mir ausgesprochenen Zweifel an der Richtigkeit der Erklärung des Namens Roland (S. Archiv 47. Bd., S. 458 und 459) will ich versuchen, jenen Zweifel an dieser Stelle näher zu begründen.

Wenn Herr Prorector Strack bei der Besprechung der Rolandssäulen und der mythologischen Auslegung derselben dem Roland die Bedeutung eines oder des Lichtgotts vindicirte, und Ruotlant mit rutilus zusammenstellend die Endung lant aber als ältere Participialform fasste und mit Neliant und a. verglich, so ist das zwar ein wenig unphilologisch, aber verzeihlich und wie Rabbi ben Akiba sagt, Alles schon — mehrmals — dagewesen.

Hinsichtlich jener mythologischen Erklärung erinnere ich z. B. an Iwein, den keltischen Lichtgott von Osterwald, an König Rother, den der neueste Herausgeber Rückert durchaus als Sonnen- oder Sommergott aufgefasst wissen will (S. Vorrede S. XLIII flgd.), an Tell, als Sonnenstrahl des Frühlings, welcher die Mächte des Winters vernichtet, von Karl Meyer und Anderes dgl. — Die buchstäbliche Auffassung aber alter Namen, wie die von Herrn Strack angedeutete ruot = rutilus, ist schon sehr alt. Sie begegnet uns zuerst schon im 9. Jahrhundert in den Erklärungen des Abts Smaragdus (S. Haupt, Zeitschrift für Deutsches Alterthum, I. p. 389 flgd.). Derselbe übersetzt Altmir vetulus mihi, Rigmir potens mihi, Rainmir nitidus mihi, Ratmund consilium oris, Altrich senex potens, Ainarth unus durus u. s. w. Nicht besser, noch viel kläglicher sind nach besseren Vorgängern z. B. Luther, Hugo Grotius und Aventinus, neuere Versuche, nach denen Albert ganz Bart, Radegair rother Geisbock, Altwin alter Wein, Harald altes Haar, Heinrich Hennenreich, Kanninefatts Kaninchenfasser u. dergl. bedeuten sollte. Nicht viel besser, im Grunde noch viel schlechter hat ein Ritter von Koch-Sternfeld, Mitglied der königl. baierschen Academie der Wissenschaften, es verstanden, in seiner 1839 erschienenen Schrift von 230 Quartseiten einen bis dahin beispiellosen Unverstand über die Bedeutung der alten deutschen Namen zu entwickeln. Und doch hatte schon im Jahre 1800 der Ostfriese Wiarda in seiner Schrift über deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen den richtigen Weg eingeschlagen, schon war 20 Jahre früher als Grundlage auch für alle derartige Studien der 1. Theil von

Jacob Grimms Grammatik erschienen; ja 2 Jahre vor jener academischen Abhandlung, im Jahre 1837, hatte uns Wilhelm Wackernagel den vorzüglichen, für das richtige Verständniss der deutschen Namen auch jetzt noch wichtigen Aufsatz im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften 1. Bd. S. 96—119 geschenkt. Unterdessen förderte der Althochdeutsche Sprachschatz von Graff Tausende von Namen zu Tage; noch mehr Namen traten in den Monumentis Germaniae historicis und in den Mittheilungen der historischen Gesellschaften ans Licht. Ja im Jahre 1844 erschien in Stockholm und Leipzig in dem Runensprachschatz über die ältesten Sprachdenkmale Scandinaviens von Udo Waldemar Dieterich ein grosses Verzeichniss altnordischer Eigennamen. Es war daher ganz zeitgemäss, ja es schien dringend gefordert, dass eine Sammlung aller deutschen Namen veranstaltet würde: und so stellte denn im Jahre 1846 die Berliner Academie der Wissenschaften in Würdigung des grossen Nutzens, der für deutsche Sprachkunde, Mythologie und Geschichte daraus entspringen müsste, eine Sammlung der alten deutschen Eigennamen als Preisaufgabe hin. — Die Arbeit Förstemanns erhielt zwar nicht den Preis, aber doch lobende Anerkennung, und diese veranlasste Förstemann zu unablässiger Thätigkeit auf diesem Felde umfangreicher, mühevoller, oft wenig lohnender Arbeit. Erst im Jahre 1856 gab er den ersten Theil seiner Sammlung, die Personennamen, in einem stattlichen Quartanten heraus. Die bis dahin bekannten Namen sind nach Stämmen in alphabetischer Ordnung zusammengestellt, und, soweit dies anging, in ihrer Bedeutung erklärt. Seitdem sind noch manche Namenbüchlein, mehrere zur Unterhaltung, wie die von Hoffmann v. Fallersleben, Geisheim und Büchmann, andere in mehr oder weniger wissenschaftlicher Haltung, wie die von Pott, Abel, Vilmar, Kehrein, Michaelis, Elze und besonders mehrere Aufsätze von Franz Stark in Wien, so wie dessen Buch über die Kosenamen erschienen. Es fehlt jedoch noch viel, dass das ganze Gebiet derselben vollständig gesammelt, mit den nordischen Namen zusammengestellt und durch gehörige Erklärung verständlich gemacht worden wäre. —

Wenn nun W. Wackernagel in jener genannten Abhandlung nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Namengebung bei den alten Deutschen und über die Zuverlässigkeit der Römer in Auffassung der germanischen Worte und Laute, hauptsächlich sich über die Namen verbreitet, die man leicht, ohne, wie er sagt, Wind zu verkaufen, auslegen kann, so ist das schon eine grosse, sehr grosse Menge und Wackernagels Arbeit ist um so verdienstlicher, als er die ältesten uns überlieferten Namen der ersten Jahrhunderte hauptsächlich mit berücksichtigt. Er führt alle Namen auf die Begriffe von Krieg und Sieg, Macht und Ruhm, Waffen, Kraft, Stärke u. dgl. zurück. Er macht bei dieser Gelegenheit viele Namen, die doch bei der Auffassung und Ueberlieferung etwas gelitten haben oder bei den verschiedenen Völkerschaften, bei Vandalen, Gothen, Franken oder Sachsen anders gelautet haben, verständlich, zieht auch adjectivische Composita auf hart, rich, walt u. dgl. in den Kreis seiner Betrachtung und bespricht endlich auch solche Namen, die mit den schützenden Namen Gott, Ans, Alp und Hathus zusammengesetzt sind.

Nächstdem hat Otto Abel im Jahre 1853 die deutschen Personennamen in erweiterter Uebersicht unter Benutzung des Wackernagelschen Aufsatzes und gelegentlicher Bemerkungen von Weinhold, Müllenhoff, Simrock u. A. behandelt. Er bespricht zuerst die Namen, die auf göttliche oder übersinnliche Wesen hinweisen, wie die mit Gott, Gaut, Gos, Ans, Alp, Elf, Hune, Thurs und schon früh mit Engil zusammengesetzten. Es folgen dann die bedeutsamen, in die älteste Zeit zurückreichenden, an die alte Stammeintheilung geknüpften Namen wie Ingo (Ingolf, Ingiomer, Ingebrand, Ingeborg), Irmino, Arnim, Irmindrut, Irmen-

gard u. s. f. Auf heilige Gegenstände sich beziehende Namen sind die Composita von: Alah, Tempel z. B. Alarich, Alawic (doch lassen diese auch eine andere Auslegung zu): ferner Wih, heiliger Hain, besonders zu Frauennamen gebraucht. — Häufig sind die Composita mit Thiernamen bes. die mit Bär, Wolf, Eber, Ar, Schwan, Rabe, Schlange in älterer Sprache Lint. Unzählig sind Zusammensetzungen mit Pate, Kampf (Bodo, Marbod), Gunt, Krieg, Schlacht; Hilt älter Child, Kampf; Hodu, Krieg, Schlacht, Wic, Kampf; Wal, Schlachtfeld; Sig, Sieg.

Sodann kommen die mit Waffen zusammengesetzten:

Isen, Eisen.
Brunne (Harnisch), braun glänzend.
Ger, Lanze (Goth. gais, später kêr, gis, zihil).
Grima, Helm, und Helm selbst.
Eg, Egin, Egil, oder Ecke, Spitze, Schneide, ebenso Ort.
Rand, Rand des Schildes und dieser selbst.
Asc, Eschenschaft, Lanze u. a. m.

Sehr zahlreich sind, wie sich wohl von selbst versteht, Eigennamen von kriegerischen Eigenschaften gebildet: z. B. mit

Aljan, Ellen, Stärke.
Magan (Megin), davon Macht, Kraft.
Sin oder Sint, Stärke, Kraft.
Nant und Balt, wagend, kräftig, rasch entschlossen.
Kuon, küen, kühn, dreist.
Hart, tapfer, kühn.
Fast, Fest, fest, beständig.
Rich, mächtig, gewaltig u. s. w.

Der Gemeinschaft, welcher der Einzelne, Man, Degen, Schalc u. a. m. angehört, werden viele Namen entlehnt. Am häufigsten sind die Composita von Hari, Heri, Ari, Ar, Heer; dann Volk, Diot, Liut, Volk, Leute. Die alliterirende Formel Land und Leute führt uns, wie von selbst, zu dem Namen, der durch die scheinbare Schwierigkeit des Verständnisses zu dieser kurzen Betrachtung der Namen Anlass gegeben hat, zu dem Namen Roland. Der erste Theil dieses Namens, in älterer Zeit Ruod, Chruod, leicht wechselnd oder übergehend in das ursprüngl. wohl nicht stammverwandte Chlud, Lut ist leicht verständlich. Es bedeutet: lautschallend, berühmt (nach Graff vom Stamme RU, das im Sanskrit tönen heisst, so wie rohon im Ahd. brüllen, ruod Gebrüll) und gehört der Bedeutung nach zu den Compositis mit mar oder mer, ruom, er u. dgl. Der zweite Theil ist aber offenbar nichts anderes, als unser neuhochd. Land. Schon Graff hat ausser dem nur den Stamm enthaltenden Eigennamen Lando (wie solche kurze Stammnamen sehr häufig in alter und neuer Zeit vorkommen, z. B. Ingo, Irmino, Rando, Sigo, Gawo, Bruno, Lero oder Gero u. s. f.) zwölf Composita, in denen das Wort lant den 1. Theil ausmacht, und 15, in denen es in der 2. Stelle steht. Förstemann dagegen hat von der ersten Art mehr als viermal so viel, die vielen durch Assimilation, Verschmelzung und Zusammenziehung entstandenen nicht mitgerechnet, von der 2. Art giebt er 48 Namen, unter diesen 4 Frauennamen. Von der Hälfte derselben ist der 1. Theil der Zusammensetzung verständlich, von der andern weniger oder gar nicht. Zu jenen rechne ich: Adalland, Elilant, Perelant, Perahtland, Bertlanda (Frauenname), Thruadland, Frotland, Gerland, Godoland und Gotlanda (Frauenname), Gundoland, Hariland, Hiltilant, Hermenland, Hodland, Ratlant, Rihlant, Sigilant, Sielanda, Meginlant, Odallant, Osland, Osterland, Teutland, Wariland, Wicland, Wulfland. Die Bedeutung von Land wäre danach unter allen Umständen festzuhalten, da eine andere Erklärung bis jetzt weder versucht, noch, wie es scheint, möglich ist. Dazu kommt, dass es noch eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Namen giebt, die mit Wörtern ähnlicher Bedeutung zusammengesetzt

sind. Förstemann selbst verweist auf Gaw. Auch die Composita mit Gau sind anlautend gewöhnlicher, als auslautend. Von letzteren giebt er nur 9, unter denen Widagowo oder Witegon (wie es bei Dronke im Index zu den von ihm 1844 herausgegebenen Traditiones et antiquitates Fuldenses heisst) Rihgowo, Hilmegaugius, Musugawo, Elingo einigermassen verständlich sind.

Ferner Composita mit March oder Marc, wobei jedoch eine dreifache Beziehung stattfinden kann, je nachdem das Compositum zu marah Land, marah Pferd und marka Gränze gehört. Während anlautende Composita mit Marc sehr häufig sind (z. B. ausser dem Stammwort Mark und Marklin Composita mit bold, bod, bern, dag, frid, ger, hart, hari, leif, rich, wart, wie, win, ulf) sind der auslautenden bei Förstemann nur wenige (bei Graff gar keins) verzeichnet, nämlich: Egilmareq, Childomarcha, Antemarch, Winitmarc und Waladamarca.

Das Wort Hodal, odal, Landbesitz, Land, Vaterland, oft mit adal, edel, welches unzählige Mal in Compositis begegnet, verwechselt, kommt anlautend sehr häufig vor, für ein auslautendes finden sich bis jetzt keine Belege.

Das gothische mathl, Markt, Versammlung, Gerichtsplatz, ahd. madal, mhd. mal ist nur anlautend in Compositis nachgewiesen.

Von dem Worte burc, Stadt, finden sich besonders auslautend viele Frauennamen; der Mannsnamen giebt es mehrere, zumal anlautende. Bei Graff sind Burcwart, -man, -rat, -olf, -hart verzeichnet. Das Wort stein, häufig sowohl im Altd. als Altnordischen zu Namen verwendet, kann, insofern es auch Fels und Felsenburg bedeutet, hierherbezogen werden; es kann aber auch wegen der Verwendung zu Waffen den oben genannten mit Waffennamen gebildeten Eigennamen beigesellt werden.

Ohne Zweifel lassen sich noch viel mehr Wörter der Art auffinden, um zu beweisen, dass auch Ortsbezeichnungen zu Mannsnamen verwandt worden sind. Aber die Sache ist evident genug. —

Wie nun die Bedeutung dieser Composita nach der Regel, die wir fast überall mit einer gewissen Nothwendigkeit bei unseren substantivischen Compositis angewendet finden, zu fassen sei, ist nicht leicht zu sagen. Aber ich bin der Meinung, wir verzichten um so leichter bei den Eigennamen darauf als wir die ganz bewusstlose, abstracte Art, Namen zu bilden und zu geben, schon in sehr alter Zeit gewiss nicht mit Unrecht voraussetzen dürfen. Und so wie nun Namen wie Lantger, Landrat, Lantperaht, Lamprand, Lantbodo u. a. den allgemeinen oder Genitivbegriff im 1. Worte tragen und bei der bald abstracten, bald concreten Bedeutung des 2. Wortes eine ganz gute Erklärung für einen Eigennamen abgeben, ebenso müssen wir auch Namen wie Lando, Frotland, Gerland, Sigilant, Rihland, Ruotlant, Wieland, Wulfland und andere durch ortbezeichnende Substantiva gebildete Nomina propria zulässig finden, in denen offenbar die Genitivbeziehung, die auch ebenso gut, wo es angeht, als örtliche zu fassen ist, im zweiten Worte liegt. — Wer an der Richtigkeit der Erklärung, an der Rechtmässigkeit der Sache noch zweifeln wollte, den bitte ich unsere modernen Namen mit den alten zu vergleichen. Der Namen Land, Lande, Landt, Aland, Haberland, Holland, Sauerland, Uhland, Wendland, Wieland (über Wieland vgl. Wackernagel im Wörterbuch) u. a. m. wird er eben so viele finden, als Landau, Landeck, Landefeld, Landesmann und Landmann, Landgraf, Landsberg u. dgl. m. unseres Adressbuchs so wie die durch Verschmelzung oder Assimilation entstandenen, Lambrecht, Lambert, Lamfried, Langer, Lendemer, die Förstemann angiebt. —

Berlin. Dr. Sachse.

Audiger, der erste Pariser „Limonadier".

Wer Audiger ist, und welche unsterblichen Verdienste sich derselbe als erster „Maitre limonadier" in Paris um die leidende Menschheit erworben,

erfahren wir aus seinem eigenhändig geschriebenen und 1692 zu Paris erschienenen Buche, dessen langathmiger Titel den gütigen Leser nicht von der weiteren Betrachtung desselben abschrecken möge. Er lautet nemlich vollständig: „La Maison reglée, et l'art de diriger la maison d'un grand Seigneur et autres, tant à la Ville qu'à la Campagne, et le devoir de tous les Officiers, et autres domestiques en général. Avec la véritable méthode de faire toutes sortes d'Essences, d'Eaux et de Liqueurs, fortes et rafraîchissantes, à la mode d'Italie. Ouvrage utile et necessaire à toutes sortes de personnes de qualité, Gentilshommes de Province, Etrangers, Bourgeois, Officiers de grandes Maisons, Limonadiers et autres Marchands de Liqueurs. Dedié à Monseigneur Phelipeaux. A Paris, Chez Michel Brunet, Galerie neuve du Palais, au Dauphin. MDCXCII. Avec privilege du Roy." (In-12 de XXII et 282 pp.)

Der Vorrede zu diesem in damaliger Zeit gewiss einzig in seiner Art dastehenden Buche sind Lobesergüsse über den Verfasser vorangeschickt, welche von einem sonst unbekannten Sieur Duchesnay herrühren und den Meister sowie sein Werk als unvergleichlich hinstellen, „l'ouvrage et l'ouvrier sont sans comparaison" heisst es da.

„Pour sçavoir preparer Chocolat et Caffé,
Rataphia rouge, ou blanc, l'Orangeat et le Thé;
Pour sçavoir apprester et Compotte et gelée."

„Mais tu tires bien plus de gloire
D'avoir eu l'honneur tant de fois
D'apprester, et servir le manger et le boire,
Du plus puissant de tous les Rois."

Die Ueberschrift zu den Versen lautet: „A monsieur Audiger, sur ce qu'il a eu l'honneur d'apprester les liqueurs et confitures que l'on servit au Roy, lorsqu'il mangea chez Monsieur à Saint-Cloud, chez Monsieur le prince à Chantilly, au Champ d'Acheres, et autres lieux, où il a eu l'avantage de les servir de sa main."

Audiger muss diesen Dichter mit Hülfe seiner Liqueure in starke Begeisterung versetzt haben, dass derselbe durch eine Verwechslung der Begriffe statt der von ihm so trefflich bereiteten geistigen Getränke dessen Geistesprodukte in dieser Weise besingen und ihn selbst als einen Mann von gutem Geschmack und „esprit" rühmen konnte. Geistreich ist nemlich das Buch durchaus nicht, kann es auch nicht sein, da es vorzugsweise Recepte enthält. An Schwülstigkeit und Plattheit leidet es auch keinen Mangel, es dürfte nicht von einem „Limonadier" herrühren und in jener schönen Zopfzeit entstanden sein, wenn dem anders wäre. Man lese nur die Widmung des Buches (es findet sich auf der Nationalbibliothek in der Rue Richelieu in Paris, ausserdem im Auszug in: Mémoires d'Audiger, Limonadier à Paris, XVIIe siècle, recueillis par Louis Lacour, Paris 1869): „A Monseigneur Phelypeaux, Chevalier, Conseiller du Roy en ses Conseils, Maistre des Requestes ordinaire de son Hôtel, Intendant de Justice, Police, Finances et des Troupes de sa Majesté dans la Généralité de Paris."

„Monseigneur, quoy que la prévention soit le vice des Autheurs, et qu'il y en ait peu qui produise quelque chose qui n'y croye des beautez, que bien souvent le public n'y trouve point, j'assurerai pourtant vostre grandeur que je n'ay rien ressenti de cette faiblesse en ce petit ouvrage, et quoy que c'ait esté une véritable et longue experience qui me l'ait dicté, et que j'ay eu l'honneur d'en voir applaudir l'execution par des personnes qu'on ne sçauroit taxer de méchant goût, je n'en ay jamais osé rien penser d'assez avantageux pour ne pas trembler pour luy, dans l'idée qu'on m'a inspirée de le mettre au jour; et je ne sçay si je m'y serais jamais résolu sans esperer une protection pareille à celle de vostre grandeur, à qui je prens la

liberté de le présenter. Pour la presser plus fortement à le souffrir paroistre sous ses glorieux auspices, je n'entreprendray point de la complimenter sur la splendeur et l'ancienneté de sa noblesse, sur la penetration et vivacité de son esprit, sur la force et la beauté de son génie, ny sur mille autres grandes et sublimes qualitez qui la font admirer de tout le monde, et dont on feroit un fort gros volume en particulier; de si fameux projets sont trop au dessus de la portée de mon esprit, il n'appartient d'en parler qu'à de veritables orateurs, et non à des gens de ma sorte; et je ne doute point que votre grandeur n'estime plus un respectueux silence que quelque longue narration qui ne feroit que l'ennuyer; je la supliray seulement de n'avoir pas plus de dedain pour l'hommage que j'ose luy faire, que pour les petits services que j'ay eu autrefois l'avantage de lui rendre en plusieurs rencontres et qui font partie de la plus grande gloire que ma profession m'ait jamais procurée; c'est toute la grace que je luy demande et que je la suplie de vouloir bien m'accorder avec la permission de me dire éternellement, Monseigneur, de Vostre Grandeur, le tres-humble, tres-soumis et tres-obéissant serviteur. Audiger."

Das Buch besteht aus 2 Theilen, einer Art Vorrede nemlich und dem Haupttheil, der ausser den Vorschriften für Bereitung von Getränken, eingemachten Früchten u. s. w. von den Reiseerlebnissen und Dienstverhältnissen des Verfassers handelt. Auf Bitten angesehener Personen entschloss er sich, wie er in seiner Vorrede bemerkt, die in einer langjährigen Thätigkeit gesammelten Erfahrungen niederzuschreiben und Anweisungen über die Führung eines vornehmen Hauswesens, die Behandlung der Bediensteten etc. zu ertheilen. Lassen wir ihn selbst reden. „voyant, par le plaisir que ces mesmes personnes disoient que je leur avois fait, que ces sortes de connoissances-là n'étoient pas si fort à mépriser que je me l'imaginois . . . je conçûs le dessein de leur en faire présent, et pour achever de contenter le public, d'y ajouter quelques remarques sur d'autres maisons de moindre consequence, avec le devoir de tous les domestiques en général, mesme celuy des Marchands envers leurs garçons de boutique et aprentifs, envers leurs maîtres et maîtresses. Ce petit ouvrage achevé suivant mon idée et la foiblesse de mon genie (car je ne me suis jamais piqué de lettres, et n'ay point dessein, pour cela, de vouloir passer pour Autheur), j'en leus quelque chose à de mes amis qui me fortifierent dans la pensée que j'avais de le faire imprimer, et qui d'abondant me conseillerent, puisqu'il n'y avoit personne de ma famille qui voulût être de ma profession après moy, de ne pas laisser perdre les connoissances que j'y pouvois avoir acquises depuis trente cinq ans que je m'en meslois, et sur celle des Eaux et des Liqueurs tant fortes que rafraîchissantes, dont peu de gens avoient de veritables lumieres."

Was Audiger über das Verhältniss zwischen Herrschaft und Dienerschaft sagt, ist sehr beherzigenswerth, und seine Bemerkungen über die vornehmen Leute, welche ihre Untergebenen schlecht behandeln, stechen wohlthuend gegen die Unterwürfigkeit ab, deren er sich sonst in seinem Buche befleissigt. Es würde zu weit führen, alles hierher Gehörige anzuführen, wir nehmen nur Einzelnes heraus.

„Comme un vieux proverbe dit que les bons Maistres font les bons valets, je ne puis m'empescher — — — de couler icy quelques mots en passant de ce que les Maîtres et Maistresses doivent à leur domestiques, et de quelle manière il faut qu'ils en agissent avec eux pour en estre bien servis. Je dirai donc que, si les maîtres et maistresses, tant grands que petits Seigneurs, ou autres de plus mediocre état, veulent que leurs gens aïent de l'amour et de l'affection pour eux, il faut qu'ils les traittent avec douceur et bénignité, qu'ils ne se mettent point sur le pied de les chasser d'abord ou traitter trop rigoureusement pour des bagatelles, et qu'ils les payent et récompensent bien suivant les conventions faites avec eux, ou à

proportion de leurs bons et longs services. — — — Or il est donc vray que, si les maîtres et maîtresses veulent avoir de bons domestiques, il faut qu'ils leur soient bons eux-mesmes, et qu'ils les regardent non comme des esclaves, mais comme leurs enfants adoptifs, dont ils doivent prendre soin comme de leurs enfans propres, et leur enseigner ou faire enseigner tout ce qu'il est necessaire qu'ils sçachent."

Auf der anderen Seite räth er den Herren nicht zu nachsichtig gegen die Schwächen der Diener zu sein. „Je ne dis pourtant que, par un excès de bonté et de douceur, des maîtres et maîtresses oublient à se faire rendre le respect qui leur est deub, et qu'ils leur souffrent rien qui ne se puisse souffrir." Der Vorschlag, die Bedienten Beschädigtes aus deren eigenem Beutel ersetzen zu lassen, dürfte sehr praktisch erscheinen und zur Nachahmung auffordern. „il est bon que les maîtres et maistresses leur tiennent bride en main, et leur fassent payer ce qu'ils peuvent gâter par leur peu d'adresse ou perdre par négligence et faute de soin." Schliesslich wünscht Audiger, der Prinz von Condé möchte recht viele Nachahmer finden, der hätte seinen alten Dienern eine Pension angewiesen oder eine Stelle auf seinen Gütern gegeben „où ils pouvaient doucement et sans peine passer le reste de leurs jours."

Was unser Autor hier von der Annehmlichkeit eines solchen glücklichen Lebensausganges für Bedientenseelen in specie ausspricht, scheint sich in seltener Uebereinstimmung mit dem zu befinden, was Voltaire in einem Brief an Madame Du Deffant (Ferney 25. juillet 1760) über diesen Punkt im Allgemeinen bemerkt: „A propos, digérez-vous? Je me suis aperçu après bien des réflexions sur le meilleur les mondes possible et sur le petit nombre des élus, qu'on n'est véritablement malheureux que quand on ne digère pas. Il ne s'agit, après tout, que de finir doucement sa carrière. Tout le reste est vanité des vanités, comme dit l'autre."

Der Schluss des Kapitels über die Bedienten ist äusserst schwungvoll: „C'est ainsi qu'il seroit à souhaiter que tous les maistres et maistresses fussent à proportion, et avec d'autant plus de raison qu'une genereuse charité fut toûjours le partage des plus belles âmes, et que rien n'est plus loüable que de mettre un malheureux en état de ne plus songer qu'à faire son salut et à prier le Ciel pour la gloire et prospérité de ceux qui s'en sont rendus les protecteurs." Audiger sah die bedeutendsten Städte Frankreichs, machte in Begleitung von Standespersonen Reisen in Spanien, Holland, Deutschland und liess sich endlich auf einige Zeit in Italien nieder. „je parvins enfin en Italie, où je m'attachay fortement à n'ignorer de rien concernant les Confitures et les Liqueurs, mais encore à sçavoir faire en perfection toutes sortes d'Eaux, tant de fleurs que de fruits, glacées et non glacées, Sorbec, Crêmes, Orgeat, Eau de Pistaches, de Pignon, de Coriandre, d'Anis, de Fenouïl et de toutes sortes d'autres grains, et à leur donner le bon goust suivant leurs veritables et meilleures qualitez. J'appris aussi à distiller toutes sortes de fleurs, fruits, grains et autres choses à distiller, tant par le chaud que par le froid, et à préparer le Chocolat, le Thé et le Caffé, que peu de gens connoissent encore en France, et je fus un des trois qui commencerent à leur y donner la vogue."

Im Januar 1660 war Audiger nach Frankreich zurückgekehrt. Unterwegs zwischen Florenz und Genua hatte er schon reife Erbsen auf den Feldern entdeckt und zwei Körbe voll den Bauern abgekauft, welche ihm Rosen dazu schenkten „quantité de boutons de roses dont tout le tour de leur champ estoit garni." Er reiste so schnell als möglich nach Paris, um seine Waare noch frisch dorthin zu bringen. „je fis préparer une quaisse et les y accommoday avec de certaines herbes que ces Païsans m'avoient aussi apporté pour les tenir plus fraîchement, et avec les roses, qui n'étoient pas moins curieuses pour la saison." Er machte sie dem König zum Geschenk, den er im alten Louvre inmitten eines glänzenden Gefolges von

Hofleuten traf „qui tous d'une commune voix s'écrierent que rien n'estoit plus beau et plus nouveau, et que jamais en France on n'avoit rien vû de pareil pour la saison — — — qui se trouverent aussi frais que si on fust venu de les cueillir. Sa Majesté, ayant eu la bonté de m'en témoigner sa satisfaction, m'ordonna de les porter au Sieur Baudocün, Controlleur de la bouche, et de luy dire d'en donner pour faire un petit plat pour la Reine Mere, un pour la Reine, un pour Monsieur le Cardinal, et qu'on luy conservast le reste, et que Monsieur en mangeroit avec Elle."

Da hier von einem „Controlleur de la bouche" die Rede ist, so dürfte es am Platze sein, einen Blick auf die Unmasse von Subalternbeamten zu werfen, welche am königlichen Hof ihr Wesen trieben. Am schlimmsten scheint es unter Ludwig XVI. gewesen zu sein. Necker begann seine Finanzreformen mit der Unterdrückung von überflüssigen Hofstellen. Er legte dem König eine Liste der königlichen Hofbeamten vor, in der er allein 400 gestrichen hatte. Es wird erzählt, dass Ludwig selbst, als er das Verzeichniss der Hofämter mit ihren lächerlichen Titeln überlas, in Necker's Gegenwart darüber lachen musste. Die Subalternstellen kamen nur den vornehmsten Leuten zu, welche sie so theuer als möglich losschlugen, wofür die Käufer so frei waren sich nachher auf Staatsunkosten zu entschädigen. Der Kanzler Pontchartrain hatte darüber geäussert: „Quand le roi crée une charge, aussitôt Dieu crée un sot pour l'acheter." So dumm waren sie gewiss nicht, dass sie nicht dabei auf ihre Kosten gekommen wären; stehle, wer kann, war die Parole. Ludwig XVI. hatte anfangs gezögert, den Augiasstall zu reinigen, weil er sich vor einer Palastrevolution fürchtete, vom Thronsaal bis in Küche und Keller hinab lud er die Verwünschungen der Unzufriedenen auf sein schon schwer genug belastetes Haupt. Man höre nur. Es gab 37 gentilshommes-servants, 32 contrôleurs-clercs d'office, im persönlichen Dienst des Königs (service de la bouche), beschäftigt waren 26 chefs und 10 aides de panneterie et d'échansonnerie (für Brod- und Weinvertheilung), 10 écuyers und 4 maîtres-queux de cuisine, 6 chefs und 6 aides pour le service des fruits, 2 aides spéciaux pour les fruits de Provence. Allein in dem sog. service du grand commun d. h. in dem Dienst für alle im königlichen Hause beköstigten Personen strich Necker 33 chefs, 12 aides, 12 écuyers, 8 maîtres-queux, 6 chefs und 6 aides pour les fruits, desgleichen unterdrückt 4 coureurs de vin, 8 sommiers de bouteilles, 16 porteurs de plat, 15 galopins, 6 porte-tables, 6 sommiers de broche, 16 hâteurs de rôts etc. etc. Man sieht, dass nicht blos Marie-Antoinette die königliche Kasse in Anspruch genommen, sondern eine ganze Menagerie von Pensionairen, verschämten und unverschämten Hausarmen geholfen hat.

(Vgl. Félix Bungener, Julien ou la Fin d'un Siècle) p. 181.

Um nun wieder auf unseren Limonadier zurückzukommen, so schlug er das Geldgeschenk, welches ihm der König für die Rosen anbot, aus, erbat sich vielmehr „le privilége et la permission de faire et faire faire, vendre et debiter toutes sortes de Liqueurs à la mode d'Italie, tant à la Cour et suite de sa Majesté, qu'en toute autre Ville du Royaume, avec défenses à tous autres d'en vendre ny debiter à mon préjudice." Es ging ihm aber, wie es den Meisten damals zu gehen pflegte, die Patente verlangten, er trieb sich eine Zeit lang in den Vorzimmern der einflussreichsten Persönlichkeiten umher und gab sein Geld aus, ohne etwas zu erreichen. Von allen Mitteln entblösst, trat er in ein Reiterregiment ein (Regiment de Rouvray de Cavalerie), machte mehrere Feldzüge mit und erhielt eine Lieutenantsstelle (Lieutenance d'Infanterie dans le regiment de Lorraine), die er jedoch an einen Verwandten abtrat, um sich von nun an seiner angeborenen Neigung zur Fabrikation von Liqueuren etc. ungestört hinzugeben. „à mon retour je m'établis une Boutique de Limonadier dans la Place du Palais Royal, où pendant douze ans ja fournis la Maison du Roy de toutes sortes de Liqueurs, ainsi que tous les grands Seigneurs qui se trouvoient en avoir

besoin; et je fus appellé à tous les grands repas et festins qui se firent lorsque le Roy ordonna à tous les Seigneurs de la cour de regaler Monsieur l'Evesque de Strasbourg."

„lorsque le Roy vint à Paris à Nostre-Dame rendre grace à Dieu et à la Vierge de sa guérison, Messieurs de Ville ayant supplié Sa Majesté de vouloir bien les honorer de disner à l'Hostel de Ville, Elle et toute la cour, Elle l'accepta, et j'eus encore l'honneur d'être choisi pour y servir la Table des Princes, qui estoit de trente couverts, en qualité de Maistre d'Hostel, où je receus toute l'approbation imaginable des Princes et Seigneurs qui s'y trouverent. — — — Ensuite le Roy estant parti pour Versailles, il resta Monseigneur le Dauphin, Madame la Dauphine, Monsieur et Madame, et plusieurs autres Princes, Princesses, Seigneurs et Dames pour voir tirer le feu qu'on avoit préparé, avec une Chambre magnifique où on leur donna le bal, qui dura jusques à deux heures apres minuit, où j'eus encore l'honneur d'y servir une collation portative de toutes sortes de fruits et d'eaux tant pour boire que glacées, dont chacun fut encore fort content, et Messieurs de l'Hôtel de Ville m'en remercierent quelques jours après avec toute l'honnesteté possible."

Cassel. Dr. C. Hölting.

The Status and Significance of British Surnames in the English language.

It is sad and perplexing, but at the same time undeniable, that the bulk of educated people know almost as much of language as of the proverbial „man in the moon". The wildest and most preposterous notions prevail as to what language is, how it grows and develops itself, and what ultimately becomes of it. But among the various lamentable hallucinations in regard to human speech there is scarcely any one that we can think of, not only so widely spread but at the same time so fruitful of mischief as that which we are about to dwell upon. We refer to the conventional distinction between „common" and „proper" nouns. While it is formally or tacitly acknowledged that it is the former that constitute a considerable element in any language, the latter have a *locus standi* at once undefined and unimportant. It does not appear to occur for one moment to the amateur student of language that not only are proper nouns daily growing into so-called common ones; but also, that they themselves — the proper substantives — must have had at one time a less restricted meaning than they have now. It is, in fact, overlooked that even at the present stage of language the proper and common nouns are perfectly *interchangeable*.

Just as *Philip* meant originally in general terms a lover of the equine race, so the word *philippic*, derived from one particular person of that name, is now a most common noun.

But for an earl of Sandwich's contrivance, we should probably now have lacked a distinctive term for our sandwiches; but for Dahl there would be no dahlias, and without Dr. Fuchs no fuchsias. Between the primary origin and the actual function of a word there is a vast and unthought-of difference; and it is this peculiar oversight in its application to British Surnames that will lead us to a better understanding of a portion of the English tongue.

The names of towns, villages, rivers, and other local names have often formed the subject of diligent but fanciful enquiries; the meaning of christian or baptismal names admit but of a mild investigation. In English, for example, they can all be distinctly and directly traced to the Hebrew, Greek or Latin; to the Saxon or German; and — in a few isolated cases — to French, Italian, or Spanish. It is in examining the surnames of England

and Wales that the philologist is beset with difficulties well deserving of an incipient effort to surmount them. Yet a careful investigation into the primary meaning of those family names is eminently calculated to afford a certain insight not only in the history of the English idiom itself, but likewise in the developmental process of language generally.

We very much doubt, with old Camden, whether any English family now extant, could furnish written evidence of their ancestors having borne a surname* or second name before the 12th century. We know that some ambitious or misguided individuals would fain contradict our insinuation in this matter, but those we wish to remind that philology has no „bowels of compassion", and that the *onus probandi* in the case lies entirely with themselves. Even as late as the 14th century the mode of adopting a second or Surname appears to have been at most aristocratic or fashionable. About that time, at least, we read of a certain young lady who hesitated to give her hand to some royal bastard chiefly because

„It were to her a great shame
To have a lord withouten his twa name."

and we are further informed that the king who was the putative father of the wooing swain made up for the matrimonial deficiency of his natural offspring by dubbing him Robert Fitzroy (fils du roi). Setting aside the historical origin of family names altogether, as a matter of *seventh*-rate importance, we merely refer to this point in order to justify our philological position which is this: That no English surname, as such, is older than 600 years and that many of them are of much later or, at all events, subsequent origin.

The bearing of this assumption requires no further explanation. We therefore proceed to the immediate subject of our investigation.

In endeavouring to roughly classify the surnames of England and Wales we find this can best be done under the following headings:

1e *Patronymics:* Arnold, Johnson, Luckock.
2. *a few matronymics:* Hannah, Ishel, Purnell.
3. *names of occupations:* Smith, Jenner, Bannister.
4. *names of localities:* Holland, English, Leicester, Wood, Yates.
5. *names of personal qualities*: Long, Brown, etc.
6. *names of animals* etc.: Hare, Partridge, Stone.
7. *names of dignities* (titles): King, Priest, Baron.
8. *nicknames and other non-descripts.*

That a man should have been named originally after his father's christian name seems natural enough. Only a few baptismal names have indeed been turned into Surnames, such as Arnold and Francis; in England most of them have adopted an additional *S* (the Saxon genitive), while in Scotland the suffix has assumed the distinctive form of son. It is therefore not difficult to explain such names as Petre and Peters and Peterson; Johns and Johnson; Frederick and Fredericks, Richards and Richardson. But there are other English and Welsh surnames that appear a little more disguised. There is *Anstiss* and *Bennett*, *Symes* and *Morgan*, *Prodgers* and *Atkins*, *Bartlett* and *Bevan*. What are we to make of these? They will invariably be found to be:

a. Second-hand Contractions of well known Christian names; Bennet through Benoit from Benedict, Benedictus; or Anstiss from Anastasius.

b. almost forgotten baptismal names; Symes (Saxon), Morgan (Welsh).

* English etymologists have often traced this word to *sire* — or father's *name*. Nothing, however, is more erroneous. In mediaeval manuscripts we find the second name written over (*boven*) the baptismal one. And hence the *super* or *surname*.

c. What Pott has called *Kosennamen* (petnames); Atkins, like Addison, from Adam; Bartlett from Bartholomew; Luckock from Luke.

d. The most ordinary christian names with the Welsh prefix ap, (of) embodied in them.

Of these four points it is only the latter two that call for philological remarks.

The suffixes *kin*, *ett*, *ock* in English are at once of a diminutive and an endearing character; sometimes, but not as rule, the last two may be used depreciatingly. Anyhow, they have not altogether disappeared from the common stock of language; all of them survive in at least a dozen common nouns; *a lambkin* is a little lamb, a kilderkin is a little cellar (8 gallons); a firkin is a little fourth (9 gallons).*

A rivulet is a brook (small river) and a hamlet a little home (gehucht). Hillock and bullock represent an insignificant hill and a young bull respectively.

The Welsh surnames incorporated in the English language and classed under the heading *d* may be recognised by their beginning with either a *p* or a *b*. Bevan, Bowen, Prodger, Prichard, Pugh stand for ap-Evan and ap-Owen; ap-Rodger, ap-Richard and ap-Hugh. Two names of this class still retain, from sheer necessity, their original Welsh form. Thêy are Apthomas and Upjohn.

The so-called matronymics present no *philological* difficulties. Hannah and Sarah are surely plain enough: Isbell is Isabella and Parnell or Purnell is the same as the Dutch Petronella.

It is only on the score of their *historical* origin that this sub-divison of our first batch of surnames has given rise to some uncalled-for speculation. Scandalmongers have too easily „tumbled to" the suggestion that names of this description involved of necessity a socially ignoble origin in the bearers of the same. With this objectionable portion of the community matronymic meant bastard; for ourselves we are by no means sorry to differ with them. We are more charitably inclined to believe that wherever there was no father living the infant often received its name from the mother; but this would be the case in posthumous births or with the migration of the widow to another district where the father had never been known, as well as under circumstances of doubtful paternity.

Names derived from trades or occupations form a most conspicuous and at the same time highly important part in the history of the English language.

Since some avocations have got to be forgotten through a change in the world's history, and others have changed their names in the course of social events, it cannot but follow from this — in accordance with the birth-period of surnames — that there are at present many familynames in the English language which have no directly intelligible meaning except as such.

Cook (Cooke), *Clark* (Clarke) and *Taylor* differ only in spelling from their corresponding common nouns; *Jenner* is still easily identified as the joiner's trade; while *Scrivener*, though lost as a professional appellation, betrays its original meaning not only in cognate idioms (*schreiben*, *schrijven*) but even in the English frequentative *to scribble*. *Collier* is almost as

* Thirty-six gallons go to the barrel. Vogin has therefore in his dictionary accurately and judiciously translated the word *Kilderkin* by *half vat* and *firkin* by *vaatje*.

the more modern coalheaver; of *Brewer* and *Brewster* the former is in daily use as much as *maltster*; *Milner* differs but little from the corresponding *miller*, while *Carter* is as easily understood as *cartwright* and the still more recent *wheelwright*. But then, considering that almost every surname ending in *er*, *Telfer* (taille-fer) is probably an exception and all such as stand with the suffix *man*, were originally names of occupations, there is plenty of work before us. Who is, or rather who *was* the *Thwaites*, the *Latimer*, the *Walker*? the *Fuller*, the *Fletcher*, the *Bannister*? the *Spencer*, the *Barker*, the *Lavender*? An investigation into obsolete nouns like these is bound to disclose part of the history of a language, and not seldom of a people as well. Let us look a few of them boldly in the face without having too much regard to real or imaginary rights of precedence. *Barker* is simply a synonym or predecessor of tanner; the bark of the tree having, of course, given rise to the professional designation. The *Parker* (our modern *ranger*) likewise took his name from the grounds which it was his duty to protect or to keep in order. The *Palmer's* taste lay in a roving direction; in times gone by when it was fashionable to visit the so called „Holy Land" for the sake of a moral white-wash, the *palmer* had a thriving business; he it was who went regularly backward and forward between Palestine and home on account of those persons whose worldly zeal lacked behind their venerable superstition; and for this, of course, he expected to be well remunerated; when homeward bound a palmtwig adorned his head in proof of his having actually performed the journey.

Spicer, through spices, can be easily recognised as the tradesman who now bears the less appropriate name of grocer (*kruidenier*). The *Bowyer* was the artisan who, in mediaeval warfare, supplied the bows; his helpmate was the *Fletcher*; the latter, although his name clearly points to the French *flèche*, did little more than attach the feathers to the arrows, whilst the deadly weapon was finished by the *Poynter*.

The *Tucker* is now all but forgotten as a dealer in cloth (*Tuch*, *doek*); still the word is not „gone for ever"; as a common noun ladies continue to use it in the sense of *frill* (*opstaand kraagje*); sailors, we believe, also speak of *tuck* (zeildoek) i. e. canvass, and every dressmaker or milliner knows what it means „to run a tuck in a skirt".

The *Fuller* is not so very much out of date yet; the authorized Bible-version of the Church of England (1611) mentions *fuller's earth*, and the Dutch Statenbijbel (if we recollect rightly) has *volder* as its equivalent. Much older indeed is the *Walker* (Anglo-Saxon *waelcher*); but both had to do with the whitening (bleeken) and softening of the cloth.

The meaning of *Latimer*, not an unusual name, is corroborated by historical evidence. Its original acceptation was that of a man who knew Latin or some foreign language. Both Latin and Grammar at one time meant nothing more definite; hence the old *Latijnsche scholen* in Holland and our English *Grammar-schools*. When the charming counties of Wales became the property of the English sovereigns, the latter engaged a latimer to act as an interpreter between themselves and their new foreign subjects. The descendants of that particular latimer are a „good" *Latimer* family until this day. The Anglo-Saxon scholar will have no difficulty in discovering in *Thwaites* the ancient woodcutter or cleaver; nor is it hard to see for the veriest tyro in linguistics that a *Bannister* meant a bathkeeper (*bain*), a *Soutar* or *Sutor* a shoemaker, and a *Spencer* or dispencer a burser (*Bourchier*).

Lavender is a family name that has sorely puzzled the few men who have given attention to this subject at all. Nothing easier, as a matter of course, than to connect it with the plant of that name; in fact, the very resemblance led the way to this common error; but for this circumstance, every inquirer in language would have immediately found out, that the

lavender was the washerwoman (*laver*), and that the *laundry* was the *lavenderie* just as the pantry was the *paneterie* (broodkast). The Hundred rolls of Bedfordshire mention one Alice, the *lavender*, renting one rood of land at the annual sacrifice of sixpence. Unquestionably Alice's drying ground!

It should here be noticed that far more English surnames of this description are Norman than Saxon; the object dealt or worked in being the older is often Saxon, whereas the dealer or worker's name is Norman; e. g.

German.	English.	French.	English.
Eisen.	Iron.	Fer.	Farrier.
Leder.	leather.	cuir.	currier.
Loth.	lead.	plomb.	plumber.
Kneifen.	Knife.	couteau.	cutler.

For the same reason we shall find that the names of such animals as *ox*, *sheep*, *calf* and *swine* can be traced to their German or Dutch equivalents, whereas the food derived from them is essentially Norman in its name: *beef*, *mutton*, *veal*, *pork*. Space forbids us to broach so vast a subject as that of all the *Smith's*.

We are generally justified in looking upon statistics as an outrage upon common sense; statistical figures seldom prove anything beyond what the statistcian meant to have proved by them. It is therefore perfectly futile to inquire into the precise or approximate number of all the Smith's that ever graced the British pedigree. One thing remains incontrovertible: a great many Smith's there are, and the Irishman who laid a wager that not a single twelvemonth would pass without one John Smith being convicted of murder and hanged at the Old Baily deservedly won his bet.

It is somewhat surprising that philologists have not inquired for their own sake into the cause of the Smith phenomenon. The very fact of the frequent occurrence of this name ought to have lighted upon them as a matter worth investigation. The philological fact is this, that the substantive *smith* has in the progress of language considerably limited its meaning. In its oldest English form *Smythe* or *Smyth* it distinctly denoted *he that smiteth*, or strikes, and there is ample corroborative evidence to show that the smith was originally a workman *pur et simple*, probably, however, one who worked in metals of some kind. That there are species of the genus *Smith* in family-names is one remarkable point in favour of our assertion. There are until the present day the *Goldsmith*, the *Brownsmith*, the *Arrowsmith* and the *Nasmith* (nailsmith, Nagelschmied, hoefsmid), nor is it at all rare in London to notice signs like these: „carpenter, bell-hanger and general smith." For a very long time indeed it appears to have been very doubtful, whether a smith was destined by speech-fate to become a worker in iron or in wood. But the latter seems to have found a transitive appellation in the more modern *Wright*. This word clearly connected with the verb *to work*, and with the Dutch *gewrocht*, became indicative, we are inclined to believe, of the workman of lighter calibre. It is more surprising than it ought to be that, whereas the genus *wright* has been lost to the language of daily life, many of the species of the word have survived; as in *cartwright*, *wheelwright*, *playwright*, (iemand die voor het tooneel schrijft). With *monger* it has not been otherwise; not only as a family-name is the word extremely rare, but *ironmonger* and *fellmonger*, *costermonger* and *scandalmonger* continue to hold their own, especially the latter. With the single remark that *a smith* in Irelandic still means a *workman* we are glad to close this inquiry into the fate of a name borne by so numerous a portion of the British community.

We pass to surnames derived from local appellations, and to these we reckon in the first place such as are spontaneously recognized as the names

of well- known localities. We hear in England of such families as Holland, France, English, Ireland, Scott, etc. Many towns and boroughs have likewise lent their names to individuals, such as Leicester (pronounce Lester), Chester etc. To these may safely be gathered all the surnames, ending in *—ton* and the few ending in *—by*: Shipton, Norton, Rigby, Digby. The suffix *ton* expresses an enclosure more or less limited as in *town*, *tuin*, *Zaun*, and *by*, the Danish for *place*, survives, except in local names, in no other modern word than *bye law* or *boroughlaw*. Local names of restricted significal origin, such as Holland would express by *van den Heuvel*, *van den Bosch*, *van der Jagt*, etc. have assumed in practical England the simplified forms of *Hill*, *Wood* and *Hunt*. These, again, are still perfectly transparent (even *Jates*, the northern pronunciation of *Gates*),* but now the difficulty arises. As the sailor has distinctive names for every sail, rope and spar of his „craft", so the agricultural population makes use of now almost totally unknown (or obsolete) words indicative of sub localities, as we venture for convenience's sake to call them. And hence have arisen such surnames as *Ford* and *Croft*, *Hurst* and *Bourne* together with their numerous offspring: *Haycroft*, *Beechcroft*, *Cockcroft*, *Landford*, *Oxford*, *Stafford*, *Fishurst*, *Blackhurst*, *Meadhurst*, *Leybourne*, *Swinburne*, *Cramborne*. To trace the precise meaning of words like these is seldom feasible; we may indeed say that *croft* is a certain enclosure within a meadow, that *hurst* originally meant a forest, *bourne* a river and *ford* a dry spot in a flood, but such translations are only, after all, approximative. It is a fact much more definitely to be established that sur names of this character point to a rural origin in the families that own the same.**

We have still four different categories of surnames on our programme left; but these are easily dealt with.

„Names of personal qualities" speak for themselves. The English *Long* and *Brown* answer to the Dutch *de Lange* and *de Bruijn*; only the omission of the article reflects the English character.

„Names of animals" point to a town-origin; as the rural population spoke of John who lived on the hill or of John Hill; thus in the boroughs or towns John who lived at the sign of the Bear got to be called John Bear; for it should be remembered that before the streets bore names and the houses were numbered, every dwelling had its sign. At times too a foreign surname of this description has crept into the English language. It seems at first somewhat surprising, that while *Fuchs*, *de Vos* and *Fox* are among the most common surnames in Germany,

---

* Compare the German *gestern* and our own *yesterday*, *gerne* and the verb *to yearn*. The dwindling down of an initial *g* into a mere aspiration which ends in its total disappearance, finds a remarkable illustration in the prefix *ge* of the past participle both in High and Low German; e. g. hard *g* in *ganz gut* (modern High German), less harder in *janz jut* (as often heard in Germany).

y-in y-clept (old English for *genaamd*)

e in 'ezongen (Dutch provincialism); has disappeared in the English participle.

** We do not know of any Dutch philologist who has investigated the meaning of the family-names of Holland with the exception of Mr. L. Ph. C. van den Bergh; we respectfully submit for the consideration of our Dutch colleagues this simple question: „would not anyhow the class of surnames like *van den Bosch*, etc. be likely to throw some light upon the genders of several nouns at an earlier stage of the language?"

Holland and England, there is in France not a single family bearing the name of *Renard*. But in point of fact the phenomenon is so natural to the inquiring philologist that the very inverse would have puzzled him. *Goupil* (from *vulpes* and always pronounced *goupy*, however written) was the original appellation of the fox, and families so named there are in France.* In England now, the surname Guppy is not a very uncommon one and uniformly spelt as above.

„Names of dignities," such as *Pope*, *King*, etc. have been generally classified with nicknames although in a better sense; but this explanation has never altogether satisfied us. Our own hypothesis is — we give it for what it is worth — that they too were indicative of housesigns, but in abbreviated form. The signs were, or may have been, *the Pope of Rome*, the *King of Spain*, etc. and the names became *Pope* and *King*.**

Genuine nicknames are very rare; in fact, they would not be tolerated for a moment longer than they were understood. But ofttimes their character is so much hidden that even their owners do not think of it. Rather numerous in England is the class of persons answering to the name of *Pardew* or *Pardew*, but how few of them think of the French exclamation, of which *parbleu*! is a mere euphemism? And what is the London laundress about who parades her French name in large blue characters on a white ground? Her name is *Diculengarde*! Poor Shakspere, how could you ask: „what's in a name?"

We conclude not so much with an apology for the incomplete character of these papers as with a remark about the cause of the imperfect character of all linguistic investigation of this kind. Family-names are like coins that are old and worn thin; like coins they have passed through many, many hands; it often requires a more than cursory glance to detect their image and superscription; they sometimes baffle the keenest eye of man and all the microscopical power of the etymologist; but they do form an integral part of a language which it is well worth our while to see to that it shall not be universally neglected.

London. Dr. Alex. V. W. Bikkers.

Noch einmal Voltaire und seine histoire de Charles XII.

Im dritten Hefte der „neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie" (Greifswald 1872) hat sich Herr B. Schmitz veranlasst gefühlt, meine im Juli 1870 als Programmabhandlung in Gera erschienene Skizze „Voltaire's Glaubwürdigkeit in seiner Histoire de Charles XII" einer Kritik zu unterziehen, für die ich ihm im Allgemeinen zu Danke verpflichtet sein muss. Im Einzelnen darf ich aber doch wol Einiges entgegnen.

Dass ich Geffroy's in der Revue des deux mondes (15. November 1869, S. 360. 390) erschienenen Artikel „Le Charles XII de Voltaire et le Charles XII de l'histoire" unerwähnt gelassen, erklärt sich wol leicht daraus, dass ich denselben zur Zeit der Abfassung meiner Abhandlung noch nicht gekannt habe, ebensowenig wie „Zauritz, über Voltaire's Charles XII.

---

* Renard was, of course, a proper noun at first. The French version of the old romaunt (or fable rather) of *Reijntje de Vos* is therefore: *Li roumans de Reynart;* and its modern translation should likewise, we think, be: *Le roman de Renard* (not *du*).

** The fact that there are no female titles in surnames would greatly militate against our hypothesis — if it were a fact. But there is in England such a family-name as *Queen*.

Berlin 1870“ — ein Umstand, den ich um so mehr bedauere, als er mir trotz des fast gleichzeitigen Erscheinens der drei Abhandlungen vielleicht zum Vorwurfe gemacht wird. Im Uebrigen muss ich auch jetzt noch bei meiner, auch von Herrn Schmitz S. 43 der „neuesten Fortschritte u. s. w.“ angeführten Behauptung über Voltaire's Zweideutigkeit in Betreff der Todesursache Karls XII beharren. Denn zuerst bringen auch andere als unsere in Deutschland erschienenen Schulausgaben den Schlusssatz „On garde à Stockholm le chapeau de Charles XII; et la petitesse du trou dont il est percé est une des raisons de ceux qui veulent croire qu'il périt par un assassinat“ — ein Satz, der mit dem Schlusssatze der Vertheidigung Siquiers „Si ces raisons ne suffisent pas, que l'on considère que la balle qui frappa Charles XII ne pouvait entrer dans un pistolet, et que Siquier n'aurait pu faire ce coup détestable qu'avec un pistolet caché sous son habit“ in offenbarem Widerspruche steht. Voltaire scheint also doch nicht so genau, wie Geffroy glaubt, von der Todesart Karls XII unterrichtet gewesen zu sein. Geffroy, der ganz übersieht, dass die Voltaire'sche histoire de Charles XII einzig und allein der eleganten Schreibart ihre weite Verbreitung verdankt, geht in seiner Eingenommenheit für dieselbe soweit, dass er sie noch jetzt für le meilleur livre d'ensemble sur l'histoire de Charles XII hält: nach ihm ist der Tadel, der Voltaire von anderen zu Theil geworden ist, nur ein Zeichen von Leichtsinn und Undankbarkeit, nach ihm verdankt Karl XII seinem französischen Biographen mindestens die Hälfte seines Ruhmes, in Voltaire hat der schwedische Achill seinen Homer gefunden.

Schon aus diesen Lobeserhebungen dürfen wir wol schliessen, mit welcher Vorsicht wir bei den Geffroy'schen Behauptungen verfahren müssen. Glücklicherweise steht unsere heutige Geschichtsforschung auf einem anderen Standpunkte.

Der letzte Vorwurf, den Herr Schmitz meiner Arbeit macht, ist der, dass ich in derselben die eigentliche Frage, mein eigentliches Thema nicht im Auge behalten. Und doch habe ich, wie auch Herr Schmitz im Eingange seiner Kritik erwähnt, nur die Vorarbeiten für „eine ausführlichere Bearbeitung desselben Gegenstandes“ gegeben, an deren Ausführung mich bis jetzt meine von Jahr zu Jahr sich häufenden Berufsgeschäfte abgehalten haben.

Weissenburg im Elsass. Dr. Ludwig Bossler.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

F. A. Finger, Gegen Irrthum und Pedantismus auf sprachlichem Gebiete. (Frankfurt a. M, Völcker.) 15 Sgr.

G. M. Helm, Jacob Grimm und seine Verdienste um die deutsche Sprache. (Bensheim, Ehrhardt.) 6 Sgr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von M. Heyne, Hildebrand & Weigand. 4. Bd. I. Abth. 6. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

W. L. van Halten, 50 Bemerkungen zum Grimm'schen Wörterbuche. (Leipzig, Richter.) 20 Sgr.

Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 10 Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) $1^1/_3$ Thlr.

K. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 5 Hft. (Bremen, Kühtmann.) 25 Sgr.

D. Sanders, Deutscher Sprachschatz geordnet nach Begriffen. 3. u. 4. Lfrg. (Hamburg, Hoffmann.) 20 Sgr.

C. Sachs, Encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. II. Thl. Deutsch-Französisch. 1. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 10 Sgr.

Grammatik.

Jul. Zupitza, Altenglisches Uebungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen. (Wien, Braumüller.) $1^1/_3$ Thlr.

F. Lindner, Ueber das Präfix a im Englischen. (Jena, Fromman.) 6 Sgr.

Literatur.

K. A. Hahn, Auswahl aus Ulfilas goth. Bibelübersetzung. Herausgegeben von A. Jeitteles. (Heidelberg, Mohr.) 24 Sgr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. III. Das Rolandslied. Herausgegeben von K. Bartsch. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen übersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. III Bd. (Berlin, F. Duncker.) 1½ Thlr.

Fr. Wyss, Die deutsche Poesie der neueren Zeit mit einleitenden Literaturbildern aus früheren Perioden. (Bern, Dalp.)

H. Bieling, Ein Beitrag zur Ueberlieferung der Gregorlegende. (Berlin, Goetz.) 10 Sgr.

O. Marbach, Hamlet. (Leipzig, Naumann.) 1⅓ Thlr.

O. Marbach, Shakespeare Prometheus. (Leipzig, Naumann.) 1⅓ Thlr.

Th. Wright, a history of English culture from the earliest known period to modern times. New ed. (Strassburg, Trübner.) 6 Thlr.

Hilfsbücher.

Büttner & Wetzel, Deutsches Lesebuch. Ausg. I. Thl. I. (Berlin, Stubenrauch.) 7½ Sgr.

Lutz, Aufgaben zur Uebung im schriftl. Gedankenausdrucke. (Ansbach, Seybold.) 4 Sgr.

D. Dittmar, Die Klassiker der deutschen Nationalliteratur, vorgeführt in Proben und Inhaltsangaben ihrer Werke. (Neuwied, Heuser.) 1⅓ Thlr.

J. & E. M. Lehmann, enseignement par les yeux. Cours élémentaire de langue française d'après la méthode intuitive. (Mannheim, Bensheimer.) 20 Sgr.

B. Schmitz, Franz. Elementarbuch. 6. Aufl. (Berlin, Dümmler.) 12 Sgr.

R. Harvay, manual of french grammar. (Basel, Georg.) 15 Sgr.

O. Feuillet, d. Dorf u. Scenen aus Sardou's Lustspielen. Zum Rückübersetzen bearbeitet von H. Breitinger. (Zürich, Schulthess.) 20 Sgr.

Collection d'auteurs français 4 Série. (Altenburg, Pierer.) à Heft 5 Sgr.

Ch. Marelle, Le petit monde, poésies enfantines pour les premières leçons. (Berlin, Herbig.) II. Ed. 1⅙ Thlr.

Q. Steinbart, Meth. Grammatik der franz. Sprache. (Berlin, Guttentag.) 16 Sgr.

H. Wüllenweber, Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Französische. (Berlin, Guttentag.) 12 Sgr.

Th. Xiroh, Deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische. (Würzburg, Staudinger.) 7½ Sgr.

Lord Chesterfield's rules & maxims to form the man of honour, taste & fashion. Carefully selected by G. Sidney. (Leipzig, Siegismund & Volkening.) 12 Sgr.

Ch. v. Dalen, Engl. vocabulary. II. Ed. (Berlin, Langenscheidt.) 8 Sgr.

A. Pope, an essay on man. Zum Schulgebrauch eingerichtet von A. Deetz. (Leipzig, Fleischer.) 6 Sgr.

F. Meffert, Engl. Grammatik für die oberen Klassen. (Leipzig, Teubner.) 13 Sgr.

E. H. R. Lange, Lehrbuch der englischen Sprache für deutsche Schulen in Amerika. (Philadelphia, Schaefer & Koradi.) 1 Thlr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche im Sommersemester d. J. in der Akademie für moderne Philologie in Berlin gehalten werden.

Gotische Grammatik mit praktischen Uebungen. Montag, Mittwoch und Sonnabend von 3–4 Uhr. Dr. Begemann.

Provenzalische Grammatik mit Erklärung provenzalischer lyrischer und epischer Gedichte wird Dienstag, Freitag und Sonnabend von 6—7 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.

Das Rolandslied erklärt am Montage von 3—5 Uhr Dr. Scholle.

Mittelfranzösische Sprachproben (aus der Chrestomathie von Bartsch) werden Donnerstag von 3—4 Uhr etymologisch erläutert von Dr. Lücking.

Den Gargantua von Rabelais erklärt am Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr Prof. Dr. Herrig.

Descartes, Discours de la Méthode, mit einer einleitenden Darstellung der Entwicklung der französischen Prosa bis zum Zeitalter Ludwig XIV. Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr. Dr. Crouze.

Les chants populaires de la France behandelt Montag von 5—6 Uhr Mr. Marelle.

La Tragédie et la Comédie au XVIIème siècle. Freitag von 5—6 Uhr Mr. Marelle.

Die französische Aussprache, explicirt an praktischen Uebungen. Freitag von 5—6 Uhr. Dr. A. Benecke.

Die Syntax der neufranzösischen Sprache wird am Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr vortragen Dr. Goldbeck.

Ueber französische Synonymik wird Montag von 2—3 Uhr vortragen Prof. Dr. van Dalen.

Exercices de style français. Mittwoch von 4—5 Uhr unter Leitung des Prof. Pariselle.

Uebungen in freien Vorträgen in französischer Sprache werden am Freitag von 4—5 Uhr geleitet von Dr. Burtin.

Altsächsisch mit Interpretation des Heliand. Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr. Dr. Zernial.

Angelsächsische Uebungen mit Zugrundelegung der Grein'schen Ausgabe des Beóvulf werden Mittwoch und Freitag von 4—5 Uhr geleitet von Dr. Zernial.

Einleitung in das Studium Shakespeare's. Montag von 4—5 Uhr. Dr. Vatke.

Shakespeare's Coriolanus erklärt am Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr Prof. Dr. Leo.

Ch. Dickens Sketches. Mittwoch und Freitag von 5—6 Uhr. Dr. Hoppe.

Die Geschichte der englischen Literatur, I. Theil, wird Sonnabend von 4—6 Uhr vortragen Dr. Immanuel Schmidt.

The English Dramatists from Young to the two Colmans. Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Prof. G. Boyle.

Exercises in English style. Montag von 4—5 Uhr unter Leitung von M. Wright.

Uebungen in freien Vorträgen in englischer Sprache werden am Dienstag von 4—5 Uhr geleitet von M. Wright.

Italiänische Grammatik, verbunden mit praktischen Uebungen, wird Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.

Dante's Inferno erklärt Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr Dr. Buchholtz.

Die Promessi Sposi lässt interpretiren Mittwoch von 6—7 Uhr Prof. Dr. Mahn.

Storia della letteratura italiana, parte prima, fino alla morte di Lorenzo dei Medici. Mittwoch und Sonnabend von 5—6 Uhr. Dr. Buchholtz.

Die Grammatik der spanischen Sprache lehrt am Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr Dr. P. Foerster.

Ausgewählte Komödien von Ludwig Holberg wird Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr erklären Dr. Chr. Rauch.

Die Anfangsgründe der russischen Sprache lehrt in zwei näher zu verabredenden Stunden Lic. H. Olschwanger.

Mündliche und schriftliche Uebungen auf dem Gebiete der germanischen Sprachen werden am Dienstag von 4—5 Uhr (gratis) geleitet von Dr. Begemann.

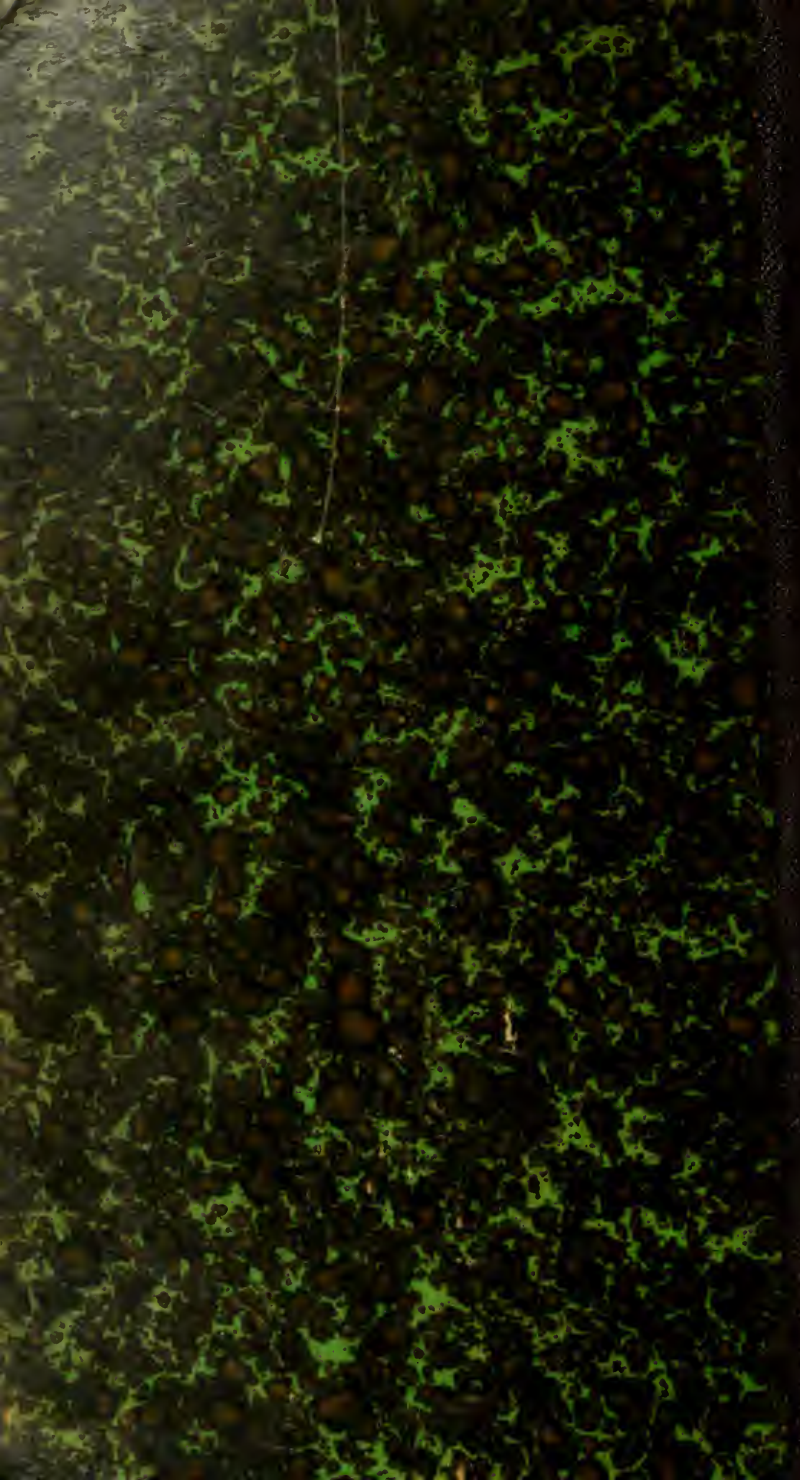
Exercices orthoépiques et prosodiques leitet (gratis) Dienstag von 5—6 Uhr Mr. Marelle.

Uebungen im Sprechen und Interpretiren des Italiänischen leitet (gratis) Montag von 5—6 Uhr Dr. Buchholtz.

Praktische Uebungen im Unterrichten werden in zu verabredenden Stunden geleitet von Prof. Dr. Herrig.

PB
3
A5
Bd.52

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY